ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
VOM JAHRE
1795.

ZWEYTER BAND.

APRIL, MAY, JUNIUS.



JENA,

in der Expedition dieſer Zeitung,

und LEIPZIG,

in der churfürſtl. ſächſ. Zeitungs-Expedition.

1795.

1. Numero 96. 2

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. April 1795.

NATURGESCHICHTE.

UPSAL, b. Edmanns Wittwe: *Monographia Curculionum Sueciae, a Gustavo de Paykull.* 1792. 10 Bogen 8.

Der Vf. dieser, in mehrerer Hinsicht vortreflichen, Schrift, ein eifriger unermüdeter Naturforscher, gab diese Monographie als eine Fortsetzung seiner, auch in diesen Blättern angezeigten beiden Monographien der Arten von *Staphylinus* und *Carabus* Schwedens, heraus, und wird, wie wir gehört haben, noch mehrere verwickelte Insectengattungen auf dieselbe Art, und den vorigen Monographien gleichförmig, beschreiben. Dies und die Erwägung der Wichtigkeit und des grossen Nutzens einer solchen Unternehmung, machen es uns zur Pflicht, dieser Schrift unsere Aufmerksamkeit zu widmen.

Was den allgemeinen Charakter dieser Monographien anbetrift, so drängt der Vf. in eine zu beschreibende Gattung Alles zusammen, was Linné unter dieser Gattung begriff, ja auch Gattungen, die dieser schon getrennt hatte; es mögen nun die Thiere noch so laut und noch so gesetzmässig eigne Gattungsrechte fodern. Auch diese Gattung gibt einen sprechenden Beweis von dieser Bemerkung. Unter dem Namen *Curculio* werden die Fabricischen Gattungen *Curculio, Anthribus* und *Attelabus* mit allen so sehr abweichenden Familien beschrieben. Rec. ist versichert, dass dies gegen die eigne Ueberzeugung des Vf. geht. Die einzige Ursache dieses Verfahrens scheint die zu seyn, damit das Ganze desto eher den Titel einer Monographie führen könne, ohne doch zu unbeträchtlich zu werden, wenn immer nur Eine Gattung abgehandelt würde. Allein es schadet ja dem Titel nicht, wenn alle die Gattungsnamen darauf angeführt werden. Wir wünschen daher recht sehr, dass der Vf. bey künftig zu beschreibenden Gattungen unsern Rath befolge, der bloss auf Erhöhung des Werths dieses Werkes abzweckt. Wo die bisher bekannten Gattungen nicht hinreichen, da mache er neue; alle Entomologen werden es ihm Dank wissen.

Die Beschreibungen sind sehr genau, allein sie scheinen oft durch zu starke Vergrösserungsgläser gemacht zu seyn; auch wünschten wir im Anfange jeder Beschreibung den ganzen Habitus des Insects in Vergleichung mit andern angegeben. — Auf die Synonymie ist wenig Fleiss verwandt, und selten findet man Spuren einer genauen Kritik, da doch eine gründliche Auseinandersetzung derselben bey jetziger Verfassung der Naturgeschichte so nothwendig ist.

Die Eintheilung der in dieser Monographie beschriebenen Käfer ist folgende. Erst zerfällt das Ganze in die Hauptabschnitte: *C. mit gebrochenen Fühlhörnern*, und mit *geraden Fühlhörnern*. Ersterer wird in *lang-* und *kurzgerüsselte*, jede dieser Unterabtheilungen in *C. mit gezähnten* und *ungezähnten Schenkeln* getheilt. Diese Abschnitte der langgerüsselten Käfer sind, jeder in *längliche* und fast *viereckte (subquadrati)* getheilt. Die *C. mit ungebrochenen* Fühlhörnern, ein Gemisch von sehr verschieden gebildeten Käfern, zerfallen in *kurz-* und *langgerüsselte*.

Die erste Familie begreift also die eigentlichen Rüsselkäfer des Fabricius und anderer Schriftsteller. Allein diese Gattung, die ein unabsehbares Heer so verschieden gebildeter und doch so natürlich an einander gereiheter Käfer umfasst, wünschten wir in bessere, gleichförmigere und natürlichere Familien aufgelöset, die auf die ganze Bildung des Insects, nicht aber auf Merkmale gebaut wären, welche von einzelnen Theilen hergenommen sind. Denn ausserdem, dass es oft schwer, ja unmöglich fällt, zu bestimmen, ob der Käfer zu der Abtheilung mit langem, oder zu der mit kurzem Rüssel gehört, trennen die bis jetzt eingeführten Familienkennzeichen oft die verwandtesten Arten durch eine lange Reihe dazwischen stehender abweichender Käfer. Ueberdem sind diese Familien viel zu gross, und das Aufsuchen eines Käfers wird also dadurch wenig erleichtert. Eine bessere Eintheilung, wenigstens doch den Versuch davon, hätten wir von dieser übrigens so vortreflichen Schrift erwartet.

Zum Beweise der Behauptung wegen der nachlässig behandelten Synonymie, wollen wir Einiges zu dem hinzufügen, was man schon in Fabricius Entomol. System. und in einigen andern Schriftstellern berichtigt findet. Bey 1. *C. Germanus* wird *C. Germanus F.* citirt; allein dieses Citat ist falsch, da Fabricius den Paykullischen und Linneischen Käfer unter dem Namen *C. fuscomaculatus* beschreibt; ob er ihn gleich selbst bey seinem *C. Germanus* anführt. Der *C. Germanus* fast aller Schriftsteller gehört zu dem *fuscomaculatus*, und der *C. Germanus F.* ist ist ein kleinerer Käfer, der von einigen für eine Varietät des *C. fuscom.* erklärt wird, ob er gleich Specie von ihm verschieden ist. N. 7. *C. Cerasi*, gewiss nicht der Linneische, der seinen Käfer mit unbewaffneten Schenkeln beschreibt. Rec. kennt eine grosse Anzahl solcher schwarzen wirklich verschiedenen Rüsselkäfer, die einander sehr ähnlich sind. 10. *C. dorsalis* nicht der Linneische und Fabricische, die beide ihrem Curculio *unbewaffnete Hüften* geben. Den Herbstschen Käfer Fuessly Arch. t. 44. f. 10. ziehen wir aber hieher, da Herbst jene unbewaffneten Hüften Fabricius ohne

ohne weitere Untersuchung nachgeschrieben zu haben scheint. N. 36. C. Equiseti. Dabey wird C. scaber. Linn. citirt; ein Citat, das zwar von Fabricius nachgeschrieben wird, das aber durchaus nicht passt.. Noch einmal und eben so falsch ist dies Citat zu C. scaber N. 98. gerechnet, bey welchem auch C. griseopunctatus Degeer. weggestrichen werden muss. — Wir könnten noch mehrere Beyspiele zu Unterstützung unserer Behauptung hinzufügen, aber dies sey zum Beweise genug.

In einem Anhange sind einige Staphylinen und Carabi, als ein Nachtrag zu den erstern Monographieen, beschrieben worden.

Leipzig: *Verzeichnifs der Geifslerifchen Mineraliensammlung zu Leipzig.* Erfter Theil. 368 S. Zweyter Theil. 1792. 336 S. 8.

Dies weitläuftige Verzeichnifs über eine zum Verkauf im Einzelnen bestimmte Mineraliensammlung ist, wie es scheint, nicht so bekannt worden, als es doch für manche Mineraliensammler zu wünschen seyn dürfte; denn immer muss es diesen lieb seyn, zu erfahren, dass man bey Hn. Geissler, die in diesem Verzeichniss beschriebenen Stücke einzeln erkaufen kann. Hr. G. ist Gold- und Silberarbeiter in Leipzig, und handelt schon mehrere Jahre mit Mineralien. Sowohl durch Tausch als durch Kauf von ganzen Sammlungen hat er endlich einen beträchtlichen Vorrath von schönen Stücken von Fossilien zusammengebracht, den er nach N. 56. des Int. Bl. der A. L. Z. v. 1791. im Ganzen verkaufen wollte. Da sich nun hiezu kein Liebhaber fand, so entschloss er sich zur Vereinzelung, und liess deswegen gegenwärtiges Verzeichniss drucken. Er gesteht selbst, dass seine Sammlung nicht ganz systematisch geordnet sey, und dass er sich bloss bemüht habe, die Geschlechter zusammen zu stellen. In der Vorrede S. IV. heisst es: „diese Sammlung enthält übrigens lauter schöne und einer grossen Sammlung angemessene Stücke. Ich habe selbige so viel als möglich genau beschrieben; da dieses aber eine sehr mühsame Arbeit ist, und ich sie, neben vielen andern, mein Metier betreffenden Geschäften ganz allein auf mich nehmen musste, so können sich wohl einige, doch leicht zu verzeihende, Fehler eingeschlichen haben." Rec. muss dem Vf. auch das Zeugniss geben, dass er für seinen Stand und seine Lage wirklich mehr geleistet hat, als man gewöhnlich von einem Stufenhändler zu erwarten befugt ist; indessen sind die Beschreibungen öfters freylich ziemlich weitläuftig, und manchmal fehlerhaft, ausgefallen, überhaupt aber *ungleich*, welches wahrscheinlich daher kommen mag, dass er die Beschreibungen, welche er mit den Stücken erhielt, wörtlich in sein Verzeichniss aufnahm. Er sagt auch (Vorr. S. V.): „Da ich viele ganze Mineraliensammlungen an mich gekauft habe, deren ehemalige Besitzer grosse Mineralogen waren, welche die Stücke derselben genau beschrieben haben, so habe ich selbige auch weiter gar nicht untersucht, sondern die Beschreibungen dieser Männer gewählt, indem ich an deren Richtigkeit nicht zweifeln konnte." Dieses Verzeichniss kommt daher in wissenschaftlicher Rücksicht mit den Verzeichnissen der Herren Werner und Karsten in keine Vergleichung. Indessen erreicht es so ziemlich seinen Zweck, indem es den Leser von der Beschaffenheit der Stücke genau unterrichtet, auch den Geburtsort und den Preis bestimmt. Ersterer ist zwar nicht immer ganz richtig angegeben, und letzterer scheint uns bey manchen Stücken sehr hoch zu seyn. Indessen verspricht Hr. G., dass er, wenn mehrere Stücke mit einander genommen werden, etwas von dem bestimmten Preise nachlassen, und auch statt des Betrags des 3ten oder 4ten Theils am Gelde, andere Fossilien annehmen wolle, wenn sie nicht in seinem Verzeichnisse beschrieben seyen. Da er von einem Fossil mehrere, auch kleinere, Stücke besitze, als in dem Verzeichnisse bestimmt seyen; so könne er jedem Liebhaber diese, um ungleich geringere Preise ablassen. In der That findet man hier nicht nur viele sehr schöne, sondern auch manche seltene Fossilien verzeichnet, wohin wir besonders auch den im 2ten Th. S. 309. N. 91. beschriebenen krystallisirten Pechstein rechnen, wenn es anders wahrer Pechstein ist, woran wir zweifeln. Die Worte der Beschreibung sind folgende: „wachsgelber, derber und krystallisirter Pechstein. Die Krystalle bestehen in kleinen 6seitigen, am obern Ende mit 3 flachen zugespitzten Säulen, die unordentlich unter einander liegen; aus Böhmen, 3 Zoll gross, 4 Rthlr."

Als Belege unsers oben gefallten Urtheils mag unter andern folgende Beschreibung eines Kalkspaths aus dem ersten Theil S. 47. dienen: „Nr. 76. Die einfache *fünfseitige* (??) Pyramide convex, welche sich in eine dreyfache Pyramide endigt, und wo die Kanten nochmals, ein- auch zweyfach *nach der Grundfläche verschnitten* sind; ein 1½ Zoll hoher und starker gelblichweisser halbdurchsichtiger Krystall, auf grauem mit Kalkspath und Bleyglanz vermengten Thonschiefer; eine flache Druse, wo noch viele dergleichen kleine vollkommene Krystalle bündelweis an einander angefügt aufsitzen, welche aus einfachen, vollkommen sechsseitigen, langspitzig zulaufenden Pyramiden bestehen, mit zum Theil an den Kanten (??) nochmals zugespitzten Endspitzen vom St. Andreasberg. 16 gr."

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

München, b. Lindauer: *Abhandlungen einer Privatgesellschaft von Naturforschern und Oekonomen in Oberdeutschland herausgegeben von Franz von Paula Schrank.* erster Band. Mit 6 Kupfern. 1792. 339 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese Sammlung von sehr nützlichen und zum Theil auch für Naturforscher ausser jenen Gegenden interessanten Abhandlungen ist als die Fortsetzung der oberdeutschen Beyträge zur Naturlehre und Oekonomie anzusehen, deren Herausgabe der H. von Moll besorgte. Von den wichtigsten Abhandlungen, welche sie enthalten, wollen wir hier eine kurze Anzeige machen. 1) *Schroll* Beschreibung einer neuen Art Siedofens von bewährten Nutzen, in welchen jede Gattung der gewöhn-

wöhnlichen Feuermaterialien Holz, Torf, Stein- und Braunkohlen zu verschiedenen Siedereyen angewandt werden kann. In eine nähere Beschreibung kann sich hier Rec. nicht einlassen, die Einrichtung scheint ihm aber sehr empfehlungswerth. 2) Eine Viehkrankheit auf den Alpen, das Geräusch genannt, leitet Hr. D. *Thwingest* von unterdrückter Ausdünstung her, und gibt dagegen die dienlichsten Mittel an. 3) *Franz Zallinger von Thurm* Anmerkungen über die Verbesserung der particulären Landcharten, 4) Hr. Schrank beschreibt einen Würger aus Surinam, den er *Lanius surinamensis ater, lineolis transversis undulatis ad rostrum plumis reversis* charakterisirt; er komme mit der charakteristischen Bezeichnung von Linnés *L. doliatus* überein, nach der Vergleichung mit Brissons und Edwards Abbildungen sey es aber nicht derselbe Vogel, auch mit Kerners *Corvus surinamensis* sey er verwandt aber doch von demselben verschieden. 5) Aus der bisher bekannten Art des Flussbarsch *Perca fluviatilis* bestimmt Hr. Schrank drey verschiedene Arten, a) Perc. *vulgaris* der baiersche Bürstling, den Schaffer in seinen Pisc. Bavar. sehr gut abgebildet hat, den aber der Vf. lange mit Hn. Bloch für einen unausgewachsenen Flussbarsch hielt, und dessen Unterschied er vorzüglich in die zweigigten Strahlen der hintern Rückenflosse setzt; er ist viel kleiner als der Flussbarsch, und wiegt selten über ein halbes Pfund, b) *Perca fluviatilis* und dann c) *Perca americana*, den Schöpf im Naturforscher bereits beschrieben hat. 6) Derselbe über die Pflanzen mit Orchisblüthen; für den Botaniker eine sehr interessante Abh.; Er hält die Linneischen Nectarien an dieser Pflanzenordnung für wahre Blumencronen, die Linneische Blume für Blüthenansätze oder allenfalls für den Kelch; sie seyen nicht durchgehends, vielleicht gar nicht Gynandriten, sondern die Staubbehälter haben ihre eigene von den weiblichen Geschlechtstheilen getrennte Unterstützung; in Rücksicht des Blüthenstaubes weichen sie sehr von andern Blüthen ab. 7) *Desselben* botanische Beobachtungen leiden hier um so weniger einen Auszug, da sie nur ganz kurze Bemerkungen über einzelne Pflanzen enthalten, zum Theil in Rücksicht ihrer Charakteristik zum Theil ihres innern Baues. 8) *Von Stengel*, Beschreibung des Gebürgs bey Laudenbach, das einen Theil des Odenwaldes in der Gegend von Heidelberg ausmacht. Das Innere des Gebürgs besteht vorzüglich aus Granit, der Glimmer oder schwarzen Schörlspath oder schwarze Schörlnadeln enthält, häufig hat er Adern von röthlichem, grünlichen oder weissen Quarz, und sehr oft hat er, besonders der röthliche, grüne zuweilen mehrere Zoll breite Adern von Jaspis, Nierenstein, Chrysopras, grünen undurchsichtigen Schörl und grünen crystallisirten Schörl. Schwarzer, grauer, blauer, brauner, röthlicher und dergleichen Basalt durchstreicht ihn in Gängen 2 3 4 Schuh mächtig von Süden gegen Norden, wie dann auch die Abtheilungen des Granits das nämliche Streichen halten. 9) Hr. Schrank beschreibt einige Probsteine aus diesem Gebürge. 10) Hr. D. *Brunnweiser* sucht zu beweisen, dass die Kirchhöfe in den Städten nicht so schädlich sind, als man sie seit einiger Zeit ausgeschrien habe; die Ausdünstung der Leichen könne unmöglich die Luft auf denselben verderben. Wenn man die Schädlichkeit der Kirchhöfe in den Städten bloss in dieser Rücksicht betrachtet, so dürften des würdigen Vf. (eines vierzigjährigen Praktikers, dessen Belesenheit und vorurtheilfreyes Raisonnement sehr interessant ist) wohl genugthuend seyn. Nur gibt es doch wohl noch andere Gründe, die uns in unsern Gegenden die Anstalten, wodurch die Todten von den Lebendigen mehr entfernt sind, nöthig machen. 11) Hr. *Helfenzrieder* Handgriffe bey Errichtung eines Blitzableiters von verbesserter Art. Der Vf. sucht durch vorsichtiges Löthen, wozu er die Handgriffe sehr detaillirt angibt, alle mögliche Zwischenräume in der Leitung zu vermeiden. 12) *Desselben* Gedanken die Luftschifferey betreffend, könnten jetzt wohl wieder Aufmerksamkeit verdienen, da man in Frankreich diese Kunst, die bisher beynahe mit dem Seiltanzen in gleichem Range stand, wo nicht zu etwas nützlichern doch zu etwas wichtigern angewandt hat. Der Vf. gibt eigene Scheuren an, worin der Ballon gefüllt aufbewahrt werden könne, um sich bey günstiger Witterung desselben zur Reise zu bedienen, in gewissen Entfernungen müssten dann solche Häuser wie Wirthshäuser oder Höfe stehen, wo der Schiffer einkehren und sein Luftschiff aufbewahren könne. In den höhern Regionen würde sich leichter schiffen lassen als in den niedrigern, behauptet der Verfasser gegen die Theorie von Lichtenberg. 13) *Haim* Fortsetzung chemischer Versuche in Absicht auf mineralische Körper, enthalten nicht viel merkwürdiges; 14) *Schrölls* geographisch mineralogische Uebersicht der Salzburgischen Berg und Hüttenwerke, enthalten diesmal vorzüglich Beschreibung der Kupferbergwerke zu Mahlbach und Grossurl, wo aus Kiesen, Schwefel, Kupfervitriol und Kupfer gewonnen wird. Schliesslich theilt der Herausg. noch einige forstwirthschaftliche Bedenken mit, in welchen er ausser gut anzulegenden Hauen, noch Besaamung und Abwechselung der Holzarten anempfielt, so dass auf demselben Boden sowenig immer einerley Holzart wachse, als man in die Felder einerley Früchte säe. Gegen die Erziehung des Stangenholzes (als den abgehauenen Stämmen) ist der Vf. doch wohl bloss aus einer grösstentheils irrigen Theorie; der neue Sprössling stirbt ja nicht mit dem alten Stamme ab! Erfahrung hat diese Art Holzcultur doch in manchen Gegenden sehr bewährt, und mit der Besaamung möchte es doch wohl noch manche von Vf. übersehene Schwierigkeiten haben. Der erfahrne Forstmann, deren wir doch wenigstens in den hiesigen Gegenden immer mehrere erhalten, kennt die Vortheile und Schwierigkeiten von jeder Cultur, und seine Geschicklichkeit besteht darin, dass er nach den vorkommenden Localumständen die beste auswählt; alles allgemeine Theoretisiren wie das gegenwärtige dürfte wohl die Wissenschaft nicht viel weiter bringen. Anmerken müssen wir noch, dass die Abhandlungen meist vor 1786 geschrieben sind.

Venedig, b. Stella: *Compendio delle Transazioni filosofiche della Società Reale di Londra,* opera compilata dal *Sr. Gibelin* — e recata in Italiano da una Società di dotte Persone con nuove illustrazioni, e tavole in rame. 1793. Parte I. Storia Naturale. Vol. I. 353 S. in med. 8. 6 Kpf. Vol. II. 331 S. 7 Kpf. Vol. III. 326 S. 9 Kpf. (3 Rthlr. 14 gr.)

Die Philosophical Transactions belaufen sich auf mehr als 80 Bände in 4. Da sie theils schwer zur erhalten, theils kostbar anzuschaffen sind; da ferner viele Abhandlungen nicht die Aufmerksamkeit des Lesers verdienen, und da, möchte Rec. hinzusetzen, nicht alles darin Abgehandelte jeden interessirt, so ist hier eine Auswahl der wichtigeren Abhandlungen getroffen, die, systematisch geordnet, 18 Bände begreifen sollen. Die Anordnung dieser Abhandlungen ist folgende. 1) Naturgeschichte — 2) Botanik, Ackerbau und Oekonomie. — 3) Meteorologie — 4) Experimentalphysik — 5) Mineralogie und Chemie — 6) Anatomie des Menschen; Anatomie und Physik der Thiere — 7) Arzneykunst und Chirurgie — 8) Materia Medica und Pharmacie — 9) Erfindungen und Maschinen, in Hinsicht auf Künste — 10) Vermischte Abhandlungen: Reisen, Bemerkungen aller Art etc. — 11) Schöne Künste und Alterthümer.

Wir haben hier die drey ersten Bände vor uns, die der Naturgeschichte gewidmet sind. Schon aus jener Skitze sieht man, wie wenig systematisch die ganze Eintheilung ist, und eben solche Bewandniss hat es auch mit den unter dieser ersten, fälschlich allgemein; *Naturgeschichte* überschriebenen Rubrik, zusammengestellten Gegenständen. Aus obiger Eintheilung sollte man glauben, dass *Thiergeschichte* hier ausschliesslich den Titel Naturgeschichte führe; allein gleich den ganzen *ersten Band* füllt die Geschichte einiger Vulcane, die Beschreibung ihrer Ausbrüche, und einiger Erdbeben. Im *zweyten Bande* geht die Beschreibung einiger merkwürdigen Seen, Höhlen, Wasserfälle voran, dieser folgen die Versteinerungen, und nun erst beginnt die Thiergeschichte, nach den sechs Classen Linneischer Ordnung. Den Anfang macht Dudley's Beschreibung des *Amerikanischen Elenthiers*, *Orignal* der Franzosen, *Moosedeer* der Engländer, das hier *Daino d'America* genannt wird. In den Gibelinischen Anmerkungen werden fast allein die Linneischen Namen mit ihrer Definition hinzugefügt. Auch bey diesem Thiere wird bloss bemerkt, dass es *Cervus Alces* der Schriftsteller sey. Wir hätten mehr in dieser Anmerkung erwartet, da dies Thier von den meisten Schriftstellern für einerley mit dem europäisch-asiatischen Elenthiere gehalten wird, und da es Rec. aus mehreren Gründen wahrscheinlich ist, dass es wirklich eine ganz eigene Art ausmacht. Es sey uns erlaubt, hier einen allgemeinen, von uns bis jetzt ohne Ausnahme wahr befundenen Grundsatz allen Naturforschern ans Herz zu legen: dass die Thiere, welche durch eine so weite Landstrecke, vorzüglich durch so grosse Meere von einander getrennt sind, dass dadurch der Himmelsstrich verschieden wird; dass diese Thiere verschiedene Arten sind, sollten sie auch dem ersten Anscheine nach noch so wenig Unterscheidendes an sich tragen. Ohne Ausnahme findet dieses bey den Thieren der beiden Welttheile statt, und Rec., der oft Gelegenheit gehabt hat, sehr ähnliche, von andern für Abarten erklärte Thierarten zu vergleichen, hat stets auffallende Unterschiede zwischen beiden gefunden, die die Verschiedenheit der Art unläugbar auseinandersetzten. Wenn unsere Naturforscher diese, fast gar nicht anerkannte, und doch so unumstössliche Wahrheit beherzigten; so würden sie einer Menge von Fehlern und Verwirrungen entgehen, die jetzt unmöglich ausbleiben können. Ungeachtet man nun oft auf unvollständige Berichte und unzulängliche Beschreibungen stösst, so, dass man keine dem Naturforscher genugthuende Kennzeichen der Art davon nehmen kann, so rathen wir dennoch immer, lieber auf diese Beschreibungen eigene Arten zu errichten, als sie für blosse Abarten zu erklären. Jenes führt zu weitern Untersuchungen, dieses erstickt sie oft.

Im zweyten Bande sind ausser den Säugthieren die Vögel, Amphibien und Fische enthalten. Der *Dritte* fasst die Insecten und Gewürme, und einen Anhang von schätzbaren Bemerkungen und Erläuterungen zu den vorigen Bänden von dem Grafen *N. da Rio* und Abt *Olivi*. Zu diesem Theile gehören neun Kupfertafeln. Die Uebersetzung dieser drey Bände ist von dem Abte *Marcantonius Ludrini*. Das Ganze schliesst ein Register über alle drey Bände.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Leipzig*, b. Benkert u. Bänisch: *Ist der Freymaurerorden, politisch betrachtet, rechtmässig, und darf ihn eine Obrigkeit dulden?* 1794. 28 S. 8. (3 gr.) In der Abhandlung selbst ist von *dieser* Frage gar nicht die Rede, sondern nur von der: ob der Obrigkeit das Recht zustehe, über die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit einer Gesellschaft im Staate zu urtheilen, und nach Befinden dieselbe zu verbieten oder zu erlauben. Aber auch die Beantwortung dieser Frage ist höchst oberflächlich, und, da ihr die allgemeinen Grundsätze fehlen, willkührlich und schwankend. Auf den Fr. M. Orden insbesondere lässt sich der Vf. gar nicht ein.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. April. 1795.

NATURGESCHICHTE.

SIENA, b. Pazzini Carli: *Ricerche intorno alle acque minerali epatiche ed all' analisi chimica di diverse acque minerali dello Stato di Siena di Domenico Battini,* Publico Professore di Medicina Pratica nell' Università di Siena etc. 1793. 336 S. 8.

Die mineralischen Wasser, mit denen Italien vielleicht mehr, als mancher andre grössere oder kleinere Staat von Europa versehen ist, sind bisher sowohl einheimischen als ausländischen Aerzten und Naturforschern nur sehr unvollkommen bekannt gewesen, da sich, zumal seit der Erscheinung der Schriften des Hn. *Bergmann,* worin vorzüglich gute Anweisungen zur regelmässigen Zergliederung der mehr oder weniger gemischten Wasser gegeben sind, nur selten geübte und mit den in diesen Werken beschriebenen Entdeckungen vertraute Scheidekünstler damit beschäftigt haben, jene Wasser an den Quellen selbst zu zerlegen, und die Resultate ihrer Arbeiten der gelehrten Welt mitzutheilen. Indessen ist, wie die Erfahrung lehrt, nicht nur zur genauern Kenntniss, sondern auch zur Bestimmung der wahren Heilkräfte eines solchen Wassers eine mit Sorgfalt an der Quelle angestellte Untersuchung eines solchen Wassers wesentlich nothwendig, nicht nur zur genauern Kenntniss, sondern auch zur Bestimmung der wahren Heilkräfte oder des möglichen Nachtheils, den es in manchen Fällen nach sich ziehen kann. Der Vf. verdient daher um so mehr Dank dafür, dass er die Mühe übernommen hat, einige der berühmtern Mineralwasser seines Vaterlandes, die bisher fast bloss dem Namen nach bekannt waren, und die man nur allzu oft zu unbedingt und ohne hinlänglichen Grund wider verschiedene Krankheiten empfohlen hat, sorgfältig zu untersuchen, die Resultate seiner Arbeiten, so wie auch seine auf chemische sowohl, als auf klinische Versuche gestützten Urtheile über die Heilkräfte dieser Wasser bekannt zu machen. Wir müssen bekennen, dass Hr. *B.* unsere Erwartungen an den meisten Orten so sehr befriedigt hat, dass wir wohl wünschten, er möchte noch mehrere Mineralquellen seines Vaterlandes, von welchen man bisher, besonders ausser Italien, nur sehr wenig Kenntnisse zu erlangen im Stande gewesen ist, mit ähnlicher Sorgfalt untersuchen, und seine Entdeckungen in der Folge mittheilen. Die Wasser, von welchen in diesem Werke die Rede ist, sind übrigens mehr als einmal, und zu verschiedenen Jahrszeiten, vom Vf. geprüft worden, und man kann also hieraus abnehmen, dass seine Angaben von der Natur und den Kräften derselben allen Glauben verdienen. Wir wollen, da wir voraussetzen können, dass dieses Werk in Deutschland nicht sehr bekannt geworden seyn mag, hier die Namen der Wasser, deren Zerlegungen der Vf. beschreibt, anführen, und zugleich die Hauptresultate der mit denselben unternommenen Versuche und einige Urtheile über die medicinischen Tugenden dieser Wasser hinzufügen. Der erste Mineralbrunnen, mit dessen Wasser Hr. *B.* Untersuchungen angestellt hat, führt den Namen; *Bagno di Montalceto;* er quillt am Fusse eines ziemlich hohen Kalkberges, nicht weit von Siena, hervor, und gehört unter diejenigen mineralischen Wasser, die schon seit einigen Jahrhunderten zum arzneylichen Gebrauche benutzt worden sind. *Baldassarri* hat schon Versuche gemacht, es in seine Bestandtheile zu zerlegen; allein diese Versuche waren zu unvollständig. Der Vf. hat durch eine neue Untersuchung gefunden, dass es im Pfunde Gr. 8, 68 Luftsäure, Gr. 7, 70 Kalkerde, Gr. 1, 33 luftvolle Bittersalzerde, Gr. 1, 20 salzsaure Magnesie, Gr. 3, 24 Kochsalz, Gr. 0, 56 Wundersalz, Gr. 5, 31½ Bittersalz, Gr. 0, 20 Extractivstoff, und Gr. 0, 20 Kieselerde, mit vegetabilischen Unreinigkeiten vermischt, enthält. Ausser diesen Bestandtheilen hat Hr. *B.* auch hepatische Luft darin entdeckt, deren Verhältniss zu dem Wasser er aber nicht genau anzugeben im Stande ist, weil er sie nicht immer in gleich groser Menge darin angetroffen hat. Das an der Quelle geschöpfte Wasser dieses Bades sieht übrigens etwas weiss aus, es riecht nur dann erst, wenn es in einer verstopften Flasche geschüttelt worden ist, ziemlich stark nach hepatischer Luft, und schmeckt, wenn man es einige Zeit im Munde behält, anfangs schwach säuerlich und scharf, späterhin aber süsslich und etwas zusammenziehend; es ist zu jeder Jahrszeit und bey jeder Temperatur der Atmosphäre etwas wärmer, (92° Fahr.) als die atmosphärische Luft, und verhält sich in Ansehung seiner Schwere gegen das destillirte Wasser wie 1,00000:1,00191 u. s. w. es erleidet, wenn es einige Zeit an der freyen Luft steht, von selbst eine Zersetzung, und läst eine erdige Materie fallen, die man mit Sorgfalt sammelt und zu arzneylichem Gebrauche verwendet. Der Vf. hat diesen Bodensatz ebenfalls untersucht, und sich überzeugt, dass er nichts weiter als ein Gemisch aus Kieselerde ($\frac{1}{16}$), luftsaurer Bittersalzerde ($\frac{1}{16}$) und Kalkerde ($\frac{14}{16}$) ist. Die Kräfte dieses Wassers, das sowohl zum Baden als auch innerlich angewendet wird, beschreibt der Vf. mit vieler Genauigkeit, und nennt zugleich mehrere Krankheiten, z. B. Gliederschmerzen, Lähmungen, rheumatische Zufälle, einige Augenkrankheiten, Verstopfungen des Unterleibes, Tripper u. s. w., in welchen man sich Nutzen davon versprechen kann. Ueberhaupt zählt er es unter die verdün-

dünnenden und auflösenden Heilmittel, doch glaubt er, dafs es auch in vielen Fällen zur Stärkung geschwächter Theile, zur Beförderung der Vernarbung der Wunden u. f. w. gebraucht werden könne. Mit diesem Waffer hat das Waffer des Bades *di fanta Agnese* zu Chianciano in Valdechiana fowohl in Rückficht auf einige in die Sinne fallende Eigenfchaften, als auch in Anfehung feiner Wirkungen als Heilmittel, ziemlich viel Aehnlichkeit; indeffen weicht es doch in manchem Betrachte von jenem ab, und ift auch, wie die damit unternommenen Verfuche gelehrt haben, nicht ganz auf die Art, wie jenes, gemifcht; denn es enthält weder Kochfalz, noch Wunderfalz, dagegen aber eine ziemliche Menge Gyps (9,61⅛ Gr. im Pfunde), Bitterfalz (8,75 Gr.) und Kalkerde (6,30 Gr.) Die übrigen feften Beftandtheile dieses Waffers find Kiefelerde (Gr. 0,3⅓) und vegetabilifche Unreinigkeiten (Gr. 0,3⅓ in der angegebenen Menge), mit welchen noch eine nicht zu berechnende Portion hepatifche Luft und Gr. 5,81 Luftfäure verbunden find. Es verhält fich zum deftillirten Waffer wie 1,0039 zu 1,0000; bey feinem Urfprunge ift es vollkommen helle und klar, wird aber bald, wenn es in einem Gefäfse ruhig geftanden hat, trübe, und fetzt eine erdige Materie ab, die fich durch ihr Verhalten gegen Säuren als eine luftvolle Kalkerde zu erkennen gibt. Als Heilmittel fcheint es befonders bey Verftopfungen der Leber und Milz und des Drüfenfyftems, bey den fogenannten weifsen Gefchwülften in den Gelenken, bey der Krätze und andern Hautkrankheiten, bey Wunden, bey der Steifigkeit der Gelenke u. f. w. vielen Nutzen leiften zu können. Der Vf. verfichert, dafs der bey diefem Bade angeftellte Arzt durch den äufserlichen Gebrauch diefes Waffers in Fällen diefer Art wirklich viel glückliche Heilungen verrichtet habe. — In der Gegend, in welcher diefes Bad ift, entfpringt auch noch ein anderes Mineralwaffer, welches eigentlich ein eifenhaltiger Säuerling ift, und ehedem, von den vielen Luftblafen, die an der Quelle aus demfelben emporfteigen, *acqua bogliora* hiefs, jetzt aber *acqua fanta* genennt wird. Es ift fchon ehedem von einigen Aerzten geprüft worden, der Vf. hat aber bey feinen Verfuchen die Angaben diefer Männer, in Rückficht auf die Mifchung diefes Waffers, nicht ganz richtig befunden, er hat daher eine forgfältigere Zergliederung damit unternommen, und hier die Refultate feiner Arbeit mitgetheilt. Er hat fich überzeugt, dafs es des Namens eines Säuerlings vollkommen würdig ift, und dafs es im Pfunde, aufser 9 Granen freyer Luftfäure und einer unbedeutend geringen Menge hepatifcher Luft, Gr. 0,10 falzfaure Bitterfalzerde, Gr. 0,05 Kochfalz, Gr. 7,50 Bitterfalz, Gr. 8,07 Gyps, Gr. 7,55 Kalkerde, Gr. 1,29½ luftfaure Bitterfalzerde, Gr. 0,35⅛ Thon, Gr. 0,12⅝ rothbraunen Eifenkalk, Gr. 0,35⅛ Kiefelerde, Gr. 0,01⅞ Extractivftoff, und Gr. 0,17⅞ verbrennliche Unreinigkeiten enthält. Auch die Heilkräfte diefes Waffers beftimmt der Vf. richtiger, als einige ältere Aerzte, die Verfuche damit angeftellt haben. Er rechnet es unter die auflöfenden und die Säfte verdünnenden, den Kreislauf einigermafsen befchleunigenden, die Ab- und Ausfonderungen befördernden, gelind ftärkenden u. f. w. Arzneyen, und glaubt mit Recht, dafs mehrere chronifche Krankheiten, die ihre Entftehung von einer fehlerhaften Befchaffenheit der zur Verdauung dienenden Säfte und Werkzeuge und anderer Theile des Unterleibes, oder von Verftopfungen in den Milch- und Blutgefäfsen u. f. w. haben, durch den anhaltenden Gebrauch diefes Waffers glücklich gehoben werden können. Wider den Bandwurm ift es ebenfalls mit Nutzen empfohlen worden, wenigftens hat ein anderer Arzt, Hr. *Manzi*, dem Vf. verfichert, dafs diefes Waffer einigemal die von diefem Wurme hervorgebrachten Zufälle fehr gelindert habe. — Faft eben diefelben Beftandtheile, welche die Mifchung diefes Säuerlings ausmachen, hat Hr. *B.*, doch in einem andern Verhältniffe, in einem Waffer angetroffen, das nahe bey dem Landgute Serraglio, 3 italienifche Meilen von Siena, entfpringt, und das deshalb unter dem Namen: *Acqua del Serraglio* bekannt ift. Der Vf. hat es eben fo forgfältig, wie die vorher erwähnten Mineralwaffer, unterfucht, aber es fo arm an wirkfamen Salzen und an Luftfäure gefunden, dafs er felbft geftelit, dafs es, innerlich gebraucht, nicht viel anders wirken könne, als gewöhnliches reines Trinkwaffer. Es enthält nemlich im Pfunde nur Gr. 1,16 Luftfäure, Gr. 1,44⅞ Kalkerde, Gr. 0,53⅓ luftfaure Bitterfalzerde, Gr. 0,04 Thon, Gr. 0,12 falzfaure Magnefie, Gr. 0,12 Kochfalz, Gr. 0,09 Bitterfalz, Gr. 0,02 fchleimiges Wefen, und Gr. 0,12 unauflöslichen Rückftand; es ift ferner ohne allen Geruch und faft ohne Gefchmack, und unterfcheidet fich auch in Rückficht feiner Schwere nicht fehr vom deftillirten Waffer. Indeffen kann man ihm doch nicht alle Heilkräfte abfprechen; denn mehrere Erfahrungen, die damit angeftellt worden find, haben bewiefen, dafs es befonders gelbfüchtigen Perfonen, deren Uebel feine Entftehung nicht von einer fehlerhaften Bauart der feften Theile, fondern von einer andern zufälligen Urfache hat, fo wie auch den Kranken, die Steine und Griefs in den Nieren oder in der Harnblafe haben, fehr wohl bekomme, und ohne alle andere Beyhülfe vermögend fey, folchen Patienten ihre Gefundheit wieder zu verfchaffen. — Diefe 4 Mineralwaffer find es, von welchen der Vf. in feinem Werke ausführlich Nachricht gibt. Indeffen hat er fich bey feinen Nachforfchungen nicht blofs auf diefe Heilquellen eingefchränkt, er hat vielmehr feine Aufmerkfamkeit auf mehrere Mineralwaffer ausgebreitet, und mit denfelben phyfifche und chemifche Unterfuchungen angeftellt, mit deren Refultaten er die Lefer noch kürzlich bekannt macht. Wir merken daraus an, dafs diefe Waffer, die er mit den Namen: *Acqua del bagno di Rapolano*, *A. di Armajolo*, *A. di S. Albino*, *A. della Mofeta del Caftelleto*, *A. del bagno delle Galleraje*, und *A. dei lagoni di Travalle* bezeichnet, theils unter die mit hepatifcher Luft gefchwängerten Waffer, theils unter die Säuerlinge gehören, und aufser den luftigen Stoffen, auch einige Mittelfalze und andere Beftandtheile beygemifcht haben, fo dafs man ebenfalls in manchen Krankheiten vortheilhafte Wirkungen vom innerlichen oder äufserlichen Gebrauche derfelben erwarten kann. Noch erinnern wir, dafs Hr. B. fehr viele Verfuche angeftellt hat, um das Dafeyn

seyn und die Menge der hepatischen Luft und anderer Bestandtheile in den Mineralwassern genau zu bestimmen, und dass er von diesen Arbeiten in der angezeigten Schrift eben so getreu Rechenschaft ablegt, als von seinen Zerlegungen der genannten Wasser. Die Resultate dieser Nachforschungen lassen sich aber nicht füglich in einen kurzen Auszug bringen, wir verweisen daher unsere Leser, die von den Entdeckungen, die der Vf. in den erwähnten Rücksichten gemacht hat, genauer unterrichtet seyn wollen, auf seine Schrift, überzeugt, dass sie sie nicht, ohne Nutzen daraus geschöpft zu haben, wieder aus der Hand legen werden.

BERLIN, b. Voss: *Philipp Carolini's Abhandlung über die Erzeugung der Fische und Krebse*, aus dem Italienischen übersetzt. Mit Anmerkungen herausgegeben von *E. A. W. Zimmermann.* Mit 3 Kupf. 1792. 12 Bog. 8. (16 gr.)

Wir zeigen jetzt erst ein Werk an, das gewiss in den Händen jedes Naturforschers ist, und das von mehreren Seiten einen ausgezeichneten Beyfall verdient. Es verbreitet nicht nur ein Licht über einen so dunkeln Gegenstand, als die Erzeugung der Fische dem Naturforscher bis jetzt gewesen ist, sondern es gibt auch Aufklärungen über die innern Theile dieser Wasserbewohner, und über Erzeugung der Thiere überhaupt, und widerlegt manche, in der Naturgeschichte für Grundwahrheiten anerkannte Sätze. So empfehlen wir jedem die Bemerkungen (Anh. S. 178.) über die Gattung *Syngnathus*, zur Beherzigung. Zugleich war es uns angenehm, die so oft verkannten Beobachtungen des Vaters der Naturgeschichte, des Aristoteles, bestätigt zu sehen.

Dass dies Werk unter der Hand eines *Zimmermanns* gewonnen hat, bedarf keiner weitern Erinnerung.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Maurer: *Allegorische Personen zum Gebrauche der bildenden Künstler, als ein Anhang zu K. W. Ramlers kurzgefassten Mythologie*, nebst einem Register über das ganze Werk. 1791. 238 S. in 8. (12 gr.)

Unsre neuen Kunstwerke haben schon längst das Bedürfniss fühlbar gemacht, den Geschmack unsrer Künstler durch richtige Principien der allegorischen Darstellung zu läutern. Allein die Aufgabe ist schwer. Sie erfodert nicht nur einen sehr geübten Geschmack, um aus den Allegorieen alter und neuer Kunst das beste auszuwählen, und sowohl den Werth als die Beziehung davon deutlich zu machen, sondern vorzüglich auch eine genaue Kenntniss von der Natur und den Grenzen der bildenden Künste, um bestimmt anzugeben, was die Kunst darzustellen vermag; denn die grösste Geschmacklosigkeit zeigt sich gemeiniglich da, wo die Versuche des Künstlers sich an Gegenstände wagen, die sich gar nicht darstellen lassen. Aus diesem Gesichtspunct beurtheilt, ist freylich auch diese Schrift nicht befriedigend. Schon auf der dritten Seite, kömmt uns ein fliegender Genius — *mit Schlittschuhen an den Füssen* entgegen. Auf der folgenden Seite erfahren wir, dass die Alten einen Janus Portunus verehrten, den sie mit vier Köpfen abbildeten, wovon der eine mit Blumen, der andre mit Aehren, der dritte mit Trauben gekrönt war, (bis so weit geht es leidlich) und der vierte *eine Pelzmütze trug*. Ein solches Monument wäre doch in der That sehenswerth; denn in Werken der alten Kunst und vorzüglich an Bildern von Gottheiten, gehören die *Pelzmützen* unter die grössten Seltenheiten. Die Jahreszeiten werden zwar durch vier Knaben vorgestellt; aber Pelzrock, Schlittschuhe und Kohlpfanne, sind keine schicklichen Attribute für den Winter: sollte es nicht besser gethan seyn, den Künstlern die verschiedenen schönen alten Vorstellungen zur Nachahmung zu empfehlen, wo derselbe weder Kohlpfanne noch Schlittschuhe, sondern Enten, oder einen Hasen, oder Frischling, als Zeichen der Jagd hält? — Eben so hätten wir auch geglaubt, das schönste und deutlichste Sinnbild für Schlaf und Tod, in den beiden an ihren umgekehrten Fackeln ruhenden Genien zu finden, wie sie auf so vielen Urnen stehen; warum soll dagegen *der Schlaf* sich auf einen schlafenden Löwen stützen, oder auf einer Löwenhaut ruhen? Die Beziehung ist uneigentlich und dunkel, und wenn man auch vielleicht eine ähnliche Vorstellung auf irgend einem alten Denkmal zeigen könnte, so wäre es doch gewiss kein Werk aus den besten Zeiten der Kunst. Und *der Tod* soll gar — als ein grosses Menschengeripp, welches einen Wurfpfeil schwenkt, mit einer Krone auf dem Haupt abgebildet werden; oder auch äusserst mager und die meisten Theile des Körpers mit einem dunkeln Gewande bedeckt. *Diese Vorstellung des Todes* (heisst es) *schickt sich besonders, wenn er furchtbar, und als ein Strafender erscheinen soll.* Wir halten aber im Gegentheil aus guten Gründen dafür, dass eine solche Vorstellung in allen Fällen unschicklich sey. Es ist Zeit, dass wir uns endlich von den abscheulichen, gespensterhaften, barbarischen Mönchsideen losmachen, und dass unsre Kunst sich die Griechen zum Muster nehme, und von ihnen lerne, alles hässliche und unangenehme zu vermeiden. — Bilder und Allegorien, die für die Kunst gar nicht geeignet sind, finden sich mehrere. Die fünf Sinne sollen zum Beyspiel folgender maassen abgebildet werden. *Das Gesicht*; ein kleines Mädchen sieht in einen Vergrösrungsspiegel, den ihr ein schalkhafter Knabe vorhält, und erschrickt vor ihrer eigenen unförmlichen Gestalt. *Das Gehör*; ein Kind erwacht vor einer Knarre, womit ein anderes ihm ein Getöse vor den Ohren macht. *Der Geschmack*; ein Kind beisst mit saurer Miene in eine unreife oder bittre Frucht, indessen ihm ein anderes aus dem Obstkorbe eine reife oder süsse Frucht darbietet. *Der Geruch*; ein Kind wendet die Nase mit Ekel von einer stinkenden Blume weg, die ihm ein anderes aus einem Blumenkörbchen mit Lachen vorhält. *Das Gefühl*; ein Kind wird von einem andern mit einer Nessel gebrannt. Da alle diese Bilder nicht hinreichend deutlich gemacht werden können,

nen, sondern ihre Bedeutung nur durch Folgerungen und Schlüsse zu errathen ist, was mehr bemüht als angenehm unterhält; so sind sie verwerflich, und liegen ausser dem Gebiete der Kunst, oder doch wenigstens ausser den Grenzen des guten Geschmacks in derselben. Aber noch viel schlimmer, ja eine wahre Sünde gegen alle beide, ist der Vorschlag zu einem Bild wie folgendes. Ein schönes Frauenzimmer sitzt auf einem Rasen, *sieht* ihr Angesicht in dem Spiegel des vorbeyfliessenden Baches, in welchen sie die Spitzen ihrer Füsse gesetzt hat; *fühlt* an dem einen Fusse von der Zunge ihres kleinen Hundes einen angenehmen Kitzel; *hört* den Gesang des Vogels, der auf dem herüberhangenden Aste des nahen Baumes sitzt; hält in der einen Hand eine saftige Frucht, die sie angebissen hat, und noch *schmeckt*, und in der andern eine frisch abgebrochene Rose, die sie *riecht*. — *Die Demuth* oder *Bescheidenheit* mit zur Erde gewendetem Gesicht *auf den Pfauenschmuck des Stolzes*; (was dieses wohl eigentlich seyn mag?) oder auf ein Füllhorn voll Ehrenzeichen und Kleinodien tretend, gibt einen unrichtigen, ja sogar entgegengesetzten Sinn, und ein solches Bild würde nach unserm Gefühl, eher den Uebermuth als die Bescheidenheit vorstellen können. Figuren wie z. B. *die Kindliche Liebe, Liebe der Geschwister, Eheliche Liebe, Liebe zum Vaterlande*, welche alle Schilde — halten, auf denen Aeneas und Anchises, die Grazien, Artemisia, M. Curtius, und dergleichen abgebildet sind, können wir keineswegs billigen; eben so wenig *die Andacht*, mit dem brennenden Herzen in der rechten Hand, oder *die Heuchley*, mit der schönen frommen Larve, die sie sich vor ihr häsliches tückisches Gesicht hält; oder *die Arglist*, die mit der einen Hand eine fromme Larve vor das Gesicht nimmt, mit der andern einen Dolch hinter dem Rücken versteckt; am allerwenigsten aber *die Verleumdung*, welche sich das Gesicht mit einem Schleyer bedecken will, um die Schlangenzunge zu verbergen, die man aus ihrem Munde hervorragen sieht; wobey noch besonders angemerkt wird, dass diese Zunge dreyspitzig seyn soll. — Solche gleichsam auf Sprichwörter gegründete Allegorieen, wie — *die Rachsucht* (Dieberey?) mit krummen langen Fingern, *die Unbeständigkeit*, mit einer Wetterfahne; oder ekelhafte Vorstellungen wie *die Gefräfsigkeit* etc. sind für die wahre Kunst nicht anwendbar. — Zum Schluss bitten wir den Vf. unsre Kritik nicht für jene bösartige Furie zu halten, die er vermuthlich den Rec. zum Schrecken S. 97. schildert, *welche auf Büchern liegt, die sie zerrissen hat, und noch zu zerreissen im Begriff ist.*

LEIPZIG, b. Müller: *Schröters Briefsteller* neu umgearbeitet. *Neunte abermals vermehrte Auflage.* 1792. 8. 1 Alph. 21 Bog.

Schröters Schreiber und Rechner erlebte in seiner alten Gestalt sieben Auflagen. Die achte von 1785. bestand aus zwey Theilen, wovon der erste den Briefsteller, und der zweyte das Rechenbuch enthielt. Jetzt ist nur der erste Theil allein wieder aufgelegt. Dass er vermehrt ist, sieht man schon daraus, dass er 704 Seiten statt 670. enthält. Da nun viele Briefe der achten Ausgabe wieder ausgemerzt sind, so ist dadurch zu neuern Zusätzen Platz genug gewonnen. Der Besorger dieser neuen Ausgabe ist übrigens von dem der vorigen sichtbar unterschieden, und hat durchgängig, besonders auch in Schreibart und Rechtschreibung, an dem Buche gebessert, so dass es immer seine Käufer finden und wenigstens bey einem Theil derselben Nutzen stiften wird. Eine scharfe Beurtheilung verträgt es freylich nicht; diese würde aber auch bey einem Manne unrecht angebracht seyn, der mit einer kaum zu übertreffenden Bescheidenheit in der Vorrede versichert, dass der *Berlinische Briefsteller* fast jeden neuen Versuch dieser Art überflüssig gemacht zu haben scheine.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Salzburg*, b. Duyle: *Jos. Ant. Lutz*, Lehrers der lat. Schule zu St. Peter in Salzburg, *Tafeln zur Rechtschreibung für Anfänger.* 1791. 1½ Bog. 8. (2 gr.) „Jünglinge," sagt die Vorrede, „nicht ein jeder von euch besitzet eine gleiche „Fähigkeit zu den Wissenschaften, und eine so malende Hand, „dass er sich im Schönschreiben, das *von der guten Einbildungskraft* abhängt (zum Beweise davon wird *Huart* angeführt) einen „Ruhm erwirbt: die Rechtschreibung können jedoch alle lernen. „Ihr pfloget (pflegtet) bisher, um ein Wort recht zu schreiben, „immer in Wörterbüchern nachzuschlagen. Hier lege ich euch „Tafeln vor, — Ihr werdet erfahren, dass sie zur Erleichterung „der Rechtschreibung viel beytragen. Wenn euch nachmals „Zweifel beyfallen, könnet ihr *selbe* ohne Widerrede durch das „Wörterbuch auflösen." Die hier gelieferten Tabellen sind unter gewisse Regeln geordnet, und enthalten der Beyspiele eher zu viel als zu wenig. Für Oberdeutschland sind sie unstreitig von grösserm Nutzen als für Niederdeutschland. Dem Niederdeutschen braucht man z. B. nicht zu sagen, dass *Donau*, *schämen* und *waten* zu den Wörtern gehören, in welchen nach langen Selbstlautern einfache Mitlauter gesetzt werden. Uebrigens schreibt der Vf. das meiste so, wie es in Niederdeutschland gebräuchlich ist, wenige Wörter, als *Hilfe*, *Ducat*, *Käs*, *Geführt*, *Gemuld*, ausgenommen. Mit *tödtlich*, *Gleys* und *Staal* möchte er auch nicht einmal bey allen Oberdeutschen Beyfall finden. Selten stösst man auf Wörter, die man nicht allgemein versteht, und die also für manche, wie bey andern auch wirklich geschehen ist, einen erklärenden Zusatz verdient hätten. Dahin gehört *schiften* S. 6. welches aber, wenn *i* gedehnt seyn sollte, wohl *schieften* geschrieben werden müsste. In N. Deutschland spricht man es geschärft, wie in *stiften*. Auf den letzten drey Seiten steht noch ein Register von ungefähr 200 lateinischen Wörtern, von dessen Hinzufügung man so wenig als von den darunter gesetzten gar gelehrten Citaten den Grund recht einsehen kann, da man z. B. nicht weiss, warum *abactor*, *Abimelech*, *absolvo*, *vulnus*, *vultus* u. a. hier einen Platz erhalten haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. April 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Augsburg, b. Riegers Söhnen: P. *Gottfridi Lumper*, Monachi Benedictini, Imper. Monasterii ad S. Georgium Hercyniae Silvae p. t. Villingae Prioris, *Historia theologico-critica de Vita, scriptis atque doctrina SS. Patrum, aliorumque Scriptorum Ecclesiasticorum, trium primorum Seculorum* ex virorum doctissimorum monumentis collecta. Pars VII. complectens quorundam SS. Patrum, ineuntis Seculi III. vitam, scripta et doctrinam. 1790. 540 S. gr. 8. — Pars VIII. 1791. 634 S. ohne den auf 1½ B. abgedruckten *Canon Paschalis* des Hippolytus. — Pars IX. 1792. 676 S. — Pars X. 1793. 784 S.

Bekanntlich hatte der Vf. bey diesem Werk zwey Hauptabsichten, theils, angehenden Theologen seiner Kirche einen Auszug des Besten, was in den Schriften der Kirchenväter enthalten ist, mitzutheilen, damit sie vornemlich die Uebereinstimmung derselben mit dem Lehrbegriffe ihrer Kirche überzeugend einsehen möchten; theils eben diese Uebereinstimmung gegen die Protestanten zu behaupten, welche vielmehr ihre Lehrsätze in jenen alten Vätern zu finden glauben. Er könnte aber leicht beide Absichten verfehlen. Die erstere wegen der ungeheuern Ausdehnung des noch lange nicht zu seiner Hälfte gediehenen Werks, aus dem junge Candidaten sich unmöglich einen bündigen Begriff von der sogenannten patristischen Theologie machen können; die zweyte aber, weil den Protestanten die zu eifrige und gezwungene Art, auf welche er alle Patres in römischkatholische Theologen verwandelt, unmöglich entgehen kann. Unterdessen dürfte doch sein Werk zum gelehrtern und genauern, wenn gleich nicht zum freyern und gemeinnützlichen, Studium der Kirchenväter unter seinen Glaubensgenossen vieles beytragen. Es ist mit überaus grossem Fleifs, mit vollständiger Benutzung alles dessen, was bis auf die neuesten Zeiten über jene alten Lehrer geschrieben worden ist, abgefasst; auch die Schriften der Protestanten sind dabey nicht vergessen worden. Nachdem Hr. L. in den *ersten sechs Bänden* die Kirchenlehrer *der beiden ersten Jahrhunderte*, und im *sechsten* besonders *Tertullians* Schriften und Meynungen durchgegangen hat: kömmt er mit dem *siebenten* ins *dritte Jahrhundert*. Hier gibt er zuerst von *Apollonius*, einem Gegner der *Montanisten*, von *Alexander*, Bisch. zu Jerusalem, und von dem röm. Presbyter *Cajus* Nachricht. Ob dem letztern das bekannte Fragment vom biblischen Canon zugehöre? läfst er unentschieden. Was aber dessen nachtheiliges Urtheil von der Offenbarung *Johannis* betrifft: so glaubt er, dafs derselbe eine von den Montanisten verfälschte Offenbarung Johannis gemeynt habe; welches *C. F. Schmidt* (in Hist. ant. Can.) bewiesen haben soll. Die *Recognitiones Clementis* hält er zwar für apokryphisch; aber doch für sehr alt, und ihren Verfasser für einen Rechtgläubigen, der mehr Philologe, als Theologe gewesen sey. Ferner vom *Julius Africanus*, dessen Einwendungen wider die Wahrheit der Geschichte der *Susanna*. *Origenes* hinlänglich widerlegt haben soll. In der weitläuftigen Abhandlung vom *Minutius Felix* (S. 99 – 252.) wird nicht allein ein Auszug aus dessen Lehrbegriff gemacht, sondern auch heftig genug gegen *Dalläus* polemisirt, der, wie jeder andere unbefangene Leser des *Minutius*, bey demselben das deutliche Geständnifs fand, dafs die Christen seiner Zeit weder eigentliche Tempel, noch weniger Altäre und Bilder zur gottesdienstlichen Verehrung gehabt haben; es wird auch noch eine lange Abh. über die drey Verbrechen beygefügt, welche der Heide beym *Minutius* den Christen vorwarf. Dafs *Ammonius Saccas* aus einem Christen ein Heide geworden sey, und eine dem Christenthum schädliche Secte gestiftet habe, erklärt der Vf. für Verläumdungen des *Porphyrius* und neuerer Schriftsteller, und sucht zu beweisen, dafs ihm die Harmonie der Evangelisten, welche noch lateinisch unter seinem Namen übrig ist, zugehöre. Nach den *Clementinis* wird von den *Constitutt. und Canonib. Apost.* ausführlich gehandelt. (S. 309 — 399.) Von den letztern glaubt er, dafs sie wenigstens gegen den Anfang des 4ten Jahrhunderts aus mehreren Kirchengesetzen des 2ten und 3ten zusammengesetzt worden sind. Vom *Astorius Urbanus*. Unerwartet erscheint auch hier *Aristeas*, und der Vf. bemüht sich, die Aechtheit der seinen Namen führenden, Geschichte der siebzig Dollmetscher ins Licht zu setzen. Einige berühmte Märtyrer beiderley Geschlechts, und die Erzählung von der blitzenden Legion, macht den Beschlufs dieses Theils. In Absicht auf die letztere geht der Vf. die Mittelstrasse des ältern *Walch*.

Der *achte Band* beschäftigt sich nicht nur auf den ersten 191 S. mit dem heil. *Hippolytus* und dessen Schriften, sondern es ist auch noch ein besonderer Anhang (p. 347 – 634.) hinzugekommen: *Constantini Ruggerii de Portuensi S. Hippolyti Episc. et Mart. sede, Dissertatio posthuma*, Romae 1771. Aus der Aufschrift dieser Abh. erhellt schon, welche Meynung von dem bischöflichen Sitze des *Hippolytus* darin mit der mühsamsten Gelehrsamkeit verfochten worden ist. Hr. *L.* aber hat (S. 7.) diesen Sitz ungewifs genannt, und hinzugesetzt, H. könnte auch wohl, wie *Cajus*, ein *Episcopus gentium* gewesen seyn. Nach einer kleinen Abh. *de*

ano-

anonymo auctore chronici sub Alexandro Severo scripti, nehmen die *Concilien* und *die römischen Bischöfe des 1ten und 2ten Jahrh.* den übrigen Raum dieses Bandes ein. Eigentlich gehörten sie wohl in dieses Werk nicht; indessen sieht man leicht, warum sie den patristischen Quellen des röm. kathol. Glaubens an die Seite gesetzt worden sind. Der Vf. ist versichert (S. 204. not. f) dass besonders die Aussprüche der allgemeinen Concilien eben so sehr Vorschriften Gottes, als der Menschen sind; nimmt die alte Vorstellung in Schutz, dass die Apostel das erste Concilium wegen der Antiochischen Streitigkeit zu Jerusalem gehalten haben u. dgl. m. Dass ferner *Petrus* als *der erste römische Bischof*, und der es fünf und zwanzig Jahre nach einander gewesen sey, hier prangen werde, versteht sich von selbst. So gründlich auch längst die gelehrtesten Männer seiner eignen Kirche bewiesen haben, dass dieses fünf und zwanzigjährige Bisthum nicht statt finden können; so beruhigt sich doch der Vf. bey den veralteten Gründen für dasselbe. Wir übergehen, was der Vf. über die so ungewisse erste Folge der röm. Bischöfe beybringt, und gedenken nur seiner Abhandlung über die *Pseudoisidorischen Decretalen*. (S. 314 u. f.) Er sammelt aus *Coustant* und *Ittig* die Gründe wider ihre Aechtheit; bemerkt, dass *Spittlers* Vermuthung, als wenn *Benedictus Levita* dieselben geschmiedet habe, von *Dürren* zu Maynz mit vielen Gründen bestritten worden sey, der vielmehr gezeigt habe, dass *Riculf* Erzbischof von Maynz, durch dieselbe von einem Unbekannten betrogen worden sey, und dass erst, nach dem Auftrage von dessen Nachfolger, *Benedict* sie, ohne etwas Arges zu denken, genützt habe; endlich gesteht er auch den schädlichen Inhalt derselben. Man könnte aber wohl behaupten, dass die Fabel von *Peters* Pontificat noch mehr Schaden gethan habe, als der Sünder *Isidor*.

Im Ganzen *neunten Bande* ist es bloss *Origenes*, dessen Leben, Schriften und Lehrbegriff beschrieben werden: und noch im *zehnten Bande* sind ihm über 400 Seiten gewidmet. Die Frage über *Origenes* Seeligkeit (S. 48—50.) konnte ganz wegbleiben; *Huetius*, den der Vf. selbst anführt, nennt sie mit Recht unnütz. Damit man die Menge von den biblischen Arbeiten des grossen Mannes, und wie viel, auch in welcher Sprache es noch übrig sey, bequem überschauen könne, ist die vom *Du Pin* darüber gefertigte Tabelle (S. 60 ff.) eingerückt worden. Von den Hexaplis, Tetraplis etc. ist (S. 81 ff.) auch eine Probe gegeben; aber sehr durch Druckfehler entstellt. Fleissig sind zwar die Auszüge aus O. Schriften gemacht; aber fruchtbarer und kritischer hätten noch manche derselben werden können. Vorzüglich viele Mühe hat der Vf. auf den Abriss von seinen dogmatischen und moralischen Lehrsätzen gewandt; doch mit der ihm stets vor den Augen schwebenden Absicht, diesen an Hypothesen so reichen Kopf, den die katholische Kirche sogar als Ketzer verurtheilt hat, möglichst oft als Zeugen für den röm. kathol. Glauben aufzustellen, und alles zur Rettung seiner Rechtgläubigkeit hervorzusuchen. Wir gestehen, dass er dieses letztere hin und wieder nicht unglücklich versucht hat; obgleich auch mancherley Wendungen dazu nöthig waren; wie bey seiner Subordinationslehre in der Dreyeinigkeit S. 394 ff. Seine römische Orthodoxie aber ausser Streit zu setzen, kostet noch weit mehr Mühe. Man sehe unter andern, wie er, der nicht einmal ein eigentliches Höllenfeuer annimmt, zum Lehrer des Fegfeuers gemacht wird. (P. IX. S. 595 ff.) Dazu kommen noch im *zehnten Bande:* Bemerkungen über die Sitten, den Gottesdienst und die Kirchenzucht der Christen, aus O. Schriften; eine Vorstellung seiner Hermenevtik, wegen welcher er am meisten getadelt wird; *Ernesti Diss. de Origene, interpretationis librorum sacrorum grammaticae auctore*; (S. 136 — 178.) *Joh. Phil. Friedr. Dettmers*, Rect. der Friedrichsschule zu Frankf. a. d. O., *Commentatt. historico-criticae de Theologia Origenis*, 1783. (S. 179 — 221.) *Bruckers* Abriss von *Origenis* philosophisch-theologischem System, aus dessen *Hist. crit. Philos.* (S. 222 — 253.) *Mosheims* Anmerkungen über ebendenselben, aus seinen *Commentat. de reb. Christianor. ante Constant. M.* (S. 254 — 366.); auch Urtheile der Alten und Neuern vom *Origenes*, nebst den Ausgaben seiner Schriften. Endlich hat der Vf. noch einige, grossentheils nützliche, Ergänzungen der vorhergehenden Theile seines Werks abdrucken lassen, wie *Mamachi*, Rettung der Briefe des h. *Ignatius* wider *Oudin; Seilers Christologia Justini Mart.*, eine Vertheidigung der Aechtheit des bekannten Schreibens der Gemeinen zu Lyon und Vienne; *Walchs* Rettung der Authenticität des Werks von *Irenäus* wider *Semlern; Maffei* und *Leonis* Schreiben wider die Aechtheit der von *Pfaffen* herausgegebenen Fragmente des *Irenäus;* und Hn. G. K. R. *Griesbachs* Abhandl. über dieses Bischofs berühmte Stelle, *de potentiore Eccles. Rom. principalitate.* Der Herausg. macht sich noch zuletzt die Freude, aus dieser Abhandlung selbst die Folge zu ziehen, dass also die römische Kirche immer noch diejenige sey, gegen welche alle Gemeinen ihre Traditionen halten mussten, um zu erfahren, ob sie auch wirklich apostolisch wären, weil doch keine andere apostolische Gemeine mehr vorhanden sey. Wir können nicht einsehen, mit welchem Recht die *römische* Kirche sich die apostolische Rechtgläubigkeit zuschreibe, welche die *katholische* zur Zeit des *Irenäus* hatte; und begreifen eben so wenig, was diejenigen Gemeinen, welche neben den biblischen Lehren keine Traditionen verlangen, nöthigen sollte, sie von Rom zu holen.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Archiv für die theoretische und practische Rechtsgelehrsamkeit* Herausgegeben von *Theodor Hagemann* und *Christian August Günther*. Sechster und letzter Theil. 1792. 303 S. 8.

Folgende Abhandlungen füllen diesen Theil: I) *Ueber die Fähigkeit der Minderjährigen, sich verbindlich zu machen. Von P.* Der Vf. tritt *Hubers* Lehre in Prael. ad Inst. Lib. III. tit. 20. n. 5. bey, nach welcher die von einem Minderjährigen ohne Zuziehung und Einwilligung

gung seines Pflegers übernommene Verbindlichkeit nicht ganz von selbst (ipso jure) null und nichtig seyn, sondern an und für sich bestehen, und nur dem Jüngling, im Fall einer Verletzung, die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand zu statten kommen soll. Die von *Weber* in der Schrift von der natürlichen Verbindlichkeit Abschn. II. §. 72. 73. für die gegentheilige Lehre angeführten Gründe werden aufgezählt, und befriedigend wiederlegt. II) *Ueber die Entbehrlichkeit und Abschaffung der Geschlechtscuratel in Deutschland überhaupt.* Von Herrn Regierungsrath *Semler*. Der Vf. bemüht sich hier in der ihm eigenen, schon so oft getadelten, unerträglich gekünstelten, verworrenen und unverständlichen Schreibart zu beweisen, dass nach richtigen Gesetzgebungs-Grundsätzen die Geschlechtscuratel ganz abzuschaffen sey, weil der Grund derselben, die vermeyntliche Geistesschwäche und Unfähigkeit des weiblichen Geschlechts zur eigenen Besorgung der bürgerlichen Angelegenheiten auf blossem Vorurtheil beruhe; darneben die Unbestimmtheit der deutschen Gesetzgebungen über diesen Gegenstand eine fruchtbare Mutter unzähliger Processe werde, und endlich die ganze Anstalt den beabsichtigten Vortheil des weiblichen Geschlechts doch nicht bewirke, sondern mehr guten Schein, als wirklichen Vortheil mit sich führe. — Im Ganzen tritt Rec. des Vf. Meynung bey, ist aber überzeugt, dass Vorschläge der Art, wenn sie anders Eingang finden sollen, in ein viel gefälligeres Gewand gekleidet werden müssen, als Hr. S. den seinigen anzuziehen vermag. III) *Ueber die Frage: ob und in wie ferne dasjenige Gut, welches jemand noch bey seinem Leben seinem nächsten Intestaterben geschenkt hat, für Lübsches Erbgut zu halten sey?* Von K. Erbgut ist bekanntlich dem Verbot der Veräusserung unterworfen, mithin ist die aufgeworfene Frage allerdings praktisch wichtig. Der Vf. unterscheidet, ob die Schenkung von solchen Gütern geschieht, die zur Zeit der Schenkung und in den Händen des Donators schon wirkliches Erbgut sind, oder im Gegentheil bloss von wohlerworbenem Gute, worüber man auch nach Lübschem Rechte frey und ungehindert disponiren kann. Der erste Fall hat keine Schwierigkeit, denn hier ergiebt sich von selbst, dass die Donation an und für sich selbst nur immer eine sowohl in Rücksicht auf die Qualität des Guts, als auf die Rechte und Verbindlichkeiten der interessirten Personen, ganz und gar unwirksame Handlung ist, und ohngeachtet derselben das geschenkte Gut auch in den Händen des Donatarii bleiben muss, was es schon vorhin bey dem Donator war. Im zweyten Fall aber sind wieder zwey Fragen zu unterscheiden: 1) Ist das geschenckte wohlerworbene Gut in den Händen des Donatarii und nächsten Intestaterben wirklich Lübsches Erbgut? 2) wenn diess aber auch nicht der Fall ist, muss es gleichwohl nicht nach dem Sinne der Lübschen Legislation in Absicht der Veräusserlichkeit dem wirklichen Erbgute gleich geschätzt werden? Das erste ist schlechthin zu verneinen, weil zur Qualität des Erbguts wesentlich erfordert wird, dass es dem Besitzer durch die Erbfolge, und also mittelst eines universellen Titels zu Theil geworden ist; aber auch das zweyte muss verneint werden, weil das Lübsche Recht die Unveräusserlichkeit bloss an die Qualität des eigentlichen Erbgutes knüpft — das alles ist hier sehr überzeugend, und mit bündiger Widerlegung der für die gegentheilige Behauptung vorgebrachten Gründe, ausgeführt. — IV) *Ist das Vermögen, welches jemand, der schon ohne Testament der nächste Erbe nach Erbgangsrecht gewesen seyn würde, als Testamentserbe erhält, nach dem Sinne des Lübschen Rechts für Erbgut zu halten?* Von K. Auch hier ist wieder vorauszusetzen, dass jemand über sein wohlerworbenes Gut ein Testament errichtet, und seinen nächsten Intestaterben zum Testamentserben ernennt. Diess nun vorausgesetzt, ist die aufgeworfene Frage allerdings zu verneinen, da es nach Lübschem Recht eine wesentliche Eigenschaft des Erbguts ausmacht, dass es dem Besitzer durch die Intestaterbfolge zu Theil geworden ist. — Diese Abhandlung steht in keiner Rücksicht der vorhergehenden nach. — V) *Gedanken über die Misslichkeit der Würderung, als eines Mittels, den wahren Werth zu erforschen, besonders bey Pachtübergaben.* Von L. J. N. — — i. Nach einer sehr weitläuftigen und nicht selten sehr übertriebenen Schilderung der mit solchen Würderungen häufig verbundenen Missbräuche, macht der Vf. den Vorschlag, dass in jeder Provinz, und im Fall sie gross ist, in jedem Districte derselben zwey bis sechs unbescholtene, rechtschaffene Männer, die entweder selbst die Wirthschaft betrieben, oder selbige gründlich erlernt, und hiernächst wirthschaftliche Angelegenheiten unter Händen gehabt, als Würderer bey Pachtübergaben in der Art, dass sie von keinem der Interessenten besonders honorirt, noch mit einem von ihnen in besonderer Verbindung bisher gestanden, oder zu stehen Aussichten haben, angestellt, und sonach der Bauer als Würderer abgeschafft würde. — — Soll man nicht hier ausrufen: *parturiunt montes* etc.? VI) *Etwas zur Berichtigung und Erweiterung des im gemeinen Rechtssystem angenommenen Begriffs und Anwendungsumfangs eines positiven Gesetzes sowohl überhaupt, als besonders in Rücksicht auf eine eben diesen Gegenstand betreffende Stelle in Schlossers Briefen über die Gesetzgebung etc.* S. 106. f. Von Hn. Regierungsrath *Semler*. Ein verschobenes, unverständliches Schreibewerk! Wie doch Hr. S. dessen vorzüglichste Gaben helle Begriffe, und lichte Darstellung offenbar nicht sind, sich an Gegenstände der Art wagen mag! Folgender Begriff des Civilgesetzes scheint ihm der richtigste. Es ist dasselbe jeder an und für sich verbindlich erklärte Wille des Monarchen im Staate, welcher die nach den individuellen Verhältnissen, Eigenheiten und Bedürfnissen des Letzteren erfoderliche Bestimmung dessen enthält, was für die Zukunft in jedem vorkommenden Falle unter einer dabey ausdrücklich angenommenen Hypothese recht oder unrecht seyn soll. — — Die Nothwendigkeit, fährt er fort, das Civilgesetz im Staate aus einer Insufficienz des Naturrechts ableiten zu wollen, bleibt eine nicht wohl mit dem diesem Rechte allgemein zugeeigneten Attribute der objectiven Allgemein-

meinheit vereinbare Behauptung. Beſſer ſcheint ſie wohl immer im Allgemeinen daher abgeleitet werden zu können, weil nicht alle Staatsbürger die Verſtandsfähigkeit und Willensgeneigtheit haben, die in jedem hypothetiſchen Fall eintretende Vorſchrift des Staats auf die dem gemeinen Beſten und erlaubten Vortheile ihrer Mitbürger am dienlichſte Art und Weiſe ſo wohl vermöge eines richtigen Schluſſes abzuleiten und ausfindig zu machen, als praktiſch zu befolgen, und zur Richtſchnur ihrer Handlungen der Art, die im Staate nicht indifferent geblieben, zu machen. — An dieſer Probe wird es unſern Leſern genügen. — — VII) *Erfodert das Lübſche Recht zu der Befugniſs, veräuſserte Erbgüter zu reclamiren, weſentlich und nothwendig, daſs der Beyſprechende ein Blutsfreund deſſen ſeyn muſs, von dem jene Güter herſtammen, und von welchem ſie auf den letzten Beſitzer, der ſie veräuſserte, kamen?* Von K. Der Vf. hält die verneinende Meynung für die richtigere, und führt das mit vielem Scharfſinne und Gelehrſamkeit aus. VIII) *Ueber den Gebrauch öffentlicher juriſtiſcher Bibliotheken, wie auch über die künftige zweckmäſsigere Umarbeitung der Lipeniſchen juriſtiſchen Bibliothek.* Von Hn. Rath *Hellbach.* Zur vollkommenen Benutzung einer öffentlichen Bibliothek gehört überhaupt 1) daſs ſolche wohl beſetzt ſey; 2) eine bequeme Einrichtung, und ordentliche Aufſtellung habe; 3) daſs ſie täglich wenigſtens einige Stunden offen ſtehe; 4) daſs die Werke jedem gegen billige Bedingungen einige Tage nach Hauſe zu nehmen erlaubt ſey; 5) daſs die Bibliothekars nicht ungefällig ſind; 6) die Mitanſtellung eines Rechtsgelehrten dabey als Bibliothekars, indem bey genauer Unterſuchung der juriſtiſche Antheil dem Staate den mehreſten Nutzen gewähren dürfte; 7) ein vollſtändiger alphabetiſcher Katalog. — In Anſehung der Lipeniſchen Bibliothek äuſsert der Vf. den Wunſch, daſs nun das Ganze in ein Werk zuſammen gezogen, und in dieſem ſtatt der alphabetiſchen Sachordnung, alphabetiſche Ordnung der Schriftſteller gewählt werden möge(?) IX) *Einige Beyträge zu der Lehre von der Gütergemeinſchaft unter Eheleuten, nach ſtatutariſchen Rechten.* Von Hn. D. *Münter* in *Zelle.* Hier wird kurz gehandelt von der Gütergemeinſchaft unter Eheleuten in Zelle; von der ehelichen Gütergemeinſchaft nach Lüneburgiſchem und Ueltziſchem Stadtrechte; von der Abtheilung der Kinder im Lüneburg-Zelliſchen. X) *Von Vermächtniſſen nach Lüneburgiſchem und Zelliſchem Stadtrechte. Von Ebendemſelben.* XI) *Rechtliches Gutachten über die Frage: Ob eine Wittwe, welche zu Stargard, in Hinterpommern, nach Lübſchem Recht in gänzlicher Gütergemeinſchaft mit ihrem unmündigen Kinde verblieben, auch daher von der während derſelben dem Kinde von ſeiner Aeltermutter väterlicher Seits zugefallenen Erbſchaft die Hälfte begehren, oder ob das Kind dieſe ganze Erbſchaft allein fodern könne?* Vom Hn. Geh. Legationsrath und Reſidenten D. *Oelrichs* in Berlin. Der verwitweten Mutter, entſcheidet der Vf. aus bekannten Gründen, kommt von der in Frage ſtehenden Erbſchaft weder ein Theil, noch die Nutznieſsung davon zu, ſondern dieſe Erbſchaft gehört gänzlich ihrem unmündigen Kinde *pleno jure.* — Nun wäre alſo dieſes Archiv geſchloſſen, welches das Publicum nicht ſehr Urſache zu bedauern hat, da die Hn. Herausgeber in der Wahl der Aufſätze nicht ſorgfältig genug waren.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Königsberg u. Leipzig,* in der Hartungſchen Buchh.: *Winke für Aeltern Erzieher Jünglinge die Selbſtbefleckung betreffend,* von *J. G. Bötticher* zweyte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1791. 8. (5 gr.) Ueber dieſen Gegenſtand iſt zeither, Rec. Meynung nach, bey weiten mehr geſchrieben, als der Sache angemeſſen war. Aerzte und Erzieher boten gemeinſchaftlich ihre Rednerkünſte auf, die ſchrecklichen Folgen eines Laſters, das ſie in der jetzigen Welt allgemeiner als ehemals glaubten, recht lebhaft zu ſchildern, und ein Heer von Mitteln, worunter wir nun ſchon ſo manche als unwirkſam, ja ſelbſt höchſt nachtheilig kennen gelernt haben, zu erfinden. Sie bewirkten dadurch ſehr oft den entgegengeſetzten Zweck, machten das Laſter ſelbſt allgemeiner, und die Folgen davon nach ſchrecklicher: ſie ſtürzten durch ihre übertriebenen Warnungen den Jüngling in die unglücklichſte Quaal von unwiderſtehlichen Begehren und Furcht der ſchrecklichen Folgen. Rec. kann hier ſeine Beobachtung als Arzt nicht verhehlen, daſs er die ſchrecklichſten Folgen, unüberwindliche Kleinmüthigkeit, Beängſtigung und Nervenbeſchwerden jeder Art vorzüglich bey ſolchen Kranken ſah, die ſich durch Leſung jener Bücher hatten belehren oder heilen wollen. Mit dieſen Ideen nahm er auch dieſe Schrift des Hr. B. zur Hand, freute ſich aber herzlich, als er hier etwas weit beſſeres fand als er erwartet hatte. Ohne Prunk von unrecht verſtandenen mediciniſchen Kenntniſſen gibt hier ein erfahrner Erzieher vortrefliche Lehren, wie dem würklichen Uebel vorzubauen oder abzuhelfen ſey. Dieſelben gründen ſich alle auf die ſehr einfachen, aber wahren, Hauptregeln der ſtrengſten Schaamhaftigkeit von Jugend auf, eines einfachen ernſten Unterrichts über den Bau des menſchlichen Körpers ohne den mindeſten Verdacht eines zurückgehaltenen den Kindern zu verhehlenden Geheimniſſes und ſtrenger Thätigkeit des Körpers und der Seele. Auch diejenigen, die an dem Uebel kränkeln, ſind nur durch genaue Befolgung dieſer Regeln unter Anleitung eines gewiſſenhaften thätigen Lehrers zu heilen, gewiſs nicht durch die in Menge erfundene Maſchinen oder Arzneymittel, oder Vorſtellungen der ſchrecklichſten Folgen u. ſ. w. die nach der Ueberzeugung des Rec. alle beyweiten mehr Schaden als Nutzen geſtiftet haben. Ungern fand er daher auch in dieſem Buche noch ein freylich unſchädlicheres Band abgebildet wovon der Erfinder dann auch nur im höchſten Nothfall und unter ſehr vorſichtig beſtimmten Umſtänden Gebrauch zu machen anräth. Mit Ueberzeugung empfiehlt daher Rec. dieſes Buch allen, denen die Sorge für junge Leute Pflicht iſt, zur aufmerkſamſten Durchſicht als das beſte, was über dieſen Gegenſtand geſchrieben iſt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. April 1795.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin, b. Hayn: *Kleines Gebet-Büchlein zur Uebung der grossen Betkunst für diejenigen, welche Kinder Gottes werden wollen.* 208 S. 8. (1794 im Julius herausgegeben.)

In allen Jahrhunderten, Kirchen und Secten sind Gebetbücher geschrieben, die den Geist ihres Zeitalters und ihrer Parthey athmen. In den letzten Jahrzehenden sind manche gedruckt, deren Inhalt und Schreibart mehr speculative Kälte oder einen gezierten declamirenden Ton, als Herzenssprache und christliche Andacht verrathen. Diese beiden Fehler kann man der gegenwärtigen Sammlung nicht zur Last legen, aber sie verdient in anderer Absicht eine ausführliche Anzeige und Beurtheilung. Der Vf. nennt sich unter der Vorrede *C. W. Brumbey*, ist Prediger auf der Friedrichsstadt in Berlin, und derselbe, der unberufen die Anklage beym Consistorium gegen den ehemaligen Prediger Schulz in Gielsdorf machte, und nach der Zeit durch seine häuslichen Conventikeln einiges Aufsehen und eine Consistorialuntersuchung gegen sich erregte. Von diesem Gebetbuch sagt er S. 16. der Vorrede: „es sey keine Zierde gelehrter Bibliotheken, sondern nur ein Blättchen in der Hand der Unmündigen und Kinder, derer, die rechte Kinder werden wollen, des rechten Vaters.“ Dieser bestimmte Zweck würde seinen Werth mehr erhöhen, als verringern, wenn der Inhalt ihm entspräche. So aber schickt es sich für Unmündige und Kinder gar nicht, sondern allenfalls für äusserst lasterhaft gewesene, die zum ersten Gewissensgefühl zu kommen anfangen, bey denen zuweilen, nach ihrer individuellen Gemüthsart und Vorstellung von Gott, manche solcher Gebete statt finden, und eine heilsame Erschütterung machen können, wie Aerzte in nervengelähmten Kranken, oder wenn verunreinigte Säfte stocken, durch künstliche Fieber eine Revolution befördern: aber auch solche führen diese Gebete durch einen unchristlichen Umweg nicht zu dem Gott der Christen, sondern der Juden, vor den Zeiten des Jesaias, nicht zur Herzensbesserung, wie das Evangelium sie anweiset, sondern zu unaufhörlichen angstvollen Bussübungen und zweifelnden wimmernden Gebeten, dass Gott nur nicht verdamme; und die Vorstellungen von Gott und Christo, die durchweg herrschen, sind der Lehre Jesu durchaus zuwider, so wie die Sprache durchgehends emblematisch, typisch, und bey aller Popularität des Stils dadurch dunkel ist, und zu keiner reinen deutlichen Religionserkenntniss führt. S. 11. der Vorrede sagt der Vf. vom *Vater unser:* „es hält am schwersten, es so weit zu bringen, dass man es beten *darf*, und wirklich im Geist und Wahrheit beten *kann*. Es ist der Kern und Stern aller Gebete. Es ist die Bundeslade in dem Heiligthum Christi, worauf die Herrlichkeit des Herrn ruht. Es ist die Sonne weit über den Wolkenhimmel. Ja wenn man sie schon sieht, und ihre wohlthätig erleuchtenden und erwärmenden Strahlen fühlt, so sieht man in eben diesem Lichte, wie tief man darunter auf Erden noch steht, und wie hoch sie über unserm Scheitel ist“ u. s. w. Diese Gebete, deren 100 an der Zahl, kürzere und längere sind, bestimmt er aber nicht etwa für solche aus dem Lastertaumel nüchtern werdende Sünder allein, sondern er sagt S. 93.: *Unaufhörliche Sündergebete der Gläubigen, der Heiligen, der Kinder Gottes*, womit sie, die solche Gebete allein thun können, und die Gott nur von ihnen allein erhält, sich vor ihrem Vater und königlichen Herrscher beugen und demüthigen *Tag und Nacht*, solche sind an sich *unentbehrlich* aus den wichtigsten Gründen.“ Man muss erstaunen, wenn man mit dieser Erklärung manche dieser Gebete, z. B. Num. 3. 12. 32. vergleicht. Ferner S. 35. „Nun bleibt es bey der einmaligen Ordnung, dass der Herr nicht gekommen ist zu den Gerechten, die der Busse nicht bedürfen, sondern dass er überall nur die Sünder annimmt.“ (So kam Jesus also nicht zu Nathanael? nicht zu Johannes dem Täufer und dem Apostel? nicht zu Maria seiner Mutter? Sagt er nicht ausdrücklich, er sey zu den Gerechten nicht gekommen, *um sie zur Busse zu rufen?* Luc. 15, 7., *weil sie der Busse nicht bedürfen* v. 31.. Vergl. Marc. 10, 20. 21. Cap. 12, 32—34.) „Werde in der Bekehrung, *sey und bleibe der Busse nach ein Sünder, werde es je mehr und mehr*, bleibe als ein solcher vor Gott stehen, weil dies der *recht gegründete Gnadenstand* ist zur Erhöhung und zum wirklichen Seligwerden.“ (Wo hat Jesus, Paulus, Johannes, Petrus, Jakobus das je gelehrt?) S. 36. „Heil dem, der täglich Busse übt als ein wahrer Christ, und ihrer *immerdar* bis in den letzten Augenblick seines Lebens *bedarf*.“ Hätte der Vf. doch bestimmt erklärt, in welchem Sinn er das Wort *Busse* verstehe. Meynt er die *μετανοια* im biblischen Sinn, als stete innere Wahrnehmung seiner selbst, als Besserung, Reinigung des Herzens; so wüssten die geringen unaufgeklärten Leser, für die er schrieb, doch was er meynte: dazu passen aber die wenigsten unter den 100 Gebeten, darin stetes Abbitten, Winseln, Selbstanklagen, Furcht vor Zorn und Strafe bis ans Lebensende der ganze Inhalt ist. So in N. II. „ich kann ohne dich nichts, als sündigen,“ mit Anführung Joh. 15, 11. N. VIII. „Dein Leiden und Sterben, o, du, Lamm Gottes! kann den gerechten Eifer, der sich über alles gottlose Wesen

Wesen offenbaren muss, *stillen*" (ist das biblisch? in manchen alten Liedern steht das wohl; aber ists biblisch?) N. IX. „Satan verklagt mich hart und schwer, und setzt mir mächtig und gewaltig zu, du aller Herr! gebiete ihm Stillschweigen." (Sollte ein christlicher Prediger dergleichen manichäische Ideen aus dem dramatischen Buche Hiob und aus der dramatischen Offenb. Joh. beym gemeinen Volk unterhalten?) Die Gebete N. XII — XIV. XVIII — XLIII. um Selbsterkenntniss und innere Heiligung sind die besten, sind von ziemlich richtigem und erbaulichem Inhalte, bey dem der Vf. hätte bleiben sollen: aber doch dazwischen wieder manches ohne Sinn, und von da an in den Gebeten um Begnadigung wirklich viel unchristlicher baarer Unsinn. N. 13. „Wären meine Sünden nur auf Erden geschehen, so träfe sie nur ein weltliches Gericht, dem ich vielleicht entkommen könnte, aber *sie sind im Himmel geschehen.*" (Was hat der Vf. dabey gedacht? Wenn der verlorne Sohn Luc. 15. sagt: ich habe gesündigt im Himmel und vor dir; so sollte er doch wohl so viel Griechisch wissen, dass *εις τον ουρανον* heisst: gegen Gott, durch Uebertretung der Gebote Gottes.) Die Ausdrücke N. XVI: Ist für mich ein Asyl, eine Freystatt in deinen Wunden zu finden, so lass mich aus Erbarmung ein." N. XVIII. „Barmherziger Samariter! ... hast du noch Balsam der Gnade, so bitte ich dich, verachte mich jetzt nicht wieder, wie ich dich sonst ... begegne mir jetzt nicht, wie ich dir sonst gethan habe . . blicke meinen Schaden an, und geuss drein Oel und Wein." XXXII. „Löse mich aus den Banden der Sünde. *Ersiehe dir deine Zeit dazu;*" sind durchaus nicht biblisch. Will Gott denn das nicht zu jeder Stunde thun, in welcher der Mensch es ernstlich will? Läst Gott irgend einen Menschen, der sich bessern will, noch eine Zeitlang wider seinen Willen in Sünden beharren? Ist nach einem göttlichen Rathschluss eine bestimmte entfernte Zeit in gemissbilligter und doch fortwährender Knechtschaft der Sünde abzuwarten? Wie kann ein orthodox seyn wollender lutherischer Prediger solche Vorstellungen von Gott unter dem Volk in Gang bringen wollen? N. LXI. „Du hast mir offenbaret, dass es in keinem Dinge, am wenigsten in der Sache des Heils, an meinem Laufen und Rennen und Wirken liegt, sondern allein auf dein Erbarmen ankommt" (Welche Missdeutung von Röm. 9, 16?) S. 79. „Es soll nicht wieder zerrissen werden, dein heiliges Taufbündniss, dreyeiniger Gott, Vater, Sohn und h. Geist! wenn du es nur im Namen Jesu Christi und in seinem Blute wieder knüpfen wolltest," (ist denn nach des Vf. System noch ausser dem dreyeinigen Gott Jesus eine vom Sohn verschiedene Person, dass auch der Sohn etwas im Namen J. C. thun kann?) XLVI. „Herr! wie dein Wort, so ist auch dein Blut, und du sind alles an und in dir lauter Geist und Leben." (Dagegen sagt Jesus Joh. 6, 63. das Fleisch [essen] ist keinem nütze [hilft nicht zur Seligkeit] die Worte . . . . sind Geist und Leben.) „Jeder Tropfen dieses theuern Blutes gibt Machthülfe, enthält ewige Seligkeit," (wäre das, gewiss hätte Jesus, selbst nach dieser dogmatischen Theorie, nichts Ueberflüssiges gethan, sondern *nur einen Tropfen* Blut vergossen,) „lass sie mich kosten, schmecken und geniessen, denn ich bin wohl recht durstig nach dir, und möchte gern recht trunken werden in dir." „So lange noch die Sünde ihre Galle darein (in das Blut Christi!) mischet, schmeckt es, bloss darum, noch zu bitter, wie kein Wermuth. O thue doch das Süssholz deines Kreuzes hinein (ins Blut Christi!!), damit ich dein Lebenswasser trinken könne" u. s. w. Man sieht wohl die Schule, in der der Vf. diese Sprache gelernt hat, zu der er gehört, und die er gern erweitern will. N. XLVIII. „Theurester Heiland! ich sollte dir wohl billig auch einmal einen Gefallen thun, für die unzählige Güte u. s. w. (Welche Sprache!) L. „Nähmest du auch starke Ruthen, und stäuptest mich damit, züchtigetest du mich gleich immer härter, so will ich es doch dulden, und deinen Zorn tragen, wenn er gleich wie Feuer brennt." LI. „Erschrocken ist mein Herz, Herr, sehr erschrocken vor deiner grossen und ewigen Gottheit. Zertritt nicht einen armen Wurm, der hier vor dir sich krümmt," (welche Anreden an Jesum!! und das soll Tag und Nacht immerwährende Gebetssprache der heiligen Kinder Gottes seyn??) S. 111. Ich werbe und buhle um deine Freundschaft" (Worte Jesu!!) mein Dankgefühl küsset dich zum erstenmal . . . halte mich recht fest . . . du Bräutigam!) mache mich zur reinen jungfräulichen Seele." S. 115. nennt er Jesum „alleiniger Schöpfer!" (recht in der Kirchensprache derer, die Gott *pro emerito*, oder in der Sprache der Akademien der Wissenschaften für einen Veteran erklären, und keinen andern Gott und Schöpfer haben wollen, als Jesum.) LX. „Führe mich recht, o Gott, du Allgewaltiger! *wer will es dir wehren?* ergreif mich mit deiner rechten Hand; ich muss hin, denn Jesus wartet auf mich; ach! dass ich sein Zeichen sähe ach dass ich ihn erst erblickte." So gehts immer fort LXII. LXIV. LXXIII. LXXVIII. Solch bebendes Zittern des sich bekehrenden Sünders, wo fodert das Jesus und das Evangelium? Nur David zu der Zeit, da er schwermüthig krank war (denn in andern Psalmen, zu andern Zeiten, redet er — der Israelit — ganz anders;) nur schwarzgallichte hypochondrische Mystiker haben sich Gott so grausam schreckend, so unerbittlich hart geträumt, in knechtischem, nicht kindlichem Geist. Wer sich so fürchtet, ist nicht in der Liebe Gottes, und wer bis an sein Ende, wie der Vf. vorschreibt, in solcher Angstbusse fortfahren soll, der kennt Gott nicht, denn Gott ist die Liebe. Reue, Missfallen, verdient allerdings jede Sünde und Unordnung, ist der nothwendige Anfang der Umkehrung von Sünden, aber nicht unaufhörliches Anklagen seiner selbst und Misstrauen auf Gottes Gnade, der jedem, der vom Bösen ablässt, und nun Gutes thut, sein Wohlgefallen und Verzeihung des Vergangenen, sogar im A. T. schon, oft versichert hat. Da wäre ja das Evangelium Jesu ängstigender, als das israelitische Gesetz und die Propheten. Das unbestimmte, unerklärte Schwatzen von Busse macht eitel Verwirrung. D. M. Luther sagt: „Busse thun heisst wieder klug werden, heisst Besserung und Erkenntniss seines Unglücks nach erkanntem „Irrthum; heisst ganze und ruhige Veränderung des Ge-

„müths

„müths und Herzens, heisst aus Liebe zu Gott die Sün„de hassen und meiden. Darum ist von nöthen, Busse „zu predigen, und das fruchtlos Wesen zu strafen, das „jetzund in der Welt ist, und zum Theil aus unrech„tem Verstand des Glaubens kommt." Wie ganz anders denkt der Vf. von Busse, als Luther? und wenn er Num. C. Jesum das höchste Muster aller derer, die je gebetet haben, nennt, so sind wahrlich die halbverzweifelnden Gebete in dieser Sammlung nicht nach diesem Muster. Auch das Unverständliche mancher Gebete macht sie gewiss dem Häuflein, für welches sie bestimmt sind, unbrauchbar. Was wissen solche Leute von Abaddonna? was werden sie dabey denken S. 168. „Gieb dem Allerelendesten nicht einen Stater aus dem Sekel des Heiligthums, noch etwa ein Drachma, oder ein Decem, so viel begehre und erflehe ich nicht, gib ihm nur einen Obolus, ein Scherflein, den kleinsten Heller, worauf dein Gnadenbild oder Name geprägt ist, ach! einen Zehrpfennig" u. s. w. Was heisst das?? — Von S. 175. bis 205. ist eine Nachschrift, die also anfängt: „Freund! ein paar Worte noch, ehe wir wiederum uns weiter sprechen. (Man hat also noch Fortsetzungen zu erwarten!) Nun ist *der Korb voll*. Er bleibe bey dir zurück. Nimm und iss" u. s. w. Der Vf., der sogern auf Geschichten und Bilder der Schrift anspielt, dachte wohl nicht daran, dass in dem Gesichte Petri Apostg. 10, 11 — 13., worauf er hier zu zielen scheint, wilde Thiere und Gewürme zum Petrus herabgelassen wurden, wovon er sagte: Herr! ich habe noch nie etwas Unreines gegessen. — S. 176. „Sein Segen, nach den drey Gliedern des Aaronitischen grosen *Dreyeinigkeitssegens*, des Vaters *bauender*, des Heilandes *befriedigender*, des Geistes *stärkender* Segen im heiligen Kreuze und Namen J. C." (Welche Zusammenstellung heterogener Ideen!) — „Gieb den Gerechten mehr als den Ungerechten" (Welchen Gerechten? in allen 100 Gebeten beichet ja der Betende darauf, er sey ganz ungerecht, und spöttelt über die Gerechten, die der Busse nicht bedürfen, die sich nicht zu Sündern wollen machen lassen.) S. 178. „Weil du bereits die Sache ertheilt hast, wofür ich dir inbrünstig danke (welche Sache? Doch wohl die Begnadigung, von der in allen Gebeten die Rede ist?) so gib nun auch den Segen her *aus deinem Füllhorn der ewigen Gottheit* (worinn soll nun noch dieser Segen aus dem F. d. e. G. bestehen?) als denn ist auch dieser Korb... erst voll." (er war ja schon S. 175. voll?) „Mein kleines Büchlein! auch deine Gebete sind wie das Gebet des immer zu Gott betenden Cornelius." Nicht doch! Der war ja fromm und gottesfürchtig mit seinem ganzen Hause, ehe er zur christlichen Kirche trat, und an seinem Beyspiel erfuhr ja Petrus in der Wahrheit, dass, wer Gott fürchtet und recht thut in allerley Volk, ihm angenehm ist. Der betete nicht als ein verdammter Missethäter, sondern um mehr Erkenntniss Gottes und festern Grund der Hoffnung aus Erkenntniss. S. 197. „Nach der Stärke und Dauer des Busskampfes richtet sich die Gröse des Glaubenslohns." — — Doch wir müssen abbrechen, Proben des unevangelischen und unverständigen Geschwätzes aus diesem elenden Gebetbüchlein zu geben, das wohl ausser der *ecclesiola* des Vf. in Berlin in das grössere lesende Publikum schwerlich kommen wird. Diese ausführliche Anzeige haben wir indessen nützlich gehalten, da der Einfluss einer solchen Schrift und einer solchen Methode des Christenthums für die protestantische Kirche eines Ortes, wie Berlin, wichtiger ist, als man denkt. Denn obgleich der verständige grössre Theil, selbst im Bürgerstande seiner Gemeine, das alles nicht für Wahrheit zur Gottseligkeit annimmt, so werden doch schon einige hundert gutgesinnte Christen beyder Geschlechter vom niedrigen Stande, aber ohne deutliche Erkenntniss der Religion, die sie lieben, und die nach der ewigen Seligkeit trachten, also wirklich achtungswürdige Menschen, die man billig gerades Weges zur richtigen Selbsterkenntniss und Unterscheidung des Guten und Bösen, zur dankbaren Verehrung der Gnade Gottes durch Christum, abgelegte Sünden väterlich zu vergeben, zum Besserwerden Geisteskraft zu schenken, gegen Schwächen und Fehler ohne Vorsatz Geduld und Nachsicht zu beweisen und die, freylich an sich ganz verdienstlose, Tugend zu belohnen, — liebreich und ernstlich führen sollte, sind durch einen solchen Seelsorger in so finstre Abgründe des ängstlichen unfruchtbaren Trübsinns — und dann wieder auf einmal in eine utopische Glaubensfreudigkeit ohne sichern innern Grund geführt, und in der falschen Meynung bestärkt, immerwährendes Abbitten, Selbstverdammen, sich nichts Gutes zutrauen, Tugend als heidnisch verachten, und nur immer um die Wunden des Heilandes her winseln, das sey wahrer Sinn und ächtes Merkmal der Kinder Gottes. An des Vf. Gutmeynen wollen wir nicht zweifeln, doch liegen bey ihm, wie bey ähnlich denkenden folgende Verwirrungen theologischer Begriffe zum Grunde. 1) Jeder Mensch ist von Natur ohne Unterricht unwissend, kennt Gott nicht recht, folgt mehr sinnlichen Trieben als vernünftigen Ueberlegungen und dem Gesetz Gottes, ist schwach, leicht irrend, leicht verführbar (Augsb. Conf. Art. 2.) — *und*: jeder Mensch ist lasterhaft, soll sich als einen verdammten Missethäter erkennen und anklagen. 2) Jede Sünde verschlimmert des Menschen innern, oft auch äussern Zustand, hindert Gottes Wohlgefallen an ihm, macht ihn strafbar, und wenn er darin beharrt, ewig unselig, ohne dass Volk und Stand darin einen Vorzug oder Nachtheil wirkt — *und*: alle Menschen liegen unter gleichem Urtheil der Verdammniss. 3) Jeder Mensch bedarf Unterricht, moralische Bildung durch Religion, und wer schon durch Lüste in Irrthum und Laster verderbt ist, muss sich bekehren, wenn er selig werden will — *und*: alle Menschen müssen als verlorne und verdammte Sünder Busse thun. 4) Der Mensch hat alle Kräfte zur Besserung und zum Rechtthun, so wie alle physische Kräfte, von Gott *und*: der Mensch kann nichts als sündigen. 5) Der Mensch hat kein Verdienst, keine rechtliche Anfoderung auf schuldige Vergeltungen Gottes, alle Wohlthaten Gottes sind freye Gnade, er kann auch durch keine guten Werke Gott Genugthuung leisten *und*: er verdient nichts als Strafe, seine guten Handlungen,

 (d. i.

(d. i. wenn er aus Gewissenstrieb thut, was dem Gesetze Gottes gemäfs ist,) haben vor Gott nicht mehr Werth, als Sünden. 6) Der bekehrte, innerlich gebesserte Mensch erlangt durch das Evangelium J. C. Versicherung der Begnadigung Gottes — *und*: das Beten um Begnadigung ist die Hauptsache der Bekehrung, die ihm ohne vorhergegangene Besserung durch eine Art von unmittelbarer Offenbarung zu Theil wird, worauf erst Besserung folgen soll. 7) Ein bekehrter Christ muss lebenslang in demüthiger Wahrnehmung seiner selbst wandeln — *und*: ein bekehrter Christ muss lebenslang als Sünder vor Gott bleiben, immerfort um Lossprechung vom Verdammungsurtheil beten, kann nie mit Gewissheit sagen: aus Gottes Gnade bin ich, was ich bin, es ist keine Verdammung an mir. 8) Aus Gnaden werden wir selig – *und*: Gott nimmt auf unsre Tugend keine Rücksicht. So wahr, biblisch (und auch symbolisch) die ersten Hemistichien dieser 8 Sätze sind, so falsch, unbiblisch (und unsymbolisch) sind die letzten. Diese pseudopietistische Theorie weicht von dem, was *Spener* und *A. H. Franke* lehrten, ganz ab, ist aus einer ganz andern Schule. Wenn durch dieselbe vielleicht ein bisher Lasterhafter oder Leichtsinniger in seinem Gewissen aufgeweckt wird, wohin führt sie ihn? ist nur Vergebung das Ziel? wenn und wodurch soll er derselben gewiss werden? Wenn nach überstandener Seelenangst, (die oft mit den Feuerproben alter und neuer Mysterien viel Aehnliches hat,) ihm durch die Versicherung seines Seelenführers, oder durch eine oft sehr physische Erheiterung des Gemüths die Versicherung seines Gnadenstandes und der Kindschaft Gottes gegeben wird: hat dieser Glauben ohne Bewufstseyn eines nun ganz redlichen Sinnes und Wandels Dauer und Sicherheit? wird sie nicht noch öfter der Grund stolzer fanatischer Schwärmerey mit grofser Geringschätzung des eignen Bestrebens immer besser zu werden und zu handeln? und aller redlichen gewissenhaften Menschen, die nicht von seiner Form und Secte sind? Wenn nun aber schuldlose, aber unwissende, weichmüthige, zartorganisirte Menschen einem solchen Seelenführer in die Hände gerathen, wie viel wird da verdorben, verstimmt? in dürren Wüsten abgeängstigt und verschmachtet kommt ein solcher entweder endlich dahin, wo er schon war, und von wo aus er gerades Weges zu festem Sinn und standhaften auf Bewufstseyn seiner Rechtschaffenheit vor Gott und Menschen gegründetem Zutrauen zu Gott hätte geführt werden sollen, oder er verwirft unglücklicher Weise die ganze Religion des Christenthums, die er nur so verstellt, so schwermüthig, so zweckwidrig, so Gottes und Christi unwürdig kennen gelernt hatte, und wird ein theoretischer und moralischer Freygeist.

Diese übeln Folgen solcher Lehrart und solcher Gebetbücher haben uns bewogen, eine so ausführliche Beurtheilung des Brumbeyschen Gebetbüchleins zu machen, um vielleicht diesen oder jenen Leser der A. L. Z. auf den Schaden aufmerksam zu machen, den man entweder an sich selbst leidet, oder an andern stiftet, wenn man von der reinen, heitern, heilbringenden Lehre Jesu auf diese Weise abweicht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Göttingen*, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Heinrich Wohlgebohren* Fürstl. Anhalt Bernburgischen Bereiter Abhandl. *über die Auferziehung der Füllen* von ihrer Geburt an bis sie 4 Jahre alt sind, und von den gewöhnlichen Füllenkrankheiten. Für Oekonomen und Landleute. 1794. 80 S. 8. Der Vf. hat in diesem Werkchen besonders über die Aufmerksamkeit, die man auf die Hüfe der Füllen richten soll, um schiefe, fehlerhafte Füsse zu verhüthen, viel Gutes und Nützliches gesagt. Allein da der gröfsre Theil der Landleute nicht liest, so können ihm auch dergleichen Schriften den Nutzen nicht gewähren, den er anders daraus ziehen würde.

Erbauungsschriften. *Berlin*, vom 16ten Februar bis zum 18ten May 1794. *Meine während der Zwischen-Zeit der unterbrochenen Biblischen-Erbauungsstunden von Jesu meinem Herrn und Heilande ausdrücklich erhaltenen Zurufungen aus seinem göttlichen Wahrheits-Worte, womit er mich reichlich versorget hat, nunmehr den lieben Brüdern und Schwestern in Christo zur Ermunterung und Stärkung des Glaubens mitgetheilt*, von ihrem im Herrn erfreuten Diener *C. W. Brumbey*. 16 S. gr. 8. Um diesen langen Titel zu einer kurzen Schrift zu verstehen, muss man wissen, dass der Vf. in seinem Hause seit einem Jahre Erbauungsstunden hielt, worinn er über die Erzählungen im ersten Buche Mosis nach seiner, aus dem eben angezeigten Gebetbüchlein zu ersehenden Denkungsart redete, und die grofsen Zulauf von gemeinen Leuten erhielten. Das Oberconsistorium untersagte, vermöge des königlichen Edicts gegen Conventikel, ihm deren Fortsetzung. Er und seine Anhänger beklagten sich darüber unmittelbar bey dem Könige, als über eine Zerstörung des Reichs Christi, und er erhielt nach 3 Monathen die Erlaubniss, sie fortzusetzen, welches noch jetzt bey vermehrtem Zulauf geschieht. Bey dieser Gelegenheit liess er diesen Bogen drucken, worauf 42 zum Theil lange Sprüche nicht nur aus kanonischen Büchern, sondern auch aus Judith, Tobia, Syrach, Baruch stehen, deren Inhalt aber meistens Rachauffoderung und Fluch gegen diejenigen ist, die ihm seine Stunden untersagt hatten. Auf diese wendet er z. B. Syr. 51., 3. 4. 7. Ps. 82, 6. 7. Nahum. 4, 1—15. sogar Judith 7. 8. 13. an, deren Meuchelmord am Holofernes er als eine Gott gefällige That betrachtet. Die schrecklichen Drohungen Hesek. 14, 14—23. Bar. 4, 25. Mal. 4, 3. Hesek. 19, 11. 12. Jerem. 21, 7—10. sind wirkliche Aufrufungen seiner Anhänger zur Volksrevolution, zu Mord und Brand. Es ist zu bewundern, dass die Censur so etwas zu drucken erlaubt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. April 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Rottmann: *Grundriss der Experimentalpharmacie, zum Gebrauche beym Vortrage derselben entworfen,* von D. *Sigismund Friedrich Hermbstädt.* Erster Theil. 1792. 278 S. Zweyter Theil. 1793. 380 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Zur Grundlage bey Vorlesungen über die Apothekerkunst scheint diese neue Arbeit des Hn. *H.* in manchem Betrachte ziemlich passend zu seyn; denn sie ist vollständiger, als einige ältere Lehrbücher über diesen Theil der angewandten Chemie und Physik, und dann sind auch die Hauptsätze der Wissenschaft in einer guten Ordnung vorgetragen und an den meisten Stellen den neuesten Entdeckungen gemäss abgefasst, so dass in diesen Rücksichten beide, der Lehrer und der Schüler, mit dem Vf. zufrieden seyn können. Ob aber auch in Ansehung der Behauptungen und Urtheile, die sich in diesem Buche finden, der Lehrer immer mit dem Vf. übereinstimmen werde, das ist eine Frage, die wir nicht ganz zum Vortheil des letztern beantworten können, und die wahrscheinlich auch unsere Leser, wenn wir sie mit einigen Aeusserungen des Hn. *H.* bekannt gemacht haben, zu bejahen Bedenken tragen werden. Den Lasurstein zählt der Vf. zu den Kalksteinen und den Bimsstein zu den bittererdigen Steinen, beide aber gehören mit mehrerem Rechte unter die Kieselarten und die neuern Mineralogen haben ihnen längst in dieser Classe ihre Stellen angewiesen. Die Bittersalzerde finde sich, meynt Hr. *H.* in einem reinen Zustande nur allein in den Mineralwässern, (aber sie ist bekanntlich in diesen Wässern immer entweder mit Vitriolsäure, oder mit Luftsäure, und andern sauren und mittelsalzigen Bestandtheilen verbunden, und also eben so wenig, als im Speck- und Serpentinsteine, im Talke und andern Körpern des Mineralreichs, rein anzutreffen.) Die Kieselerde hält er für eine in den sauren Salzen unauflösliche Erde, und vom Eisen behauptet er, dass es durch wiederholtes Glühen und Ablöschen in Wasser in Stahl verwandelt werde, und dass es unter allen Metallen das einzige sey, das der Magnet anziehe. Diese Urtheile mögen wir aber nicht unterschreiben, denn man weiss jetzt, dass die Flussspatsäure ein Auflösungsmittel der Kieselerde ist, dass auch der reinste Koboldkönig vom Magnet angezogen wird, und dass das Eisen, wenn man Stahl daraus machen will, auf eine ganz andere Art, als die ist, deren der Vf. gedenkt, bearbeitet werden muss. Die Kalkerde braucht eben nicht, wie S. 51. steht, mit dem Schwefel zu glühen, wenn sie ihn auflösen soll, und die alkalischen Salze dürfen nicht, um auf ähnliche Art in den Schwefel zu wirken, ätzend seyn, wenigstens haben wir sehr oft das Kalkwasser und gewöhnliches von selbst zerflossenes Weinsteinsalz zur Bereitung flüssiger Schwefellebern mit Nutzen angewendet. Die Behauptungen, dass die alkalischen Salze alle mit Säuren gemachte Auflösungen zerlegen, dass die starkeysche Seife ein unnützes Heilmittel sey, dass man sich aber von den mit Gummiharzen bereiteten Seifen grosse Vortheile versprechen könne, leiden entweder manche Einschränkungen, oder sind offenbar falsch, und hätten also nicht so unbedingt niedergeschrieben werden sollen. — Aus dem Wismuthe sey, meynt der Vf., kein einziges Präparat bekannt, das man als ein wirksames Arzneymittel anwenden könne; aber das Wismuthweis, dessen er selbst gedenkt, ist doch in neuern Zeiten nicht bloss zum Schminken, sondern auch zum innerlichen Gebrauche empfohlen worden, und *Odier*, *Carminati* und andere haben es mehr als einmal bey krampfhaften Zufällen sehr nützlich befunden. Die Benennung; *Aqua benedicta*, unter der sonst das rulandische Brechwasser bekannt war, leitet Hr. *H.* von dem Cardobenedictenwasser her, dessen sich *Ruland* zur Bereitung desselben bedient haben soll, wir glauben aber, dass es jenen Namen von seinem Erfinder deswegen erhalten hat, weil er es unter die gelind ausführenden Heilmittel zählte, welche bekanntlich von den ältern Aerzten *Benedicta* genannt wurden. Die Meynung, dass der höchstverstärkte Weingeist ein äusserst subtiles ätherisches Oel sey; können wir auch nicht unterschreiben, und manche andere Behauptungen (z. B. S. 36. wo das Verhältniss des Arseniks zum Schwefel im gelben Arsenik angegeben ist, S. 78. wo die Feige eine Frucht genennt wird, S. 140. wo die Pflanze angeführt ist, die das Gummigutt liefert, u. s. w.) scheinen ebenfalls nicht leicht vertheidigt werden zu können. Man sieht also aus diesen Beyspielen, dass der Vf. dem Lehrer, der sich dieses Grundrisses bedienen will, zu vielen Erinnerungen Gelegenheit gegeben hat. Doch nicht nur Verbesserungen lassen sich bey diesem Buche anbringen, auch Zusätze (z. B. S. 46. wo des Judenpechöles, das man unlängst so sehr wider die Schwindsucht empfohlen hat, nicht gedacht ist, S. 129. wo einige Pflanzen, die sehr gutes Drachenblut liefern, nicht erwähnt sind, 2. Th. S. 30. wo das Verhältniss der Pottasche zum Salmiak nicht richtig angegeben ist, S. 174. wo von der Bereitung der einfachen Essenzen gehandelt wird, u. s. w.) muss der Lehrer machen, wenn sein Unterricht vollständig seyn soll, und diese Schrift kann also nur unter der Voraussetzung, dass diese und andere Mängel und Fehler ergänzt und verbessert werden, zu der Absicht,

zu welcher sie vom Vf. bestimmt worden ist, mit Nutzen gebraucht werden.

FRANKFURT, in der Jägerschen Buchh.: *Wie können Frauenzimmer frohe Mütter gesunder Kinder werden und selbst dabey gesund und schön bleiben*, von Dr. *Georg Friedrich Hoffmann* dem Jüngern, Arzte zu Frankfurt am Mayn. 1791. 206 S. 8. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. (12 gr.)

Den jungen Frauen werden hier die Vorrechte der Schwangern, welche sie in der Republik der Athenienser, in Persien u. s. w. ehemals gehabt und zu Esslingen in Schwaben gegenwärtig noch wirklich haben, nach dem Frank ausführlich erzählt, dann die Zeichen der Schwangerschaft und deren Unterschied von Krankheiten, als Bauchwassersucht u. s. w. beschrieben, wobey doch aber der Rath eines Arztes, der die Sache wirklich entscheidet, empfohlen wird. Es wird ihnen eine zweckmäsige Diät während der Schwangerschaft vorgeschrieben, nach hergebrachter Ordnung der sechs nicht natürlichen Dinge, Vorsichtsregeln bey drohenden Umschlägen angerathen, und endlich vom Selbststillen, Vorbereitung der Brüste, und vom Vorgange der natürlichen Geburt gehandelt. Das alles ist hier ganz gut und schulgerecht vorgetragen, freylich oft in einem Stile, der nur einer gewissen Classe von Lesern gefallen kann. — Die schöne liebenswürdige Leserin wird oft um Verzeihung gebeten, oft wird vom liebenswürdigen *Weibchen* gesprochen, wenn aber der Vf., wie wir vermuthen, sein Publicum kennt, so mag das ganz recht seyn, und manche Frau mag aus diesem Buche Belehrung erhalten können.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Joh. Friedrich Gmelin Grundriss der Pharmacie.* Zum Gebrauch bey seinen Vorlesungen. 1792. 493 S. 8. (20 gr.)

Der bekannte Fleiss des würdigen Vf. und dessen Genauigkeit, womit er jede neue Entdeckung nützt, läst schon erwarten, dass er auch diesem Handbuche in diesen Rücksichten beträchtliche Vorzüge gegeben habe. Mit Recht setzt er die theoretischen chemischen Kenntnisse bey seinen Schülern voraus, und vermeidet alle Erzählungen von dem Gebrauche der bereiteten Arzneymittel in der medicinischen Praxi, die in diesen Lehrvortrag nicht gehören und in mancher Rücksicht nachtheilig werden können. Alle neuere Entdeckungen von der Bereitung neuer Arzneymittel oder der verbesserten Methode der Bereitung der ältern sind genutzt, so dass in jeder Rücksicht dieses Handbuch als eines der nützlichsten empfohlen werden kann.

PHILOLOGIE.

NÜRNBERG, b. Zeh: *Italienische, französische, englische und deutsche Gespräche*, welche statt eines Wörterbuchs dienen können u. s. w. Denen (den) Anfängern zum Besten herausgegeben von *A. W. Schmidt*, der occident. Sprachen öffentl. Lehrer. 1793. 250 S. 8.

Die hier gelieferten fünf und zwanzig Gespräche handeln von eben so vielen verschiedenen Materien aus dem Gebiete des häuslichen oder gemeinen Lebens. An Reichhaltigkeit fehlt es ihnen nicht, so dass der Anfänger eine Menge Vocabeln aus diesem Product lernen kann. Nur Schade, dass der deutsche und englische Text nicht so correct ist als der französische und italienische. Von jenem mag eine Periode aus der Vorrede zum Beweise dienen. „Alles was ich denselben (Leser) „zu sagen Vorhabens bin, bestehet darinnen, dass ich „versichere, dass solches vor Anfänger in denen dermalen höchstnöthigen drey Sprachen deswegen nützlich, „weilen es ein vollkommenes Wörterbuch und die nöthigsten Redensarten, so ein Anfänger wissen muss, in „sich hält." Das Englische ist oft noch fehlerhafter, wie aus folgenden Belegen erhellen wird. S. 5. anstatt *Can one not see that she is big with child? I did not observe it, neither I do care for* — sollte es richtiger heissen: *Is it not to be seen in her, that she is big with child? I did not observe it, neither (nor) do I care for it.* Auf eben der Seite steht: *I am well by the mercy of God on body, soul and spirit.* Der Engländer würde sagen: *I am well, thank God, both as to my body and soul.* Eben so unrichtig ist (S. 7.) *when I hold the spirit on the nose*, für *to the nose*; auch S. 9. *in land of blinds*, statt *in the country of the blind*; *a void tooth*, für *a hollow tooth*; *you must let draw it and then the ear will harm you no more also*, statt *you must get it drawn away, and the ear will ake you no longer*, oder *will cause you no pain any longer*; *you can a little pick the tooth*, statt *you may pick the tooth a little.* — S. 11. wo von einem Gerstenkorne am Augenlied die Rede ist, wird „Thut es ihnen nicht weh" übersetzt durch *Dos it not hurt you?* Besser wäre: *Does it not ake you?* — S. 13. statt *When you see sidewards*, sollte stehen, *when you look sideways*; S. 15. statt *Let rather grow you a mustachio*, müsste gesetzt seyn: *Do rather suffer your hair to grow into mustaches*; S. 17. statt *Yet it must needs ail you somewhat on your entrals*, müsste gesagt seyn *Yet I fear there is some ailment (disease) in your entrails*: S. 21. statt *they will be of the same hugeness*, sollte man lesen *of the same size*, und für *wherewith?* richtiger *with what*; S. 23. statt *I have the other day a little put out it of joint*, sollte stehen *Some time ago I put it a little out of joint*; S. 25. statt *I have used it self more than once*, sollte es heissen *I have used it myself more than once*; eben daselbst statt *Grows the skin also polished again when the warts are passed?* sollte gesetzt seyn *Will the skin grow smooth again, when the warts are gone?* S. 27. steht *You have omitted any*, für *you have omitted some*; S. 29. *The shame has not allowed*, für *Shame has not allowed.* — „Ich mögte (möchte) gerne (gern) die Ehre ihres Umgangs geniesen (geniessen)" wird S. 33. so übersetzt: *I might well have the honour to enjoy their conversation*, richtiger: *I should be glad (proud) of the honour to enjoy their conversation.* So schlecht ist es mit Hn. Sm.th, dem öffentlichen Lehrer der occidentalischen Sprachen, im Englischen bestellt.

Der

Der italienische und französische Theil ist freylich ungleich besser gerathen als der englische, aber doch nicht ohne Fehler. Zum Beweise mögen einige Stellen dienen. Der Franzose und Italiener sprechen nie (S. 36.): *je ne vous prie que quelques tasses de thé — la prego solamente di alcune chicchere di thè*, sondern *je ne vous demande que quelques tasses de thé — le domando solamente alcune tazzette di tè*. Auf mehr als einer Seite erblickt man *servir uno con qualche cosa*, anstatt *di qualche cosa*. Sogar liest man S. 66. *Per ciò hò anche voluto servirnele*, statt *servirgliene*. Aehnliche fehlerhafte Stellen könnten auch hier noch viel angeführt werden, wenn noch mehr Beweise nöthig wären, den Vf. wegen der groben Verachtung zu beschämen, mit welcher er von der Kritik in der Vorrede sagt:

„Wem es nicht gefällt, der mache es besser, ich lasse es mir gefallen
Und achte meines Obtrectoris Geifer, *ac si asinus me calcitrasset.*"

Berlin, in der Buchh. d. Kön. Realschule: *Handbuch der englischen Sprache, oder Auswahl lehrreicher und unterhaltender Aufsätze* aus den besten englischen Prosaisten und Dichtern, nebst biographischen und literarischen Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken, 1793. 416 S. gr. 8.

So gross auch schon die Anzahl der englischen Lesebücher ist, so fehlte doch noch immer ein Werk für die deutsche Jugend, woraus man nicht blofs die Sprache, sondern auch der Geist der schönen Literatur der Engländer kennen lernen könnte. Zwar hat Hr. Hofrath Eschenburg in seiner Beyspielsammlung vieles geleistet; allein diese erstreckt sich nur auf Dichter, und ist manchem zu kostbar: eine Auswahl lehrreicher und unterhaltender Aufsätze aus den besten englischen Prosaisten und Dichtern, mit biographischen und literarischen Nachrichten von den Verfassern und ihren Producten, wurde also noch immer vermisst. Diesem Bedürfniss wird durch gegenwärtiges Handbuch abgeholfen. Es enthält: I) auserlesene Briefe von *Gray*, *Sterne*, der *Lady Montague*, *Chesterfield*, *Swift* und *Pope*. II) Bruchstücke aus der Geschichte, aus *Robertson's* history of Charles V; aus *Gillies* history of ancient Greece; aus *Gibbon's* history of the decline and fall of the roman empire; aus *Middleton's* history of the life of Cicero, aus *Hume's* history of England, und aus *Burnet's* history of my own times. III) Erzählungen, aus *Swift's* tale of a tub und Gulliver's travels; aus *Goldsmith's* Vicar of Wakefield; aus *Johnson's* Prince of Abissinia; aus *Sterne's* Tristram Shandy und Yorick's sentimental journey; aus *Fielding's* Tom Jones; aus *Smollet's* expedition of Humphry Clinker, und aus *Richardson's* Clarissa. IV) Vermischte Aufsätze, aus *Lyttelton's* dialogues of the dead; aus *Locke's* thoughts concerning education; aus *Bolingbroke's* fragments or minutes of essays; aus dem *Spectator*, *Guardian*, *Tatler*, *Rambler* und *Idler*. V) Gedichte, von *Gay*, *Mallet*, Mrs. *Barbauld*, *Tickell*, *Parnell*, *Dyer*, *Goldsmith*, *Jerningham*, *Cowley*, *Rochester*, *Gray*, *Collins*, *Johnson*, *Dryden*, *Thomson*, *Akenside*, *Swift*, *Congreve*, *Prior*, *Addison*, *Butler*, *Milton*, *Glover*, *Pope*, *Young* und *Shakespeare*. Den ausgehobenen Stücken ist jedesmal eine Lebensbeschreibung des Schriftstellers, nebst der Anzeige seiner Werke und der Ausgaben derselben vorangeschickt. Die mit Geschmack getroffene Auswahl, verbunden mit dieser zweckmäfsigen Einrichtung, gibt diesem Handbuch den Vorzug vor vielen andern Chrestomathien dieser Art. Das einzige was Rec. zu tadeln findet, sind die kleinen Lettern, welche, bey aller ihrer Sauberkeit, dem Auge zuletzt lästig werden; und zweytens die bisweilen unrichtige Abbrechung der Wörter am Ende der Zeilen; z. B. remar-kable S. 8., ca-refully S. 28., wret-ched S. 29., consul-ting S. 33., unfortuna-tely S. 120., sce-nes S. 130., someti-mes S. 153.

Berlin, b. Unger: *Mythologischer Almanach für Damen.* Herausgegeben von *Karl Philipp Moritz.* 1792. 187 S. 12. (1 Rthlr.)

Statt schlechter Toilettenbücher, wie die unsittliche *Amathusia* und ähnliche sind, sollte dieser Almanach auf allen Putztischen neben den Musen-Almanachen einen Platz erhalten. Jedes Weib, welches Cultur des Geistes und Geschmacks unter der Categorie seiner Pflichten begreift, wird in dieser einfachen, aber gefälligen Erzählung der griechischen Dichtungen eine sehr gute Anleitung erhalten, die Werke der redenden und bildenden Künste zu verstehen. Dieses Bändchen enthält aber freylich nur die Fabelgeschichte der sogenannten 12 himmlischen Götter, vornemlich nach dem Homer und Ovid, mit Einwebung kleiner Homerischer, Orphischer u. a. Hymnen. Den Erläuterungen sind sehr saubere Abbildungen nach alten geschnittnen Steinen untergelegt. Die Geschichte jeder Gottheit ist in mehrere Abschnitte vertheilt; als beym Jupiter: Jupiters Geburt, Erziehung des Jupiter auf der Insel Creta, der Gigantenkrieg, Jupiters Kampf mit dem Riesen Tiphöus (Typhoeus), die Vermählungen des Jupiter, die Verwandlungen des Jupiter, die Majestät des Donnergottes. Auch ist der physische oder moralische, ursprüngliche oder nachher hineingetragene Sinn mancher Fabel nicht umgangen, sondern unter den Rubriken: *das Urbild der Juno*, *des Mars* etc. bey einigen Gottheiten aufgestellt, bey andern, wir wissen nicht warum, weggelassen worden. Ungeachtet des dieser Schrift gebührenden Lobes wäre manches gegen die Behandlung und Anordnung zu sagen, was aber zu sehr ins Einzelne führen würde. Minerva wird, um nur ein Beyspiel zu geben, unter den Abschnitten: die Kriegerische und: die Friedliche geschildert, da sie doch billig in einem eignen Abschnitt als *Göttin der Weisheit* (*Weissheit* schreibt der Vf.), deren Urbild die aus Zeus Haupt entsprungne ist, dargestellt werden sollte. Allein dieser Eigenschaft wird nur S. 58. ganz im Vorbeygehen gedacht. Uebertrieben ist auch die Vorstellung, *zurückschreckende Kälte* mache den Hauptzug im Charakter der Minerva (eigentlich Pallas) aus, wodurch sie zur *grausamen Zerstörung* fähig sey, weswegen sie den *kalten*

 Ulysses

Ulyffes in Schutz nehme u. f. w. So natürlich, rein und anmuthig Moritzens Vortrag, vorzüglich im geschichtlichen Stil, im Ganzen war, fo fehr vernachläfsigte er in den letzten Jahren feine Sprache, wovon auch diefer Almanach hie und da Spuren zeigt. S. 8.: den Jupiter fäugte die Ziege Amalthea, welche in der Folge unter die Sterne verfetzt, *und ihr* Horn zum Horn des Ueberfluffes erhöht wurde. Hart und ganz lateinifch find folgende Stellen verbunden. S. 148. Ceres aber, da fie den Raub ihrer Tochter vernimmt, unwiffend wer fie entführte, zündet ihre Fackel an. S. 157. Als fie ihre verlohrne Tochter auf dem ganzen Erdkreis fuchend, einft lechzend und ermattet in eine Hütte einkehrte, wo fie begierig trinkend, von einem Knaben verfpottet ward, fo duldete fie die Schmach nicht. S. 174. Die Laute erfand Mercur, da er am erften Mittage fich aus der Wiege ftahl, und indem er über die Schwelle trat, eine Schildkröte ihm entgegen kam.

Helmstädt, b. Fleckeifen: *Regelmäfsige Anweifung zu der englifchen Ausfprache*, von *Friedrich Theodor Kühne*, Prof. zu Helmftädt. 1791. 130 S. 8.

Zunächft dazu beftimmt, den Zuhörern des Vf. das langwierige Auffchreiben der Regeln von der Ausfprache zu erfparen, und ihnen ein Erleichterungsmittel zur beffern Benutzung des mündlichen Unterrichts in die Hände zu geben. Was diefem Buche einen Vorzug vor den meiften ähnlichen Anleitungen gibt, deren man jetzt eher zu viele, als zu wenige, hat, ift die Bezeichnung der Ausfprache durch gewiffe Zeichen, die fchon eher und ficherer zur richtigen Treffung derfelben verhelfen, als ihr Ausdruck durch blofse Buchftabenfchrift. Die Sheridanfchen Beftimmungen der Ausfprache find faft fämmtlich beybehalten worden; von *Walker's* Berichtigungen derfelben in feinen *Pronouncing-Dictionary* konnte der Vf. noch nicht Gebrauch machen. Er geht zuerft die Vocalen, Diphthongen, Confonanten einzeln durch, und gibt die Ausfprache derfelben, die, wie bekannt, oft bey den nemlichen fehr verfchieden ift, fo deutlich und genau an, als fichs immer ohne mündliche Beyhülfe thun läfst. Sodann hat er einige Uebungen zum Lefen beygefügt. Am Schlufs des Vorberichts verfpricht er vielleicht auch ein englifches Wörterbuch zu liefern, welches neben der Ausfprache zugleich die Bedeutung der Wörter enthalten foll.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. Mainz, b. Fifcher: *Nic. Vogts*, öffentl. Lehrers der Gefchichte, *Unterhaltungen über die vorzüglichften Epochen der alten Gefchichte in Beziehung auf die neuern Begebenheiten*. 1791. 96 S. 8. — Schon vor mehrern Jahren liefs Hr. *V.* Difputirfätze abdrucken, in welchen auffallende Züge der alten Gefchichte neuen an die Seite geftellt und mit ihnen verglichen werden. Sie ftehen auch an der Spitze der gegenwärtigen Abhandlung, in welcher die neuen Zeiten völlig übergangen find; fo dafs alfo der letzte Theil des Titels blofs auf diefe Sätze pafst. Es finden fich in denfelben manche ganz glückliche Vergleichungen, mitunter auch manche erzwungene, wie es in ähnlichen Fällen zu gehen pflegt. Vorzüglich wird alle Einheit und das Paffende dadurch geftört, dafs einzelne Facta aus der Reihe geriffen find, und das nemliche Volk mehrere Rollen übernehmen mufs. So ift z. B. Athen bald das Gegenbild Oeftreichs, wider welches im dreyfsigjährigen Kriege fich jedermann aufmacht; bald gleichen die philippifchen Reden des Demofthenes dem *Hippolithus a Lapide*, der doch gegen Oeftreich fchrieb. Auf diefe Art hält es freylich nicht fchwer, in jeder Gefchichte Aehnlichkeiten aufzuhafchen, die man überall nach Belieben anwenden kann. Zuweilen laufen auch wohl gewagte Parallelen mit unter. „Das zuvor unbedeutende Theben fing durch Epaminondas und Pelopidas, und das zuvor noch ganz barbarifche Macedonien durch Philipp und Alexander an, eine glänzende Rolle zu fpielen, wie es in neuern Zeiten mit dem zuvor unbedeutenden Preufsen und dem zuvor noch ganz barbarifchen Rufsland der Fall ift. Inzwifchen war Thebens Macht nur vorübergehend, jene aber Macedoniens wurde täglich fürchterlicher. Auch unfer Jahrhundert zeigt ähnliche Beyfpiele." Die eigentliche Abhandlung bringt diefe Sätze durch zufammenhängende Erzählung der alten Gefchichte in mehrers Licht; aber obgleich der Titel eine Ueberficht aller Hauptveränderungen der Vorzeit verfpricht, fo darf man doch eigentlich hier nichts erwarten als einen Entwurf der vorzüglichften Staatsveränderungen in Athen und Rom, wo denn beyläufig über andere Staaten zuweilen ein Körnchen hingeworfen wird. Nach des Hn. *V.* Ausfpruch find die Philofophen von allen wichtigen Ereigniffen die erfte Urfache und eigentliche Triebfeder gewefen; die verführerifchen Sophiften untergruben aller Orten den Flor der Staaten. Da nun die blühendfte Periode Griechenlands vom Trojanifchen Krieg bis nach Alexander, und in der neuen Welt von den Kreuzzügen bis nach Fridrich den Einzigen war, fo hat die arme Nachwelt wenig Gutes mehr zu hoffen, wenn fich nicht etwa ein *Deus ex machina*, ein neues rohes Volk, das unfre abgeftumpften Kräfte ftählt, der guten Sache annimmt. — Einzelne glückliche Winke darf man dem Vf. nicht abfprechen, doch fehlt ihm, nach des Rec. individuellen Gefühl, der tiefe Blick in den allgemeinen Zufammenhang und Gang menfchlicher Ereigniffe. Ueber manche Stellen und Ausdrücke läfst fich ohnehin noch vieles erinnern. Wie kommt z. B. S. 68. unter Philipps in Macedonien böfe Eigenfchaften die *wüthende Tollkühnheit?* oder wer fagte dem Vf. S. 70. dafs „der Pöbel Athens auf dem Theater in *goldenen* Kleidern, an öffentlichen Orten in elenden Lumpen einherging?" Wozu das leere Wortgeklingel? S. 23. „Die Wiffenfchaften find aus dem Geifte Europens ausgegangen, und wieder Schöpferinnen diefes Geiftes geworden, alfo zugleich Töchter und Mütter der Cultur gewefen." Oder wer wird einer Periode folgenden Gegenfatz geben? S. 14. „Die Könige konnten *weder* von den Oberften der Stämme Abgaben fodern, *fondern* alle Einkünfte beftanden in freywilligen Gefchenken." Ausdrücke, die als Druckfehler gerechnet werden können, z. B. S. 32. „Nach vielem *Lerme*," übergehen wir.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. April 1795.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Gräff in Comm.: *Forst- und Jagdcalender für das Jahr* 1795. 320 S. 12. mit Kupfern. (20 gr.)

Dieses Taschenbuch, welches, wie die Vorrede angibt, Hr. Prof. *Leonhardi* besorgt, enthält viele nützliche Belehrungen, welche es für Liebhaber der Forstkunde und der Jägerey empfehlungswürdig machen. Unter der Rubrik: Monatliche Beschäftigungen der Förster, werden mit besonderer Sorgfalt auch die Insecten speciell aufgezählt, welche gewissen Holzarten zu verschiedenen Zeiten gefährlich werden. — Den Terminologien beym Holzflössen, und deren Erläuterung ist mit Recht ein besondrer Artikel gewidmet. Um die Taxation des Holzes zu erleichtern, werden Tabellen mitgetheilt, welche von dem Förster *Kröhne* aus Frömmerswalde herrühren, und welchen auch noch andere, von ungenannten Calculatoren beygefügt werden. Dass die Schriftsteller in diesem Fache, insbesondre in Schätzung des Betrags der Scheiter, welche in einer Klafter wirklich liegen, insofern der Kubikinhalt mit Rücksicht auf die Zwischenräume verlangt wird, so ausserordentlich von einander abweichen, ist allerdings sehr unangnehm, kommt aber doch wohl zum Theil daher, dass oft verschiedene Längenmaasse bey dergleichen Prüfungen zum Grund gelegt worden sind, und dass diese selten bey Angabe der Schlussresultate selbst bestimmt angezeigt werden. Selbst in der Abhandlung, von welcher eben die Rede ist, vermissen wir diese doch so sehr nöthige Genauigkeit. — Ein Schreiben an den Herausgeber behauptet von neuem die grosse Ausdehnung des Schadens, welchen der Borkenkäfer in Fichtenwäldern anrichtet, dessen Beträchtlichkeit doch von andern Forstmännern hie und da bezweifelt wird. Das Schreiben enthält viele nützliche Bemerkungen. — Die Abhandlung über die *Kiefereule*, oder *Forlen-Phaläne* ist ebenfalls gut ausgearbeitet, und wird dazu noch mit einem sehr netten illuminirten Kupfer begleitet. — Noch fünf andre solche Kupfer gehen *Jagdliebhaber* insbesondre an, wie auch die dazu gehörigen Auszüge aus naturgeschichtlichen Werken. Sie gehen das Reh, den Biber, den Goldfasan, den Adler, den grossen Würger an. Auch über den Fischotter und Jagdhund folgen gutgefasste Nachrichten. — Das Jagdpersonale von Wirtemberg, nebst einigen Gedichten, mit beygefügten Compositionen fürs Clavier, machen den Beschluss dieses angenehmen Taschenbuchs.

Berlin, b. Weber: *Pomologie oder Fruchtlehre*, enthaltend eine Anweisung, alles in freyer Luft unseres Klima wachsende Obst an seiner Farbe, Gestalt, Geschmack und dem Namen nach zu erkennen, nebst einer kurzgefassten Nachricht von der Cultur dieser Bäume. Zum Besten der Anfänger und Liebhaber der Gartenwissenschaft, von *Salzmann*, Königl. Preuss. Hofgärtner. Zweyte Auflage. 1793. 196 S. 8. (8 gr.)

Der Titel verspricht etwas zu viel. — Es werden 75 Sorten von Pomis Adami, Paradisi, Aurantiis, Citreis, Limas, Limonen und Lumien, 41 Sorten Mandeln, Erdbeeren, Stachelbeeren, Johannis- und Himbeeren, 11 Sorten Aprikosen, 35 Sorten Kirschen, 20 Sorten Feigen, 70 Sorten Aepfel, 57 Sorten Pfirschen, 65 Sorten Pflaumen, 131 Sorten Birnen, 74 Sorten Weintrauben, 4 Sorten Mispeln und Azerolen, und 6 Sorten Quitten beschrieben, davon ein brauchbares Register das Nachschlagen erleichtert.

Der Vf. beabsichtet, hauptsächlich Gärtnern und Anfängern in der Gärtnerey, zugleich aber auch den Liebhabern dieser Kunst eine Kenntniss und richtige Benennung der verschiedenen Obstsorten mitzutheilen, und zwar in kurzgefassten Abhandlungen, welche allerdings sehr empfehlend seyn würden, wenn sie nur nicht allzu kurz wären. Der angenehmen und nützlichen Wissenschaft der Pomologie wäre mehr dabey gedient gewesen, wenn der Vf. auch nur halb so viele Sorten, (besser sämmtlich,) so beschrieben hätte, dass ein Liebhaber zuverlässige Charaktere derselben angegeben fände. Nicht zu gedenken, dass es wünschenswerth gewesen wäre, bey jeder Sorte das Holz und Gewächs des Baums, seine Augen, Blätter und Blüthen, nebst den etwanigen Eigenheiten des Baums einer Sorte beschrieben zu finden, wozu der Vf. bey den reichhaltigen königlichen Gärten die beste Gelegenheit hatte; allein auch bloss die Charakterisirung der Frucht ist viel zu unvollständig, als dass man eine Sorte dadurch richtig kennen lernen sollte. Wenn z. B. *der grosse graue Courpendu* beschrieben und gesagt wird: *„er ist ein sehr grosser, graurothfärbiger, roh und gekocht angenehm schmeckender Apfel;"* so wird ein Nichtkenner sogleich fragen: wie ist sein Bau und Bildung? hoch, platt, rund, an der Blume gerippt oder glatt? ist es ein Sommer- oder Winterapfel? wenn ist er lagerreif? wie lange hält er sich etc. u. dgl. zu wissen nöthige Kenntnisse fehlen bey den meisten Beschreibungen. Manche derselben sind zwar reichhaltiger, aber fast keine ist ganz vollständig. Die Abhandlung kann also nur im weitläuftigsten Verstand eine Pomologie oder Obstlehre

lehre heissen; sie ist nichts weiter, als ein Katalog, der übrigens nicht ohne Werth ist. Vorzüglich sind die 6 ersten Kapitel von den Citri, Limonien, Adamsäpfel, Pomeranzen und andern italienischen Früchten, welche ungleich mehr pomologisch beschrieben sind, als unser Kern- und Steinobst. — Wenn es dem Vf. bey seinen auf Reisen und durch eigenen Fleiss gesammelten Kenntnissen gefiele, von unserem einheimischen Obst dergleichen vollständige Beschreibungen und Beobachtungen, wozu er Geschick und erwünschte Gelegenheit hat, zu liefern, so würde er sich um die Pomologie noch mehr verdient machen.

WIEN, b. Patzowsky: *Praktischer Unterricht zur kubischen Berechnung und Schätzung aller Bauholzgattungen.* Mit 55 angehängten Bauholztabellen (und 1 Kupfertafel) zum Vortheile und Nutzen aller Forstmänner und Werkleute. Von *Joseph Kreitscheck*, kaiserl. königl. nied. öst. Forstbeamten und Jäger. 1794. 78 S. (ohne die Tabelle.) 8. (12 gr.)

Mit diesem Buche will der Vf. nicht nur Forstbeamte und Werkleute, die aus Mangel eines guten und fasslichen schriftlichen Unterrichts, oder aus Mangel mündlicher Belehrung, in diesen bey ihrem Amte unumgänglich nöthigen Kenntnissen, zu wenig geübt sind, hinreichend unterweisen, sondern auch solchen, welche mit den in vorliegender kleiner Schrift vorkommenden Vortheilen vielleicht schon lange bekannt sind, eine deutliche erleichternde Uebersicht des ganzen Geschäfts geben. (Der Vf. hat mehr für solche gearbeitet, die das leichte nur darin suchen, keine Lehrsätze, die etwas Anstrengung erfodern, lernen zu dürfen.) Er setzt die 4 Rechnungsarten in ganzen Zahlen, nebst Regel de tri voraus, auch was man unter Berechnung des Flächeninhalts verstehe. Daher trägt er in einer Einleitung die Rechnung mit gemeinen Brüchen vor (Obgleich der Vf. diese Rechnung richtig und deutlich gelehrt hat, so hätte er doch besser gethan, auf ein gutes Rechenbuch zu verweisen. Wer nicht schon so viel zu rechnen weiss, gibt sich schwerlich die Mühe, es hier erst zu lernen). Nun wird gelehrt: der Gebrauch der Bauholztabellen, Baumstämme nach ihrem Kubikinhalt zu berechnen und zu taxiren; hiebey wird gezeigt, wie jene Tabellen sind berechnet worden. — Den Baumstamm sieht der Vf. als einen Cylinder an, dessen Grundfläche Durchmesser, (der verglichene Durchmesser,) das arithmetische Mittel zwischen dem grössten und kleinsten Durchmesser des Baumstamms ist, wofern des Stammes Grundflächen wahre Kreise sind oder zu seyn scheinen. Sind sie das nicht, so nimmt der Vf. das Mittel aus dem grössten und kleinsten Durchmesser für den Durchmesser jeder Grundfläche des Stammes an, und daraus das Mittel wieder für den verglichenen Durchmesser. Richtiger ist es, den Baumstamm als einen abgekürzten Kegel anzusehen, und in dem Fall, wo die Grundflächen ansehnlich von der wahren Kreisfigur abweichen, jede als das arithmetische Mittel zwischen 2 Kreisflächen zu nehmen, welche zu ihren Durchmesser den grössten und kleinsten derselben Grundfläche des Baumstammes haben. Fällt der Stamm oben jähling ab: so lässt er sich als 2 abgekürzte Kegel berechnen. Der Vf. berechnet ihn als 2 verglichene Cylinder. Der ganze Baumstamm mit seinem Gipfel wird hier richtig als ein Kegel, so wie der Bloch als ein Cylinder, angenommen. Die Berechnung vierkantigen Holzes wird auch gelehrt, der so behauene Stamm aber nicht als abgekürzte Pyramide, sondern als ein verglichenes Prisma. — Was der Vf. von der Berechnung einer Kreisfläche vorbringt, ist mancherley, doch lehrt er sie nur auf die gemeine Art aus der Peripherie und dem Durchmesser berechnen, da doch die Berechnung blos aus dem Durchmesser, oder Halbmesser, oder blos aus der Peripherie, viel einfacher ist. — Das bisherige wird zeigen, ob die angehängten Bauholztabellen nach richtigen Grundsätzen berechnet sind. Die bis jetzt bekannten werden wenigstens durch sie nicht verdrängt.

STUTTGARD, b. Cotta: *Das Oekonomie-Wochenblatt.* Eine Sammlung nützlicher und nöthiger Erfahrungen für alle Stände. 3 Jahrgänge von 1790. 1791. 1792. 1793 u. 1794. Jeder Jahrgang über 200 S. 4.

Unter der Menge der zur Belehrung des gemeinen Land- und Stadt-Wirths bestimmten ökonomischen Schriften sind wenige ihrem Zwecke, in Betracht des Inhalts sowohl, als auch der Form und Einkleidung, so angemessen, als dieses Wochenblatt. Man findet hier einen reichen und mannichfaltigen Vorrath von Aufklärungen und Anweisungen über physikalische, ökonomische, artistische und diätetische, auch moralische, Gegenstände in der verständlichsten Schreibart. Dass die Vf. einen grossen Theil hievon aus bereits vorhandenen Werken entlehnten, benimmt ihren Verdiensten nichts, da dies mit prüfender Auswahl geschehen ist; und da sie die Kenntniss und Benutzung jener Belehrungen gerade denjenigen ländlichen und städtischen Einwohnern auf einem bequemen Wege verschafft haben, welche dessen zu ihren Wirthschafts- und Berufsgeschäften am meisten bedürfen, hiezu aber mehrentheils gar nicht, oder sehr selten gelangen. Das jedem Jahrgange hinzugefügte vollständige Register vergrössert die Nutzbarkeit dieser periodischen Schrift. Dieser Werth gab ihr ein Recht zu dem Beyfall, mit welchem sie, besonders in dem südlichen Deutschland, aufgenommen worden ist; und muss ihr auch billige Nachsicht gegen die Unzuverlässigkeit einiger weniger empfohlner Hülfsmittel verschaffen. So ist z. B. dem Rec. von seiner ehemaligen Theilnahme an der Verwaltung eines grossen landesfürstlichen Getreidemagazins sicher bekannt, dass die Vertilgung des weissen Kornwurms *(Phalaena granella)*, besonders aber des schwarzen Kornwurms *(Curculio frumentarius)*, und die Verwahrung der Kornböden dagegen durch keines der im 8ten Stücke des 1ten Jahrganges, im 46sten Stücke des zweyten Jahrganges, und im 2ten und 25sten Stücke des 3ten Jahrganges angerathenen Mittel völlig, wohl aber durch die Structur der Kornböden nach der Dinglingerschen Methode (s. *Dinglinger* von der besten Art, Korn-

Kornmagazine und Fruchtböden anzulegen. 4. mit Kupfern. Hannover 1768.) bewirkt wird.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Düsseldorf, b. Dänzer: *Briefe über Italien, vornemlich den gegenwärtigen Zustand der Arzneikunde und die Naturgeschichte betreffend*, an Hr. Prof. Sandifort zu Leyden, *von Wilhelm Xaverius Jansen*, Churf. Pfälz. Medicinalrath zu Düsseldorf. A. d. Holländ. übers. und von dem Vf. stark vermehrt. II u. letzter Th. 1794. 496 S. 8.

Auch diesen Theil hat Rec. eben so lehrreich und unterhaltend wie den ersten gefunden, und wird auch hier zum Besten derer, die dieses Werk nicht selbst besitzen, das Wichtigste ausheben. Die ungesunde Luft, in *Rom* soll mehr dem Mangel an guten Policeyanstalten als seiner Lage zuzuschreiben seyn. Doch sind auch die Veränderungen von Hitze und Kälte hier grösser als in Neapel. Bey Vergleichung der Todtenlisten kann man für die Anzahl der jährlich Sterbenden mit ziemlicher Gewifsheit den 25 Theil der ganzen Volksmenge annehmen. Indess ist die Sterblichkeit hier weit ungleicher als in andern volkreichen Städten. So war z. B. 1768 mehr als der 17te Theil und 1781 mehr als der 16te Theil der Einwohner gestorben; da hingegen in den J. 1774 und 75 kaum der 33te Theil mit Tode abgegangen ist. Auffallend ist die Menge der Hospitäler in Rom. Es gibt deren für Kranke, Arme, Alte, Reisende, Waisen, schwangere Weibspersonen, kurz für jede Gattung nothleidender Menschen. Daneben haben noch die meisten europäischen Nationen ihre eigenen Hospitäler, worinn Gesunde, wie Kranke, die ihnen zugehören, aufgenommen werden können. Andere Hospitälen gehören den Handwerkszünften, z. B. den Bäckern, den Wirthen und Schiffleuten; selbst die invaliden Dienstboten des Pabstes haben ihr eigenes Hospital. Das merkwürdigste unter allen ist das *Spedale di S. Spirito* am westlichen Ufer der Tyber. Sixtus V, liess es nach dem Plane des Antonio Sangallo erneuen und in seinen jetzigen Stand setzen. Die Anzahl der Kranken steigt gewöhnlich nicht höher als 4 500. Alle Gattungen von Kranken werden ohne Ausnahme aufgenommen. Der Arzt schreibt gewöhnlicher Weise seine Recepte nicht, sondern nennt nur die Arzneyen, deren jede ihr eigenes Zeichen hat. Einer der Umstehenden *Giovani* sucht dann das Brettchen mit dem Zeichen auf, und hängt es ans Bett des Kranken, für den das Mittel bereitet werden soll. Ueberhaupt ist die Einrichtung nicht die Vorzüglichste. Für den Unterricht der *Giovani* aber ist vortreflich gesorgt, und zum Behufe der Vorlesungen ein ansehnlicher höchst sehenswürdiger Vorrath von anatomischen Praeparäten vorhanden, den zwey Säle kaum fassen können. Auch die Bibliothek ist schön und zweckmäfsig. Von 11 Kranken stirbt in diesem Spital nur einer. Von der Akademie. Die Vorlesungen der Professoren scheinen wenig Zusammenhang zu haben. So kündigte z. B. einer an, dafs er in der ersten Woche von der Mastdarmfistel, in der andern von der Einimpfung der Kinderblattern, und in der dritten von der Abnehmung des männlichen Glieds handeln würde. *Jos. de Rossi* ist seit *Saliceti's* Tode der berühmteste Arzt in Rom, *Jos. Flaviani* der geschickteste Anatomiker und Wundarzt. Das einzige öffentliche Naturalienkabinet ist das *Musaeum Kircherianum*; reicher aber ist die Naturaliensammlung des Card. *Celada*. Auf der Akademie zu *Siena* ist die philosophische Facultät mit der Arzneywissenschaft vereinigt. Die Anzahl aller öffentlichen Lehrer beläuft sich nicht über dreyssig. Auch hier sind die langen Ferien ein Uebelstand. Die meisten Professoren haben die Gewohnheit, ihre Zuhörer nach jeder Vorlesung zu examiniren. Das Hospital zu Siena kann gegenwärtig allen andern zum Muster dienen. Alle Kranken, ohne Unterschied selbst der Religion, werden darinn aufgenommen. Man bedient sich hier eben so häufig der Eidechsen gegen den Krebs, u. s. w. als anderwärts der Vipern. Das Findelhaus hat 1776. eine sehr verbesserte Einrichtung bekommen. Was der Vf. über das grosse Hospital *di S. Maria Nuova zu Florenz* sagt, verdient nachgelesen zu werden. Die meisten der übrigen Hospitäler sind entweder mit diesem vereinigt, oder stehen unter der Verwaltung desselben. Die Aerzte und Wundärzte sind in ihren Curen so einfach als möglich, besonders die Letztern. *Lagusi*, ein Deutscher von Geburt, verdient unter den besten italienischen Aerzten eine der ersten Stellen, und in praktischer Kenntnifs übertrifft er sie alle. *Felix Fontana*, einer der würdigsten Männer, die Florenz je in der Arzneywissenschaft und Naturkunde hatte, ist von Geburt ein Trientiner. Das Naturalienkabinet, das 39 Zimmer einnimmt, und an Schönheit und Pracht wohl alle in Deutschland, und in einigen Stücken selbst das Haager übertrifft, ist seiner Aufsicht übergeben, und er kann alle Versuche auf Rechnung des Grosherzogs anstellen. Ein Professor der hohen Schule zu *Pisa* hat seine ganze Pflicht gethan, wenn er in einem Jahre 70 öffentliche und 100 Privatlectionen unentgeldlich gegeben hat. Verschiedene Doctoren lassen es bey den 70 bewenden, und andere, welche Aemter in Florenz haben, erscheinen gar nicht in Pisa. Die Bäder von Pisa sind herrlich eingerichtet; jedoch glaubt der Vf., dass sie ihres ausgebreiteten Ruhms ungeachtet bey genauerer Untersuchung ihrer Bestandtheile unsern deutschen warmen Bädern weichen müssten. In *Livorno* sind nur 2 Krankenhäuser, die ob sie gleich in gutem Stande sind, doch mit den Krankenhäusern in Siena und Florenz nicht verglichen werden können. Um den *Golfo della Spezza* wächst das beste Oel in ganz Italien, das dem Provencer Oel nichts nachgibt. *Genua* hat 3 Krankenhäuser, die zwar aufserordentlich reich und prächtig sind, aber den toscanischen in Rücksicht auf zweckmäfsige Einrichtung nicht beykommen. *Pavia* ist für die Arzneywissenschaft wenigstens die merkwürdigste Stadt in ganz Italien, und diesen Ruhm verdankt sie in neuern Zeiten dem grofsen Joh. Peter Frank. Das Hospital ist jetzt im besten Stande. Das grofse Hospital in *Mailand*

ſtand übertrifft an Pracht alle übrigen in Italien, und ſeine jährl. Einkünfte belaufen ſich auf 800000 Florent. Lire. Die mediciniſche Behandlung iſt vorzüglich. Das Findelhaus iſt jetzt vom Hoſpitale abgeſondert, und unterhält an 500 Kinder.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

- Frankfurt a. Main, b. Eſslinger: *Geiſt der peinlichen Geſetzgebung Deutſchlands.* Von *Julius Soden*, des H. R. R. Grafen. 2te Aufl. 1792. 1 Th. 400 S. 2 Th. 334 S. 8. (2 Rthlr.)
- Braunschweig, in d. Schulbuchhandlung: *Leitfaden beym chriſtlichen Religionsunterrichte für die ſorgfältiger gebildete Jugend. Zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig*, von *J. H. Campe*, 3te Aufl. 1793. 136 S. 8. (4 gr.)
- Hamburg u. Kiel, b. Bohn: *Die Vernunftlehre, als eine Anweiſung zum richtigen Gebrauche der Vernunft in dem Erkenntniſs der Wahrheit, aus zwoen ganz natürlichen Regeln der Einſtimmung und des Widerſpruchs hergeleitet*, von H. S. *Reimarus*. 5te Aufl. 1790. 457 S. 8. (14 gr.)
- Danzig, b. Troſchel: *Erfahrungen des Lebens, oder das Geheimniſs ſich ohne Univerſal-Arzneyen Charlatane und Wundermänner, natürliche und teufliſche Magie geſund an Leib und Seele zu erhalten.* Herausgegeben von einen Laien. 2te Aufl. 1 Th. 1794. 128 S. 2 Th. 136 S. 8.
- Leipzig, b. Fleiſcher: *Romantiſche Geſchichten der Vorzeit.* 1 B. N. Aufl. 1794. 300 S. 8.
- Ebend. b. Ebend.: *Haſper a Spada.* 1 B. N. Aufl. 1794. 380 S. 8.
- Nürnberg, in d. Endteriſch. Buchhandl.: *Entwurf eines neuen A. B. C. u. Leſebuchs, nebſt einigen kleinen Uebungen z. Bildung d. Verſtandes.* 2te Ausg. 1794. 40 S. 8.
- Ebend. b. Grattenauer: *Geſchichte des Dörfleins Traubenheim*, von *J. J. Schlez.* 2te Aufl. 1794. 580 S. 8.
- Braunschweig, b. Schröder: *Meditationen über verſchiedene Rechtsmaterien von zweyen Rechtsgelehrten.* 4ter B. N. Aufl. 1792. 332 S. 8.
- Berlin, b. Wilh. Vieweg: *J. Marchand kurze u. deutliche Anweiſung zur Reitkunſt zum allgemeinen Gebrauch für die Kavallerie und für alle Liebhaber der Reitkunſt.* 3te Ausg. 1794. 104 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Meiſſen*, b. Erbſtein: *Zufällige Gedanken über die Uebergabe und Uebernahme der Rittergüther, beſonders über die Taxation als ein zur Entſchädigung unwahrſcheinliches Mittel (?) und die gewöhnlichen Uebergabungstermine als unſchickliche.* Von *J. M. Beyer*, Landwirth und Geometer. 1794. 83 S. 8. (5 gr.) Rec. iſt auf jede Schrift, die Aufklärung über die praktiſch ſo auſserordentlich wichtige Lehre von Pachtübernahmen und Uebergaben verſpricht, ſtets ſehr begierig. Bey der eben genanten aber ward ſeine Hoffnung gänzlich getäuſcht. Unter der gröſsern Zahl unreifer Gedanken und Vorſchläge verſtecken ſich einige gute und praktiſch brauchbare Bemerkungen, die doch nichts weniger als neu und vorzüglich ſind, und im übrigen ſieht man, ungeachtet der Kenner-Miene, die der Vf. ſich gibt, doch ſehr bald, daſs er keinesweges von feſten Grundſätzen ausgeht und die Sache ſelten anders, als einſeitig betrachtet. Seinen Geiſt ſicher zu beurtheilen, darf man nur hören, daſs er S. 81. durch die von ihm vorgeſchlagenen Cautelen und Bedingungen, die dem Pachter auferlegt werden ſollen, dieſen ſo einzuſchränken gedenkt, daſs er von der einmal eingeführten Wirthſchaftsordnung nicht abgehen dürfe! — „In dieſem Fall, ſagt er," S. 82. „würde eine Wirthſchaft ſo leicht nicht in Verfall „gerathen, und eine ſolche Einrichtung würde manchem ſonſt viel„wiſſenden Pachter die Grundſätze einer guten Wirthſchaft beſſer „anſchaulich machen, als wenn demſelben noch ſoviel aus den „beſten Büchern vorgeſaget wird; denn nur Anſchaulichkeit über„zeugt den gemeinen oder ſogenannten Alltagswirth. Will er „nun pachten, ſo kann er unter keiner andern Bedingung, als „er muſs die vorgeſchriebene Norm befolgen, deren Richtigkeit „vollkommen durchdacht und auf Erfahrung beruhen muſs," und die, ſetzen wir hinzu, bey allen Veränderungen der Zeit, der Witterung, äuſserer Umſtände u. ſ. w. unerſchütterlich und ungeändert bleiben muſs, d. i. eine Norm, die wir noch in keiner Wirthſchaft als möglich und mit dem Zweck der Wirthſchaft vereinbarlich kennen. Dieſer letztre fodert vielmehr augenblickliches Anſchmiegen an die veränderlichen Umſtände, und der gröſste Landwirth iſt immer der, welcher auch durch die unerwarteſten Ereigniſſe nicht auſser Faſſung geſetzt wird, vielmehr ſogleich Mittel findet, ſelbſt die feindſelig ſcheinende Natur zu zwingen, daſs ſie ihm nütze. Es iſt wahr, der Vf. will, auf derſelben Seite, nicht, daſs man dieſen Gedanken auf alle Pachter anwende. Er meynt nur diejenigen, welche ſich mit allem Vorſatz den Verbeſſerungen in landwirthſchaftlichen Dingen entgegen ſtemmen und gradezu alles neue verwerfen. — Allein werden Pachter von einem ſo geſchilderten Charakter ſich wohl auf Pachtungen einlaſſen, welche ſie zu Wirthſchaftsarten zwingen, die gegen ihre Ueberzeugung ſind? oder heiſst, wie wir glauben, dieſe Einſchränkung ſoviel als nichts geſagt? —

Schöne Künste. *Frankfurt u. Mainz*, b. Pech.: *Der gutherzige Sohn.* Luſtſpiel in 1 Ackt, nach Florian, von *Schmieder.* 71 S. Ein artiges Nachſpiel, womit Hr. S. das Theater bereichert. Die Sprache iſt hie und da mehr etwas vernachläſſigt, als mit dem, daſs die Handlung auf dem Lande vorgeht, zu entſchuldigen iſt. (Du haſt *gedrukſt* ſagt einmal der alte Meier, ſtatt an dich, oder hinterm Berge gehalten.) Einiger Grund hätte auch angegeben werden müſſen, weshalb Reichard eine Schuld von 300 Thalern 30 Jahre lang nicht einfodern wollte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. April 1795.

STAATSWISSENSCHAFTEN

Leipzig, b. Voss u. Leo: *Handbuch für angehende Cameralisten und Versuch einer Beantwortung der Frage: Wie können die den Staaten so äusserst nothwendigen Cameralwissenschaften zu mehrerer Vollkommenheit gebracht werden?* von C. F. F. 1ster Theil. 1793. 1 Alph. 13 B. 2ter Theil. 1794. 1 Alph. 4 B. med. 8. mit 3 Kupf. (2 Rthlr.)

Der gröste Theil des langen Vorberichts und der ganze 1ste Abschnitt des 1sten Theils beschäftigen sich mit der auf dem Titel angegebnen Frage. Die Untersuchung derselben ist aber mehr darauf gerichtet, das Studium dieser Wissenschaften auszubreiten, als dem Unterricht in demselben eine grössere Vollkommenheit zu geben. Von der jetzigen Methode des akademischen Studierens sind allerdings keine völlig brauchbare Cameralisten zu erwarten. Die Ursache davon liegt aber nicht bloss, wie der Vf. meynt, an den Lernenden, in dem Mangel an Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit jener Wissenschaften, sondern auch an den Lehrern. Die allermehrsten von ihnen haben sich, nach erworbenen systematischen Kenntnissen in der Naturlehre, Naturkunde, Botanik, Chemie, Mathematik und Technologie, bloss durch Lesung cameralistischer Schriften, Nachdenken und höchstens einige einzelne von Landwirthen, oder Cameralisten ihnen mündlich, oder schriftlich ertheilte Nachrichten zum Lehramte der Cameralwissenschaften gebildet; wobey es ihnen aber an der eben so nöthigen Kenntniss und Uebung in der Modification und Anwendung der theoretischen Grundsätze bey der wirklichen Ausrichtung cameralistischer Geschäfte gänzlich mangelt. Aus ihren Hörsälen sind Jünglinge in ihr Vaterland zurückgekommen, deren Köpfe mit allen Ordnungen, Classen, Gattungen, Arten und Abarten des Pflanzen- und Thierreichs nach den Linneischen Systemen, mit den feinsten chemischen Experimenten in allen Luftarten u. s. w. und mit einem reichen Vorrathe idealischer, von ihren Lehrern in der Studierstube künstlich geschnitzter Leisten und Formen angefüllt waren, bey der Verwaltung cameralistischer Geschäfte aber von allen jenen Kenntnissen keinen zweckmäsigen Gebrauch zu machen wussten. Daher die nun merklich verminderte Neigung, die Cameralwissenschaften auf Akademien zu erlernen. Richtiger und brauchbarer ist der akademische Unterricht in der Homiletik, in der Praxis der Jurisprudenz und der Medicin, wenn die Lehrer dieser Wissenschaften Prediger, praktisirende Juristen und Aerzte vorher waren, oder es noch sind. Eben so wird der akademische Lehrer der Cameralwissenschaften den Zweck seines Lehramtes zuverlässiger erfüllen können, wenn er vorher einige Jahre durch Beschäftigung mit Cameralsachen Kenntniss und Erfahrungen davon eingesammelt hätte, und wenn die Besorgung der ökonomischen Angelegenheiten der Akademie überhaupt, besonders der Landgüter, Meyerhöfe, Zehnten und anderer Grundstücke, welche verschiedene Akademien besitzen, ihm, aber nicht nach häufiger Observanz, dem dergleichen Angelegenheiten unkundigen Professor der Mathematik, oder einer andern damit gar nicht verwandten Wissenschaft, oder dem akademischen Kassenadministrator anvertraut wird. Alsdann wird es der von dem Vf. angerathenen besondren Cameralschulen, welche allemal mit grossen Kosten und Schwierigkeiten verknüpft sind, nicht bedürfen. Ueberdem hat er den Plan hier sehr flüchtig und unvollständig hingezeichnet.

Dass der Vf. nach keinem systematischen Plan verfahre, kann man schon aus der seltsamen Anordnung des Ganzen erkennen; noch auffallender aber leuchtet es aus der Behandlung der einzelnen Theile hervor. Im II. Abschnitt, der von dem Ackerbau und der Viehzucht handelt, wird zuerst von den verschiedenen Arten, Bestandtheilen, Kräften und Zubereitungen des Düngers, und von Bearbeitung und Bestellung der Felder, und dann erst von den Bestandtheilen und dem Gebrauche der verschiedenen Erd- und Getreidearten gesprochen; da man doch, nach des Vf. eigenen Lehrsätzen §. 47 u. 50. von dem Erstern keine richtige Anwendung machen kann, ohne das Letztere zu kennen. Eben so wird in der Lehre von der ökonomischen Viehzucht, anstatt zuvor die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten jeder Viehart und deren Kennzeichen zu bestimmen, und hieraus die Regeln des Ankaufs, der Erziehung, Unterhaltung und Wartung herzuleiten, und dann erst die entgegengesetzten Fehler anzuzeigen, der Anfang des Vortrags mit dem Letztern gemacht. Zu diesem Mangel einer systematischen Ordnung kommen nun noch hinzu *unrichtige* Lehrsätze, z. B. im §. 123 bis 127. woselbst Flachs, Hanf, Tabak, Rübesaat und Oeldotter sehr unbotanisch zu den Getreidearten, und eben so fehlerhaft §. 152 u. 153. Waid und Krapp unter die Futter- und Nahrungskräuter mit gerechnet werden, §. 27. nach welchem alle Handwerker ohne Unterschied den Städten zugeeignet und von den Dörfern gänzlich ausgeschlossen werden sollen; ferner *Mängel in wesentlichen Theilen*, z. B. der gänzlich fehlende Unterricht von Benutzung, Cultur und Verbesserung der natürlichen Wiesen und von ihrem nöthigen richtigen Verhältnisse gegen Viehzucht und Ackerbau, auch von der schicklichsten Abtheilung der Felder und der abwechselnden

fenden Ordnung ihrer Bestellung; ingleichen *unerweisliche Behauptungen*, z. B. §. 20. dass Faulheit, Hartnäckigkeit und Dummheit das Erbtheil *aller* Bauern sey; §. 161. dass der Ackerbau und die Viehzucht in Deutschland überhaupt sich *in sehr schlechten* Umständen befinde. In vielen Fällen wird der angehende Cameralist die benöthigte Belehrung hier vergeblich suchen, z. B. wenn ihm bey Localuntersuchungen daran gelegen ist, den Flächeninhalt eines Getreidefeldes, ohne Vermessung, oder die Hauptbestandtheile eines Bodens, ohne chemische Operationen, zu bestimmen. Jenes hätte ihm §. 30. nach dem Maasstabe der gewöhnlichen Aussaat, und dieses im 8ten Cap. des 2ten Abschn. nach der Menge und dem Wachsthume der auf dem Boden befindlichen wilden Pflanzen gelehrt werden sollen. Dass in der Lehre vom Ackerbaue aus bekannten ökonomischen Schriften, und besonders in Bestimmung der chemischen Bestandtheile der verschiedenen Arten des Düngers, des Getreides, der Futter- und Handelskräuter, aus *Rückerts* chemischen Untersuchungen des Feldbaues viel, und manches sogar wörtlich entlehnt ist, hätte sollen angezeigt werden. — Die Mittel, welche der Vf. zu Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht vorschlägt, sind hauptsächlich: Abschaffung der Brache, der gemeinen Hütungen, der schmalen Ackerbeete, der Frohndienste, Vermeidung des Ankaufes fremder Pferde und Beförderung der inländischen Pferdezucht, Verbesserung der Zuchtkühe und Stammochsen, besonders durch Herbeyschaffung der letztern aus der Schweiz, Stallfütterung, bessere Auswahl der Schafe, ihrer einmaligen Wollschur und Unterlassung ihres Melkens, Einschränkung der Schweine-, Gänse- und Taubenzucht etc. Die Bemerkungen über diese Gegenstände sind aber für ein Handbuch viel zu weitschweifig vorgetragen, während es dagegen an andern nöthigen Belehrungen (z. B. über Fischerey und Bienenzucht, welche in 4 §§. abgefertigt werden) öfters fehlt.

III. Abschn. Von der Bevölkerung durch die Eingebornen des Landes, dann von der Bevölkerung durch Ausländer, und zuletzt von den Ursachen der Entvölkerung und den dagegen anzuwendenden Mitteln. Hier empfängt der cameralistische Lehrling wahre und zweckmässige Grundsätze, worunter jedoch einige, z. B. §. 320 u. 344. zur Verhütung ihrer Missdeutung, einiger Einschränkung bedurften, und nicht für allgemein und unbedingt gültig angegeben werden konnten. Aeusserst selten ist freylich der Fall einer Uebervölkerung, aber doch immer möglich, wenn die Volksmenge grösser, als die Summe aller in einem Staate, nach seiner physicalischen und politischen Lage und Beschaffenheit, vorhandenen und zu erlangen möglichen Ernährungsmittel ist. Denn da die Letztern nicht bis ins Unendliche fortgehen; so würde die unbegrenzte Vermehrung der Erstern, ohne alle Rücksicht auf jene, offenbar schädlich, und der cameralistischen Klugheit entgegen seyn. Hiemit würde es gleichfalls nicht übereinstimmen „alle „Fremden, alsdann aufzunehmen, wenn sie in andern „Ländern Verfolgung erlitten haben, oder sonst unglück„lich gewesen sind, und keine schweren Verbrechen „begangen haben," weil hiegegen oftmals, wie jetzt bey den französischen Flüchtlingen, andere wichtige Bedenklichkeiten vorwalten können.

IV. Abschn. Ueber die Anordnung und Verwaltung der von den Gütern und Erwerbsmitteln der Unterthanen zu erhebenden Steuern. Es werden zuerst die Quellen des Staatsvermögens, die Gründe des Beytrages der Unterthanen hiezu, und die Regeln der Verwaltung dieses und des Privatvermögens, dann die Verhältnisse und verschiedenen Arten der Abgaben, hierauf die von den Landleuten zu entrichtenden Abgaben, nach Maassgabe vorgängiger Vermessung und Taxation der Grundstücke, und endlich die Personal- und Gewerbsteuern in Erwägung gezogen. Hier zeigt sich gleich Anfangs (§. 359.) eine Unvollständigkeit in dem Begriffe vom Staatsvermögen. Dieses besteht nicht bloss in den landesherrlichen Domänen und in den Beyträgen, oder Abgaben der im Staate lebenden Unterthanen, sondern auch in den Einkünften von den landesherrlichen Regalien. Unter den verschiedenen Arten von Abgaben verwirft der Vf. die Accise von Materialien der Gewerbe, von den daraus entstehenden Producten, und von Lebensmitteln, und die Tobaksteuer gänzlich und erklärt jene für allgemein nachtheilig, und ganz unschicklich, und diese für gehässig, welches doch von einer vernünftigen Einrichtung der Accise durchaus nicht gilt, noch gelten kann, wenn, nach dem Unterschiede der entweder zum Wohlleben, oder zur Bequemlichkeit, oder zur allgemeinen Nothdurft gehörigen Sachen, die Erstern mit höhern, die Zweyten mit geringern und die Letztern mit gar keinen Imposten belegt werden: weil diese alsdann den die ersten beiden Artikel mehr verbrauchenden reichen Unterthan am stärksten, den Unbemittelten aber am wenigsten treffen. Die hingegen von dem Vf. angerathene und beschriebene Festsetzung aller Abgaben auf die Grundstücke, auf die Viehnutzung, auf die Gewerbe und auf Personen ist in verschiedenen deutschen Staaten so schicklich angeordnet, dass die Steuerverfassung in *allen* Ländern Deutschlands nicht (wie §. 400. geschehen) der Uebermasse, ungleicher Vertheilung und ungeschickter Erhebungsarten mit Wahrheit beschuldiget werden kann.

V. Abschn. Von der Forstwissenschaft. Das gewöhnliche Forstwesen wird wegen vielfältiger Fehler getadelt und der Ursprung des Holzmangels angegeben. Darauf folgen die gegen diesen Mangel anzuwendenden Mittel, die Verschiedenheit der Holzarten, die Vertheilung sowohl der Laub- als Nadelhölzer in gewisse Schläge, die Einsammlung und Verwahrung der Saamen von den Waldbäumen, die Cultur der Forsten durch Besaamung der Gehäge, durch anzulegende wilde Baumschulen und durch Verpflanzungen, und endlich die zur Ersparung des Holzes diensamen Mittel. Hier findet der cameralistische Lehrling einen aus den besten forstwissenschaftlichen Schriften gesammelten kurzen, richtigen und brauchbaren Unterricht von Behandlung und Benutzung der Forsten, auch am Schlusse eben so richtige und anwendbare Mittel zur Holzersparung.

In dem *zweyten Theile* handelt der I. Abschnitt von dem ländlichen Bauwesen. Zuerst von den dabey vorfallenden gewöhnlichsten Fehlern, worauf alsdenn Anweisungen folgen über die beste Anlage und Einrichtung ländlicher Gebäude überhaupt, und dann in Rücksicht auf ihre Festigkeit, Bequemlichkeit und Ordnung insonderheit, ferner über die Wahl und die Anwendung der Baumaterialien, über die Wasserleitungen und einige andere Gegenstände des ländlichen Bauwesens, über die Erbauung eines auf etwa 4 bis 6 Hufen Land eingerichteten Bauerhofes und über die einen solchen Bau betreffenden Kostenanschläge zu ertheilen. Hiemit wird sich auch der angehende Cameralist in den mehrsten Fällen forthelfen können: da er hier richtige und durchgenaue Berechnungen, auch Grund- und Standrisse hinlänglich erläuterte Begriffe und Vorschriften findet. Nur hätte der Vf. bey seiner vorgeschlagenen Einrichtung der Bauerhöfe einen so wesentlichen Theil, als die Getreide- oder Schütteböden sind, auch die Anlage und Einrichtung der wirthschaftlichen Gebäude eines Domänen- oder andern grosen Landguts, wenigstens in sofern nicht vergessen sollen, als bey diesen doch sehr viel darauf ankommt, wie diesen Gebäuden eine solche Ordnung und Einrichtung zu geben sey, dass dadurch ein bequemer und vortheilhafter Betrieb der Wirthschaft bewirkt, und der Landwirth in den Stand gesetzt wird, den ganzen Hof und alle ihn umschliessenden Wirthschaftsgebäude zu beobachten.

Minder ausführlich und hinlänglich handelt der II. Abschn. in 2 Cap. von der Bergwerkswissenschaft, und zwar zuerst von der Aufsuchung, Gewinnung und Benutzung der Mineralien, und hierauf erst von der Eintheilung des Mineralreiches; also gerade in verkehrter Ordnung und Folge auf einander.

III. Absch. Ueber die Domänen. Zuförderst allgemeine, in der Benutzung jener Güter zu beobachtende Grundsätze, dann einige angerathene Mittel zu ihrer geschwinden und dauerhaften Verbesserung, hierauf Vorschriften und Formulare zur Abfassung der Kauf-, Pacht- und Nutzungsanschläge und zuletzt eine Untersuchung der Ursachen des Verfalls der mehrsten adelichen Güter, nebst Vorschlägen zur Verhütung ihrer häufigen Sequestrationen. Das letztere gehört gar nicht in den Bezirk der eigentlichen Cameralgeschäfte, und folglich auch gar nicht hieher. Dafür hätte der Vf. im 1. Cap. als Mittel die Domänengüter zu benutzen, nicht bloss Verpachtung und Administration anführen, sondern auch von der Verwandlung einiger Pertinenzen solcher Güter in Erbzinsgüter, von der in neuern Zeiten so häufig empfohlnen, auch in einigen Staaten bewerkstelligten Zerstückelung ganzer Domänengüter und ihrer Vertheilung unter einzelne Pächter, und von den dabey in Erwägung zu ziehenden Vortheilen und Bedenklichkeiten etwas erwähnen sollen. Rec. muss es sogar auf die Gefahr ankommen lassen, dass er von dem Vf. zu den alten Cameralisten gerechnet werde, gegen welche er (§. 173.) so heftig declamirt, und die er als Leute beschreibt „vor deren Reden über die Land„wirthschaft man die Ohren zuhalten möchte, welche „bloss käuen, was ihnen die Bauern vorgekauet haben" etc. Er wagt es indessen trotz jener Gefahr, den Behauptungen (§. 167—175.) „dass die landesherrlichen „Domänengüter durch Administration am besten benutzt „werden können, und dass ein solches Gut selbst von „einem zum Administrator bestellten ökonomischen Pfu„scher besser besorgt werde, als von einem Pächter," geradezu zu widersprechen. Seine Gründe hiezu sind: dass es dem richtigen allgemeinen Grundsatze: der Landesherr sey, so wenig mittelbar, als unmittelbar, weder Kaufmann, noch Fabrikant, entgegen ist, wenn ein sehr groser Theil des Handels mit den unentbehrlichsten ländlichen Producten, Getreide, Vieh, Wolle, Flachs, Butter, Käse etc. durch die Administration der Domänen in seine Hände kommt; dass zur bestmöglichsten Verwaltung des Staatsvermögens sichere Etats der Einnahme, und folglich auch von den Domänengütern durchaus erfoderlich, diese aber von den Administrationen nicht zu erlangen sind; dass durch die Verwandlung der Pachtungen in Administrationen der landesherrlichen Cammer die ganze Last aller Unglücksfälle beym Haushalte aufgebürdet, ihr durch die Abfindung der Pächter, wegen Cautions- und Meliorationsgelder, ein ungeheurer Kostenaufwand; auch die Vertreibung vieler bemittelter Pächterfamilien aus dem Lande verursacht wird; dass gegen das einzige von dem Vf. (§. 175.) angeführte Beyspiel unzählige Fälle vorhanden sind, da von der Administration, nach Abzuge der Zinsen des verwendeten Capitals, der Administrations- und übrigen Haushaltskosten, der Unglücksfalle etc. kaum so viel, als der ehemalige Pachtertrag, oft weit weniger, erfolgte, da der Administrator sich sehr gern mit dem festgesetzten Gehalte und einer aus dem Haushalte wohl besetzten Tafel begnügte, weil er den Vortheil aus dem heimlichen Betriebe eines Nebengewerbes, z. B. eines Getreide- oder Viehhandels, gewisser und einträglicher, als den ihm versicherten Antheil aus dem vergrösserten Ertrage des Haushalts fand; dass Rec. sich in einer Gegend befindet, woselbst der Ertrag der verpachteten Domänengüter, zu deren Verpachtung auf 9—12 auch 18 Jahre man gegen gute Hauswirthe und sichere Bezahler gern geneigt ist, durch die Anwendung der neuesten sichern Verbesserungsmittel, um ½ auch zum Theile aufs Gedoppelte ist erhöhet, und zugleich von solchen Pachtinhabern auch unter den Bauern, durch Anweisung und Beyspiel, wichtige einträgliche Haushaltsverbesserungen sind bewirkt und verbreitet worden; und endlich dass bey den Pächtern die Gewissheit des ganzen eigenen Genusses des Erworbenen und Ersparten eine stärkere Triebfeder der Industrie ist, als bey den Administratoren die Gewissheit des Genusses nur eines kleinen Theils davon: da die Letztern durch die gleichergestalt, wie bey Bezahlung der Pachtgelder, festgesetzte vierteljährige, oder gar monatliche Ablieferung ihrer baaren Vorräthe gemeiniglich ausser Stand gesetzt werden, nützliche Verbesserungen zu unternehmen, hingegen die etwan zugestandene lange Zurückbehaltung dieser Vorräthe oft Veranlassung gibt,

gibt, dafs sie solche entweder zu ihren Privatvortheile misbrauchen, oder um so mehr, zum Schaden des Publicums, darauf bedacht sind, durch Anhäufung ihrer Naturalvorräthe ihre Vertheurung, dadurch einen höhern Ertrag und hiedurch eine Vergrösserung ihres Antheils davon zu bewirken. Besonders ist es eine der evidentesten Wahrheit widersprechende Ungerechtigkeit, die sämmtlichen Domänenpächter tief unter alle ökonomischen Pfuscher (§. 173.) herabzusetzen. — Was der Vf. im 2ten Cap. zur geschwinden und dauerhaften Verbesserung der Landwirthschaft überhaupt, und der Domänengüter insonderheit angerathen hat, besteht in den längst bekannten, auch schon häufig in Ausübung gebrachten Mitteln des Anbaues der Futterkräuter, der Stallfütterung, der Aufhebung der Gemeinheiten etc. Ueber die Kauf-, Pacht- und Nutzungsanschläge findet der Cameralist im 3ten Cap. nichts weiter, als den Entwurf eines Anschlages von der letztern, aber keinen von der erstern Art, auch keine Grundsätze ihrer Abfassung, und nur wenigen unzureichenden Unterricht von Pachtübergaben.

IV. Abschn. Von den allgemeinen Grundsätzen der Policey, von den Gegenständen der ländlichen Policey, von ihren gewöhnlichen Fehlern, und deren übeln Folgen, und von den zur Verwaltung dieser Policey zu bestellenden Personen und ihren Dienstverrichtungen. Hier sind auch solche Anweisungen eingemischt, welche in den Bezirk der Landwirthschaft gehören, z. B. zur Verbesserung der Wiesen und der Viehzucht, zur wirthschaftlichen Benutzung der Waldungen und sogar, ganz umständlich, zur Erziehung und Wartung einiger Gartengewächse, als Spargel, Meerrettig, Gurken, Zwiebeln, Vitsbohnen etc.

Ungeachtet des Guten, was dieses Handbuch theilweise leistet, kann es doch, wie aus unsrer Anzeige erhellet, für keine hinlängliche Belehrung des angehenden Cameralisten gelten, und sogar in gewissem Betrachte schädlich werden. Genugsame Beweise von jener Unvollständigkeit sind einige schon vorhin angezeigte Lücken, und besonders der gänzliche Mangel des Unterrichts von einigen Cameralregalien, z. B. vom Post-, Münz-, Jagd-, Geleit- und Zollwesen (bloss Erwähnung des Letztern, ohne weitere Belehrung Th. I. §. 364.) ingleichen von Cameraletats und Rechnungswesen, und die unbedeutenden Bruchstücke (§. 163. 205.) von Behandlung und Schliessung der Pachten, von Pachtabnahmen und Uebergaben. Zu der Besorgniss, dass es selbst schädlich werden könnte, gibt die Art des Vortrages gegründete Veranlassung: da alle nur irgend in cameralistischen Angelegenheiten anzutreffenden Fehler, aufgesucht und aufgezählt sind, und häufige Beschuldigungen der Unwissenheit und Unredlichkeit gegen diejenigen, welche damit zu thun haben, vorkommen. Hiegegen muss freylich der angehende Cameralist gewarnt werden, und dies kann durch deutliche, richtige und vollständige Regeln seines Verfahrens, und durch kurze Bemerkungen der Arten der Versündigungen dagegen, füglich und hinlänglich geschehen. Allein durch die von dem Vf. gewählte Lehrart werden gewöhnlich ehrsüchtige Neulinge in Cameralgeschäften mit überspannter Einbildung von ihren bessern Einsichten, mit gehässigtem Argwohne gegen die ihnen untergeordneten, oder mit ihnen im gleichen Verhältnisse stehenden Personen, und mit unbedachtsamer Reformationssucht angesteckt; kurz, in Menschen verwandelt, auf welche *von Hagedorns* Beschreibung völlig passt:

> Es gibt ein Volk, das immer lernen sollte,
> Und immer lehrt.
> Dies ist das Volk, das man *sie* hören wollte,
> Und *täglich* hört.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *München*, b. Lentner: *Versuch über die anwendbarsten Grundsätze bey Cultur-Prozessen und Theilungen der Gemeinheiten.* Von *Lt. A. H.* 1794. 102 S. 8. (5 gr.) Diese Schrift ist theils der Rechtfertigung der Gemeinheitstheilungen überhaupt, theils der Darstellung eines Princips bestimmt, das ihnen zum Grunde gelegt werden soll. Die Vertheilung der Gemeinheiten nemlich, soll nicht nach dem allgemeinen Verhältniss der Ausdehnung des Güterbesitzes, sondern so geschehen, dass die Theilnehmer in einige, möglichst wenige, Classen getheilt, und diesen nach einer mit ihrer Grösse fortwachsenden arithmetischen Proportion von 4. 6. 8. die Theile angewiesen werden sollen. Nur so würde die zweckwidrige Folge vermieden werden können, dass die Theile der ärmern Gutsbesitzer zu klein und unnutzbar würden. — Freylich erschöpfen diese Bogen jenen Zweck weder in der einen noch in der andern Rücksicht: am allerwenigsten entsprechen sie dem, was ihr Titel vermuthen lässt. Indessen zeigt der Vf. doch so viel Kenntniss des Gegenstands, dass wenigstens für sein Locale (denn auf dieses schränkt der mit Provinzialismen durchwebte und auch sonst undeutsche Stil der Schrift fast ganz sie ein) diese Arbeit durch mehrere Verbreitung der richtigern Grundsätze über jene Seite der Culturverbesserung und durch Entkräftung der gewöhnlichsten Einwürfe, dennoch nicht ohne Nutzen seyn möchte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. April. 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Brion, Buiffon u. a: *Voyage dans les Départements de la France, enrichi de Tableaux Géographiques et d'Estampes;* par les Citoyens *J. la Vallée* pour la partie du texte, *Louis Brion* pour la partie du dessin, et *Louis Brion* père pour la partie géographique. 24—31stes Heft. 1793. 8. (Jedes Heft von 2—3 Bogen kostet zu Paris 50 Sous.)

Fortgesetzt unter dem Titel:

Voyage dans les Départements de la France, par une société d'artistes et gens de lettres, enrichi etc. 32 bis 34 Heft. 1793. 8. (Diese letztern Hefte kosten der Theurung des Papiers und Drucks wegen jedes 10 Sous mehr.)

Ohne die vielen verächtlichen jakobinischen Invectiven, gesuchten Abschweifungen und Declamationen alle anzumerken und zu rügen, fahren wir fort, den Hauptinhalt auszuzeichnen.

24. Heft. *Département de la Marne;* vordem ein Theil von Champagne und Brie, ist nichts als eine kahle sandigte Ebne, hat aber Ueberfluss an trefflichen Weinen; *Chalons*, der Hauptort; merkwürdig durch den Rückzug des Herzogs von Braunschweig 1792. Ritterfeste dieser Gegend in den Zeiten der Kreuzzüge. Anekdote, die Vergiftung der berühmten Schauspielerin *le Couvreur* betreffend. *Sainte - Menehould* — denkwürdig durch Ludwigs XVI Arretirung, — war der Geburtsort von *Robert Sorbon*. Geschichte der Verwüstung der Stadt *Vitre sur Marne* durch den excommunicirten Ludwig VII. *Rheims* ist reich an Manufacturen und Fabriken aller Art. Viel Verläugnung ist es wahrlich, für einen *Jacobiner*, dass der Vf. den Namen des hier gebornen *Jacques Clemens* „mit Abscheu ausspricht, und die Blätter in der Geschichte zerreissen will, auf welchen sich ähnliche Namen finden," — weil dieses Ungeheuer aus *religiösem* Fanatismus einen *König* mordete; gerade als ob irgend ein Fanatismus ein Verbrechen heiligen könnte. — Die ehemalige heilige Salbungsflasche der Könige von Frankreich zu Rheims. — *Epernai*. Die kleine, jetzt unbedeutende, Stadt *Sezanne* ist wegen ihres hohen Alters und wegen mannichfaltig erlittner Unglücksfälle, Einäscherungen u. dgl. merkwürdig.

25 Heft. *Depart. de l'Aube*, vordem ein Theil von Champagne und Burgund. Ein dürrer unfruchtbarer Strich Landes, und deswegen in der gemeinen Volkssprache *Champagne pouilleuse* genannt, wogegen sich der Vf. in der partheyischen Voraussetzung, die *Reichen* hätten diesen Spottnamen erfunden, heftig ereifert. — Die Armuth der Natur wird durch den Arbeitsfleiss der Menschen ersetzt; besonders hat das Dep. viele und sehr vollkommne Webereyen aller Art. *Troyes* der Hauptort. Hieher ward 1787 das Pariser Parlement verwiesen, und dadurch der erste Grund zu der ausbrechenden Revolution gelegt. — Grabmal *Abelards* und *Heloisens* in der Abtey *Paraclet*, (nebst einem trefflichen Blatt, worauf die Gräber der beiden Liebenden dargestellt sind). Ein einfacher Grabstein deckt zu den Füssen des dem Stifter dieser Abtey gewidmeten Denkmals den Ueberrest der Asche seiner Heloise, einst ein Ort der Thränen für so manche unglückliche Nonne, wovon hier eine rührende Anekdote erzählt wird. Sehr lesenswerth ist die Charakteristik Abelards. — *Bar-sur-l'Aube*, wo die berüchtigte Intriguantin *de la Motte* arretirt ward, hier *femme célèbre* genannt, *dont l'innocence est démontrée*. — Die Abtey *Clairvaux* war eine der reichsten und prächtigsten Hauptresidenzen der ehemaligen französischen Mönche. Der Pabst Eugen III, (hier *Pape par la colère de Dieu* treffend genannt,) war Klosterbruder in dieser Abtey.

26 Heft. *Depart. de l'Yonne*, vordem ein Theil von Burgund, Champagne und Orleanois. *Sens*. Hieher zog sich der Bischof *Thomas Beket* zurück, als er aus England vertrieben ward. Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes und des *Dauphin*, Vaters Ludwig XVI. Der Vf. nimmt, indem er das Bataillon d'Yonne nennt, welches sich der Verrätherey des Gen. Dumouriez widersetzte, Gelegenheit, einiges Licht über den Charakter dieses räthselhaften Mannes zu verbreiten. Er schildert ihn als einen eiteln, unklugen, eigennützigen und herrschsüchtigen Egoisten, und zieht eine Parallele zwischen ihm und *Cromwell*. „*Ce que sauva la France*, heisst es unter andern in Hinsicht der abstechenden Charakterähnlichkeit dieser beiden, *c'est, que Doumouriez eut la foiblesse de compter sur les hommes; de toutes les sottises la plus grande, que puisse commettre un chef de conjurés. Cromwell, bien plus habile, ne compta jamais les hommes pour rien, tandis qu'il se comptoit seul pour tous; aussi Cromwel parvint il à son but sans l'indiquer; tandis que Dumouriez ne fit qu'indiquer le sien, sans y parvenir* — Hölen von *Arcy*. Das auf einem Granitfelsen erbauete Schloss *Avallon*. *Auxerre* die Hauptstadt des Departements. — *Tonnerre*.

27 H. *Depart. de Seine et Marne*, vordem ein Theil von Isle de France und Brie. Alle Hände sind hier mit dem Ackerbau und der Viehzucht beschäftigt; dagegen ist die Viehzucht geringe. *Montereau*. Schloss-Gärten von *Fontainebleau*. Der schändliche Mord des

des Liebhabers der K. Christine von Schweden, *Monaldeschi*, welcher in diesem Schloss auf ihren Befehl geschah, wird hier mit einem ekelhaften Detail erzählt, wovon die Geschichte nichts weiss. Es ist aber des Vf. Gewohnheit, die historische Wahrheit seinem Königshass zu opfern, wenn es darauf ankommt, ein Gemälde dieser Art auszumalen. — *Melun*, Hauptort des Departements. *Meaux*.

28 H. *Depart. de Loiret*, vordem ein Theil von Orleanois: Philosophische und sentimentalische Schwärmerey über den Wald von Orleans, den ehemaligen Aufenthalt mehrerer Räuberbanden, wovon Anekdoten mitgetheilt werden. Historische und Local-Bemerkungen über *Orleans*, den Hauptort dieses D. — *Montargis*. Die hier mit vielem Wortaufwand vorgetragene Erzählung von dem Hunde, welcher, von seinem Herrn im Irrthum erschossen, noch sterbend zu dem von diesem verlornen Geldbeutel zurückkehrt, findet man längst in den meisten Lesebüchern für Kinder. — Nachrichten von einigen, in diesem Dep. gebornen, berühmten französischen Gelehrten.

29 H. *Depart. de Loire et du Cher*, vordem ein Theil von Orleanois, Beausse und Barri. Die reizenden fruchtreichen Ufer der Loire. Der Garten Frankreichs, auch in Ansehung des milden und heilsamen Klimas. Die „*spectres impurs*“ der Ludwige, Karl und Heinriche, verfolgten hier den Vf. (!), er konnte deswegen diese Schönheiten der Natur nicht geniessen. Die Industrie ist nicht gross in diesem D., aber der natürlichen Producte sind desto mehr. Die Behauptung, dass man zu *Blois*, dem Hauptort des D., das reinste französisch rede, erklärt der Vf. für Vorurtheil; die Sprache werde vielmehr durch einen falschen Accent, und durch viele Provincialismen entstellt. Rec. erinnert sich noch mit Vergnügen der reinen und wohlklingenden Sprache und des feinen Ausdrucks, die er vor 10 Jahren selbst von Taglöhnern in *Blois* gehört hat, eben wie dies mit dem Italienischen in Siena der Fall ist. Die wohlerhaltne, und noch jetzt benutzte, römische Wasserleitung bey Blois ist eine der schönsten Reste des Alterthums in Frankreich. Geschichte des Mordes des Herzogs von *Guise* 1588 durch Heinrich III. — *Vendome* der Geburtsort des bekannten alten französischen Dichters *Ronsard*.

30 H. *Depart. de l'Eure et du Loir*, vordem ein Theil von Orleanois, Beausse, Perche und Isle de France, ist blos reich durch Ackerbau; dafür fehlen Wälder, Wiesen, Weinwachs und Obst. Auch hat es Mangel an Wasser; daher alle gegrabne Brunnen von ausserordentlicher Tiefe seyn müssen. *Chartres* der Hauptort. — Ueber den Dienst der Druiden, über Menschenopfer und Religionsmissbräuche. In der Kathedralkirche zu Chartres ward eine grosse Sonne von Gold aufbewahrt, welche an Festtagen von vier Baronen zur Schau getragen ward; jetzt ist sie von vier Bürgerlichen in die *Münze* getragen. Charakteristische Züge der F. v. *Maintenon* und der *Diane de Poitiers*, Heinrichs II. Maitresse.

31 H. *Depart. de l'Eure*, vordem ein Theil der Normandie. *Evreux*, der Hauptort. Feyerlicher Einzug der neuen Bischöfe von Evreux. Hierbey, in einer Note, eine etwas üppige Beschreibung eines *bischöflichen* Bachanals in der Vorbereitungsnacht zur neuen Weihe eines Bischofs i. J. 1775. Vollkommen gleichen diese, zwischen Wein und Liebe getheilten, Orgien, welche von sieben Bischöfen und dem zu weihenden Prälaten gehalten wurden, den wollüstigen Auftritten im vormaligen Palais royal, nur mit dem Unterschiede, dass jene in dem Hause einer engen Gasse, in einem prächtigen Saal des 4ten Stockwerks gefeyert wurden. Ein Abbé spielte dabey die Rolle eines *maitre des plaisirs*, und führte seinen Freund durch viele dunkle Irrgänge und Treppen dazu ein. *Il étoit jour* (so endigt die Erzählung,) *quand C... D... regagna sa maison: il avoit besoin du repos; mais des cloches bruyantes le chasserent de ses yeux. C'étoit la cérémonie qu'elles annonçoient. Il y courut: ses collègues nocturnes, surchargés d'or et de pierreries, entourés d'encensoirs et de luxe, les yeux baissés, la fausse vertu sur le front, pavanoient lentement leurs membres fatigués. C... D... rit beaucoup, mais tout bas, car le peuple à genoux prenoit la paleur des prelats pour les excès de la pénitence.* — Züge aus der Geschichte des unglücklichen Grafen *Robert von Essex*, der, von dem Geburtsort eines seiner Voraltern, den Beynamen *d'Evreux* führte. Beschreibung einiger unsinnigen Ceremonien, die im Mittelalter, und späterhin noch, in der Kathedralkirche zu Evreux unter dem Namen *l'Obit de la bouteille* und das *Fest des ersten Mays*, gefeyert wurden. Die erstere war die Feyer des Namensfestes eines ehemaligen Canonicus in diesem Stift, Namens *la Bouteille*, der ausdrücklich dazu ein Legat hinterlassen hatte. Bey einer jährlichen Todtenmesse war das im Chor ausgebreitete Leichentuch mit vollen *Bouteillen* besetzt. Die Officianten fielen nach geendigter Messe darüber her, und die geleerten Bouteillen wurden so lange mit vollen Flaschen wieder ersetzt, *jusqu'à ce que les officians eussent besoin qu'à leur tour on fit les enterrer dans leur lit.* Das zweyte Fest war vollkommen ein Fastnachtsspiel. Die vermummten Chorsänger zogen mit grünen Zweigen, den Erstlingen des Mays, während der Messe, unter Trinken, Singen und Tanzen in die Kirche, wurden hier von den Chorknaben verjagt, und überliessen sich dann in dem Schiff der Kirche den tollsten Ausschweifungen wilder Bachanten. Es ist bekannt, dass in mehrern Gegenden von Frankreich noch in unserm Zeitalter ähnliche religiöse Mummereyen und Orgien gefeyert wurden: aber man ahndete wohl kaum, dass gerade diese unsinnigen, unter dem heiligen Panier gehaltnen, Spiele bey dem Volk Geringschätzung und Verachtung der Religion wirkten, und gewissermassen die Epoche des gänzlichen Umsturzes derselben vorbereiteten. — Romantische Lage von *Vaudreuil*.

Dieses 19te Heft wurde darum nicht in seiner Ordnung geliefert, weil, nach der Aeusserung des Vf., dieses neue Departement von Frankreich damals noch nicht organisirt war. Ohne sich auf die Frage einzulassen: welches Schicksal, bey der jetzt so sehr veränderten Lage der Gränzen Frankreichs und bey dem wechselnden Kriegsglück, dieser neuen Organisation Savojens und dessen Rangirung unter die französischen Depar-

Departements, künftig bevorstehe; und für was das *ci-devant* auf dem Titel, so wie die Behauptung des Vf. „*que le Departement du Mont-blanc se classa dans le temple de la gloire, et qu' une baguette de plus s'unit à l' indivisible (?) faisceau de la republique française*," gelten könne? beschränkt sich Rec hier blofs auf die Inhaltsanzeige dieses Hefts.

Das Depart. vom *Mont-blanc* hat 480 Franz. Quadrat Meilen und 384000 Einwohner und gehört zu der Metropole von Lyon. Es ist in 7 Districte getheilt, welche 83 Cantons und und 653 Municipalitäten enthalten. Zum National - Convent schickt es 10 Deputirte. — Charakteristick der zum Auswandern gewöhnten Savojarden. Geschichte des Landes und seiner Regierungsform; unter welchen das letzte, freylich nicht gelindeste Gouvernement, in der Manier des Vf. mit den schwärzesten Farben geschildert wird. „*Nul homme*" — so heisst es unter andern — *n'etoit sûr, si le soir il ne serait tiré à quatre chevaux.* (!). — Hierauf folgt eine lange Declamation über die — Regeneration dieses Landes und über die Wirkung des den Einwohnern nunmehr zugeführten *etendard tricolor de la liberté*. — *Chambery* ist der Hauptort des D. und die Vaterstadt des berühmten Abbé *St. Real*. Local Bemerkungen, diese Stadt und *Annecy* betreffend.— Einige allgemeine Züge der erhabenen Naturscenen des gebirgigten Savojens. Das Hospitium auf dem St. Bernard.. Das von dem Vf. entworfne Bild des sinkenden Tages, dessen letzte Stralen an den glänzenden Spitzen der Eis und Schneeberge noch lange verweilen, ist gut gerathen. — Gestalt der Einwohner und ihre bisher so sehr vernachläfsigte Bildung, besonders in Ansehung der Kenntnifs und Bearbeitung ihres vaterländischen Bodens. Die 5 Kupfertafeln enthalten die, schlecht gerathne, Ansicht des Mont-blanc, den Eingang von Salanches und Bonneville, eine Aussicht bey Morlayx und die Kleidungsart der Savojarden. Keins dieser Blätter zeichnet sich besonders aus.

32stes H. *Depart du Calvados*, vordem ein Theil der Normandie, zählt in seinem Umfang 288 Quadrat lieues, und 39,000 Einwohner, ist in 6 Districte, 71 Cantons und 904 Municipalitäten getheilt und hat 13 Depurtirte beym N. C. — Arbeitsamkeit der Bewohner, die sich durch Scharffinn, Unternehmungsgeist, und Enthaltsamkeit auszeichnen, mit unerschöpftem Reichthum des Bodens und trefflichen Lage der Städte vereint, machen dieses und die beiden folgende D. zu den glücklichsten Erdstrich in Frankreich. Sehr schlau setzt der Vf. den Grund der rojalistischen und aristokratischen Volksbewegungen dieses D. in einen, aus jenen Eigenschaften folgenden Zug des Eigennutzes der Einwohner, welcher durch leere Vorspiegelungen und Versprechungen grofser Vortheile, von den bekannten und unbekannten Stiftern dieser Unruhen, gereitzt ward. — Die eigentlichen und geheimen Triebfedern jenes Bürgerkrieges, der mit so wechselnden Glück und grofser Erbitterung geführt ward, und von dem wir Entfernten so wenig Wahres erfahren, dürften uns noch lange unbekannt bleiben. Der Hauptort *Caen* (wird *Can* ausgesprochen) am Zusammenfluss der Orne und des Odon und zwischen lachenden Wiesen, hat eine überaus schöne Lage. „*De loin la ville semble une fleur, que la nature a jettée sur l'email des gazons.*" Die Stadt ist artig gebaut, hat gerade Strafsen und schöne Plätze, und war vordem der Lieblingsaufenthalt des Adels dieser Gegenden. Die dortige Universität ward einige Zeit aus Mode stark besucht; „so wie, setzt der Vf. hinzu, die zu *Göttingen* (Gothingue) bey uns gleichfalls ihre günstige Periode hatte, in welcher es zum guten Ton eines *grofsen Herrn* gehörte, sagen zu können: meine Kinder sind auf der Universität *Göttingen*. Sie setzten einen Ruhm darin, ihre Kinder ausserhalb Landes erziehen zu lassen. So grofs war von jeher die Verachtung des Adels gegen das Vaterland!" Jenes Factum ist übertrieben, und die darausgezogne Schlussfolge unrichtig, und in dem französischen National-Charakter nicht gegründet. Die Zahl der jungen Franzosen von Adel, welche in den letzten Jahren durch die Gegenwart der drey englischen Prinzen nach Göttingen gezogen wurden, war im Ganzen viel zu geringe um die Behauptung des Vfs. zu bestätigen. Uebrigens mag das satyrische Gemälde von den hohen Schulen, den vormaligen Französischen ähnlich seyn. — Die Domkirche zu *Bayeux* ist eines der schönsten Stücke gothischer Baukunst in Frankr. *Lisieux*. — *Falaise*, besonders durch seinen grofsen Jahr- und Pferdemarkt, unter dem Namen *foire de Guibray* merkwürdig. — Alle Arten von Manufacturen und Fabriken so wie Ackerbau und Viehzucht blühen in diesem Depart. Der Mangel an Steinen, die Güte des Bodens selbst, und die vielen Viehtriften, sind die Ursachen der schlechten Wege, wodurch die Communication erschwert wird. Das D. zeichnete sich von jeher durch berühmte Männer aus. — „*Felicité toi Calvados! tu possedas, ce qu'on chercherait en vain ailleurs: un prêtre homme de bien, un évêque sans fanatisme. Soyez beni, Jean Hennuyer, vous futes prêtre, et un homme libre peut vous louer.*" — Auch *Charlotte Corday*, ward hier geboren. Das Urtheil des Vf. über sie ist ziemlich gemäfsigt und enthalt viel Wahres. — Die That dieses merkwürdigen Mädchens, erschien durch die, wenn gleich wenig überdachte, Wahl des Opfers ihres kurzsichtigen Patriotismus, durch die Ruhe mit welcher sie sie beging, und die sie bis aufs Blutgerüst begleitete, in einem blendenden Licht. Sie war schön: kein Wunder, dass sie so viel Bewunderer und Lobredner fand. Bot doch sogar ein *Deutscher*, um den Preis sie liebenswürdig — einem Engel ähnlich — gefunden zu haben, seinen Kopf dem Beil der Guillottine dar! — Aber der ruhige Beobachter nennt das Motiv zu dieser That, fanatischen Wahnsinn, und die That, Meuchelmord. Unser Vf. sagt am Schluss des Urtheils über sie, ziemlich richtig: „*elle fut l'admiration des ames faibles, l'etonnement des ames fortes, et la mèsure de la puissance de la volonte.*" Ueber *Marat*, der bey dem Vf. freylich in der Glorie eines Heiligen und Märtyrers erscheint, hat zum Theil jetzt schon die Folgezeit anders gerichtet!

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in d. Weygand. Buchh.: *Agnese, Tochter des kais. königl. Sergeanten Saalbachs*, jetzigen Gastwirths in Heidesheim. Eine Begebenheit dieser Zeit. 1794. 318 S. 8.

Die auf dem Lande erzogne schöne Agnese wird vom Baron von Falkenstein, der den Grafen Alex. v. Leiningen auf sein Landgut Heidesheim, ihren Wohnort, begleitet hat, mit Hülfe seines *würdigen* Dieners, Richter, entführt, während dessen ihr Geliebter, Fritz André, ehemaliger Trommelschläger, dem angelegten Plane zu Folge, in schwere Inquisition geräth. Nachdem ihre Tugend, wie billig, alle möglichen Proben glücklich ausgestanden hat, wird sie durch ihren wieder freygesprochnen Fritz, vermöge eines unterirdischen Ganges, entdeckt, und ihren betrübten Aeltern wieder zugeführt. Die boshaften Anschläge der Verfolger ihrer Unschuld kommen an den Tag, und sie wird zu Ende der letzten Seite im Buche noch ihrem geliebten Fritz zu Theil. Man muss dem Vf. das Verdienst zugestehen, die abentheuerliche Begebenheit *dieser* Zeit durch die sonderbarsten unnatürlichsten Verwickelungen und Entwickelungen ohne alle Verlegenheit hindurch geführt zu haben. Wer nach dem Ganzen begierig werden will, der lese nur die vom ehemaligen Trommelschläger Fritz verfertigte Ballade, welcher nach der Versicherung der Fr. Saalbach zu einem vollkommnen Gedichte nur das Zusammenstimmen der Worte am Ende der Zeilen fehlt, und von der wir bloss zum Beweise, wie eine Ballade beschaffen seyn müsse, folgende Stellen anführen. „Längst in die Nacht hinein hatte der „Donner der Abendkanone gerollt; und längst hatten „sich die Pikete, unter Leitung der sinkenden Sonne „gebildet." — Weiter unten heisst es: „Höre, Corpo„ral, meine Bitte: schütze meine Fanny vor den Rei„hen dort unten in ihres Vaters Hütte, dort, wo du „ein Wachlicht dämmernd scheinen siehst. Wie? dies „ist des alten Martins Mädchen? Komm mit mir, Lie„be; fürchte dich nicht; ich will dich neben seinen Po„sten stellen; er ist Sergeant im Hintertreffen.

Görlitz, b. Hermsdorf u. Anton: *Das Tournier zu Nordhausen*. 1263. 1795. 288 S. 8.

Die Geschichte beginnt nach dem verderblichen Streite, den Heinrich das Kind, oder vielmehr seine Mutter, Sophie von Brabant, wegen der thüringschen Erbfolge führte. Die Schlacht bey Wettin entschied zum Vortheile Heinrich des Erlauchten, dessen ältester Sohn, Albert, die Unzufriedenheit der Thüringer erregte. Edelwolf von Tieren, der als Wallbruder erscheint, nachdem man ihn während seiner Abwesenheit auf einem Kreuzzuge feyerlich begraben, und seine Güter einem Freunde Alberts, dem Ritter Käfernburg, geschenkt hatte, bestärkt die thüringischen Ritter in ihrem Entschlusse, das Turnier zu Nordhausen zur Ausführung ihrer Pläne zu gebrauchen. Tieren erscheint selbst auf dem Turniere, und erlegt im Kampfe den Käfernburg. Abentheuerliche Scenen, welche der Einbildungskraft nicht viel schöne Bilder geben; gesuchte Redensarten und übertriebene Kraftwörter, welche den alten Rittergeist ausdrücken sollen, und nicht selten dem Ganzen einen Anstrich von Unsittlichkeit geben, sind in dem Buche nicht gespart. So sagt der eine von dem Wallbruder übermannte Räuber: „Lass mich nur erst meine „Zähne vollends da zusammensuchen, dann will ich „dem Höllenteufel gleich seine Zeche bezahlen, mit In„teresse und Agio. Wie wollt ich mich denn am jüng„sten Tage zusammenfinden, wenn ich so stückweise „kapores gehen sollte."

Die eingemischten Lieder verrathen hie und da einen Dichter von guten Anlagen.

Kopenhagen, b. Holm: *Caroline og Lambert. En Fortälling*, (Caroline und Lambert. Eine Erzählung) of *Emanuel Balling*. 1792. 244 S. 8.

Ein armer, tugendhafter Student bildet ein schönes und reiches Mädchen, die sich in ihn verliebte, und der er ein heimliches Liebesverständniss abschlug, mit Vorwissen ihrer Grossmutter, bey welcher sie erzogen ward, zu seiner Gattin. Die Absicht des Vf. mag ganz gut seyn; aber die Ausführung ist leider sehr mittelmässig. Die Charaktere sind ohne Scharfsinn und Menschenkenntniss gezeichnet; die Begebenheiten ohne Interesse, trotz zweyer ganz und gar excentrischer Entführungsgeschichten; die Lehren des ehrlichen Studenten im höchsten Grade langweilig und geschmacklos; der Vortrag platt, oft mit dem guten geselligen Ton stark contrastirend. Wie lässt es sich erwarten, dass man der Moral unter einem solchen Vehikel Eingang und Freunde verschaffen könne?

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Frankfurt* u. *Leipzig*: *Das Blatt hat sich gewendet*, ein Originallustspiel in 5 Aufzügen, von *Schröder*. 1799. 95 S. 8. — Das Wort *Originallustspiel* auf dem Titel ist wahrscheinlich ein Druckfehler, da dieses Stück eine Bearbeitung des englischen Schauspiels, *die Brüder von Cumberland* ist. Wir wünschten, Hr. *S.* hätte auf das Ganze im Verhältniss so vielen Fleiss gewendet, wie auf die Rolle des Amtsraths *Dall*. So besässe unsre Bühne jetzt ein vorzügliches Lustspiel mehr.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

Freytags, den 10. April 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Brion, Buisson u. a.: *Voyage dans les Departements de la France* etc. etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.*)

33stes H. Dep. *de la Manche*, vordem ein Theil der Normandie, zählt 318 □ lieues im Umfang, und 463000 Einwohner, ist in 7 Districte, 63 Cantons und 693 Municip. getheilt, und hat 13 Deputirte beym N. C. Dem vorigen D. gleich an Reichthum des Bodens und Arbeitsfleiss der Bewohner. Butter ist ein Hauptzweig seines Handels, in Frankreich selbst und für das Ausland, besonders für die Colonien. — *Cherbourg*, ist von dem Vf., was die Merkwürdigkeit dieses wichtigen neuen Seehafens betrifft, fast ganz übergangen. — *Mont St. Michel*, die bekannte Benedictiner-Abtey, auf einem steilen von Meer umflossenen Felsen; eine der scheusslichen Hölen der vorigen Staatsgefängnisse, worin so viele Unglückliche (*six cents mille*, peutêtre sagt der Vf.) durch die *lettres de cachet* lebendig begraben wurden. Diese Mörderhölen sind in den Felsen gehauen. In einem derselben war ein eiserner Käfig, in welchem ein Holländer 23 Jahre schmachten musste, den Ludwig XIV. gegen alles Völkerrecht in Holland selbst ergreifen liess, weil er über seine Liebe zur heuchlerischen Maintenon zu frey geschrieben hatte. In einige dieser Gräber der Lebendigen (*oubliettes*, Verliesse,) ward der Verurtheilte mit Stricken hinabgelassen. Man gab ihm ein Brodt und eine Flasche mit Wein, und eine Fallthür schloss sich auf immer über ihm. Die Kirche des Klosters auf dem höchsten Gipfel des Felsens ist wegen ihrer Lage und gothischen Bauart sehenswerth; von einer Seite ist er ganz unzugänglich. Ein Dorf, das nur aus einer Gasse besteht, windet sich in einer Spirallinie, vom Fuss des Felsens bis zur Höhe der Abtey hinan. Der, gewöhnlich Künstlern und Gelehrten verliehene, Orden von S. Michel, ward hier von Ludwig XI. gestiftet. — Die Stadt *Valogne* war vor der Revolution von Adlichen gleichsam bevölkert. Den Bürgerlichen ward Wasser und Feuer versagt; nur einzelne Manufacturisten und die den vornehmen Bewohnern nothwendigen Handwerker, Kleinhändler u. dgl. wohnten dort. Vor dem ehemals festen Schloss dieses Orts liess *Duguesclin* 1364, acht englische Ritter aufknüpfen, die sich, gegen seine ganze Armee, drey Tage hindurch in einem Thurm gewehrt hatten! — *Coutances* der Hauptort des Departements, *Carentan*, *St. Lo*, *Mortain*, sind sämmtlich schlecht gebaute, aber durch ihren Gewerbfleiss reiche Städte. Es fehlt nur dieser industriösen Gegend an leichtern Transport ihrer Producte. Diesem Mangel könnte, nach geschlossnen Frieden, durch Anlegung eines neuen Kanals (wozu, wie der Vf. sagt, das Bette des kleinen Flusses Tante tüchtig wäre) leicht abgeholfen werden, da das Meer von Carentan nur drey lieues entfernt ist. — Ein wegen seines Handelsverkehrs, besonders in Ansehung der ausländischen grossen Fischereyen und der Küstenschiffart beträchtlicher kleiner Seehafen, ist *Granville* in einer schönen Lage auf einer Halbinsel dieser Küste. Der Handel ward hier unter der vorigen Regierung, durch einen Zoll, der durch Misbrauch dreyfach höher, als die Gesetze verlangten, von den eingehenden Schiffern bezahlt werden musste, sehr gedrückt. Die Austernfischerey wirft jährlich diesem Ort 50,000 Liv. ab. — *Garricks* Vater war in diesem D. geboren, und hiess le Garigue. Er emigrirte nach der Aufhebung des Edikts von Nantes nach England „*et y porta dans ses flancs le germe du grand homme, dont la France auroit joui sans l'ineptie du fanatisme.*“ — Die Anekdote, dass zu dem Porträt Fieldings, das Hogarth nach *Fs.* Tode lieferte, eigentlich Garrick, der Fielding so genau copirt hatte, gesessen habe, ist in Deutschland bekannt genug; nur nicht unter den abentheuerlichen Umständen, durch die sie der Vf. bis zum Mährchenhaften verziert hat.

34 H. *Dep. l'Orne*, vordem ein Theil der Normandie und von Perche, 310 Q. lieues gross, hat 382000 Einwohner, ist in 6 Districte, 51 Cantons und 667 Municipal. getheilt, und hat 10 Deputirte beym N. C. Ausser der gleichen Beschaffenheit mit den beiden vorigen D., hat dieses auch noch Holz, Steinbrüche und reiche Minen. *Alençon* Hauptort, (auch von der ehemaligen Grafschaft dieses Namens). Geschichte der vormaligen Grafen von Alençon. Folgender Zug aus derselben ist vielleicht ohne Beyspiel. Ein Graf von *A. Wilhelm Talvas*, ein Mensch mit einer Tigernatur, liebte Mabille, Tochter des Grafen Desmarches. Sie ergiebt sich den Wünschen ihres schlauen Verführers; das erste *rendezvous* wird bestimmt; dem aber das Ungeheuer, vor dem Genuss, erst das Siegel seines Charakters aufdrückt. Er lockt des Mädchens Vater, mit dem er vielleicht wegen dieses Handels uneins war, in das Gemach, — und ermordet ihn. Die Lichter werden ausgelöscht, das unglückliche Mädchen kommt, dankt dem Elenden für seine Aufmerksamkeit, ihrer Schamhaftigkeit durch das Dunkel der Nacht zu schonen, und wirft sich ihm in die Arme. Auf ein gegebenes Zeichen wird das Zimmer wieder erleuchtet, und sie sieht den blutigen Leichnam ihres Vaters auf der Erde liegen. Sie entflieht dem Ungeheuer,

geheuer, das sich an ihrer Verzweiflung weidet, irrt mehrere Tage im Wahnsinn umher, und wird von einem jungen Mann in das Haus seines Vaters, eines Landmanns in Desmarches, aufgenommen. Hier überfällt sie der blutige eifersüchtige Talvas, ermordet sie, läfst den jungen Mann, den er für ihren Geliebten hält, ergreifen, ihn auf den todten Leichnam binden, und so in einen Brunnen werfen. Von den folgenden Herzogen von Alençon stammt mütterlicher Seits die Linie der Bourbons ab. — In diesem Theil der Normandie entstand, im Mittelalter, die sogenannte *Ligue des amans*, ein für beide Geschlechter bestimmter ritterlicher Orden, dessen Eingeweihete sich den sonderbarsten und übertriebensten Regeln unterwarfen, um ihren Gewählten die Stärke ihrer Liebe zu beweisen. In Italien, wohin dieser Orden überging, leitet der Vf., doch mit geringer Wahrscheinlichkeit, von ihm die Entstehung des Cicisbeats ab. — Die falschen brillantirten Steine, und Spitzen *(points d'Alençon* und *d'Argenton)* machen den Haupthandelszweig dieser Städte aus. — Geschichte der Stiftung der zwischen *Mortagne* und *l'Aigle* liegenden bekannten Abtey Notre-Dame de la Maison-Dieu *de la Trappe* 1140 und der Reform derselben durch die strenge Regel des *Abbé Rancé*, und einzelne romanhafte Geschichtszüge aus den Annalen dieses, die Menschheit entehrenden, durch die Revolution zerstörten, Ordens. — *Seez.* — *Argenton.* — *Domfront.* — Der Vf. verbannt in diesem Heft die Benennung *ville*, um die von dem N. C. autorisirte Benennung, *commune*, an die Stelle zu setzen, weil diese letztere besser in das System der Gleichheit passe. *„L'expression de ville, comparée avec celle de hameau est une Aristocratie(!)*

Der artistische Theil aller dieser Hefte, die in Tuschmanier gearbeiteten Darstellungen von pittoresken Gegenden, Städten und Landhäusern, hat, in Vergleichung mit den Kupfern in den frühern Heften, noch gewonnen. In den meisten dieser Blätter ist der Gesichtspunkt glücklich gewählt, und die Ausführung meisterhaft.

1) AMSTERDAM u. STOCKHOLM: *Fortsetzung der Reise eines Engländers durch einen Theil von Oberschwaben und die Schweiz.* In Briefen verfasst, und von seinem deutschen Freunde *L. A. F. V. B.* herausgegeben. 1794. 132 S. 8.

2) WARSCHAU: *Noch ein Bändchen von den Reisen eines Engländers durch Oberschwaben.* In Briefen verfasst und von seinem deutschen Freunde *L. A. F. V. B.* herausgegeben. 1794. 96 S. 8.

Dieser vorgebliche Engländer ist einer von den Reisenden, (unter welchen ja auch berühmte Namen sind,) welche, um verbesserungsfähige Mangel in den Ländern aufzudecken und zu rügen, statt einer bescheidenen und anständigen Freymüthigkeit, verunglimpfenden Spott und hämische Satire, wählen, und, statt zweckmässige Vorschläge zur Verbesserung solcher Mängel zu thun, das Kind mit dem Bade ausschütten, und alles mit Füsen treten, was ihnen in den Weg kommt, in keiner Hinsicht ein competenter Richter, sondern blos ein platter Tadler. Sein elender und fehlerhafter Stil ist diesem Carakter angemessen; und folglich sein Lob oder sein Tadel durchaus gleichgültig. Die Reichsstädte Kempten, Kaufbeuern, Memmingen, Biberach, Ulm und Heilbronn sind in N. 2. der Gegenstand seiner unbefugten Kritik. Das einzige, was in diesen Bogen allenfalls erträglich seyn möchte, sind die sehr kurzen Nachrichten von dem Gewerbswesen jener Gegenden, von einigen milden Stiftungen u. dgl. und einzelne Bemerkungen über politische und Religionsbedrückungen. Von neugebackenen Worten und Provincialismen, deren es in beiden Nummern eine Menge gibt, mögen diese zur Probe dienen: *schluckerig*, *Schupperey*, *schlumpen*, *Arisdemokratische*(!) Regierungsform, *Ehrabschneidisch*, mit Kanaster *eingestunken* u. dgl. — — Etwas lesbarer, ausführlicher in Ansehung der Nachrichten, und hie und da glimpflicher im Urtheil, aber eben so unerträglich schlecht in der Schreibart, als No. 2. ist, No. 1., welches über *Lindau*, *Bregenz*, *Herisau*, *Appenzell*, *Kostanz*, *Morsburg* und *Ravensburg* Bemerkungen liefert. — In dem Urtheil über Necker erscheint dieser Staatsmann, als ein eigennütziger Beutelschneider, arglistiger Betrüger, und revolutionssüchtiger Volksaufwiegler — — Genug!

LEIPZIG, b. Crusius: *Joseph Maria Galanti's neue historische und geographische Beschreibung beider Sicilien*, aus dem Italienischen übersetzt von *C. J. Jagemann*. Vierter Band. 1793. 458 S. 8.

Da dieser Band den ersten Theil der von Hn. G. unternommenen Erdbeschreibung von Italien enthält, und Hr. J. durch Uebersetzung der Büschingischen Geographie ins Italienische, die erste Idee zu diesem Werke erzeugt zu haben scheint, so hatte er unstreitig einen gerechten Anspruch auf die Uebersetzung, wenn er sich nicht auch schon dazu ein Recht durch die drey vorhergehenden Bände des Galant. Werks über beide Sicilien erworben hätte. Dass eine Arbeit dieser Art bey Hn. J. in guten Händen ist, ist bekannt, er besitzt neben vielem Fleiss die gehörige Sach- und Sprachkenntniss, von dem dieser Theil aufs neue einen angenehmen Beweis gibt. Zusätze vom Uebersetzer finden sich im Werke selbst nicht, nur in der Einleitung sind einige Nachrichten von Toskana berichtigt und näher bestimmt.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Petit u. Schöne: *Der Graf aus Deutschland, oder der Klosterraub.* Lustspiel in 5 Aufz. Herausgegeben von *Hagemeister*. 1791. 140 S. 8.

So etwas abentheuerliches, wie dieses Stück, ist uns lange nicht vorgekommen. Der Graf aus Deutschland, Silbach hier genannt, ist Besitzer von 94 Dörfern, von einer mittelmäsigen Stadt, und hat 400,000 Thaler in der holländischen Bank. Er kommt nach Madrid, will das Fräulein Maria Baratto heirathen; diese liebt aber schon den Don Diego, und gesteht ihm, dass sie die Seinige nicht werden könne. Signor Corbelli, ein Italiener, ist auch sein Nebenbuhler, ein Mensch, der allenthalben

halben seine Plane mit Banditen durchzusetzen sucht. Don Baratto, aufgebracht über die Weigerung seiner Tochter, will sie Diego'n nicht geben, obgleich dieser ihm das Leben gerettet hat, als er von Meuchelmördern war angefallen worden. Maria soll ins Kloster, und wird auch wirklich von ihrem Bruder Carasko und einigen Bedienten fortgeführt. Silbach, der *fünf* Bedienten bey sich hat, erwartet sie, als Räuber verkleidet, in dem nahen Walde am Kloster. Die Kutsche kommt; die Reisenden hören um Hülfe schreyen; Carasko und seine zwey Bedienten lassen Marien *allein* in der Kutsche, gehn und finden zwey Menschen, die an Händen und Füssen gebunden sind. Es sind 2 Bedienten Silbachs, die sich für Schneidergesellen von Valencia ausgeben, und vorgeben, sie seyen von Räubern geplündert und gebunden worden. Das sind doch ein paar kluge Bediente, die erst seit kurzer Zeit in Spanien sind, und schon die Sitten und die Sprache des Landes so genau kennen, um eine solche Comödie mit Täuschung spielen zu können! — Unterdessen holen der Graf und Diego das Fräulein aus dem Wagen, und setzen einen als Frauenzimmer verkleideten Bedienten an Mariens Stelle — ungemein komisch! — Maria wird wieder nach Madrid zurückgeführt. Don Baratto wird versöhnt; Corbelli als Bösewicht entlarvt und der Gerechtigkeit übergeben; Silbach adoptirt den D. Diego, weil er auch ihm zu Rom das Leben gerettet hat, und nun werden Diego und Maria ein Paar. — Wir gestehen, dass wir herzlich froh waren, die Verliebten nach so vielen Stürmen endlich glücklich in den Hafen einlaufen zu sehen. Don Baratto spricht wie ein Karrnschieber einer freyen Reichsstadt; Maria ist ein naives Mädchen, das munter und traurig ist, wie es eben die Umstände erfodern. Silbach ist ein gewaltiger Schwätzer. Es lohnt die Mühe nicht, auch über die andern Personen etwas zu sagen, sie sind schon gar zu oft da gewesen. Die Sprache wimmelt von Fehlern und Provincialausdrücken, z. B. *Gepinsle*, *gegreint* — du machst *mich* bang — *Fürchten* braucht der Vf. durchaus mit dem Vorworte *für*. — Für deinen Vater und Mutter (deine Mutter). — Willst du *bey* deinen Herrn? — hat's *denn so eilig?* — Ich will ihm *sein Herz zerreissen, er soll sich edel zeigen, wie er ist* — was heisst das? — — Die *Lehne* statt Lehen. — *Lassen sie uns setzen*, soll wohl heissen: *sitzen*, oder: *setzen wir uns*. — *Ich entsage mich von jedem Antheil an ihrem Vermögen.* — *Hätte Diego den Grafen sein Geld* etc. etc. Auch ist der Vf. mit den Interpunctionen sehr sparsam gewesen.

Dresden u. Leipzig, b. Richter: *Dramatischer Beytrag für das Hoftheater in Dresden*, von *J. H. Bösenberg*. 1791. 336 S. 8. Enthalt: *Elsbeth von Sendhorst; Liebe und Grossmuth; Einer prellt den andern; die amerikanische Waise.*

Elsbeth von Sendhorst, in 5 Aufzügen, ist, wie der Vf. selbst in seiner Vorrede sagt, eine Umarbeitung der *Gisella Brömserin*, und kann mit Beyfall auf die Bühne gebracht werden. Der Plan ist ziemlich einfach und natürlich; das Interesse steigt, die Charaktere sind gut gehalten, und die Sprache ist weder so gespannt, noch so geniemässig gemisshandelt, wie in manchen andern Ritterstücken. Einige Ausdrücke wünschten wir noch verbannt; z. B.: „Ich will dem alten Schlangen in sein „Blut peitschen, dass sich sein Verstand drob über sei„nen Schädel hinauswirbeln soll etc." —

Liebe und Grossmuth, Schauspiel in 5 Aufzügen. Man trifft zwar in diesem Schauspiele wenig Neuheit an; doch findet man einige theatralische Situationen, und die Sprache ist ziemlich rein. Der Stoff dazu ist aus einem französischen Romane genommen. Das Interesse ist getheilt, da zwey Handlungen neben einander fortlaufen, deren jede Stoff zu einem besondern Schauspiele liefern könnte. Verschiedene Personen, z. B. Lady Blackmore, Polly, Bates etc. sind ganz überflüssig, und konnten, ohne Nachtheil des Ganzen, wegbleiben.

Einer prellt den andern. Lustsp. in 1 Aufz.: Eine Posse, die einem Publicum, das eben nicht strenge ist, wohl einmal gefallen kann. Die Charaktere sind nicht neu, wir haben sie schon sehr oft auf der Bühne gesehen. Die Schilderung des Fräuleins Walnor schien uns etwas anstössig: ein Fräulein, das so reich wie Fr. W. ist, das 10,000 Thaler wegschenken kann, und so begierig nach dem Besitze des alten Geiersberg ringt, spielt eben keine delicate Rolle; und obgleich es eine alte Jungfer ist, so beleidigt doch ein solcher Charakter den feinfühlenden Zuschauer. Die Scene in dem Hause des Notarius Havermann und die Erscheinung des Dorfbarbiers Grone hätten füglich wegbleiben können und — sollen. Dies Stück ist Original.

Die amerikanische Waise. Lustsp. in 1 Aufz., ist nach dem Französischen des Saintfoix bearbeitet. Jenny, welche bis zu ihrem 18ten Jahre keinen andern Mann, als ihren Lehrer, den Astrologen Mifflin gesehen hat, spricht über die Liebe mit einer metaphysischen Gründlichkeit, die uns billig in Erstaunen versetzt hat. Miss Betty Mifflin ist eine liebetolle alte Thörin, die, als sie sieht, dass Burton ihr die schöne Jenny vorzieht, ihre Wuth sonderbar ausdrückt: „Die Waffen des *Stiers*" — sagt sie unter andern „des *Widders* und des *Steinbocks* wird sie auf ihre Stirne pflanzen, und so mich „an einem Treulosen rächen!" — Die Sprache ist nicht durchaus rein, hier einige Beyspiele: *Ich lehre ihr (sie) die Wege der Weisheit kennen* — Fürchtest du *dich für den?* (vor dem). — Manche Ausdrücke sind niedrig und gemein, z. B.: *das wäre wider alle Kleiderordnung — zimferlich — Solch eine Frau möcht' ich haben, da könnt' ich in der Stadt Millionen mit verdienen.* Jenny, das unerfahrne, unschuldige Mädchen, sagt ihrem Lehrer: *Die Natur lässt sich nicht zwingen!* — —

Leipzig u. Rostock, in d. Kopplischen Buchh.: *Caroline (,) oder die unbelohnte Geliebte.* Ein Schauspiel in 5 Aufz. 144 S. 8.

Caroline ist eigentlich die Hauptperson dieses abentheuerlichen Stückes nicht; diesen Rang behauptet die liebevolle Fürstin von **, die einen ihrer Hofherren, den Grafen Thurmon, liebt, und ihn, da sie nach dem Tode

Tode ihres Gemahls bey der Minderjährigkeit ihres Sohnes Regentin ist, zum Präsidenten erhebt. Wilhelm v. Zellar, der Carolinen, die Tochter eines Grafen von Wundersee, entführt hat, sucht unter dem Namen von Leukron Schutz an dem Hofe dieser Fürstin; er gefällt ihr besser, als der Präsident; sie macht ihn zum Kammerherrn und Obersten der Garde, sucht Carolinen zu entfernen, und theilt ihrer Hofdame diesen Plan mit. Aus Gefälligkeit entschliesst sich die Dame, das arme Mädchen aus dem Wege zu räumen. Sie trifft Carolinen im Park an, Graf Thurmon kehrt eben von der Jagd zurück, stellt sein Gewehr an einen Baum, und läfst sich in ein Gespräch mit den beiden Frauenzimmern ein. Die Hofdame spielt mit dem Gewehre — es geht los, und die Kugel fliegt bey Carolinen vorbey in einen Eichbaum, dafs dieser erschüttert wird! — Ist das nicht ein *Coup de theatre?* — Der alte Graf Wundersee erscheint auch, um seine Tochter zu suchen; spricht viel, und handelt wenig. Caroline will sich einmal ins Wasser stürzen. Wilhelm schwört der Fürstin Liebe, kann aber doch seine Caroline nicht vergessen. Plötzlich geht die Fürstin in sich, und vereinigt das zärtliche Paar. Dieses Stück könnte wohl auch heissen: *Die am Ende doch belohnte Geliebte.* Die Sprache ist wässericht; die Charaktere ganz ohne Haltung, und der Plan gedehnt. Wir können - wenn je ein Directeur auf den Einfall kommen sollte, dies Stück aufzuführen — ihm keinen glänzenden Erfolg versprechen.

Ohne Druckort: *Der blinde Harfner*, Schausp. in 4 A. Nach Veit Webers Sagen der Vorzeit für's Theater bearbeitet. 1791. 126 S. 8.

Die interessante Sage war wohl einer dramatischen Bearbeitung fähig, und dem unbekannten Vf. ist auch der Versuch nicht ganz misslungen. Freylich ist auf Einheit der Zeit und des Orts wenig Rücksicht genommen; indessen ist der Gang doch ziemlich natürlich. Der 4te Act ist schleppend, und die Liebeserklärung des Ritters Lutkon an Emmelinen ganz an der unrechten Stelle; sie hält den Gang der Haupthandlung auf, und kann, da sie unmittelbar nach dem Auftritte auf dem Gerichtsplatze folgt, nicht interessiren. Der Dialog ist fliessend, nur wünschten wir, die Sprache wäre auch ganz rein. — Nur einige Beyspiele: der Prinz(en) — von Fürst Roderich (von dem Fürsten) — Mit solchen Ritter(n). Und ihr (,) Ritter, den (dem) der Preis ohn' ihm (ohne ihn) geworden wäre — Ich hatte mich (mir) mit der Hoffnung geschmeichelt — Mich (mir) sollte es leid thun — rufte (rief) — dich lernen (dich lehren) u. s. w. Ueberhaupt braucht der Vf. sehr oft die 4te statt der 3ten Endung.

Leipzig, b. Kummer: *Bruder Moritz, der Sonderling*, oder die Colonie für die Pelew - Inseln (.) Lustspiel in drey Aufzügen, von *August v. Kotzebue.* 1791. 184 S. 8.

Unter den dramatischen Werken dieses Schriftstellers ist dieses Stück eines der minder vorzüglichen. Einzelne Situationen und Charaktere sind wohl anziehend und wahr; allein die — nicht reichhaltige Handlung ist durch drey *lange* Acte gedehnt; *Moritz*, der Sonderling, hat weiter nichts sonderbares an sich, als dafs er es *sagt*, er sey ein Sonderling; er will seinen Schwestern beweisen, dafs es wohl angehe, seine Schwester zu heirathen; er heisst alle Menschen *Du*, trägt abgeschnittenes Haar, heirathet das Kammermädchen seiner Schwestern, und verspricht, Vaterstelle bey dem Kinde dieses Mädchens zu vertreten. Ueberhaupt declamirt Moritz oft sehr lange, und ohne den lebhaften Dialog würde die Wirkung dieses Schauspiels auf der Bühne nicht sehr gross seyn; und dies können wir um so mehr behaupten, da nicht einmal Neuheit der Charaktere in diesem Stücke zu finden ist.

Breslau, b. Gutsch: *Wer ist nun betrogen?* oder *der spanische Bräutigam.* Ein Lustspiel in 5 Aufz., von *J. C. Kaffka.* 1789. 142 S. 8.

Hr. Jünger hat den Stoff dieses Stückes in dem Lustspiele: *Er mengt sich in alles*, mit ungleich mehr Glück bearbeitet, als Hr. *K.* Der Dialog ist schwerfällig, die Handlung gedehnt, manche Scene hätte wegbleiben können, ohne dafs dadurch das Ganze verloren hätte. Und wenn wir auch gleichwohl das Jüngerische Lustspiel nicht unter die klassischen Werke setzen wollen, so können wir doch die Arbeit des Hn. *K.* leicht entbehren, da sie jener nicht einmal gleich kömmt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Schneider: *Der gute Vater.* Ein Familiengemälde in einem Acte, von *Florian.* Frey übersetzt. 1790. 64 S. 8. — Wir haben zwar schon eine andre Uebersetzung dieses interessanten Stückes unter dem Titel: *der guthenzige Alte;* allein die, welche wir hier vor uns haben, kann auch neben jener bestehen. Die Sprache, einige kleine Flecken weggerechnet, ist ungezwungen und rein; der Ausdruck ist richtig, und doch nicht sklavisch übertragen; ein Beweis, dafs der Uebers. beider Sprachen mächtig ist, und mit Geschmack und Sorgfalt gearbeitet hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. April 1795.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Maurer: *Anfangsgründe der Neutonischen Philosophie*, von Dr. *Pemberton*. Aus dem Engl. von *S. Maimon*. 1. Theil. m. 4 Kupf. 1793. XVI V. u. 224 S. med. 8. (18 gr.)

In der Vorrede sagt Hr. *M.*, nach dem er einiges über die Methode in der Naturlehre vorgetragen hat: „Neutons Werke sind nicht bloss der vielen und wichtigen Entdeckungen wegen, die sie enthalten, schätzbar, sondern auch deswegen, weil man aus der Art, wie er auf dieselben gerathen und welchen Gebrauch er davon gemacht hat, eine besondere Logik der Erfahrungskenntnisse abstrahiren kann.“ Hätte Hr. *M.* diess unternommen, so würde man ihm sicher für seine Bemühung Dank wissen; aber warum ein Werk, das zwar zu seiner Zeit sein Verdienst hatte, aber nun nichts enthält, als was sich in jeder guten Physik findet, und woraus man den gerühmten Nutzen nicht ziehen kann, mit einer Vorrede und mit Anmerkungen, die dem Plan des Werks nicht angemessen, und fast nichts als ein Abdruck einiger Beweise aus *Kants* metaphysischen Anfangsgründen der Naturlehre sind, versehen, dem Publicum übergeben werden sollte, sieht Rec. nicht ein. Das Werk selbst gehört nicht in den Plan unsers Instituts. Erläuternde und verbessernde Anmerkungen hat dieser 1. Theil, der von den Bewegungsgesetzen handelt, nicht. Die Güte der Uebersetzung kann Rec. aus Mangel des Originals nicht beurtheilen, sie lässt sich aber gut lesen. Er muss sich also allein auf die angehängten Anmerkungen Hn. *M.*, die zu jeder Physik so gut als hieher passen, beschränken. Die erste betrift den Begriff vom Raume. Hr. *M.* trägt darin kurz seine Gedanken vom Raume vor, den er für keine Form der äussern Objecte überhaupt, sondern nur für die Form der Verschiedenheit der äussern Objecte hält. Da Hr. *M.* diess in seiner Theorie des Denkens seitdem weiter ausgeführt, so bleibt billigerweise dem Rec. jenes Werkes die nähere Prüfung dieser Meynung überlassen. Rec. ist gewohnt, sich Form immer im Gegensatz vom Stoff zu denken, und da ist es ihm unmöglich, sich die Verschiedenheit als einen *Stoff* zu denken, der zwey allgemeine Formen hätte; denn es wird doch wohl auch eine Form der Verschiedenheit der innern Objecte geben? Die zweyte Anmerkung betrift die Theorie der zusammengesetzten Bewegungen, welche nach einer, Kants Darstellung nicht gemäsen Einleitung, aus Kant abgedruckt ist. Die 3te Anmerkung betrift den Beweis, dass Wirkung und Gegenwirkung einander gleich sey. Zuerst ist der Kantische abgedruckt, dann gibt Hr. *M.* einen eigenen, weil ihm der Kantische dunkel scheint. Bin ich, sagt Hr. *M.* in der Vorrede, in seinen Sinn eingedrungen, so will ich hierin bloss als Commentator betrachtet seyn; wenn nicht, so mag der Leser die Richtigkeit meines Beweises prüfen und mit dem Kantischen vergleichen. Rec. hat ihn geprüft, aber weder einen Commentar noch einen Beweis, sondern ein blosses Galimatias gefunden. Um diesen Ausspruch zu rechtfertigen, schreibt er den Beweis ab, und zeigt die Ungereimtheiten die er enthält. Die mit [ ] bezeichneten eingeschlossenen Worte gehören dem Rec.

A ——— c ——— B . . . d

Man stelle sich vor, der Körper A bewege sich nach der Richtung und mit der Geschwindigkeit A B, (so dass er vermöge seiner eigenen Bewegung den Raum A B in einer bestimmten Zeit T durchlaufen würde). [Es ist ungereimt, die Geschwindigkeit durch Zeit und Raum vorzustellen, wenn sie schon durch eine Linie construirt ist. So bald ich sage: die Geschwindigkeit A B, so ist T nothwendig.] Der Körper B sey ruhig in dem Punkte B, dieser Punkt aber selbst bewege sich mit dem Körper [also bewegt sich der Körper und der Punkt ist hier so unnöthig als oben die Zeit, wie aber dann B ruhig heissen kann, ist unbegreiflich], nach der Richtung B A mit der Geschwindigkeit B c, die sich zur Geschwindigkeit A B wie A zu B verhält. Nach Verlauf der Zeit T werden sich also beide Körper im Punkte c befinden [diess ist falsch, denn wenn sich A in der Zeit T, wie oben angenommen wurde, durch A B, und B in eben der Zeit durch B c bewegt, so müssen sich beide Körper in der Zeit $\frac{Ac.T}{AB}$ in c befinden] Die eigene Bewegung des A wird alsdann durch die ihr gleiche entgegengesetzte von B zernichtet werden [diess wäre richtig; aber es ist nun auch nichts mehr übrig, was eine Bewegung darstellen kann. Nur Hr. *M.* weiss sich hier zu helfen, denn er fährt getrost fort.] Der Körper B aber wird sich vermöge der Bewegung des Punktes B mit der Geschwindigkeit B c (die noch immer fort dauert [woher?] sammt A in einer gleichen Zeit T von c nach B im absoluten und von B nach d im relativen Raume bewegen. Diess geschieht vermöge der Wirkung von A auf denselben. [Diess wäre dem Gesetz der Bewegung zuwider, denn A verlöre alle Bewegung, aber B behielte die Geschwindigkeit B c d, i. seine ganze Bewegung. Wie B. mit der Geschwindigkeit B c im *absoluten* Raume in der Zeit T von c nach B kommen soll, welches die Geschwindigkeit — B c erfodert, ist unbegreiflich, noch unbegreiflicher aber, wie diess alles eine Wirkung der *zernichteten* Bewegung von A ist.] Die Wirkung von

von A auf B in der 2ten Zeit T bestehet also darin, [im Gesetz ist von keiner ersten und zweyten Zeit die Rede; es gilt auch bey der Berührung, wo zwar immer noch zwey Zeit-Momente, aber keine zwey Zeiten als bestimmbare Grössen vorkommen.] dass B, der am Ende der ersten Zeit T im Punkte c des absoluten Raumes, dem der Punkt B des relativen Raumes entspricht [Hr. *M.* vergass zu zeigen, wie diess möglich ist] ruhig war, sich in der zweyten Zeit von c nach B im absoluten und von c nach d im relativen Raume bewegte. [Dass diess nach obiger Darstellung widersprechend ist, weil B sich mit der Geschwindigkeit B c nach — B c bewegte, haben wir schon gezeigt, sollte diess eine Wirkung von A seyn, so müsste es nicht allein — B c geben sondern auch + B c vernichten, und wenn es dann noch selbst die Geschwindigkeit — B c behielte, wie es das Gesetz erfodert, so wäre seine Wirkung grösser als seine Bewegung.] Diese Wirkung [die, wie sie Hr. *M.* darstellt, undenkbar ist] ist der Gegenwirkung von B nach A gleich, d. h. eben so viel Bewegung verliert A als es dem B mittheilt. [Nach Hn. *M.* verliert es weniger; denn es hob die Bewegung von B nach B c auf, und gab ihm die Bewegung — B c und verliert doch nur A. A c = B. B c.] Denn die ganze Bewegung von A ist = A. A B. In der zweyten T aber ist seine Bewegung A. c B. Sein Verlust ist also A. A c welches seiner Wirkung B c b oder B. c d gleich ist [nach Hn. *M.* Darstellung war aber seine Wirkung 2. B. c b die 2 Bewegung im relativen Raume ungerechnet.] Die 3te Anmerkung ist eine Demonstration der Bewegung eines Körpers, auf den 2 Kräfte in einem Winkel wirken. Da sich die Buchstaben auf keine Figur beziehen, so wird der Beweis unverständlich. In der Trigonometrischen Formel, die nicht bewiesen ist, ist ein Druckfehler, es ist A D (die Diagonale) $= \sqrt{C^2 + 4 n C c + {}^2}$). Die 4te und letzte Anmerkung enthält einige Bemerkungen über das Neutonische und Leibnitzische Kräftenmaass.

LITERARGESCHICHTE.

AUGSBURG, b. Bürglein: *Bibliotheca Moguntina, libris saeculo primo typographico Moguntiae impressis instructa, hinc inde addita inventae typographiae historia, a Steph. Alex. Würdtwein*, Episcopo Heliopolensi, Suffraganeo Wormatiensi. 1787. 251 S. 4.

Das Werk eröffnet eine *Nachricht von den ältesten Bibliotheken in Mainz.* S. 1 — 35. Sie war eigentlich nicht im Plan des Buchs enthalten: allein da der Vf. anderswo sie versprochen hatte, und wenigstens der vorgesetzte Titel eins wie das andere unter sich begreifen *konnte*, so fand derselbe dienlich, seine gesammelten Nachrichten hierüber hier mitzutheilen. 1) Wie weit der Vf. aushole, um die *allerentfernteste Spuren* von Bibliotheken nicht zu verfehlen, erhellt daraus, dass er behauptet, die *ersten Gründer des Christenthums* seyen gewissermassen zugleich die ersten Stifter von Bibliotheken gewesen. Der Beweis davon ist so sonderbar, als manches andere in dem Buche. Die Bücher des A. u. N. T. werden oft eine Bibliothek genannt: folglich war schon bey der Stiftung des Christenthums eine Bibliothek in Mainz!! — Der h. Bonifacius zeichnete sich besonders als Büchersammler aus. Er verschrieb Bücher aus England und verfasste selbst Bücher, deren Verzeichniss der Vf. mittheilt. Sogar bey seinem Märtyrertode war er nicht ohne Bücher. Die Anekdote von dem durchstochenen Evangelienbuche, das man in Fulda aufbewahrt, ist nicht übergangen worden. 2) Die *Bibliothek* der *Metropolitankirche.* Ihr Ursprung falle in den Ausgang des 8 Jahrh. und Karl der Grosse habe durch seine Cirkelbriefe an die Bisthümer und Klöster, wegen Anlegung von Schulen, die erste Veranlassung gegeben. Durch Brand und besonders durch den 30jährigen Krieg sey sie zerstört worden; einzelne Denkmaler derselben weise die herzogl. Bibliothek in Gotha und Wolfenbüttel auf; vieles sey nach Schweden gekommen; aber Mainz besitze noch schätzbare Handschriften und alte Drucke daraus. 3) Die *Bibliothek des Klosters bey St. Albani.* Zeugnisse von ihrer ehemaligen Existenz und von der berühmten Schule, welche das Kloster unterhalten hat. Es werden Chorbücher angeführt, welche die Chorgesänge in griechischer Sprache, aber mit lateinischer Schrift, enthielten; woraus zu erhellen scheine, dass die Chorgesänge griechisch abgesungen worden. 4) Die *Bibliothek im Kloster St. Jacob.* Wolfg. Trefler, welcher 1512 Custos der Bibliothek war, hat in einem Schreiben an den Abt Johannes Bericht von der Bibliothek, ihrer Geschichte und ihrem Verzeichnisse abgestattet; welches Schreiben Hr. *W.* ganz eingeschaltet hat. Woher er es erhalten, hat er nicht gemeldet. 5) Die Bibliotheken der *Jesuiten*, Cartheuser, Carmeliten, Franciscaner und des Kurfürstl. Seminarii, auch einiger adelichen Familien, werden nur dem Namen nach angeführt. Alsdann erst will sie der Vf. beschreiben, wenn er gute Verzeichnisse ihrer Handschriften in die Hände bekommt. Es scheint daraus zu erhellen, dass noch gar keine Verzeichnisse von diesen Bibliotheken vorhanden sind.

II. Es folgt hierauf die *Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst* und ein Verzeichniss der *Mainzer Druckwerke von* 1457 *bis* 1558. S. 35 — 211. Diess ist eigentlich der Hauptinhalt des Werks, der um seines Vfs. Willen so vieles erwarten liess, aber der Erwartung wenig entspricht. Alles ist unter 5 Abschnitte gebracht: 1) Von Joh. Guttenberg, bis 1457. Umständlich und genau von seiner Familie und ihren Namen; von einem Hofe in Mainz, den die Familie besessen, habe sie den Namen Guttenberg geführet, und von einigen andern Höfen, welche der Familie Guttenberg zugehört, aber hernach verkauft worden, habe sie die Beynamen Sorgenloch und Gänsfleisch angenommen. Aus Unwissenheit habe man in der Geschichte der Buchdruckerkunst drey Personen daraus gemacht, auch zum Theil behauptet, Joh. Guttenberg sey ein Strasburger gewesen, da doch sein Vater Friele Gansfleisch von der Mainzischen Familie von Sorgenloch abstammte und in Mainz wohnhaft war. Alles diess war bekannt! — Es folgt hierauf eine Untersuchung des Streits über den Ort, wo die Buchdruckerkunst zuerst erfunden worden; was Har-

Harlem, Strasburg und Mainz für sich habe. Für Harlem wird die bekannte weitläuftige Erzählung aus Hadr. Junii Batavia, die so oft schon abgeschrieben worden war, vollständig eingerückt, die allein 2 Quartblätter einnimmt. Darunter stehen Erinnerungen und Widerlegungen, aber auch von diesen gehört keine dem Vf. zu. Da Rec. die wichtigsten Schriften über die Geschichte der Buchdruckerkunst vorhin öfter gelesen und nachgesehen hat, so kann er mit völliger Ueberzeugung versichern: dass ihm nicht eine einzige Nachricht und Anmerkung vorgekommen sey, die nicht in Köhlers Ehrenrettung, in Schöpflins und Meermanns Werken, und am neuesten in Heinecke's Nachrichten viel genauer und richtiger enthalten wäre. Die letzten Notizen von vorgeblichen andern Erfindern der Buchdruckerkunst, welche noch angehängt worden sind, hat der Vf. aus Breitkopfs Abhandlung über die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst abgeschrieben. — Am gewissesten versprachen wir uns mehr Auskunft und Belehrung über die Druckwerke, die Guttenberg selbst geliefert habe, von welchen S. 50 ff. gehandelt wird. Aber auch hier fanden wir nur das bekannte wiederholt; folglich alles eben so schwankend und ungewiss, als es vorher war. Das Resultat bleibt immer dasselbe; unter Guttenbergs Namen oder Subscription sey überhaupt nichts gedruckt; und von allen typographischen Denkmälern, die man nach Wahrscheinlichkeit als Guttenbergs Machwerk betrachte, lasse sich nichts entscheidendes und zuverläfsiges behaupten. 2) Mainzer Druckwerke von Jo. Fust und Petr. Schoiffer, J. 1457 bis 1466. Wir finden das Verzeichniss in der Hauptsache vollständig und die Beschreibung der einzelnen Bücher dieser Periode genau. Auch Bücher ohne Unterschrift und die ausserhalb Mainz in diesem Zeitraume erschienen seyn sollen, werden nicht übergangen; ob gleich dergleichen Bücher ausser den Grenzen dieses Werks lagen. Da das ganze Buch keinen rechten Plan hat, so dürfen Abweichungen vom Plan nicht sehr befremden. Man findet daher unter andern von dem vorgeblichen ersten typographischen Denkmal Nic. Jensons zu Venedig, dem *Decor puellarum*, hier Nachricht. Der Fleiss des Vf. in Beschreibung der Bücher und in Mittheilung der Notiz von Schriftstellern, die vor ihm davon gehandelt haben, wird den Lesern nicht unangenehm seyn, wenn gleich letztere sehr mangelhaft ist. Bey dem J. 1463 nimmt der Vf. Gelegenheit, von der Verbreitung der Buchdruckerkunst die bekannten Nachrichten mitzutheilen, besonders von Conr. Sweynheim, Arn. Pannartz und Ulrich Hahn, und den ersten Druckern in Italien. Zu Faust und Pet. Schoiffers Leben werden aus den Kirchenbüchern und andern Urkunden noch einzelne Anekdoten nachgeholt. Da aus einer von Schöpflin S. 61. mitgetheilten Nachricht erhellt, dass Faust im J. 1466 zu Paris gewesen, wo in besagtem Jahre an 40,000 Menschen durch die Pest weggerafft worden sind, so hält der Vf. es für wahrscheinlich, dass derselbe zu Paris an der Pest gestorben sey. 3) Druckwerke vom J. 1467 bis 1502 durch Pet. Schoiffer und einige andere Buchdrucker im Rheingau etc. Wir haben das Verzeichniss bis zum J. 1480 mit Panzers *Annal. typogr.* unter dem Artikel *Moguntia* verglichen, und folgende Werke vermisst: *Jo. de Janua Catholicon 1467 per Henr. Bechtermünze inchoatum, per Nyc. Bechtermünze consummatum.* — *Rudimenta Grammaticae 1468.* — *Lib. sextus decretalium Bonifacii VIII. c. glossis Jo. Andreae*, 1476. — *Theod. Cresemundi de septem artibus liberalibus liber*, 1476. — *Rayneri de Pisis Pantheologia*, 1477. — *Jo. Hildesemensis Episc. historia trium regum*, 1477. Mehrere Lücken in dem Verzeichnisse der Druckwerke aufzusuchen, hat uns Hr. *Zapf* erspart, dessen *Aelteste Buchdruckergeschichte von Mainz* (Ulm, 1790. 8.) recht eigentlich Nachlese zu Würdtwein und Kritik über dessen Nachrichten ist. Auch haben wir bemerkt, dass die Angaben und excerpirten Anfangs- oder Schlussformeln in Panzer und Zapf vollständiger und richtiger mitgetheilt worden. — Zuweilen rückt der Vf. historische Nachrichten ein, z. B. S. 96. über Guttenbergs Sterbejahr und die ihm gesetzten späteren Denkmaler. Die wieder abgedruckte Urkunde Conr. Humery's oder Humbrecht's wegen des nach Guttenbergs Tod zurückerhaltenen Druckerapparats, auch die Grabschrift, welche Ad. Gelthus zum Andenken Guttenbergs gesetzt hat, stand schon in Köhlers Ehrenrettung. Auf ähnliche Art ist zum J. 1475 der Gnadenbrief des Königs von Frankreich an Pet. Schoiffer wegen seines Buchhandels nach Frankreich aus *Wolfii Monumentis typographicis* wieder abgedruckt worden; und aus diesen, wie aus andern Sammlungen, was nur von gleichzeitigen, d. i. in demselben Jahrhundert ausgestellten Zeugnissen für Mainz, als den Erfindungsort der Buchdruckerkunst, dem Vf. vorgekommen ist. Es scheint aber bisweilen, dass der Vf. vergessen habe anzuzeigen, aus welchen Büchern er seine Excerpten gemacht habe, z. B. S. 134. wo er die kleine Schrift *Oratio querulosa contra invasores sacerdotum cet.* mit fremden Worten eines französischen Bibliographen, den doch nicht jeder gleich errathen kann, beschreibt, ohne zu sagen, wer derselbe sey. 4) Druckwerke Joh. Schoiffers vom J. 1503 — 1531. Aus einer Verschreibungsurkunde vom J. 1512 wird unter besagtem Jahre S. 144. gemeldet, dass bis dahin Peter Schoiffer *non* gelebt habe. Zu S. 158. sind die von Joh. Schoiffer gebrauchten Druckerzeichen und Verzierungen des Titelblatts mit dem Namenszuge oder Familienwappen in Kupfer abgebildet worden. 5) Druckwerke Ivo Schoiffers und anderer vom J. 1531 — 1558. Des Druckers Jordan Zeichen zu S. 168.; Ivo Schoiffers Wappen und Namenszug zu S. 170 u. 172. mit allerley Veränderungen; eben so Franc. Behem's Druckerzeichen zu S. 182. 192. Diesen nach fünf Perioden verzeichneten typographischen Denkmälern hat der Vf. S. 208 211. noch *XVII. historische Grundsätze* angehängt, welche in der Untersuchung der Geschichte der Buchdruckerkunst als erwiesen vorausgesetzt werden müssen. Wir finden ihre Wahrheit einleuchtend und sie selbst um deswillen würdig, künftig in die Literaturgeschichte eingetragen zu werden, um das, worüber gestritten wird, leichter zu übersehen und bestimmter zu entscheiden.

III. Endlich sind noch S. 212—251, angehängt: *Documenta ad amplificandum schema genealogicum Gensfleischiorum de Sorchenloch et illustrandas familias in eo occurrentes.* Es ist bekannt, dass Köhler seiner Ehrenrettung Guttenbergs einen Codex von Documenten angehängt hatte; wie manches hat Schöpflin — und Meermann aufgesucht, dessen zweyter Band gewissermassen eine blosse Urkundensammlung ist! Hr. *W.* hätte billig bey jeder Urkunde anzeigen sollen, theils woher er sie habe, theils ob er sie zuerst bekannt mache, oder ob sie schon in andern Sammlungen bey Wolf, Köhler, Schöpflin und Meermann stehe, um seinen Lesern die mühsame Vergleichung zu ersparen, welche sie nun anstellen müssen, um zu finden, welche Urkunden jetzt zum erstenmale gedruckt und welche bloss aus ältern Sammlungen wiederholt worden.

Wenn es Hn. *W.* Absicht war, alles, was die ältere Buchdruckergeschichte von Mainz betraf, aus vielerley Büchern zusammen zu lesen und in *einem Werke vereinigt* vorzulegen, so kann man ihm keine Vorwürfe darüber machen, dass er *nur das bekannte* zusammengetragen hat. Nur hätte er dann das Buch nicht ohne Vorrede in die Welt schicken und für eine bessere Anordnung sorgen sollen. So wie diese nun gerathen ist, ist das Buch wegen der vielen Noten hinter einem kurzen Text, unter denen wieder andre Noten stehn, für den Leser sehr unbequem.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Braunschweig*, b. Kircher: *Gebrauch der Zeichen, welche in den Buchdruckereyen zum Corrigiren gewöhnlich sind; nebst einigen Tafeln welche die erste Seitenzahl eines jeden Bogens von verschiedenen Formaten enthalten*, für Schriftsteller und Correctoren. 1792. 8 S. 4. (2 gr.) — Hr. Kircher, der auch Vf. dieser Anweisung ist, verdient den Dank aller, die ihrer bedürfen, dass er sie so hübsch, und wohlfeil besonders, hat abdrucken lassen. Die Correcturzeichen sind der Deutlichkeit wegen roth und vollständiger als in Hornschuhs Corrector aber doch nicht so mannichfaltig als in *Täubels* orthotypographischen Handbuch und Petity's Encyclopédie elementaire. Auch hätte Hr. *K.* die Lehrlinge seiner Kunst nicht durch sein Beyspiel verführen sollen, nach Didotscher Art lauter kurze s, in fremden Wörtern durchgängig das k und in deutschen kein c zu gebrauchen.

Schöne Künste. *Halberstadt*, in der Buchh. der Grossischen Erben: *Der Fürst als Mensch.* Ein Schausp. in 3 Aufz. von *F. V.* 1792. 88 S. 8. — Dieses Stück wird von Zuschauern, die mehr Moralisation als Handlung lieben, vermuthlich beklatscht werden; denn es wird darin gewaltig viel von Tugend declamirt. Indessen wird man es doch mit Unzufriedenheit ansehn, dass die ganze Strafe des Kanzlers v. Burgstein, der Röschens Tugend zum Preise der Rettung des zum Tode verurtheilten Franz macht, darin besteht, dass er seine Kanzlerwürde niederlegen musste, um — eine *andere würdige Stelle* einzunehmen, und der Secretär Walther mit einem jährlichen Gehalte entfernt wird. Dass am Ende der Bauer Bieder sich plötzlich in den von dem Vater des Fürsten als Hochverräther verurtheilten Minister Nordstern verwandelt, und mit Ordenszeichen behangen erscheint, ist auch erbaulich zu lesen, und mag noch viel erbaulicher anzusehen seyn. Die Scene zwischen dem Maler Römer und dem Fürsten ist eine matte wässerichte Nachahmung jener Scene in Emilia Galotti, wo *Conti* dem Prinzen die Gemälde bringt.

Vermischte Schriften. *Schleswig* u. *Kiel*, b. den Gebr. Schmidt: *Sendschreiben* an Hn. B. D. R., *die Schädlichkeit nächtlicher Privatschmausereyen betreffend*, von *Friedr. Christ. von Gösfel*, königl. dän. Kammerherrn u. Conferenzrath. 1794. 38 S. 8. Der Vf. des Sendschreibens zeichnet sich unter den Männern seines Vaterlandes von ächt weltbürgerlicher Denkungsart durch Wahrheitsliebe, Freymüthigkeit und Eifer für das allgemeine Beste vortheilhaft aus. Er gehört unter die Edeln, welche es, ohne die Vortheile unsrer Cultur und Civilisirung zu verkennen, für Pflicht achten, dahin zu arbeiten, dass wir uns von den unvermeidlichen Uebeln, in welche anfangs Cultur und Verfeinerung stürzen, der Ueberladung mit erkünstelten Bedürfnissen, der Ueppigkeit und einem Heer von Leidenschaften und Begierden, allmählich loszumachen und dem Ideale der Aufklärung, die uns zu Grundsätzen zur Einfalt der Natur zurückkehrt, möglichst zu nähern suchen. So gewiss alle wohlgesinnte Menschen mit dem Vf. in diesem Zwecke zusammentreffen, so dürften sie doch nicht überall auf demselben Wege dahin zu gelangen suchen. In der Hauptsache, d. h. in dem, was der Vf. mit Würde und Nachdruck gegen die Abendschmausereyen in Beziehung auf örtliche Verhältnisse ausführt, geben wir ihm im Ganzen vollkommnen Beyfall; nur nicht in allen Vorschlägen, die er zur Verbesserung solcher Gesellschaften angibt, und noch weniger darin, dass er bürgerliche Strafen gegen die Missbräuche derselben aufruft. Aber in den vorläufigen Betrachtungen über die Schädlichkeit grosser Privatversammlungen vermissen wir durchaus Bestimmtheit der Begriffe und logische Ordnung. Der Vf. glaubt, dass in grossen Versammlungen dieser Art die Zwecke der Geselligkeit durchaus nicht zu erreichen stehen: allein da durch die Geselligkeit alle unsre Kräfte und Vermögen entwickelt, ausgebildet, geübt werden sollen, so lassen sich in gewissen Rücksichten schon daraus die Vorzüge grösserer Gesellschaften vor den kleinern herleiten, in sofern wir durch den gemischten Umgang mit Menschen von den verschiedensten Ständen, Altern, Beschäftigungen, Kenntnissen, Charakteren und Eigenheiten im Denken unendlich an Menschenkenntniss, an Vielseitigkeit, an Gewandtheit und Gegenwart des Geistes, und überhaupt an Lebensweisheit gewinnen. Je erweiterter, weltbürgerlicher und über gewisse Hauptangelegenheiten der Menschheit übereinstimmender die Denkungsart der Menschen werden wird, desto inniger werden sie sich auch in grössern Zirkeln vereinigen, aus welchen man sich oft nur aus Einseitigkeit, Engbrüstigkeit und Unduldsamkeit ausschloss. So dürfte gerade die höhere Aufklärung zum Wohlgefallen an grössern und umfassendern Gesellschaften leiten, die freylich auch bey ihrem Guten manche Nachtheile, so wie die kleinern Gesellschaften manches ihnen eigenthümliche Gute bey sich führen.

Numero 106.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. April 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Erlangen, b. Palm: *Handbuch der Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments, von Heinr. Carl Alex. Hänlein.* Erster Theil. 1794. 382 S. Zweyten Theils erste Hälfte. 1794. 242 S. 8.

Der Vf. verkennt nicht, dass Michaelis Einleitung in das N. T. als Repertorium freymüthiger und scharfsinniger Untersuchungen und als Sammlung so vieler gelehrter exegetischer, kritischer und historischer Bemerkungen stets sehr schätzbar bleibe. Er glaubt aber mit Recht, dass dieses Buch durch die nach und nach hinzugekommenen Vermehrungen zu dem Zweck, Leitfaden akademischer Vorlesungen zu seyn, unbrauchbar, und in seiner neuesten Gestalt, zumal mit den inhaltsreichen Zusätzen des englischen Uebersetzers, Hn. Marsh, auch zu der Absicht eines Handbuchs für das Privatstudium des ganzen Umfangs der Einleitung in das N. T. minder bequem geworden sey. Diesem Mangel wollte Hr. H. durch ein Buch abhelfen, welches jenem gedoppelten Zweck eines Handbuchs, zum wissenschaftlichen Vortrag und zum eignen Studium, durch zweckmäsige Ordnung, leichte Uebersicht, Vollständigkeit und bündige Kürze entspräche. Er entschloss sich, in der Anordnung gröfstentheils dem kurzen Entwurf zu folgen, den Hr. D. Gabler auf einem Quartbogen vor etlichen Jahren bekannt machte. In der Ausführung aber suchte er theils die Materien, welche Michaelis ganz übergangen hatte, am gehörigen Orte einzuschalten, theils nach den neuesten Untersuchungen manche seiner Bemerkungen zu berichtigen, theils durch bequemere Stellung der einzelnen Theile die Uebersicht zu erleichtern, und ein richtiges Verhältniss in die Bearbeitung ihrer Abschnitte zu bringen, theils endlich mit den brauchbarsten und neuesten literarischen Hülfsmitteln die Leser bey jeder Materie bekannt zu machen. Nach dem Urtheil des Rec. hat der Vf. seine Absicht, so fern sie auf Erleichterung des Privatstudiums gerichtet war, vollständig erreicht; ob sein Handbuch aber eben so brauchbar zum Leitfaden bey Vorlesungen seyn möchte, könnte zweifelhaft scheinen. Manche Materien, z. B. die von der Authentie und von der Glaubwürdigkeit der neutestamentlichen Bücher, sind so weitläuftig abgehandelt, dass es bey dem engen Zeitraum, in welchen der mündliche Vortrag eingeschränkt werden muss, dem Lehrer kaum möglich seyn wird, etwas erhebliches noch zuzusetzen, wenn er nicht das Ebenmaass der Theile gänzlich aus den Augen setzen, und einigen Materien so viel entziehen will, als er andern unverhältnissmäsig zugelegt hat. Bey der Vorbereitung aber auf den Vortrag und bey der Wiederholung kann das Buch den Zuhörern sehr nützliche Dienste leisten.

Der erste Theil, welcher historische, theologische und exegetische Untersuchungen über das N. T. im Ganzen genommen begreift, handelt nach einer Vorerinnerung, über den Begriff einer Einleitung im weitesten Umfang, und über die Bestandtheile und den Nutzen einer *historischkritischen* Einleitung insonderheit, in 7 Kapiteln von der Benennung und Eintheilung der neutestamentlichen Schriften, der Authentie und Integrität derselben, der höchsten Glaubwürdigkeit ihres Inhalts und ihren Ansprüchen auf den Namen göttlicher Bücher, der kirchlichen Bestimmung ihres Ansehens, der Sprache und dem Stil dieser Schriften, und endlich von dem Gebrauch, welchen die Verfasser des N. T. von Stellen des A. T. gemacht haben. Gegen diese im Ganzen lichtvolle Anordnung der Theile liesse sich doch im Einzelnen manches erinnern. Gleich Kap. 1. sind unter der zweydeutigen Aufschrift, Eintheilung der Bücher des N. T., Dinge ganz verschiedener Art zusammengefasst worden. Es werden nicht nur die Klassen angegeben, unter welche die Bücher nach verschiedenen Rücksichten gebracht werden können, (und diess gehörte eigentlich hieher,) sondern es wird auch von der grammatischen und kritischen Abtheilung des Texts, (Trennung der Worte durch Zwischenräume, Interpunction, στιχοις und ῥημασι, Accenten und Spiritibus, alten und neuen Kapiteln und Versen, Titulis u. s. w.) ingleichen von den zum kirchlichen Gebrauch bestimmten Abschnitten oder Perikopen gehandelt, und dabey sogar von den Synaxarien und Menologien, und der Art, wie Anfang und Ende der Perikopen in den Handschriften bezeichnet zu werden pflegt, geredet. Man kann sich aber von den kritischen und grammatischen Abtheilungen des Textes keine rechte Vorstellung machen, ehe man mit der Einrichtung alter Handschriften bekannt ist, und wäre daher diese Materie besser für den zweyten Theil aufgespart worden. Eben dahin, oder allenfalls in das Kapitel vom kirchlichen Gebrauch des N. T. hätte die Beschreibung der Perikopen, die überdiess, was die älteren betrifft, weder bestimmt genug, noch ganz richtig ist, gehöret. Auch das ganze Kapitel von der Integrität des Textes hat eine unbequeme Stelle bekommen, und ist offenbar bloss deswegen etwas mager ausgefallen. Es läst sich über diese Integrität unmöglich gründlich urtheilen, wenn die Geschichte des Textes und seiner Fortpflanzung, das Entstehen und die verschiedenen Arten der Corruptionen, die uns übriggebliebenen Hülfsmittel zur Auffindung und

und Wiederherstellung der verdorbenen Stellen u. dgl. noch nicht untersucht sind. Die Abhandlung über die Authentie der Bücher, welche allein 190 Seiten füllt, ist mit grossem Fleiss geschrieben, und voll treffender gutgeordneter Bemerkungen. Doch hätten vielleicht die Zweifelsgründe gegen den zweyten Brief Petri, den Brief Judä und die Apokalypse, welche letztere der Vf. für ächt hält, und nach der Eichhornischen Hypothese erklärt, in ein noch etwas helleres Licht gestellt werden können. Bey dem historischen Beweise für die Aechtheit der Homologumenen suchte Rec. dasjenige vergeblich, was, seiner Einsicht nach, allein einen festen Grund der Ueberzeugung abgeben kann, nemlich die Entscheidung der Frage, ob diese Bücher auch von denjenigen Gemeinden und Personen, an welche sie angeblich zunächst und unmittelbar von den Verfassern gerichtet und gesendet seyn sollen, anerkannt worden, und ob irgend ein wahrscheinlicher Grund vorhanden sey, bey diesen Personen in Ansehung der Annahme solcher Schriften eine passive oder active Täuschung zu vermuthen. Die mit guter Auswahl von Hn. *H.* angeführten Zeugnisse katholischer, häretischer und nichtchristlicher Schriftsteller beweisen mehr nicht, als dass gedachte Bücher seit den ältesten Zeiten wirklich allgemein, wenigstens unter der katholischen Parthey, angenommen gewesen, mithin in der That Homologumenen seyn. Aber die Gewissheit, dass dergleichen Homologumenen mit Recht von uns für ächt gehalten werden, kann nur durch eine genaue Untersuchung jener Frage begründet werden. In dem Abschnitte von dem, was man die Göttlichkeit der neutestamentlichen Bücher gewöhnlich nennt, ist durch sorgfältige Unterscheidung der verschiedenen Bedeutungen, welche dieser wenig bequeme Ausdruck haben kann, viel mehr Licht und Ordnung in die ganze verworrene Materie gebracht worden, als man bey Michaelis und andern antrifft. Das Kapitel über die kirchliche Bestimmung des Ansehens dieser Schriften, oder über den Kanon, hat Rec. mit desto grösserem Vergnügen gelesen, da er den Vf. ganz auf demselben Wege antraf, den er selbst seit vielen Jahren bey seinen Vorlesungen über diese Materie eingeschlagen hat. Auch die Abschnitte von der Sprache und dem Stil des N. T., und von den Anführungen aus dem A. T. sind nach den richtigsten Grundsätzen abgefasst, und haben, wo es nöthig war, Erläuterungen durch einige Beyspiele erhalten.

Die erste Hälfte des zweyten Theils handelt in 6 Kapiteln von dem, was sich auf die Kritik des Textes des N. T. bezieht. Die neuesten Hülfsmittel sind hier allenthalben, eben so wie im ersten Theil, nebst den Beobachtungen der neueren Kritiker sorgfältig benutzt, so dass man leicht übersehen kann, wie viel für die Kritik bis jetzt geleistet sey, und was, um überall zur möglichsten Richtigkeit und Gewissheit zu kommen, noch gethan werden müsse. Rec. kennt kein Buch, in welchem das, was dem angehenden Kritiker zu wissen am unentbehrlichsten ist, so richtig und zweckmässig in der Kürze zusammengestellt wäre, als hier geschehen ist. Und diess bleibt eine sehr verdienstliche Arbeit, wenn gleich der Vf. wenig Resultate eigner Untersuchungen mitgetheilt hat. — Kap. I. Geschichte und Beschaffenheit des neutestamentlichen Originaltextes, in der frühesten Periode. An der Spitze stehet das Ideal einer Geschichte des Textes, meist nach Griesbach entworfen. Viele an den Geschichtschreiber hier gemachte Foderungen werden freylich immer fromme Wünsche bleiben. Es ist aber doch nicht unnütz, zu zeigen, was zu einer vollendeten Geschichte gehören würde. Denn eines Theils liesse sich allerdings manche Lücke durch scharfsinnige Combinationen wohl noch ausfüllen, wenn nur die Sammler bey ihren Vorarbeiten ihrem Fleisse eine planmässigere Richtung zu geben wüssten, als bisher zu geschehen pflegte. Und hierzu kann ein solches Ideal, das man ihnen vorhält, Anleitung geben. Anderntheils dient die Angabe der noch unausgefüllten und vielleicht nie ganz auszufüllenden Lücken der Geschichte dazu, um die wahre Ursache bemerklicher zu machen, warum manche kritische Probleme nicht mit zuverlässigerer Gewissheit aufgelöset werden können. Unter denen, welche Beyträge zur Uebersicht des ganzen neutestamentlichen kritischen Apparats geliefert haben, hätte Gregorius Mayer wegen seiner treflichen *institutio interpretis sacri* vorzüglich bemerkt zu werden verdient. Von den Autographen und der ursprünglichen Bekanntmachung und weitern Verbreitung der Bücher des N. T. hat der Vf. das Wahrscheinlichste kurz zusammengedrängt. — Kap. II. Ueber Verschiedenheit der Lesart, ihre Entstehung und Eintheilung; alles mit Beyspielen belegt. Einige Veranlassungen zu Varianten haben wir doch vermisst, z. B. den die Abschreiber so oft täuschenden Rhythmus in Endsylben und Endwörtern, die Begierde eine Kakophonie zu vermeiden, die Weglassung eines Anfangsbuchstaben, den ein Kalligraph noch hinzumalen sollte, den Vorsatz, die Ordnung der Sätze abzuändern, worüber zuweilen derjenige, welchen man hinter den andern zu schreiben sich vorbehalten hatte, ganz vergessen wurde, die aus Versehen an einem unrechten Wort angebrachte Correctur eines begangenen und bemerkten Schreibfehlers, die Weglassung solcher Sätze, welche in den Lectionarien absichtlich übergangen waren, der Irrthum der Abschreiber, welche mit Scholien oder Commentarien am Rande versehene Handschriften kopierten, und einen Ausdruck der Scholien, der ihnen zufälliger Weise, während dem sie den Text schrieben, in die Augen gefallen war, mit dem ächten Ausdruck des Textes verwechselten, oder wohl gar glaubten, der Text könne aus dem Commentar berichtiget werden u. s. w. Aus den vom Vf. gesammelten Bemerkungen über das Entstehen der Varianten kann jeder die Regeln ableiten, nach welchen die innere Wahrscheinlichkeit der Lesarten zu beurtheilen ist. Aber für den Anfänger wäre es doch sehr nützlich gewesen, diese Regeln mit den gehörigen Bestimmungen, Einschränkungen und Ausnahmen ausdrücklich anzugeben; welchen wichtigen Theil der Theorie der Kritik Rec. ungern vermisst. — Kap. III. Von den Handschriften des N. T. Nach einer vorausgeschickten Anzeige der Manuscriptenkatalogen, aus welchen man unzählige noch

noch unverglichenen Codices kennen lernen kann, und einem Verzeichnisse solcher Bücher, welche nähere Nachrichten von meist schon benutzten Handschriften enthalten, (wo jedoch die wichtigen Anhänge zu *Blanchini Evangeliario quadruplici*, in denen viele römische und andere italienische Codices beschrieben sind, Döderleins Beschreibung eines Nürnbergischen Evangeliarii, im Altorfischen literarischen Museum und andere fehlen,) wird von der äussern Gestalt und Einrichtung der Manuscripte, von den verschiedenen Klassen, in welche sie in Rücksicht auf den von ihnen gemachten Gebrauch vertheilt werden können, von dem, worauf es bey der Untersuchung der innern Beschaffenheit ihres Textes ankommt, von vermeyntlich latinisirenden Handschriften, und von den verschiedenen Recensionen des Texts das Wissenswürdigste in fruchtbarer Kürze beygebracht. Der Vf. urtheilt über diese Gegenstände allenthalben nach den Griesbachischen kritischen Grundsätzen. Auf die einzelnen Handschriften läfst er sich aber nicht ein, und begnügt sich, die merkwürdigeren Codices, welche zu jeder alten Hauptrecension gehören, (wo aber der berühmte Vaticanus und andere neuerlich bekannt gewordene übersehen sind,) bloss nach ihrem Namen oder Siglen anzugeben. Michaelis war vielleicht allzu freygebig, da er in seiner Einleitung alle noch so unbedeutende Codices einzeln registrirte; Hr. *H.* scheint dagegen etwas zu sparsam gewesen zu seyn. Viele seiner Leser, welche weder Michaelis, noch die gröfsern kritischen Werke zur Hand haben, würden es ihm danken, wenn er aus dem grofsen Haufen der bis jetzt ganz oder zum Theil verglichenen Handschriften, die sich auf 300 belaufen, etwa 40 bis 50 der wichtigsten, welche in den Schriften der Kritiker beynahe auf jeder Seite angeführt werden, und auf die am Ende doch das meiste ankommt, ausgehoben und etwas näher beschrieben hätte. Auch wäre es wohl nicht überflüssig gewesen, die Meynung einiger, welche, da man von latinisirenden Codicibus nicht recht mit Ehren mehr sprechen kann, darauf verfallen, fast alle Lesarten der ältesten Handschriften und Versionen für Interpolationen aus den Commentaren des Origenes und Chrysostomus und aus alten Scholien auszugeben, einer strengen Prüfung zu unterwerfen. Von andern Bemerkungen, die wir bey dem Durchlesen dieses Kapitels gemacht haben, setzen wir nur einige, zum Beweis unsrer Aufmerksamkeit, hieher. Nicht bloss in Handschriften von kleinem Format, wie S. 58. gesagt wird, sondern auch in denen in Quart und Folio sind gewöhnlich mehrere Blätter in ein Heft zusammengelegt, und das erste Blatt pflegt mit einem Zahlbuchstaben gezeichnet zu seyn, wonach die Gröfse der etwa vorkommenden Lakunen berechnet werden kann. S. 63. hätte der Codex Claromontanus mehr noch als der Cantabrigiensis unter denen ausgezeichnet zu werden verdient, in welchen häufige Correcturen von mehrern Händen vorkommen. S. 65. wären unter den zum öffentlichen kirchlichen Gebrauch bestimmten Handschriften, die *codices textus perpetui* zu bemerken gewesen, welche am Rande den Anfang und das Ende jeder kirchlichen Perikope nebst dem Tage, wann diese zu lesen ist, beygezeichnet haben; auch hätte erinnert werden können, dass manche Codices erst hintennach von spätern Besitzern zum kirchlichen Gebrauch adoptirt worden sind. S. 80. werden die Handschriften, welche Kopieen von andern sind, mit Unrecht den ganz unbrauchbaren zugezählt, da sie in mehr als einer Rücksicht uns nützlich seyn können. Ebendaselbst und S. 111. sind durch einen Schreibfehler die Codices Adamantii noch neben den Codicibus Origenis genannt. — Kap. IV. Von den alten Uebersetzungen und ihrem Gebrauch, sowohl überhaupt, als auch von jeder einzelnen insonderheit. Ueberall zeigt der Vf. auch hier seine vertraute Bekanntschaft mit den neuesten Entdeckungen und Hülfsmitteln. Bey einigen Versionen hätte doch noch ihre nahe Verwandtschaft mit gewissen Handschriften genauer angegeben werden können, z. B. dafs oft in seltnen Lesarten die armenische Uebersetzung mit Cod. 1. 13. 69., und die gothische mit Cod. vatic. 360. zusammenstimme. In Ansehung der syrischen konnte zwischen S. 125 und 132. darüber, ob sie in allen Büchern des N. T. einerley Urheber habe oder nicht, ein Widerspruch zu seyn scheinen. Gern hätten wir auch zu erfahren gewünscht, ob der Vf. diese Version in den Episteln von gleicher Beschaffenheit wie in den Evangelien finde. Ueber die Asteriscos und Obelos der Philoxenianischen Uebersetzung, und was eigentlich dadurch bezeichnet werden solle, ist nichts gesagt worden. Da der Vf. für wahrscheinlich hält, dafs die lateinische Version auf die gothische einigen Einfluss gehabt habe, und eben deswegen der letztern einen geringern Werth beylegen zu müssen glaubt, so hätten wir gern einige Beyspiele angeführt gesehen, an denen klar wäre, dafs die in Frage gestellte Lesart ursprünglich im lateinischen entstanden sey. Denn die S. 182. gegebenen Exempel sind offenbar nichts anders, als aus ähnlichen Stellen (Act. 15, 28. Marc. 9, 39.) erborgte und verunglückte Glossen, die völlig eben so gut im griechischen Text, als in der lateinischen Version, zugesetzt seyn konnten, wenn wir sie gleich in keinem bekannten griechischen Codex bis jetzt angetroffen haben. — Kap. V. Von den Anführungen des N. T. bey alten Schriftstellern. Die nöthigen Vorsichtigkeitsregeln bey dem Gebrauch derselben sind sorgfältig auseinander gesetzt. — Kap. VI. Von den Ausgaben des N. T. Sie sind nach der Genealogie ihres Textes gestellt, und die merkwürdigeren, besonders die, welche mit einem kritischen Apparat versehen sind, werden kurz, aber treffend, gewürdiget. S. 223. ist aus Hausschein (Oekolampadius) Hauslampe geworden. — Der andern Hälfte des zweyten Theils, welche die specielle Einleitung in die einzelnen Bücher enthalten wird, sehen wir begierig entgegen. Den wenigen von dem Rec. angedeuteten Mangeln der ersten Bände wird bey einer gewiss nicht lange ausbleibenden neuen Auflage leicht abzuhelfen seyn.

PYRMONT, beym Uebers. u. HANNOVER, in d. Hahn. Buchh.: *Wilhelm Penn's kurze Nachricht von der Ent-*

Entstehung und dem Fortgange der christlichen Gesellschaft der Freunde, die man Quäker nennt — übersetzt und mit Anmerkungen versehen von *Ludwig Seebohm*. 1792. 176 S. 8.

Der berühmte Anbauer von Pensylvanien, der so bemüht war, die ihm sehr werthe und nützliche Quäkergemeine innerlich auszubilden, und auswärts in guten Credit zu bringen, und der in dieser Absicht viele, vornemlich apologetische Schriften veranstalten liess, trat auch selbst als Schriftsteller auf, mit einer Lebensbeschreibung des ersten Stifters dieser Parthey. (*Journal or historical account of the Life of George Fox*. 1694.) Diesem Buche fügte er als Einleitung die hernach oft einzeln gedruckte Abhandlung bey: (*A brief account of the rise and progress of the People called Quakers*,) welche hier übersetzt erscheint. Eben diese Absicht hat auch der Uebers., welcher ein Mitglied der Quäkergesellschaft zu seyn scheint. Zur historischen Kenntniss giebt daher diese Arbeit keinen neuen Beytrag. Die wenigen untergesetzten Anmerkungen betreffen Missverständnisse, falsche Nachreden und Folgerungen, durch welche die Lehren, Sitten und Anstalten der Quäker in ungünstigen Ruf gekommen sind; z. E. dass sie die Bibel verachteten, die Gottheit Christi leugneten, „die Wahrheit der *herrlichen* Schriftstelle: *Drey sind, die im Himmel zeugen* etc. in Zweifel zögen" (S. 93.) u. s. w.

MATHEMATIK.

Braunschweig, im Verlag der Schulbuchhandlung: *Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens*, von *Joh. Heinr. Helmuth*. Dritte von neuem revidirte und ansehnlich vermehrte Auflage. Mit Kupfern. 1792. 552 S. 8.

Die Schnelligkeit, mit der die verschiedenen Auflagen einander gefolgt sind — (die erste erschien 1785, die zweyte 1788) — ist ein Beweis, dass das Publicum dieses Buch mit dem Beyfall aufgenommen hat, den es verdient. Der Vf. bemerkt in der Vorrede, dass er zwar keine Materie ganz umgearbeitet, aber doch alles sorgfältig revidirt, hin und wieder verbessert, und mit ansehnlichen Zusätzen vermehrt habe; und das kann man einem solchen Manne wohl auf sein Wort glauben. Inzwischen hat es uns befremdet, dass er bey seinen Verbesserungen nicht auf die Erinnerungen des Rec. der zweyten Ausgabe in der A. L. Z. (1789. IV. Bd. S. 485 ff.) — die wir wenigstens grösstentheils für sehr gegründet halten — Rücksicht genommen hat. Auch haben wir ausserdem noch manche Bemerkungen und Erklärungen gefunden, die uns unrichtig und unbefriedigend geschienen haben. Wir wollen einige davon anführen: S. 94. heisst es, dass das Wasser *fast die Hälfte* der Oberfläche der Erdkugel einnimmt, da es doch bekanntlich über zwey Drittel derselben ausmacht. — S. 138. werden die in der Luft aufgelösten oder niedergeschlagenen Dünste als die Ursache von dem Steigen oder Fallen des Barometers angegeben — eine Meynung, die *de Luc* hinlänglich widerlegt hat. — Die brennbare Luft kann nicht, wie S. 167., eine *unreine* Luft genannt werden, wofern man nicht das Wort *unrein* in einem ungewöhnlichen Sinn nehmen will. Mephitisch ist sie wohl, aber wenn sie gut ist, muss sie ganz rein, das heisst, von aller Beymischung fremdartiger Theile, frey seyn. — Wie grosse Regentropfen (S. 260.) von einer plötzlichen Trennung der Luft durch den Blitz entstehen sollten, ist eben so unbegreiflich, als wie sie durch schweflichte Ausdünstungen hervorgebracht werden könnten. Man sieht sie oft zu Anfang eines Gewitters einzeln aus der Luft herabfallen, noch ehe ein einziger Blitz geschehen ist. — Ein Licht unter einem Gefäss erlischt nicht deswegen, weil es (S. 213.) durch den Rauch und die ölichten Theile erstickt wird, sondern weil derjenige Theil der Luft bald zerstört oder zersetzt wird, der allein zur Unterhaltung der Flamme geschickt ist. — Die Beschreibung der *Leydner Flasche* S. 241. ist sehr fehlerhaft: 1) wird der äussern Belegung nicht gedacht; 2) ist es übertrieben, dass man in einer geladenen Flasche ein *Sausen* hörte, als wenn Wasser darin kochte. Nur *bisweilen* lässt sich ein Zischen hören, wenn nemlich die elektrische Materie *wegen irgend eines Fehlers* von selbst ausströmt; 3) wird die Flasche nicht entladen, wenn man bloss den Knopf berührt, sondern es müssen beide Belegungen zugleich in leitende Verbindung gebracht werden. — Dass die Dünste, wie S. 243. gelehrt wird, sich stets nach dem kältern Ort bewegten, ist zwar eine sehr gewöhnliche, aber darum nicht minder irrige, Meynung. Der Wärmestoff befolgt zwar, als eine elastische Flüssigkeit, das Gesetz, sich überall ins Gleichgewicht zu bringen, aber er verlässt eher die Dünste, um in den kältern Körper überzugehen, als dass er sie mit sich fortführen sollte. Die Feuchtigkeit, die sich an die kalten Fenster oder an kaltes Metall in einer warmen Stube anhängt, wird entweder aus der Luft niedergeschlagen, weil die Luft in der Nachbarschaft dieser Körper abgekühlt wird, und alsdann nicht mehr so viel Wasser als vorher, aufgelöst erhalten kann, oder, nach de Luc, weil der mit der Luft vermischte Wasserdampf die nöthige Wärme verliert und zersetzt wird. — Wir wünschen, dass der würdige Vf. diese wenigen Erinnerungen nicht aus einer Tadelsucht herleiten, sondern als Beweise unsrer Aufmerksamkeit ansehen möge. — Uebrigens verdient noch angemerkt zu werden, dass bey dieser Ausgabe ein brauchbares Register hinzugekommen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 14. April 1795.

GESCHICHTE.

Hildburghausen: b. Hanisch: *Historisch-statistische Beschreibung der gefürsteten Grafschaft Henneberg mit Urkunden.* Erster Theil, 1—2. Abtheilung mit einer Titelvignete. 307 S. 4.

Derselbe ausgebreitete und alle in dem Bezirke der Hauptsache vorkommenden Gegenstände umfassende Unterricht und dieselbe urkundliche Zuverlässigkeit, welche in der diplomatischen Geschichte der gefürsteten Grafschaft Henneberg sichtbar ist, herrscht auch in dieser historisch-statistischen Beschreibung derselben. Der Vf., Hr. Commissionsrath *Schultes* zu Themar, erwirbt sich mit diesen beiden, so fleisig ausgearbeiteten, Schriften um sein jetziges Vaterland, das einer Aufklärung seiner Geschichte sowohl, als seiner ganzen jetzigen Verfassung so sehr bedurfte, ein unvergessliches Verdienst. Dieser 1. Theil fasst die Einleitung in die Geschichte, Geographie und Statistik der Grafschaft Henneberg und die Beschreibung des kurfürstl. sächs. Antheils an derselben in sich. Ihr ältester Bezirk war nicht auf den heutigen Umfang eingeschränkt, sondern dehnte sich bis über die Herzogthümer Coburg und Hildburghausen, über einen beträchtlichen Theil des Stifts Wirzburg und die Stadt Schweinfurt aus. Nach manchen durch Erbtheilungen und auch ungünstige Zeitperioden in diesem Landesumfange eingetretenen Abfällen erweiterte doch Berthold V, der Stifter der Henneberg-Schleusingischen Linie seinen Landesantheil wieder bis zu einen Bezirk von 50 Quadratmeilen. Die ganze Grösse der jetzigen unter den Kurfürsten von Sachsen, den Herzogen von S. Weimar, Gotha, Meiningen, Coburg und Hildburghausen, und dem Landgrafen von Hessen-Cassel getheilten Grafschaft beträgt ungefähr 34 Quadratmeilen. Sie fasst eine Volksmenge von 100000 Einwohnern in sich; und hat zum Theil fruchtbaren Boden, fischreiche Flüsse, gute Waldungen und reiche Gebirge. Die vorzüglichste Nahrungsquelle ist der Ackerbau, von welchem 2 Drittheile der Einwohner leben, und noch mehr Gewinn zu erwarten wäre, wenn der Landmann von der Brache abgehen wollte. Der Wiesenbau wird sowohl von der Natur, besonders in dem für das Auge reizenden Werragrund bey Meiningen, Wasungen und Frauenbreitungen, als durch die Kunst, durch Verbreitung des Futterkräuteranbaues, begünstigt. Ehedem wurde in dem mittäglichen Theile der Grafschaft vieler Wein gebauet, jetzt aber finden sich davon nur noch wenige Spuren im Römhildischen und bey Meiningen. Nach einer Urkunde von 1445, in welcher der Rennweg auf dem auf dem Thüringer Wald als die Grenzscheide des Hennebergischen Forst- und Geleitregals angegeben wird, glaubt der Vf., dass dieser Rennweg überhaupt die Grenzscheidung zwischen der Grafschaft Henneberg und dem Thüringer- und Vogtlande gewesen seyn möge. Unter den Gebirgen der Grafschaft zeichnen sich besonders für den Mineralogen die Rhönberge, das Gebageblrg und die Gleichberge aus. Auf den letztern findet man viele Basaltstücke, und der kleinere ist ganz mit denselben zugedeckt und weiter unten mit einer dreyfachen, ziemlich regelmäsigen, 40 bis 50 Fuss breiten, Schicht von Basalttrümmern umgeben. Die sichtbare Vertiefung der Oberfläche scheint die zurückgelassene Spur eines Craters zu seyn. Die besten Waldungen liegen in dem kursächsischen Antheile. Der Herzog von Sachsen-Meiningen hat seinen Unterthanen die Wohlthat erwiesen, dass er in dem grössten Bezirk seines Antheils alles Wildpret in einen Wildzaun von einem Umfang von 5 Stunden hat einschliessen lassen. In ältern Zeiten war im Hennebergischen mehr Bergbau. Die Grafen von Henneberg erhielten schon 1216 das Privilegium, auf Gold und Silber bauen zu dürfen. Die Urkunden des XIV. Jahrhunderts erwähnen der Silberbergwerke zu Ilmenau im Gange, und im Amte Suhl wurde schon 1436 viel Eisen gewonnen. Die Herrschaft Schmalkalden ist in Rücksicht des Bergbaues wegen seiner ergiebigen Stahl- und Eisenbergwerke der gesegnetste Theil. Nach einer neuern Nachricht werden jährlich im Durchschnitte wenigstens 22000 Tonnen Stahl und Eisenstein daselbst gewonnen. Zu Kaltennordheim werden Braunkohlen, bey dem Dorfe Vesser Schwefel und Vitriolkies, bey Suhl Blutstein und Versteinerungen in vielen Gegenden gefunden. Unter den Flüssen ist die Werra der beträchtlichste und wegen der Holzflösse für das Land wichtig. Der Landgraf Moriz arbeitete 1603 und Herzog Ernst zu S. Gotha 1658 an dem Unternehmen, die Werra von Meiningen oder von Salzungen aus bis nach Wanfried schiffbar zu machen. Das erstre Project scheiterte durch die Widersprüche einiger an der Werra gelegener Ortschaften, und das zweyte, das schon wirklich bis zur Erbauung und Abfahrt der Schiffe gediehen war, durch den unglücklichen Erfolg. Herzog Ernst liess, wie Rec. dem Vf. aus archivalischen Nachrichten versichern kann, nicht 2, sondern 5 kleine Schiffe erbauen, die bey Salzungen zusammentrafen, und wahrscheinlich würde er, des unglücklichen Vorfalls bey Vach ungeachtet, doch beharrlich bey seinem Unternehmen geblieben seyn, wenn nicht der Absatz der Gerste in Wanfried gegen alle Erwartung schlecht ausgefallen wäre; wovon der Grund darin lag, dass die Gerste zu einer Zeit hingeschafft wurde.

wurde, wo schon Ueberfluss von allen Orten angekommen war. Unter den Seen im Lande ist der Salzunger See wegen seiner, bey verschiedenen Erdbeben bemerkten, Verbindung mit der offenbaren See merkwürdig. Die Salzquelle daselbst ist von sehr grossem Werthe. Unstreitig ist sie eine der ältesten, weil derselben schon in einer Urkunde von 839 gedacht wird. Die Sole entspringt an 3 verschiedenen Orten in und ausserhalb der Stadt. Die Winnung beträgt jährlich über 128000 Centner, von welchen der grösste Theil in das Ausland geführt wird. Der reine Gewinn wird jährlich auf 30000 Rthlr. und ungefähr eben so hoch der Aufwand an Holz und andern Kosten geschätzt. Nicht so beträchtlich ist das Salzwerk bey Schmalkalden, das erst seit 1711 recht in Gang gekommen ist, aber weder an Güte noch jährlicher Winnung des Salzes dem Salzwerke zu Salzungen gleich kommt. Unter den Fabriken und Manufacturen des Landes sind die Gewehr- und Eisenfabrik zu Suhl, die Messerfabrik zu Schmalkalden, die Barchendfabriken zu Suhl und Meiningen, die Tabaksfabriken zu Wasungen und Broderode, die Zwilligmanufactur zu Ostheim und die Plüsch- und Zeugfabrik zu Salzungen, die vorzüglichsten. — Seit der Landestheilung von 1660 haben die sämmtlichen jetzigen Theilhaber der Graffchaft den Titel und das Wappen derselben angenommen. Indessen hatte es Friedrich Wilhelm I zu Altenburg schon 1585 in einem Reutersiegel geführt, von welchem der Vf. einen Abdruck auf dem Titelblatt gegeben hat. Das Hennebergische Reichstagsvotum wird nach den neuesten Recessen von Kursachsen, Sachsen Weimar und S. Hildburghausen abwechselnd geführt, so wie die Hennebergischen Stimmen auf dem Kreistage unter Kursachsen, Sachsen Meiningen, S. Coburg und Hessen-Cassel getheilt sind. In der Mitte des XVII. Jahrhunderts betrugen die Cammerrevenüen der ganzen Graffchaft, mit Ausschluss der Steuern, nur 58360 Rthlr. und jetzt kann man sie über 350000 Rthlr. rechnen. Eine sehr verdienstliche Arbeit des Vf. ist, dass er das Verhältniss der so verschiedenen Maasse in der Graffchaft Henneberg in einer Tabelle ausgeführt hat. Von dem Hennebergischen Adel ganz ausführlich und diplomatisch gewiss! Der grösste Theil des Hennebergischen Adels hat den ersten Besitz seiner Güter den Verleihungen der Landesherrn zu danken. Die meisten Hennebergischen Activlehne waren also gräfl. Güter, und können im Durchschnitte als *feuda data* angesehen werden. Wirklich waren auch die innerhalb der Graffchaft gelegenen Lehngüter der Landes- und Lehnsherrlichkeit des Regenten so unterworfen, dass der volle Landsassiat in diesem Bezirke statt fand, und es viele Urkunden des XV. und XVI. Jahrh. bezeugen, dass der Hennebergische Adel, der jetzt grösstentheils der Fränkischen Reichsritterschaft incorporirt ist, den Lehns- und Landeshuldigungseid abgelegt, und dadurch die Landeshoheit der Grafen anerkannt habe. Graf Wilhelm VI wusste dieses so gut, dass er das unter seiner Regierung herrschend werdende Beginnen des Adels, sich dieser Verbindlichkeit zu entziehen, mit der Ritterstube zu Massfeld; einem Gefängnisse für den Adel, ahndete, und Graf Georg Ernst gebrauchte die Vorsicht, dass, wenn dergleichen immatriculirte Lehngüter der Herrschaft als eröffnet anheimfielen und wieder an andre Familien verliehen wurden, der neue Vasall sich reversiren musste, das ihm verliehene Lehn nicht bey der Ritterschaft zu Franken besteuern lassen zu wollen. Demungeachtet kamen aber nach der Zeit die beträchtlichsten Güter unter die Reichsritterschaft. Der Hennebergische Lehnhof war noch unter der Regierung des letztern Fürsten Georg Ernst überaus ansehnlich. Der Vf. gibt ein aus Urkunden gezogenes Verzeichniss des unter diesem Fürsten im Lande ansässig gewesenen Adels und seiner ansehnlichen Güter. Das jetzt noch blühende Geschlecht der Freyherrn von Bibra, das schon in den Urkunden des XII. Jahrhunderts erscheint, war unter den sämmtlich angezeigten adelichen Geschlechtern das älteste und begütertste im Lande. Wir können zu dem, was der Vf. von demselben ganz richtig angeführt hat, noch hinzusetzen, dass das Geschlecht im XIV. Jahrh. in 5 verschiedene Linien getheilt war, welche die von ihm angegebenen Lehne, so wie das Schloss zu Bibra selbst, getheilt besassen, dass Wilhelm von Bibra im XV. und XVI. Jahrhundert ganz richtig der Stifter der Schwebheimer Linie gewesen, diese Linie aber mit Heinrich von Bibra im Anfang des XVII. wieder abgestorben, und die jetzige Schwebheimer Linie, so wie alle jetzt lebenden Linien des Bibraischen Geschlechts, von der ältern Irmelshäusischen Linie, welche die sämmtlichen ältern Linien allein überlebte, entsprossen sey. Der kurf. sächs. Antheil an der Graffchaft Henneberg, welcher in der 2ten Abtheilung sowohl statistisch als topographisch beschrieben wird, und die Aemter Schleusingen, Suhle, und Kühndorf mit dem Gericht Benshausen in sich begreift, enthält mit den Kindern 21922 Einwohner. Der Boden desselben ist so mittelmässig, dass er kaum den vierten Theil der nöthigen Bedürfnisse liefert; desto grösser ist aber der Reichthum des Holzes. Die Ackeranzahl der dortigen Waldungen beträgt nicht, wie *Leonhardi* sagt, 30,000, sondern 100,000. Die Cammergefälle dieses Antheils betragen nach Abzug aller Bürden über 6000 Rthlr. und die landschaftlichen Einkünfte 28665 fl. fr. Ein beträchtlicher Nahrungszweig im Amte Schleusingen ist, wegen des dortigen guten Wiesenwachses, die Viehzucht. Die Geschichte des Amts geht bis 1274, wo Stadt und Amt Schleusingen dem Grafen Berthold VIII. zum Antheil zufiel. Der 30jährige Krieg hatte solche Verwüstungen in demselben angerichtet, dass von 1509 Wohnungen, welche 1631 gezählt wurden, 1659 nur noch 900 vorhanden waren. Jetzt enthält das Amt 1457 Wohnungen und 8405 Einwohner. Die Stadt Schleusingen existirte schon im IX. Jahrh. als eine Villa, im XIII. Jahrhundert hatten die Grafen von Henneberg eine Burg daselbst, und 1268 machte Berthold die Stadt zu seiner Residenz. In dem ehemaligen Barfüsserkloster hat das jetzige Gymnasium, das so viele verdienstvolle Männer gezogen hat, seinen Sitz. Der letzte Fürstgraf von Henneberg, Georg Ernst, stiftete es 1577, begabte es mit ansehnlichen Einkünften und mit einem Convict für 20 arme Schüler. Die Unkosten werden grösstentheils aus dem Landschulkasten getragen, wel-

chen Georg Ernst als einen Fond zur Versorgung der Geistlichkeit errichtete und mit dem grösten Theil der Einkünfte der eingezogenen Klöster zu Vessra, Ror, Frauenbreitungen, und Wasungen und des Stifts zu Schmalkalden beschenkte. Jetzt contribuiren noch jährlich Kursachsen 520 fl. 17 gr. 6 pf. S. Meiningen 546 fl. 18 gr. 4 pf. und S. Weimar 182 fl. 6 gr. 2 pf., wogegen Kursachsen 7, S. Meiningen 9 und S. Weimar 3 Freystellen vergeben kann, und Sachsen Meiningen das Directorium innerhalb 6 Jahren 3mal, Kursachsen 2mal und Sachsen Weimar 1mal führt. Das Gymnasium hat seine eigene Bibliothek, die ein Capital von 800 fl. als Fond besitzt, und in der Burg aufgestellt ist. Die blühendeste Epoche desselben war 1616, wo es 450 Schüler und unter diesen 30 Edelknaben zählte. In den neuern Zeiten haben demselben die zu Coburg, Meiningen und Hildburghausen angelegten Gymnasien Abbruch gethan. Seit 1769 ist der Unterricht in demselben sehr gebessert worden, und würde es noch mehr seyn, wenn man von dieser Zeit an die Vorschläge des jetzigen Rectors, des als gelehrten Schulmannes so bekannten und verdienstvollen Prof. *Walchs*, durchaus angenommen hätte. Das Hospital zu S. Kilian im Amte Schleusingen besitzt ausser den beträchtlichen Feldgütern ein Vermögen von 21000 fl. Activ-Capitalien, und unterhält 10 Personen männlichen und weiblichen Geschlechts mit Kost und Quartier. Die Grundstücke des ehemaligen reichen Klosters Vesser sind so zerstückelt worden, dass alle ausserhalb in den verschiedenen Aemtern des Landes liegende Güter desselben den Besitzern der Aemter und die um Vesser herumliegenden Güter in ein Cammergut verwandelt worden sind, welches jährlich 2500 Rthlr. Pacht gibt und eine gute Stuterey unterhält. Das Schloss und Amt *Kühndorf* war in den ältern Zeiten ein Zubehör der Grafschaft Henneberg-Römhild und noch im XV. Jahrhundert kein besonders Amt, sondern ein Antheil des Amtes Schwarza. Erst 1549 nach dem Absterben der Römhildischen Linie wurde das Amt nach Kühndorf verlegt. Das ganze Amt enthält 419 Häuser und 2411 Einwohner. Das Schloss zu Kühndorf gehörte im XII bis XIV. Jahrhundert einer eignen Familie von Cundorf, welche 1332 aus den Urkunden verschwindet; darauf kam es an den Johanniterorden mit Wirzburg getheilt; sodann an die Geschlechter Truchsess und Vogt von Salzburg und endlich durch Kauf an Henneberg-Römhild. Ein merkwürdiger Ort in diesem Amte ist das Dorf *Rora* sowohl für sich als wegen des ehemals dabey gelegenen Klosters Rors. Ror kommt als Dorf schon in den Urkunden des IX. Jahrh. vor. Selbst die deutschen Kaiser pflegten sich dort aufzuhalten, und Otto I und Heinrich II haben von Rora Urkunden ausgestellt. Das berühmte Nonnenkloster Rora, zuverlässig das älteste in der Grafschaft Henneberg, das schon 814 seine eigne Kirche hatte, lag ¼ Stunde von dem Dorfe, stand unter der Aufsicht einer Aebtissin und eines Probstes, besass grosse Reichthümer und hatte 1460 an 40 Hennebergische Dorfschaften ausser dem Vieh- und Getreidezehend 74 fl. an Geld, 332½ Malter Korn, 303 Malter Hafer, 100 Schock 58 Eyer, 324 Fastnachtshüner etc. Das Centgericht Benshausen fasst 345 Wohnungen und 2032 Einwohner und das Amt Suhla 1466 Wohnhäuser und 8577 Einwohner in sich. Das letztere übertrifft, so wenig es wegen seiner Lage in Bergen und Waldungen durch den Ackerbau gesegnet ist, alle übrigen Aemter an der Volksmenge, da auf 1 Quadratmeile in demselben 3440, und in dem Amte Schleusingen nur 2800 Menschen gerechnet werden können. Die Stadt Suhl enthält allein 5884 Einwohner. Der erstre Anfang der Stadt Suhl war ein blosser Viehhof, um welchen sich nach der Entdeckung der Salz- und Bergwerke daselbst immer mehr Anbauer anschlossen, bis es im XIV. Jahrh. zu einem ansehnlichen Dorfe, 1445 nach den Urkunden zu einem Flecken und 1527 zu einer Stadt angewachsen war. Der vorzüglichste Nahrungszweig der Stadt besteht in der Barchend- und Zwilligmanufactur und in der Gewehrfabrik. Die erstere hält 533 Weberstühle in Arbeit, beschäftigt 736 Menschen und verfertigt jährlich 64000 Stück Barchende, welche auf Messen abgesetzt werden. Die Gewehrfabrik gibt 300 Handwerksleuten Beschäftigung und erhält das nöthige Eisen aus den in dem Suhlaer Bezirk gelegenen 6 Fabrikhämmern, welche jährlich über 6000 Centner an Stahl, Blech und Eisen verarbeiten.

So genau, belehrend und diplomatisch gewiss die von den Städten in diesem Hennebergischen Antheile von dem fleissigen Vf. gegebenen Nachrichten sind: so sind es auch seine Nachrichten von den Flecken, Dorfschaften und andern Ortschaften in demselben, es betreffe nun ihre Entstehung oder ihre Gerechtsame, oder ihre ganze Verfassung sowohl in den vorigen als jetzigen Zeiten. Die beygefügten Urkunden (LVI.) enthalten die Gewähr für alle mitgetheilte Data und für den Kenner und Liebhaber der Hennebergischen Geschichte noch manche Materialien zum weitern Nachforschen. Rec. wünscht sehr die baldigste Bearbeitung der herz. sächs. Antheile der Grafschaft Henneberg, weil er mit Ueberzeugung sagen kann, dass wenige deutsche Provinzen eine so kritisch bearbeitete Topographie, wie diese, aufzeigen können; — wenigstens lässt der Vf. die Topographen der benachbarten Länder, einen *Gruner*, *von Kessler* und *Huber*, sowohl was Genauigkeit als was Zuverlässigkeit betrifft, weit hinter sich zurück.

SCHÖNE KÜNSTE.

Rom: *Das Mädgen (Mädchen) von Orleans travestirt von (dem) Ritter Fas.* Erster Band. 1791. 294 S. 8. (20 gr.)

Der Beyfall, den die seit einigen Jahren in so grosser Menge erschienenen Versuche von Travestirungen, ihrer schlechten Beschaffenheit ungeachtet, gefunden haben, macht dem deutschen Geschmack in der That wenig Ehre. Auch in der französischen Literatur herrschte einmal diese Seuche: alle Gedichte, die gelesen werden wollten, mussten in burlesken Versen seyn; selbst die

die Leidensgeschichte ward von einem Modepoeten *en vers burlesque* gebracht: allein diess geschah in Frankreich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, ehe die Nation noch ihre classischen Dichter erhalten, und Geschmack und Sprache sich gebildet hatten. Leider aber trifft bey uns dieselbe Erscheinung in eine Zeit, wo das goldne Alter unsrer Poesie nach dem Urtheil einiger schon verflossen, oder wie andere wollen, noch im Bestehn ist. Die Wuth zu travestiren greift so um sich, dass es bald eben so buchstäblich wahr von Deutschland seyn wird, was ein französischer Schriftsteller von seinem Vaterlande erzählt: „*La plupart pensoient que pour* „*écrire raisonnablement en ce genre, il suffisoit de dire des* „*choses contre le bonsens et la raison. Chacun s'en cro-* „*yoit capable, en l'un et en l'autre sexe depuis les Dames* „*et les Seigneurs de la cour, jusqu' aux femmes de cham-* „*bre et aux valets.*" Die Vff. der meisten bisher in Deutschland erschienenen sogenannten Travestirungen (und so auch der Urheber der vorliegenden) mussten gar nicht wissen, was *travestiren* heisst — doch, ja, auch sie travestiren, nur kleiden sie nicht das Grosse und Erhabene in das Gewand des Lächerlichen und Niedrigen, sondern dieses in die Hülle des Abgeschmackten und Pöbelhaften. Sie schaffen nicht, wie Scarron in der komischen Maskerade seiner Aeneide die Götter des Olymps und Helden in Pariser Bürger, sondern (wie unser Ritter hier) an sich schon komische und possierliche Personen in plumpe Tölpel; leichte Caricaturen in moralisch-physische Ungeheuer, das Freye und Schlüpfrige in ekelhafte Nuditäten, Schmutz und empörende Priapëien um. In welchem Geist, — oder richtiger, wie ganz ohne allen Geist, und mit welcher Beleidigung des guten Geschmacks und Tons, der Sittlichkeit, Decenz und selbst der Ohren das hier angezeigte Product componirt ist, davon zur Schonung des Papiers und der Gedult der Leser nur einige wenige Proben:

Voltaire: — *N'est ce donc qu' avec moi*
Que vous avez la fureur d'être sage — — —
Osez-vous bien me faire resistance?
Y pensez-vous? Vous ne meritez pas
Le sol amour que j'ai pour vos appas:
Cedez sur l'heure, ou craignez ma vengeance — —

Ritter Fas: Geh, sperr dich länger nicht, sey klug,
Und spiele nicht die Spröde.
Nun hab ich mich bald lang genug
Um dich genarrt — du *Kröte!*
Nur fort! fort! marsch aufs Kanapee!
Wo nicht so zittre *Bestie* etc.

Voltaire: — — — *l'aumônier nerveux*
D'un coeur farouche et d'un bras formidable
Se débattoit contre le page aimable —

R. Fas: Bald liegt der eine obendrauf,
Der andre keuchend unten,
Und ringrum fliegt Toppé und Haar
Als balgte sich ein Hundepaar
Um einen Kalberknochen.

Voltaire: *Son écuyer vieil Ivrogne intrepide*
Tout en dormant la tenoit par la bride. —

Diese zwey Zeilen spinnt der deutsche Ritter in folgende sieben aus:

Der alte Zecher *Hageldick*
Vom Wein und Danz'ger Kümmel
Verschnarchte zu Agnesens Glück
So Kampf als Schlachtgetummel,
Vom Dunst umnebelt und den Zaum
Des stolzen Zelters um den Daum
Gewunden, lag der *Lummel* —.

Jambe meurtrie et la fesse écorchée —

— — Sonellchen war zerdrückt,
Ihr *kleid* zerrieben und zerstückt
Das Hemdchen vorn und hinten —

Parler ainsi, mettre Agnes toute nue
C'est même chose — —

Sie rang und bat umsonst; er packt
Und *kollert* sie aufs Bette,
Und hielt sie *man ganz fasernackt*

Und dieser Mensch hat gleichwohl die Stirn, in seiner Vorrede zu sagen: „Ein grosser Theil unsers lesenden „Publicums, besonders Damen von feiner Empfindung „trugen bisher Scheu, der berüchtigten *Pucelle d'Orleans* „ein Plätzgen auf ihrer Toilette zu vergönnen, oder „mussten sie Wohlstandshalber hinter den Gardinen ver„bergen; weil sie öfters mit zu auffallender Nudität „einherging, und es doch immer für züchtige Augen „nicht ganz schicklich war, neugierige Blicke darauf „zu werfen. Diesem suchte man hierin mit einem *saubern Milchflor nach der neuesten Mode* abzuhelfen, und „man hat nun nicht mehr so viel Ursache, vor diesem „oder jenem sonst obscönen Gemälde (*wie man sonst zu* „*sagen pflegte*) aus *decence* das Auge niederzuschlagen „u. s. w. Wie frech, wie unverschämt!

FREYBERG u. ANNABERG, in d. Crozischen Buchh.: *Geniestreiche, oder das Privattheater*, ein Originallustspiel in 5 Aufz. 1790. 204 S. 8. (10 gr.)

Ein fader Roman, in fünf *lange* Acte gebracht, kann nicht sehr unterhalten, und *diese Geniestreiche* haben nicht das mindeste Gepräg von Genie. Die Sprache ist zwar ziemlich rein, aber der Ausdruck ist seicht; die Charaktere ohne Interesse, ohne Haltung. Dem Vf. fehlt Geschmack und Kenntniss des Theaters, und nur durch das Bestreben, diese zu erlangen, kann es ihm vielleicht gelingen, bey künftigen Versuchen glücklicher zu seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. April 1795.

PHYSIK.

LIEGNITZ, b. Siegert: *Ueber Gott und die Natur als belehrender Unterricht bey einsamen Spatziergängen, von Christian Schulz.* 1793. 300 S. 8.

Der Vf. hat seine Betrachtungen unter sechs Abschnitte gebracht: 1) *von der Natur überhaupt;* 2) *von der Naturgeschichte des Menschen;* 3) *von der Erhaltung und Vorsorge Gottes;* 4) *Dinge in der Natur, die ihren Endzweck nicht zu erreichen scheinen;* 5) *die Sinnenwerkzeuge und die Art ihrer Wirkungen;* und 6) *die zur Bewegung dienenden Theile des Menschen.* *Wenn man es so genau nicht nimmt,* so kann man die Betrachtungen erträglich finden. Sie sind in der guten Absicht geschrieben, den Leser auf die Weisheit und Güte des Schöpfers in der Anordnung der Dinge überhaupt, und in der Einrichtung des menschlichen Körpers insbesondre aufmerksam zu machen. Der Vf. spricht aber gar zu viel von dieser Weisheit und Güte, anstatt dass er lieber seine Betrachtungen so hätte einrichten sollen, dass die Leser von selbst den Schluss darauf hätten machen müssen. Ueberdies bringt er seine naturhistorischen, physikalischen, anthropologischen u. a. Kenntnisse an vielen Orten auf eine etwas pedantische Weise an. Was sollen wohl in Betrachtungen über die Natur und den Menschen, auf einsamen Spatziergängen angestellt, die Linnéischen Namen von seltenen Pflanzen und Thieren, oder die anatomischen Benennungen der Muskeln, oder die Bestimmungen der Anzahl der Knochen, oder der Länge eines neugebornen Kindes oder das Gewicht des Gehirns u. dgl. mehr? Manche Materie hätte er besser gethan, gar nicht zu berühren, z. B. die unerwiesene Hypothese von den zwey Hauptstämmen des Menschengeschlechts, dem mongolischen und kaukasischen; die Widerlegung des Freygeistes; die unphilosophische Frage über den Sitz der Seele. — Der Mathematiker würde noch einige besondere Erinnerungen zu machen finden; so wird z. B. der körperliche Gehalt der Erde nach Quadrat-, anstatt nach Kubikmeilen bestimmt; und von der Anzahl der Körner eines Sandberges heisst es, dass unsere Zahlen nicht zureichen würden, sie auszudrücken. Auf die Fragen, warum wir die Gegenstände nicht verkehrt, und warum wir mit zwey Augen einfach sehen, hätten wir nach dem, was neuerlich darüber geschrieben worden ist, eine richtigere Antwort erwartet.

Ohne Druckort: *Georg Neminis von Langenheim naturgesetzmässige Untersuchung des sonderbaren physischen Nichts, als woraus, nach Mosaischen Urkunden, das Universum soll geschaffen und gebildet worden seyn. Zur Steuer der hermetischen Philosophie.* 1790. 268 S. 8.

Einem Layen in der hermetischen Philosophie, wie Rec., erregt die Weisheit, die hier gelehrt wird, einen unbeschreiblichen Ekel und Widerwillen. Vielleicht dient das dem Buch bey den Adepten zur grössten Empfehlung. Wir wollen eine einzige Stelle gleich aus dem ersten Bogen ausheben, die es besser charakterisiren wird, als alles, was wir darüber sagen könnten. Um sie gehörig zu verstehen, merken wir nur an, dass der Vf. drey Stücke als die wesentlichen Bestandtheile eines jeden zusammengesetzten Dinges ansieht, und diese nennt er Sal, Sulphur und Mercur. S. 12 ff. sollen die *Bestandtheile der Finsterniss* untersucht werden; er führt deshalb die *geschwätzige Erläuterung* (!!) redend ein: „Es ist nicht hinlänglich, sprach sie, sich mit der „Erfahrung, dass die Finsterniss eine Ermangelung des „Lichts sey, begnügen zu lassen, — — Nach diesem „gab sie mir fragweise zu errathen, wie und wodurch „wohl Sal, Sulphur und Mercur als die gewöhnlichen „festgesetzten Bestandtheile aller Dinge, in der unbegreiflichen Finsterniss möchten ausfindig gemacht werden können; erinnerte mich dabey, nie zu vergessen, „dass in allen Dingen den gröbsten Bestandtheil das „Salz, den mittlern der Schwefel, und den subtilsten „der Merkur bestimme. Bey meinem aufmerksamen „Stillschweigen fuhr sie ungestört fort; das Zeugungsgesetz lehret durch Erfahrung, dass, wenn Wärme „und Kälte mit einander streiten, dass dadurch gewöhnlich die Feuchtigkeit erzeugt werde. Welchem Theil „der Wärme oder Kälte habe man eigentlich den Grund „der Feuchtigkeit zuzuschreiben? — — Es ist notorisch, dass eine excessive Kälte dem Feuer ähnliche „Wirkungen äussert, und dass sie dieserwegen als ein „kaltes Naturfeuer betrachtet, auch dafür erkläret wird. „Hat dieses seine Richtigkeit, so wird sie auch unstreitig, als Feuer, den mittlern sulphurischen Bestandtheil „der Finsterniss ohne Widerrede mit allem Recht behaupten können. — — Bevor die kalte Finsterniss „flüssig ward, und aus dem Vermögen zur Wirklichkeit „schritt, konnten keine wesentlichen Elemente statt finden. *Ein Eis, oder salzigter Schatten, Staub der Finsterniss,* er mag noch so subtil seyn" etc. etc.

HAMBURG, b. Bachmann u. Gundermann: *Der Naturlehrer. Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern über die ersten Elementarbegriffe der Physik.* Mit einer Kupfertafel. 1792. 176 S. 8.

Der Vf., der sich unter der Vorrede *F. W. von Schütz* unterschreibt, will hier eine systematische Naturlehre für

für Kinder von acht bis zwölf Jahren liefern. Schon eine sehr unglückliche Idee! — aber noch viel unglücklicher ist die Ausführung. Nicht zu gedenken, dass der Ton, den Schriften dieser Art erfodern, ganz verfehlt ist, so zeigt der Vf. überall die gröbste Unwissenheit in den Dingen selbst, die er vortragen will, und eine gänzliche Unfähigkeit Begriffe zu entwickeln und deutlich zu machen. So glaubt er z. B. das Wort *Natur* recht deutlich erklärt zu haben, wenn er sagt: „Alle Geschöpfe in der Welt sind zu einem Endzweck bestimmt. „Um „diesen zu erreichen, muss *die wirkende Kraft* (?) nach „dem *Wesen* eines Dinges eingerichtet seyn, und diess „nennt man die Natur eines Dinges. So ist z. B. die „Schwere die wirkende Kraft eines Steins; *Daher ist „es in der Natur gegründet, dass der Stein herunterfällt, „wenn er nicht gehalten wird!!* — Noch besser ist die Erklärung von *Raum* und *Ort eines Körpers* S. 21. „In „Ansehung des Verhältnisses eines Körpers mit andern „Körpern, darunter er sich befindet, wird sein Raum, „*darin er sich befindet*, der Ort des Körpers genannt, „*und eine Menge von Oertern heisst sein Raum.*" — Dieses einzige Beyspiel könnte alle andern überflüssig machen, inzwischen scheinen uns ein paar Stellen noch zu merkwürdig, als dass wir sie unsern Lesern vorenthalten sollten. S. 45. fragt ein Knabe seinen Vater: „Von was für einer Materie ist denn eigentlich der Himmel *oder der Raum, in welchem sich die Sterne bewegen? Vater:* Von einer *flüssigen Materie*. Und weisst „du auch warum? *K.* Nein, das weiss ich nicht. *V.* „Damit sich die Himmelskörper darinne bewegen, und „ungehindert gleichsam laufen können." — Wer solche Begriffe von der Bewegung der Gestirne hat, von dem dürfen wir uns nicht wundern, von der Attraction eine Erklärung, wie die folgende, zu hören: „Die Attraction geschieht entweder durch *Saugen*, wie z. B. „durch die Heber aus einem Weinfasse, oder durch *Feuer*. „Auf diesem Grunde beruhen die Versuche, die man „macht, um die ansteckende Luft zu reinigen. — — „Denn wenn z. B. ein Fass mit Getränke schimmlicht „oder kanicht geworden ist, und übelriechende Dünste „von sich gibt, so darf man nur *ein frisch gebackenes „Brod* darüber hängen, so ziehet solches in kurzer Zeit „den übeln und schimmlichten Geruch an sich. Dieses „Experiment beruht bloss auf dem Grundsatz der anziehenden Bewegung oder der Attraction."

Leipzig u. Jena, b. Schneider, von Nürnberg: *Versuche, Unterhaltungen und Belustigungen aus der natürlichen Magie*, von *Joh. Conrad Gütle*, Privatlehrer der Mathem. und Naturl. Mit 11 Kupfern. 1791. 358 S. 8.

Unter diesem modischen Titel, gegen dergleichen man immer mehr Ursache hat, mistrauisch zu werden, findet man hier in drey Abtheilungen: I. Beschreibungen einiger Elektrisirmaschinen, einiger elektrischen Lampen, eines Instruments um Blasen mit verschiedenen Luftarten zu füllen, und eines gewöhnlichen elektrischen Apparats, nebst einer Menge eben so gewöhnlicher Versuche — alles unter der Aufschrift: *elektrische Künste!* II. Noch sonderbarer zusammengemischt unter der Aufschrift: *Mechanische Künste*, eine Beschreibung eines künstlichen Auges, eines künstlichen Ohrs, und verschiedner Argandschen Lampen. Das künstliche Auge ist sehr zusammengesetzt; man hat sie jetzt viel einfacher, und in der Hauptsache nicht minder instructiv. — III. endlich — *die Farbenmagie*, welche für solche Personen, die sich mit physikalischen Versuchen zu beschäftigen und zu belustigen pflegen, wenig brauchbar ist, z. B. die Anweisung auf Zitse, Seidenzeuge u. dgl. Vergoldungen zu bringen, die die Wäsche halten, gehört für Fabrikanten; ingleichen Klaproths Erfindung in Glas und Porcellan zu ätzen; ferner Silhouetten in Kupfer zu stechen; chinesische Tusche zu machen u. a. m. Bey diesem letzten Artikel können wir einen lächerlichen Widerspruch nicht unbemerkt lassen. Die Ueberschrift heisst: *Beschreibung der rechten Art, die ächte chinesische Tusche zu machen;* und der Artikel selbst fängt mit folgenden Worten an: „Ungeachtet sich viele Personen damit abgeben, die „Tusche nachzumachen, so kommt doch von dieser „nachgemachten Tusche keine der chinesischen gleich, „*weil man weder die Materie kennt, welche die Chineser dazu gebrauchen, noch die rechte Art weiss, wie sie „solche zubereiten.*"

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Parchim, b. Herausg., und Hamburg, b. Hoffmann: *Meklenburgische gemeinnützige Blätter*, herausgegeben von *J. C. M. Wehnert*. Erster Band. 1790. 404 S. Zweyter B. 1793. 366 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Zweck des Herausg. dieser neuen Provincial-Zeitschrift ist, wie er ihn in der Vorrede zum ersten B. selbst angibt, „Vaterlandskunde im eigentlichsten „Sinn zu verbreiten, die Zeitgenossen mit einheimischen „merkwürdigen Vorfällen, Veränderungen, guten Einrichtungen und gemeinnützigen Anstalten bekannt zu „machen; Vorschläge, Versuche und Angaben zur Verbesserung des Nahrungszustandes seinen Landesleuten „näher vor die Augen zu bringen, bessere Erziehungsgrundsätze zu verbreiten, der Unwissenheit und dem „Aberglauben durch ächte Aufklärung entgegenzuarbeiten, einen bestimmten Platz zu eröffnen, auf dem die „Meklenburger dasjenige, was Ausländer von ihnen „in solchen Schriften, die nicht allgemein gelesen werden, schrieben, beysammen finden, und, im Fall es „der Mühe lohnte, berichtigen und widerlegen können" u. s. w. — und bey diesem, aus so viel einzelnen Rücksichten zusammengesetzten, Hauptzweck musste der Plan des Ganzen nothwendig etwas weitschichtig ausfallen. Da auf wenig Bogen so vielerley geschehen sollte, so konnte freylich für jeden besondern Theil nicht viel geschehn, und wahrscheinlich brachte dieser Umstand, bey dem so manches Käufers freylich nicht ganz billige Foderungen und Erwartungen unbefriedigt bleiben mussten, auch diesem beyfallswerthen Unternehmen, wie so manchem ähnlichen vor ihm, den Untergang. Rec. glaubt nemlich annehmen zu dürfen, dass

dass diese G. Blätter nicht mehr bestehn, da ihm, ausser diesen beiden hier angezeigten Bänden, kein Dritter zugekommen, und auch die vollständigsten Buchhändlerkatalogen nichts von seiner Existenz melden. Neben manchem mittelmässigen und unbedeutenden Aufsatz enthalten diese Blätter doch auch ungemein viel und selbst weit mehr Gutes und Lehrreiches, und es wäre gewiss sehr zu wünschen, dass der thätige und patriotische Herausg. von dem in- und ausländischen Publicum besser unterstützt, und zur künftigen ununterbrochenen Fortsetzung ermuntert werden möchte. — Wir können hier nicht jeden Aufsatz besonders aufzählen, sondern müssen uns begnügen, nur auf die wichtigsten, auch dem Ausländer interessanten, aufmerksam zu machen.

Erster Band. Von der Stiftung des Klosters zu *Dobbertin* und dessen erster Veränderung. Viele Klöster in Meklenburg, und so auch dieses, wurden mehr aus politischen, als religiösen Absichten gestiftet. Die Gegend umher war eine furchtbare Wüsteney, die Rauberbanden heidnischer Wenden zum Aufenthalt diente, und die nun nach und nach von den Christen, die sich gewöhnlich um solche Klöster niederliessen, vertrieben wurden. D. ward 1222 für Benedictiner gestiftet, 1237 ward es den missvergnügten Nonnen des K. Samen Camp eingeräumt, und nach der Reformation in ein evangelisches adeliches Jungfernkloster verwandelt, in welcher Gestalt es noch jetzt besteht. — Beschreibung des Amtes *Mirow* in M. Strelitz. Sehr gut und fleissig gearbeitet, mit Vorschlägen zur Verbesserung der Landescultur. Das Amt enthält 3 Q. Meilen, 21 Dörfer, gegen 37 fischreiche Seen, und im J. 1784. 2851 Einwohner. — Ueber zweckmässige Verminderung der Studirenden. Einige treffende Bemerkungen: nur hätte noch weit einleuchtender gezeigt werden können, wie nachtheilige Folgen es habe, wenn man ganz armen Knaben das Studiren zu leicht mache. — Ueber die kleine Insel *Poel* bey Wismar. Wohlthätiger Einfluss der Freyheit auf den Charakter und Wohlstand der Bewohner. — Ueber die Rechte des eingebornen und recipirten Adels in Meklenburg und deren Verhältniss zur Landeshoheit, ein Vortrag auf dem Landtage zu Sternberg 1789 von *A. A. W. v. Flotow.* Ein sehr interessanter und ausführlicher, aber keines Auszugs fähiger, Aufsatz. Da der Vf. selbst als Parthey in diesem Streit verwickelt ist, so macht ihm das Bekenntniss, das er S. 164. ablegt, desto mehr Ehre: „Eifersucht und „Unmuth auf der einen, Ueberspannung auf der andern „Seite haben uns in eine Lage gebracht, für deren Entwickelung ich nicht zittere, aber ganz den Schmerz „des Bewusstseyns fühle — *dass unter uns allen die „Schuld getheilt ist.*“ — *G. S. Klügels* (Prof. in Halle); Encyklopädische Uebersicht der Kenntnisse und Wissenschaften, welche theils zur Aufklärung und Bildung überhaupt, theils insonderheit zur Vorbereitung auf den akademischen Unterricht dienen. Dieser brauchbare Entwurf war ursprünglich für die Universität Helmstädt bestimmt; Hr. O. K. R. *Velthusen* macht ihn hier zum Besten angehender Studirenden, besonders in Rostock, bekannt. — Bemerkungen über die Tradition von der sogenannten teutonischen Wasserfluth in Meklenburg und deren wichtige Folgen. Gründlich und scharfsinnig; wenn gleich die Hypothesen des Vf. mit unter etwas gewagt und befremdend sind. M. habe durch diese grosse Revolution ungefähr 30 Q. M. Land verloren, aber dafür Ruhe, Sicherheit, Nahrung und eine gesundere Luft gewonnen. Die dadurch entstandene eine Meile breite Untiefe am Ufer des Meers verschafft den Bewohnern dieser fruchtbaren Gegend zu gewissen Zeiten, aus dem Wasser, vortreflichen mit Salz geschwängerten Dünger (*Dank*): eine einzige stürmische Nacht gewährt oft Vorrath auf ein ganzes Jahr. Verschiedene Gattungen von Fischen und Schaalthieren lassen sich hier Sommer und Winter in groser Menge mit geringer Mühe fangen. Diese Arbeit beschäftigt viel tausend Hände, und nährt sie reichlich. Der Ueberfluss wird auf viele Meilen im Lande verfahren, und selbst an Ausländer verkauft u. s. w. — Nachrichten aus Nordamerika, über den Zustand der deutschen Gemeinden daselbst. Das Loos der dorthin berufenen Prediger ist nicht sehr glänzend. Ein aufmerksamer Beobachter in Nordcarolina, der sich über 16 Jahre dort aufgehalten, bemerkte, dass nach der Proportion des Gesanges, den die Leute führen können, die Gemeinden entstehen, wachsen, blühen, abnehmen und eingehn. — Topographie von *Neustadt.* Sie hat 4089 Q. Ruthen Flächeninhalt, und nebst den Vorstädten 314 Feuerstellen. Die hiesige Kupfer- und Messingfabrik versieht das ganze Land, und ist die einzige darin. Das Ackerland ist schlecht, auch ist groser Holzmangel. — Annalen der Mekl. Literatur in den J. 1789 und 1791 von Hn. D. *Koppe.* Solche Verzeichnisse, besonders wenn sie so gut eingerichtet sind, wie diese hier, und von mancher kleinen Schrift, die nicht durch den Buchhandel in Umlauf kommen, Nachricht geben, sind dem Literator immer schätzbar und willkommen. — Geburts- und Todtenlisten. Im J. 1790 wurden im M. Schwerin geboren 11215, starben 8156, Ehepaare 2712. Im J. 1791 starben 7661, geboren wurden 11245, copulirt 2716 Paar.

Zweyter B. Velthusens Versuch eines theol. Studienplans, für angehende Studenten, in besonderer Rücksicht auf Helmstädt, aber auch mit geringen Aenderungen überall anwendbar. — Beschreibung der *dreyviertel* Insel (das heisst die Genauigkeit weit getrieben!) *Fischland.* Kein Busch, viel weniger ein Baum, wächst auf ihr. Das Bau- und Brennholz muss weit, zum Theil aus Pommern und Preussen, hergeholt werden. Kein Landvogel, nicht einmal eine Krähe oder Sperling, hält sich hier auf. Die Bewohner dieser von der Natur so stiefmütterlich behandelten Gegend nähren sich gleichwohl durch ihren Fleiss gut. Sie haben eine Nationaltracht, von der keiner ohne Ahndung abweichen darf. Die reiche Klasse der Einwohner machen die Schiffer aus, die ein, auch wohl zwey Schiffe in See haben, auf denen sie zum Theil für Kaufleute in Rostock und andern Orten Waaren holen und verführen. Ihre weitesten Reisen gehen nach London und Petersburg. Die meisten von ihnen aber laden auf eigne Rechnung

Holz und andre Materialien, die sie in Kopenhagen mit grofsem Gewinn verkaufen. Solcher Reisen mit Holz machen sie jährlich drey, und wenn das Frühjahr zeitig und der Herbst spät eintritt, wohl vier. Jeder Schiffer hat nach Verhältniss der Weite seiner Reise 6 bis 8 Bootsknechte am Bord, die auch die Freyheit haben, für sich einen kleinen Handel zu treiben, und nach und nach so viel verdienen, dass sie selbst ein Schiff bauen können. Auch der Fischfang ist für den Aermern ein einträgliches Gewerbe. Der gröste Theil der männlichen Einwohner ist von einer fast riesenhaften Länge und ungemeiner Leibesstärke. Sie lieben keine harten Speisen, als Fleisch, Käse, sondern essen Tag für Tag, den ganzen Sommer hindurch, dreymal Fisch und Milch. Auch trinkt der gröfste Theil kein Bier, sondern Wasser. Die Zahl der Kinder, die blödsinnig auf die Welt kommen, ist beträchtlich. Die Fischländer sind sehr gesellig, erwerbsam und sparend ohne Geiz. — — Ist durch Befreyung der Bauern vom Naturaldienst das Wohl sämmtlicher Domanialunterthanen befördert? die Frage wird durch Gründe und Thatsachen mit *Nein* beantwortet. Die ärmere Klasse der Landbewohner, die kein eignes Grundeigenthum besitzt, befindet sich noch immer in der traurigsten Lage. Wer sollte es glauben, dass es noch auf diese Stunde in Deutschland eine Gegend gebe, „*wo viele Familien im Sommer, wo es ihnen* „*an Arbeit fehlt, in 12 bis 16 Wochen keinen Krumen* „*Brod im Hause, und in der lästigsten Aerndtezeit keinen* „*Trunk Bier zu ihrer Erquickung haben?*" Und doch ist es leider nur zu wahr. — Ist ein schimpfliches Begräbniss angemessene Strafe des Selbstmords? Blofs im Allgemeinen: Aufsätze dieser Art sollten immer mit besonderer Rücksicht auf die Provinz, der sie zunächst bestimmt sind, verfasst werden. Den Engländern, wenigstens den englischen Gesetzen, widerfahrt S. 168. eine ganz unverdiente Ehre, wenn es heisst: „Man kenne dort keine Beschimpfung des Selbstmörders, keine „erniedrigende Auszeichnung seines Begräbnisses." Der Vf. wusste nicht, dass man in E. vorsetzlichen Selbstmördern einen Stab durchs Herz schlägt, und sie auf einem Kreuzweg begräbt? — Topographie von *Neustrelitz.* Sehr genau und umständlich. Der erste Anfang der Erbauung ward 1730 gemacht. 1770 erhielt die Stadt ihre jetzige Form, doch wird noch jährlich gebaut. Die Benennung *Neustrelitz* scheint um d. J. 1737 aufgekommen zu seyn, und man fing nun an, die vorige Residenz *Altstrelitz* zu nennen: doch will diese im Geschäftsstil diese Benennung nicht zulassen, sondern behauptet den Namen *Strelitz* vorzugsweise, welches zu häufigen Unordnungen Anlass gibt. Der Boden umher ist sandig, die Luft rein und gesund. Die Stadt ist ganz offen und ohne alle Thore. Sie hat 9 Strafsen, die gut gepflastert, und sämmtlich gegen 50 Fufs breit sind. Zu Ende des J. 1791 belief sich die Zahl der Häuser auf 317, die Zahl der Einwohner 2873 (jetzt über 3000). Ohne die Hofhaltung würde der Ort ganz nahrungslos seyn, und nur durch den starken Gartenbau bestehen, obgleich die Stadt von dem Herzog mit unzähligen Privilegien und Vortheilen versehen worden ist. Die Haus-, Grund- und Viehsteuer ist den Einwohnern auf ewige Zeiten erlassen; sie bezahlen von ihren Grundstücken auf dem Altstrelitzischen Felde nur die Hälfte der Contribution; das Brennholz erhalten sie zu einem so wohlfeilen Preise, dass sie dadurch zu einer grofsen Holzverschwendung gewöhnt worden sind u. s. w. Es bestehn hier 8 Lesegesellschaften; der Buchladen aber ist eingegangen. (dafür aber seitdem eine neue Buchhandlung entstanden.) Zwey merkwürdige Regiminalrescripte, das Beckersche Noth- und Hülfsbüchlein betreffend, nebst einer kurzen Geschichte dieses Buchs in Mekl. Schwerin. Die Idee dazu fand noch vor seiner Erscheinung im M. grofsen Beyfall. Der Herzog, die Güterbesitzer und städtischen Obrigkeiten pränumerirten auf eine grofse Anzahl Exemplare, die vertheilt werden sollten, und in Schwerin ward eine eigne Ausgabe von 5000 Exemplaren veranstaltet. Nach einer herzogl. Verordnung sollte es nur bey Katechisationen gebraucht werden; allein mehrere Geistliche liessen es dabey nicht bewenden, sie legten es auch ihren Kanzelvorträgen unter, und verbanden die Perikopen mit Stellen dieses profanen Buchs. Diess gereichte aber manchen ihrer Amtsbrüder zum grofsen Aergerniss; diese fingen nun mehr, als vorher an, das Buch als schädlich und gefährlich zu verschreyen, und da jeder Prediger aufgefodert wurde, seine Gedanken über dieses Buch schriftlich einzureichen, so wollten mehrere offenbare *Ketzereyen* darin gefunden haben. Der Eine glaubte, Stellen der Bibel am unrechten Ort darinn citirt — ein Anderer, dieselben ganz falsch interpretirt und paraphrasirt — ein Dritter, ganz falsche, dem evangelischen Glauben widersprechende, Lehr- und Grundsätze zu finden — ein Vierter fand es socinisch, weil darin stände vom *Besserwerden*, ohne dabey Christi und der Gnade Gottes zu erwähnen, — ein Fünfter behauptete, der Vf. habe durch sein Buch die Bibel verdrängen wollen, und noch ein Anderer wollte ein Juramentum credulitatis ablegen, dass *B.* durch seine Schrift den Naturalismus zu verbreiten gesucht habe u. s. w.!! Das Nähere muss man in der Geschichterzählung selbst nachlesen. — — Compte rendu der herzogl. Regierung zu Schwerin von dem Zustand der Wollenmanufacturen in *M.* seit 1785. *M.* producirt bekanntlich viel Wolle, die sonst gröfstentheils unverarbeitet aus dem Lande geführt wurde. Dies zu verhindern, und die inländische Industrie zu beleben, ward ein Impost auf die Ausfuhr der rohen Wolle gelegt. Nicht allein der Ertrag dieser Auflage, sondern auch mehrere tausend Thaler aus der herzogl. Kasse wurden zu jenem Zweck und zur Unterstützung der einheimischen Wollarbeiter verwendet, und der Erfolg davon war, dass z. B. zu Plau, wo 1786 nur 74 Stück verarbeitet wurden, diese Zahl schon im J. 1787. auf 286 St., und 1789 auf 455 St. stieg. Eben dieses geschah auch zu Malchow und Parchim, so dass jetzt schon der Werth der jährlichen Wollfabricate zu 140,000 Rthlr. berechnet werden kann, da er vor der Unterstützung kaum die Hälfte betrug. — —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. April 1795.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Gera, in Commiss. b. Rothen: *Gegenwärtiger Kirchen- und Schulenstaat des Fürstenthums Altenburg und Saalfeld*, nebst einigen ältern Nachrichten, beschrieben und herausgegeben von *Gottlob Lebrecht Gruner*, Oberpf. und Superint. zu Ronneburg. Erster Theil. 1794. 288 S. 8.

So angenehm uns jede Bemühung ist, welche auf die Erweiterung der Länderkunde, in Hinsicht der politischen und kirchlichen Verfassung derselben, abzweckt, und so schonend auch die Kritik dergleichen Arbeiten, der guten Absicht wegen, zu beurtheilen pflegt; so müssen wir doch, nach einer beschwerlichen Durchlesung dieses Buchs, das aufrichtige Geständniss ablegen, dass der Gewinn, den die Literatur dadurch gemacht hat, von sehr geringer Bedeutung sey. Der Vf. scheint den Begriff der Darstellung eines Kirchen- und Schulenstaats hauptsächlich auf Biographien der Kirchen- und Schullehrer, auf Nachrichten von Reparaturen der Kirchen- und Schulgebäude, und auf eine sorgfältige Bemerkung der gottesdienstlichen Verrichtungen, der Betstunden, Kindtaufen, Begräbnisse u. dgl. m. einzuschränken, Wenigstens machen dergleichen Mikrologien gewiss mehr als die Hälfte des vor uns liegenden ersten Theils aus; und es soll sogar, wie wir aus der Vorrede sehen, noch ein Nachtrag solcher biographischer Nachrichten in einem *zweyten Theile* nachfolgen. Wir können uns unmöglich überzeugen, dass Nachrichten von der Art mit der Kenntniss der Kirchen- und Schulverfassung eines Landes in Verbindung stehen, sonst müssten auch bey politischen Länderbeschreibungen die Lebensgeschichten aller weltlicher Diener und obrigkeitlichen Personen, vom Amtmann an bis zum Schultheissen einen wesentlichen Theil der Landeskunde ausmachen. Dergleichen Biographieen müssen in einer solchen Schrift auf die wenigen eingeschränkt bleiben, die auf die Anstalten ausgezeichneten Einfluss gehabt haben. Noch vielweniger erwartet man hier solche mikrologische Angaben: dass z. B. diese oder jene Kirche ausgeweisst, reparirt, oder mit einer Orgel versehen worden sey u. dgl. m.

Von den *drey Abschnitten* dieses ersten Theils beschreibt der *erste* die Kirchenverfassung des Fürstenthums Altenburg im allgemeinen, und handelt demnach 1) *von der Religion des Landes und dem Kirchenwesen überhaupt.* Die evangelische Lehre wurde hier schon 1519 oder 1521 eingeführt, durch die Verträge von 1680 u. 81 für die herrschende Religion erklärt, und zu deren Erhaltung und Beförderung von Zeit zu Zeit verschiedene Anstalten getroffen. 2) *Vom herzogl. Consistorio.* Es kam 1612 zur Existenz, und erstreckt sich nicht allein über das heutige Fürstenthum Altenburg, sondern auch über die vormals dahin gehörige Saalfeldische Landesportion, und wegen dieser Verbindung hat auch ein von S. (Koburg-) Saalfeld ernannter Rath im Consistorio zu Altenburg Sitz und Stimme. Diese Angabe findet Rec. höchst unbestimmt. Der Vf. hätte jene Verhältnisse aus den vorhandenen Verträgen von 1680 u. 1695 genauer entwickeln, und dabey bemerklich machen sollen, dass alle Rescripte, Decrete, Confirmationen und sämmtliche Expeditiones, welche das Fürstenthum Saalfeld angehen, im Namen des Hn. Herzogs zu S. Coburg-Saalfeld ausgefertigt, von ihm selbst unterschrieben und mit dessen Siegel besiegelt werden. 3) *Befehle, Anordnungen* und *Einrichtungen in Kirchen- und Schulwesen von* 1763 — 1792. Ein brauchbarer Auszug aus den vorzüglichsten Verordnungen, welche die Kirchenpolicey, Disciplinanstalten u. a. m. betreffen. 4) *Von den Specialinspectionen und Superintendenten,* 5) *Von den Landkircheninspectoren*, deren Instruction S. 38. mit abgedruckt ist, und zugleich diejenigen Personen, die dieses Amt seit 1709 bis jetzt verwaltet haben, namentlich angegeben werden. 6) *Von den Lehrern in Kirchen und Schulen und deren Bestellungen.* Eine viel zu umständliche Erzählung der bekannten und überall gewöhnlichen Verfahrungsart, die bey Besetzung der geistlichen Aemter beobachtet wird. 7) *Von denen* (den) *Adjuncten.* 8) *Von den Anstalten und Wohlthaten für Wittwen und Waisen der Lehrer in Kirchen und Schulen*; brauchbare Nachrichten von den im Fürstenthum Altenburg angelegten Wittwenfiscis, welche hier, nach ihren Einrichtungen, genau beschrieben werden.

Zweyter Abschnitt. S. 61 — 195. Von der *Ephorie Altenburg.* Billig hätte der Vf. zuförderst von der Eintheilung des Fürstenthums nach seinen Diöcesen und Adjuncturen eine allgemeine Nachricht vorausschicken, und dann erst zur speciellen Beschreibung derselben übergehen sollen. — Den Anfang dieses Abschnitts machen die in der Stadt Altenburg befindlichen Kirchen, deren Schicksale, mit der gegenwärtigen Einrichtung des Gottesdienstes erzählt — hier sind dann die gedachten biographischen Nachrichten von allen geistlichen Personen vom Superintendenten bis zum Kirchner, die hier seit der Reformation im Kirchen- und Schulenamte angestellt gewesen, zu finden, welche mehr als 2 Bogen füllen. Desto kärglicher ist die Beschreibung von dem ungleich interessantern *Gymnasio Fridericiano* ausgefallen. Sie besteht S. 91. nur aus wenigen Zeilen, und der Vf. begnügt sich, seine Leser auf *Lorenz* Geschichte des Gymnasiums zu Altenburg von 1789 zu verweisen, ohne von dessen

Stiftung, Fortschritten, Ab- und Zunahmen, innerer Einrichtung, Bibliothek u. dgl. m. nur das mindeste zu erwähnen. S. 115 ff. werden die zur Ephorie Altenburg gehörigen zwey Adjuncturen *Schmölle*, *Altkirchen* und *Monstab* mit den, zu jeder derselben geschlagenen, Parochien und Filialkirchen, nach ihren gottesdienstlichen Einrichtungen, beschrieben und die Lebensläufe der Pfarrer und Schulmeister beygefügt.

Dritter Abschnitt. S. 295. Beschreibung der *Ephorie Ronneburg*, nach dem Plan des vorhergehenden Abschnitts. Unerhebliche Nachrichten, die kaum die Einwohner des Orts, den sie betreffen, interessiren können. Am Schlusse dieser Schrift findet man noch einige Kirchennachrichten über die Zahl der Getrauten, Gebornen, Gestorbenen, Communicanten und der ganzen Volksmenge in den beiden Parochien Altenburg und Ronneburg. In ersterer belief sich die Anzahl der Menschen im J. 1791 auf 44251, und in der letztern auf 11305 Seelen. Ob diese Angabe ganz richtig ist, können wir nicht beurtheilen; wann man aber das gegenwärtige Verzeichniss der Altenburgischen Ortschaften, 45 an der Zahl mit Leonhardis Erdbeschreibung Th. 8. S. 1016 vergleicht, so ergibt sich, dass Hr. G. eine Menge eingepfarrter Dörfer in seiner Tabelle ausgelassen und mithin auch die Volksmenge nicht vollständig angegeben habe.

Hamburg, b. Bohn: *Von der Freyheit des Getreidehandels* nach der Natur und Geschichte erwogen, von *J. A. H. Reimarus*, M. D. 1790. 8 S. Titel u. Vorr. 151 S. 8.

Der berühmte Vf. dieser kleinen, an scharfsinnigen Bemerkungen sehr reichhaltigen Schrift, charakterisirt sie selbst als eine weitere Ausführung einer 1771 von ihm herausgegebenen kleinern Abhandlung unter dem Titel: *Die wichtige Frage von der freyen Aus- und Einfuhr des Getreidehandels nach der Natur und Geschichte untersucht.* Er sucht in derselben alle Gründe für die unbeschränkte Freyheit des Getreidehandels, durch Widerlegung der Einwürfe darzustellen, die man gegen diese Freyheit theils überhaupt macht, theils auch nur dazu braucht, um einzelne Beschränkungen desselben zu vertheidigen, wenn der Anschein eines dringenden eigenen Bedürfnisses eines Staats dergleichen Beschränkungen nothwendig zu machen scheint. Seine Widerlegungen dieser Einwürfe müssen allerdings jeden aufmerksamen Erwäger derselben davon überzeugen: dass alle und jede Einschränkungen dieses Handels in einem handelnden Staate, nicht anders als nachtheilig seyn können, und dass auch in andern Staaten bey Einschränkungen dieses Handels, die Erwägung der Umstände, welche eine sogenannte Fruchtsperre zu veranlassen pflegen, viel sorgfältiger geschehen sollte als es gewöhnlich geschieht, um nicht geradezu das Gegentheil der bezweckten Absicht zu bewirken. Im 47sten und den folgenden §§. von S. 134. an, scheint jedoch der Vf. auch selbst einzelne Beschränkungen dieses Handels zuzugestehen, doch wird dabey die äusserste Behutsamkeit in Erlassung obrigkeitlicher Verfügungen desfalls, dringend empfohlen. Bey der von dem Vf. gewählten Art des Vortrages, hat es seine besondern Schwierigkeiten, die ganze Folge der Hauptgründe, auf welche er seine Behauptungen stützt, kurz und im Zusammenhange darzustellen, indessen lässt sich wohl der beträchtlichste Theil derselben, auf das natürliche Recht der Kornhändler und der producirenden Staatsbürger, und auf die Freyheit zurück führen, von ihrem auf ihre eigene Gefahr erworbenen, und durch ihre Arbeit erzielten Eigenthum, jeden möglichen Gebrauch machen zu dürfen. Dabey bemüht sich der Vf. darzuthun: dass der gewöhnliche Gebrauch, welchen beide von diesem Eigenthum, auch durch die Erhöhung der Kornpreise machen, (die er bloss als eine natürliche Folge der Umstände angesehen wissen will) nicht zum Nachtheil ihrer Mitbürger gereiche, und dass dieser anscheinende Nachtheil, durch freye Concurrenz bey dem Handel, in Rücksicht der Dienste, welche beide dem Staat leisten, nie überwiegend werden könne. — Einige Beweise von der Art wie §. 17. S. 46., Note 36. S. 64., §. 25. S. 75. vom *Grossherzog Toscana*, *Amsterdam*, der *Wilster Marsch*, *Hamburg* etc. gegeben werden, insbesondere wenn dergleichen von solchen Staaten sich beybringen liessen, die weder wirklich im Besitz eines ausgebreiteten Handels, oder nur weniger dazu gelegen sind, als die genannten, würden dem Rec. ungleich überzeugendere Beweise gewesen seyn, als die blosse (wenn gleich immer wichtig bleibende) Erwägung der Gründe und Gegengründe im Allgemeinen, mit Beziehungen auf die Urtheile der vorzüglichsten Schriftsteller über diesen Gegenstand. Diese sind ohne Anführung der Gründe, auf denen sie beruhen, blosse Autoritäten, deren Gewicht von der günstigen Meynung abhängt, welche ihre Vf. sich zu erwerben wussten; und jene bleiben doch, durch die Abänderungen und nähern Bestimmungen, welche sie von den sogenannten Localumständen beynahe in jedem einzelnen Falle leiden, immer beträchtlich schwankend; wenigstens entscheiden sie nicht so bestimmt für einzelne Fälle und Lagen, als bey einer so wichtigen Angelegenheit wohl wünschenswerth wäre — vielleicht aber für immer wohl nur wünschenswerth bleiben wird; — indem bey ähnlichen Verordnungen zu Beschränkung des Fruchthandels, von den ersten Veranlassungen dazu an, bis zur wirklichen Erlassung derselben, so Vieles durch Privatinteresse geleitet werden kann, und in *Concreto* der Regel nach, wohl wirklich geleitet zu werden pflegt. Diese, und mehrere Gründe, auf die sich in den engen Grenzen einer Recension nicht einmal hindeuten lässt, bestimmen den Rec. (der auch weder Kornhändler ist, noch die entferntesten Aussichten hat es je zu werden) die Acten in dieser wichtigen Sache bis jetzt noch nicht, als zur endlichen Entscheidung geschlossen, anzusehen; ob er gleich dem verehrten Vf. darin völlig beystimmt: dass Verfügungen zu Beschränkung des Fruchthandels in sehr vielen, vielleicht auch geradezu in den mehresten, Fällen (so weit sie dem Rec. bekannt geworden,) wo sie ergangen sind, mehr Schaden als Nutzen gestiftet haben mögen, und dass, wenn obrigkeitliche Beschränkungen irgend eines Handels äusserste Behutsamkeit

keit erfodern, diese bey allen die ersten Bedürfnisse des Lebens betreffenden Artikeln, vielfach mehr nöthig wird. Nur die einzige *lakonische* Beantwortung des Einwurfs im 34 §. S. 94 hätte Rec. (ob er gleich gegen die Wahrheit derselben nicht das mindeste einzuwenden hat,) bey den jetzigen Zeiten, etwas anders ausgedrückt gewünscht; unmassgeblich etwa so, dass das Mitleiden auf die Seite des *Opponenten* geleitet wäre. — Auch hätte der *Corrector* etwas sorgfältiger seyn können.

GESCHICHTE.

CHEMNIZ, b. Hoffmann: *Gustav III. König von Schweden.* Zwey Theile. 1793. 392 u. 394 S. 8.

Eine rohe, dürftige Compilation aus Zeitungen, Journalen und den partheyischsten Flugschriften, ohne die mindeste Kritik und Beurtheilungskraft zusammengestoppelt. Rec. der die grosse Ueberwindung gehabt hat, das Buch ganz zu lesen, fand auch nicht die unbedeutendste neue Nachricht, dafür aber überall Schiefheiten und Missgriffe die Menge, die gar nicht möglich gewesen wären, wenn der Vf. auch nur die längstbekannten, bessern, gedruckten Quellen gekannt und benutzt hätte. Sehr weislich hat er sich daher gehütet, auch nur ein einziges Citat beyzubringen. Der Vortrag ist sehr ungleich, je nachdem der Schreiber vermuthlich ein besser oder schlechter geschriebenes Buch abschrieb: bisweilen ist es der elendeste Zeitungsstil. Ein so hart klingendes Urtheil bedarf Belege, aber diese brauchen eben nicht zahlreich zu seyn. So wie das Genie, das Talent oft durch Einen Zug, durch wenige Zeilen auf ihren ganzen Werth und Grösse schliessen lassen; so charakterisiren auch gewisse Züge, Ausdrücke etc. nicht weniger compendiös, den seichten, flüchtigen, unwissenden Abschreiber und Nachbeter. — Nicht der Ehrgeiz des jungen Königs, sondern reiner Patriotismus, der Wunsch nach den Gesetzen regieren zu können, und die Nation *glücklich zu machen*, habe den König allein zu der Staatsveränderung von 1772 bewogen; — Gustav sey durch diesen Schritt nur einem Plane des Reichssenats zuvorgekommen, der ihn habe verhaften lassen, und zwingen wollen, ihm (dem Senat) eine unumschränkte Gewalt zu versichern; — (Th. II. S. 88.) „*Bewunderswerth* als Freund seines Volks konnte Gustav unmöglich an der Seite der grössten Kaiserin von „seiner Grösse verlieren, die er (die Grösse?) 1777 zu „Petersburg besuchte. *Wichtige Unterredungen*, die „*vermuthlich* mehr *Ausforschungen* gegenseitiger Gesinnungen waren, verlängerten seinen Aufenthalt auf 2 „Monate, und *beide verliessen einander mit Bewunderung*," *O Ridiculum caput!* — S. 107. erzählt der Vf. die Zusammenkunft Josephs II. und Gustavs bey Leopold, damaligen Grossherzog von Toscana: „Hier „sah man also drey Fürsten beysammen, die alle drey „unglückliche Opfer des Verhängnisses wurden, und „*eine Aehnlichkeit ihres Schicksals schien beynahe diese* „*Zusammenkunft gestiftet zu haben.* (Unsinn über Unsinn!) Aller Zwang des Ceremoniels war verbannt, „und nur als Freunde hielten sie auf eine Stunde eine „Unterredung, *in der sie einander ihre menschlichen und* „*erhabenen Gesinnungen mittheilten.*" Wenn der Vf. schön schreiben will, so lautet es also: „der glorreiche „Zeitpunkt (1781) wo Gustav mit *seiner Flotte dem* „brittischen *Löwen die Stirne bot*, und in dem bewaffneten Neutralitätsbunde wie ein *flammender Stern* „*glänzte, entzündete* vielleicht zuerst den *Heldengedanken*, das *wachsende Uebergewicht* in Europens Verhältnissen, wie G. Adolph einst, *zu dämmen.* — „Ein „*Argwohn* Gs. auf Russland *entzündete* zuerst sein *Misstrauen!!*" — Das sehr kleinliche Betragen des überhaupt sehr kleinlich denkenden Königs, der, vor dem Ausbruch des letzten Kriegs mit Russland, diese Macht auf alle Weise neckte und zu den ersten Thätlichkeiten zu reizen suchte, um ein Grundgesetz des Reichs zu eludiren, nennt dieser armselige Scribler eine „*absichtliche* Klugheit." — Nach dem Frieden, heisst es S. 325. *war alle Feindschaft verschwunden;* Catharina erkannte die jetzige Regierungsform in Schweden, und „*verabscheute die*, welche sich dagegen aufgelehnt hatten." — Die tollste Stelle ist jedoch wohl die S. 173. „Während der sich entspinnenden Händel der Pforte „mit Russland *fasste G. das Lenkseil von ganz Europa*, „und trat als ein neuer bewunderter Staatsmann auf. „*Sein rastloser, alles umfassender Geist warf sich in Europas Wage*, welche Catharinens gewaltige *Entwürfe* „*aus ihrem gleichschwebenden Ruhepunkte rissen!!*" Ist hier nur eine Ahnung von Menschensinn? *Die Wage, welche — rissen!!* — Seinen historischen Stil scheint der Vf. ganz nach dem *Schirachschen* politischen Journal gebildet zu haben, und, — so unwahrscheinlich es klingen mag — er übertrifft selbst dieses Muster noch um vieles. — Vor dem ersten Band dieses Machwerks, woran so viel schönes weisses Papier auf das sündlichste verschwendet ist, steht ein sehr schlechtes Portrait von Gustav III., und vor dem zweyten — die Leser versuchen einmal, ob sie es errathen! — — — — eine Abbildung halb in Lebensgrösse von dem Meuchelmörder *Ankarström, wie er mit dem über ihm angenagelten Messer und Pistole zu Stockholm am Pranger gestanden.* Wahrlich; ein solcher Einfall konnte nur, entweder aus dem Kopfe eines literarischen Taglöhners der untersten Classe, oder aus dem eines Büchermäklers kommen, der mit feinen gereimten und ungereimten Mordgeschichten auf dem Schiebekarren von Jahrmarkt zu Jahrmarkt zieht.

BAYREUTH, im Verlage der Zeitungsdruckerey, und in Commission in der Grauischen Buchh. in Hof: *Sülly's und Colberts, der zwey berühmtesten Staats- und Finanzminister Frankreichs, Leben. Aus dem Französischen.* 1793. 22 Bog. gr. 8. (1 Rthlr.)

Eine in unsern Augen sehr überflüssige Arbeit! In wie vielen grossen und kleinen Büchern, auch in eignen Schriften, sind nicht die Verdienste jener beiden weltberühmten Staatsmänner dargestellt! überdiess auch lehrreicher und reizender, als in diesem alltäglichen

Gewande! Man vergleiche nur z. B. die *Eloge du Duc de Sully par M. Thomas* und die *Eloge de Colbert par M. Necker*, besonders aber auch *Tableau du Ministère de Colbert*, mit den vorliegenden Lebensnachrichten, die sich durch gar keine hervorstechende Eigenschaft vor andern auszeichnen. Sie sind aus den im J. 1790 herausgekommenen *Vies des Surintendans des Finances et des Controlleurs généraux depuis Enguerrand de Marigny jusqu'à nos jours*, gezogen. Die Nachrichten von Colbert sind noch dazu aus derselben Quelle, woraus der ungenannte Vf. schöpfte, bereits in der deutschen Sprache bekannt. Die in den *Vies des hommes illustres de la France — par M. d'Auvigny* (T. V. p. 249 sqq.) befindliche Biographie Colberts, sind nemlich, mit verschiedenen Weglassungen, gröfstentheils wörtlich benutzt. Diese aber ist in *Meusels* Französischen Biographie (Th. 1. S. 537 u. f.) übersetzt zu lesen. Sülly ist, wie wir aus der Vergleichung fanden, nicht eben dorther entlehnt. Da sich aber der Vf. einmal durch seinen Colbert verdächtig machte; so hat man auch Ursache, in Ansehung Sülly's mistrauisch zu seyn. Und doch konnte der uns unbekannte Herausgeber in der Vorrede sagen: „Diese Biographieen haben das Gepräge einer sorgfältigen Compilation aus *den besten* „*Quellen* und eines unpartheyischen Gesichtspunktes!!" Die Uebersetzung selbst, so weit wir sie vergleichen und beurtheilen konnten, fanden wir treu und richtig.

Rostock, in Comm. erst b. Koppe, hernach b. Stiller: *Annalen der Rostockschen Akademie* (oder vielmehr Universität), von *Joh. Christ. Eschenbach*, Prof. der Rechte. 1790 — 1794. 4 Bände, jeder von 50 Stücken oder halben Bogen, nebst Registern. 8.

Die Hauptabsicht bey Verfertigung dieser Annalen ging dahin, ein gleichzeitiges, vollständiges Repertorium über alles, was seit 1788, als dem Translocationsjahr der Universität zu Bützow nach Rostock, nur irgend einigen Bezug auf diese Universität haben mag, zu liefern. Weil aber der Stoff, bey einer so abgelegenen, folglich nicht häufig besuchten Lehranstalt, nur sparsam ausfallen kann; so zog der Vf. bald die ganze Mecklenburgische Literatur mit in seinen Plan. Das Werk enthält folglich mehr, als der Titel verspricht. Es wird also nicht nur dem künftigen Geschichtschreiber der Universität zu Rostock erspriesliche Dienste leisten, sondern jedem aufmerksamen und wissbegierigen Literator überhaupt. Hr. E. geht auch bisweilen in die ältere Geschichte der Universität, deren Zierde er ist, zurück, und theilt Verordnungen und andere vorher ungedruckte Actenstücke mit. Seine Fürsorge geht so weit, dass er auch aus andern Schriften, worin der Universität und Mecklenburgs erwähnt wird, Excerpte in sein Repertorium niederlegt. Aus den seit einigen Jahren häufig gedruckten Schriften über deutsche Universitäten legt er Stellen vor, die vielleicht zur Beherzigung der Obern, der Lehrer und der Lernenden dienen sollen; z. B. im 4ten Band S. 44. u. f. aus dem 1sten Stück des 2ten Bandes von Moritzens Zeitschrift: Italien und Deutschland. Eine Stelle, die noch allgemeiner bekannt gemacht und überlegt zu werden verdient! Besonders das, was von der zweckmässigern Bildung der Studenten und von einer strengern Aufsicht über sie vorgeschlagen wird. Hr. E. macht zwar oft den blossen Referenten bey Verordnungen, Anstalten und Schriften: nicht selten aber auch ihren Beurtheiler. Dem, was er in B. 4. S. 183. von der Unstatthaftigkeit der sogenannten Ehrengerichte auf Universitäten urtheilt, treten wir vollkommen bey. Dass bey der Rostockschen Universität die Oekonomie fast zu weit gehe, schliessen wir daraus, dass (B. IV. S. 391.) durch ein herzogliches Rescript das Gesuch wegen Anschaffung der Reichstagscorrespondenz abgeschlagen wird. Die Urtheile des Vf. sind bisweilen sehr freymüthig, zum Theil bey Schriften seiner eigenen Collegen; worüber er sich (B. IV. Vorr.) mit guten Gründen rechtfertiget. Die jedem Bande beygefügten und genau abgefassten Register erleichtern den Gebrauch dieses Literaturwerks, dem wir eine lange Fortsetzung wünschen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Altdorf* u. *Nürnberg*, b. Monath und Kussler: *Siebente Nachricht von der Anstalt für arme Kranke zu Altdorf im Nürnbergischen*, herausgegeben von Dr. *Chr. Gottl. Hofmann*. — 1793. 2½ Bog. gr. 8. — Im Jahr 1792—93 wurden 118 Kranke unentgeldlich besorgt, wovon 97 geheilt wurden und 3 starben, die Arzneykosten für diese 118 Personen betrugen 105 fl. 23 kr. Die Beschreibung der einzelnen Kranken und der Heilmethode derselben ist zu kurz, als dass irgend ein Gewinn für die Kunst daraus angegeben werden könnte, auch waren die meisten Krankheiten von leichtheilbarer Art. Die vom Vf. angegebne Behandlung eines Mutterscheidenvorfalls ist das einzige, was hier eine Anzeige verdient: nach gehöriger Reposition liess er eine proportionirte Wieke einbringen, welche täglich ein paarmal mit Essig, worin Eichenrinde abgekocht war, befeuchtet wurde, und alles durch die T Binde befestigen. Bey diesem milden Verfahren könne man, wenn dergleichen Vorfälle neu sind, der lästigen Mutterkränze gänzlich entbehren, dabey sey noch der Vortheil, dass dieser Verband nach einiger Zeit wieder abgelegt werden dürfe, da hingegen die Mutterkränze, die von ihnen berührten Stellen schwülicht machen, sie also aller Elasticität berauben, und folglich immer fortgetragen werden müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 17. April 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Lemgo, in d. Meyerschen Buchh.: *Entwurf der Rechtslehre von der Westphälischen Eigenbehörigkeit* vorzüglich in der Grafschaft Ravensberg nach Anleitung der Minden-Ravensbergischen Eigenthumsordnung vom 26sten Nov. 1741. Von *Christoph Leopold Diederichs.* 1792. 168 S. 8.

Diese Schrift zerfällt in neun Abschnitte. *Abschn. I. Die Rechtslehre von der Eigenbehörigkeit in Westphalen überhaupt, nach Anleitung der darüber ergangenen Verordnungen.* Die Eigenbehörigkeit im Allgemeinen, sagt der Vf., besteht in der Verbindlichkeit eines angesessenen Bauern, ausser den gewöhnlichen Pflichten jedes Unterthans von seinem Gute gewisse jährliche Dienste und Abgaben abzutragen, sich ohne Einwilligung des Gutsherrn der Bewirthschaftung desselben nicht zu begeben, seine Kinder ohne Vorbewusst des Gutsherrn davon nicht zu entfernen, die Substanz des Gutes nicht zu verschlimmern, und bey gewissen Vorfällen noch ausserordentliche Abgaben zu leisten. — In diesen Zustand der Eigenbehörigkeit kann man durch Geburt, Heirath, Ergebung und Verjährung treten; die Richtschnur aber, nach welcher die Rechte und Pflichten der Eigenbehörigen und der Gutsherrn in Westphalen (denn davon allein ist hier die Rede,) beurtheilt werden müssen, liegt in den verschiedenen Eigenthumsordnungen, dem Herkommen und der natürlichen Billigkeit. *Abschn. II. Von der Eigenbehörigkeit nach der königlich Preussischen Minden-Ravensbergischen Eigenthumsordnung vom 26sten Nov. 1741.* Die ältere Ravensbergische Eigenthumsordnung vom 8ten Nov. 1669 ist die älteste unter allen westphälischen Eigenthumsordnungen. Eine neuere wurde im Jahr 1701 publicirt, und die neueste, die in der Grafschaft Ravensberg und dem damit verbundenen Fürstenthum Minden noch jetzt gesetzliche Kraft hat, auch in den Grafschaften Tecklenburg und Lingen als Hülfsgesetz beobachtet wird, ist vom 26sten Nov. 1741. Neben diesem Gesetze sind Herkommen, schon vorher erfolgte Entscheidungen, und die natürliche Billigkeit, dann die Gesetze anderer Provinzen, z. B. die osnabrückische, münsterische und andere Eigenthumsordnungen nicht aus den Augen zu setzen, und endlich setzt auch das allgemeine Gesetzbuch für die preussischen Staaten Th. II. Abschn. III. Tit. VII. einige allgemeine Grundsätze von unterthänigen Landbewohnern fest. — Nicht alle angesessene Landbewohner in den genannten Provinzen Westphalens übrigens sind eigenbehörige Besitzer ihrer Stätten, vielmehr ist die Art der Verpflichtung ganz anders bey bey *erbmeyerstättischen Bauern,* anders bey *Sattelmeyern,* und noch anders bey *freygekauften Bauern* und *königlichen Eigenbehörigen.* *Abschn. III. Von den Personen, welche die Eigenthumsordnung angeht, und deren Rechten und Verbindlichkeiten.* Hier wird ein allgemeiner Umriss von den Rechten und Verbindlichkeiten der Gutsherrn und Eigenbehörigen gegen einander, und eines Dritten gegen Letztere angegeben. *Abschn. IV. Von dem Vermögen der Eigenbehörigen.* Das Recht des eigenbehörigen Bauern an seiner Stätte ist ein blosses eingeschränktes Benutzungsrecht, dagegen steht das Eigenthum derselben dem Gutsherrn zu. Dieses Nutzungsrecht des Eigenbehörigen erstreckt sich nicht weiter, als auf eine eingeschränkte, zur Conservation der Stätte abzweckende Verwaltung, und hieraus ergibt sich von selbst, dass derselbe in der Disposition über seine Stätte, so wie in Schliessung und Eingehung von Verträgen über sein Vermögen sehr eingeschränkt seyn muss. Der Gutsherr hat auf das sämmtliche Mobiliarvermögen des Eigenbehörigen ein eventuelles Recht, weil ihm nach dessen Tode der Sterbfall aus seinen Gütern zusteht. Deswegen haben die Gesetze den Verfügungen der Eigenbehörigen über ihr Mobiliarvermögen bestimmte Grenzen gesetzt. — Selbst die Erwerbfähigkeit einzelner freyen Grundstücke sowohl, als ganzer freyer Güter, ist durch die Gesetze sehr eingeschränkt. — In wie fern endlich zu den Verträgen der Eigenbehörigen die gutsherrliche Einwilligung unentbehrlich, oder nützlich ist, das bestimmt eine Entscheidung der Gesetzcommission vom 24sten Febr. 1785 sehr genau. *Abschn. V. Von den jährlichen gewissen Abgaben der Eigenbehörigen.* Die jährlichen gewissen Gefälle der Eigenbehörigen sind von sehr verschiedener Art, und bestehen entweder in baaren Abgaben und Naturallieferungen, zum Zeichen des Anerkenntnisses der Eigenbehörigkeit, wohin die jährlichen Pächte und Zinsen gehören, oder in Leistung gewisser Dienste, oder auch in Lieferung anderer Naturalprästationen. — Alle diese einzelne Arten von Abgaben werden nun hier einzeln durchgegangen. — Das allgemeine Gesetzbuch will, dass alle ungemessene Dienste in gemessene verwandelt werden sollen. — *Abschn. VI. Von ungewissen Gefällen der Eigenbehörigen.* Hieher gehören 1) *der Weinkauf,* oder *Erbgewinn,* oder *die Auffahrt.* Diese Abgabe muss von einer jeden fremden Person bezahlt werden, welche auf eine Stätte heirathen, und durch die Heirath ein Recht an die Stätte erwerben will; sie besteht in einer gewissen Summe Geldes, welche der Gutsherr der Stätte erhält, und die nach dem Uebereinkommen beider Theile, nach dem Ertrage der Stätte, nach dem Rechte, das die fremde

Person durch die Heurath erwerben will, und nach der bisherigen Observanz bestimmt werden muss. 2) *Der Sterbfall.* Dieser besteht in dem Rechte des Gutsherrn, nach dem Tode seines Eigenbehörigen dessen Mobiliarnachlass ganz, oder zum Theil, an sich zu nehmen. Bey verheiratheten Personen nemlich besteht diese Abgabe in der Hälfte des sämmtlichen Mobiliarvermögens; bey unverheiratheten hingegen in dem ganzen beweglichen Nachlasse. Weil indessen, wenn der Gutsherr den Sterbfall *in Natura* ziehen wollte, der Eigenbehörige völlig ruinirt, oder doch wenigstens in seiner Wirthschaft äusserst zurückgesetzt werden würde; so pflegt gewöhnlich statt der Naturalziehung eine Summe Geldes gegeben zu werden, die nach dem Ertrage der Stätten verschieden ist. Ueberhaupt aber sind die Grundsätze, nach welchen der Sterbfall gezogen werden soll, in einer eigenen Entscheidung der Gesetzcommission vom 12ten Febr. 1785 genau bestimmt. 3) *Die Freykäufe der Kinder.* Nicht allein alle auf einer eigenbehörigen Stätte von Eheleuten erzeugte, sondern auch solche Kinder, die von einem freyen Menschen mit einer eigenbehörigen Mutter erzeugt sind, treten durch die Geburt in das Eigenthum des Gutsherrn, dem die Mutter eigen ist. Wollen sie sich von dieser Verbindlichkeit frey machen; so müssen sie einen Freybrief von dem Gutsherrn lösen, welcher gegen Erlegung einer gewissen Geldsumme ertheilt wird. Der Wehrfester ist schuldig, seine ältern Kinder durch Freykauf von der Stätte abzubringen, sobald sie heirathen, oder auf andere Art ihren eigenen Unterhalt suchen wollen; so wie auch der Gutsherr keinen Eigenbehörigen wider seinen Willen im Eigenthum behalten kann. So lange aber ein Kind nicht heirathen will, braucht es sich nicht freykaufen zu lassen, weil es durch den Freybrief alle Rechte an die Stätte verliert, und im Fall einer Hülfsbedürftigkeit keine Unterstützung daraus verlangen kann. Die Grösse der Summe, welche der Eigenbehörige für den Freybrief bezahlen muss, ist nicht bestimmt, sondern modificirt sich nach der Wichtigkeit der Rechte, welchen der Gutsherr dadurch entsagt, so wie nach der Anzahl der Kinder, welche von einer Stätte abgebracht werden müssen. Gewöhnlich wird auch wohl auf das mit gesehen, was bey den vorigen Fällen von der Stätte dafür bezahlt worden ist. Durch Ertheilung eines Freybriefs verliert der Gutsherr alle Rechte, die ihm sonst auf die Person des Freygekauften zustanden. Das Vermögen desselben ist also dem Sterbfalle nicht mehr unterworfen, und er kann von ihm keine Zwangsdienste, wenn sie sonst auch hergebracht sind, weiter verlangen. — Der Eigenbehörige dagegen wird aber auch aller Rechte verlustig, die ihm auf die Stätte zustanden. *Abschn. VII. Von dem Erbrechte und der Erbfolge der Eigenbehörigen.* Der jüngste Sohn, oder die jüngste Tochter ist immer Anerbe, das heisst, hat immer das nächste Recht auf den Besitz der Stätte; ist dieses jüngste Kind unfähig, oder will nicht erben; so fällt das Anerbenrecht auf das nächstvorhergehende, noch nicht freygekaufte Kind. Hat der Wehrfester gar keine Kinder, und kann auch sonst Niemand wegen einer Heirath Anspruch auf die Bewirthschaftung der Stätte machen; so fällt dieselbe nach seinem Tode dem Gutsherrn anheim. Die älteren Kinder eines Wehrfesters sind Freykauf aus dem Eigenthume des Gutsherrn, und Auslobung eines Brautschatzes aus den Nutzungen der Stätte zu verlangen befugt. — Die Grösse dieses letztern ist verschieden nach der Grösse der Stätten, und der Anzahl der Kinder, die ihn verlangen können. Von grossen Stätten werden gewöhnlich 100 bis 200; von mittleren 80 bis 100; von kleinen 10 bis 20 Thaler, und eine verhältnissmässige Anzahl von Kühen, Schweinen, Hausgeräthe u. s. w. ausgelobt. — Die Brautschätze übrigens werden zwar ausgelobt, bleiben aber in der Stätte stehen, und der Wehrfester trägt nur alle Jahre so viel davon ab, als er ohne Zurücksetzung in seiner Wirthschaft füglich entbehren kann. — *Abschnitt VIII. Von den verschiedenen Arten, wie die Eigenbehörigkeit geendigt wird.* Diese sind: a) allgemeines Aufhebungsgesetz der Leibeigenschaft in einem Lande; b) Freylassung einzelner Stätten oder Personen; c) Abäusserung; d) Missbrauch der gutsherrlichen Rechte; e) Untergang der eigenbehörigen Stätte; f) Tod des Gutsherrn, oder des Eigenbehörigen; g) Veräusserung oder Erlass der Rechte von Seiten des Gutsherrn; h) Verjährung. *Abschn. IX. Einige Bemerkungen über die Vortheile und Nachtheile der Eigenbehörigkeit, vorzüglich in Hinsicht auf Westphalen.* Das Resultat dieser Untersuchung geht dahin: die westphälische Eigenbehörigkeit ist dem Lande ganz angemessen; der Schaden, den sie verursachen soll, ist bey weitem nicht so gross, als man gemeiniglich glaubt, und ihrer völligen Abschaffung stehen beynahe unübersteigliche Hindernisse im Wege. — Auf der andern Seite hingegen lässt sich doch auch das Harte in manchen Punkten der Eigenbehörigkeit nicht miskennen, und Mittel zu Milderung dieser Härte wären, Fixirung der ungewissen Gefälle, Abschaffung der Naturaldienste und Verwandlung dieser in ein Dienstgeld, jedoch so, dass die neuen Abgaben der Eigenbehörigen auf Naturalien und nicht auf Geld reducirt werden müssten. — — Findet man gleich in dieser Schrift keine tiefgehende gelehrte historische und juristische Untersuchungen; wird also auch gleich durch dieselbe kein neues Licht über die so wichtige Rechtslehre von der Leibeigenschaft verbreitet; so enthält sie doch eine getreue, lichtvolle, gutgeschriebene Darstellung des heutigen Zustandes der Eigenbehörigen in Westphalen, vorzüglich in den königl. preussischen westphälischen Besitzungen, und Rec. glaubte durch den vorstehenden vollständigen Auszug derselben den Lesern dieses Journals keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, da es aus ihm schon jedem Unpartheyischen einleuchtend werden muss, dass selbst in denjenigen Ländern, wo weise Regierungen die Lage der Leibeigenen, im Verhältniss gegen andere Staaten, sehr gemildert haben, doch das Schicksal dieser Unglücklichen immer noch höchst traurig und mitleidenswerth bleibt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, b. Buch: *Udkast til en Lærebog i Botaniken af C. L. Wildenov oversat efter den tydske Udgave*

Udgave og forøget med Anmærkninger og et Tillæg om Botanikens Skiebne i Danmark, (Wildenov's Entwurf eines Lehrbuchs der Botanik nach der Deutschen Ausgabe übersetzt und mit Anmerkungen und einer Zugabe von dem Schicksal der Botanik in Dänemark vermehrt) af *Henrik Steffens.* 1794. 400 S. 8. mit 8 Kupfern und einer ausgemalten Farbentafel.

Die Uebersetzung dieses in mehr als einer Rücksicht vorzüglichen Lehrbuchs ist mit Einsicht und Geschmack verfertigt. In den zugefügten Anmerkungen werden einige Sätze des Vf. widerlegt, und andere ergänzt und berichtigt. Zu letzteren gehört besonders eine genauere Bestimmung des Einflusses der antiphlogistischen Chymie in der Physiologie der Pflanzen. Die Kunst- und Geschlechtswörter hat der Vf. alle in seine Sprache, und zwar meistens glücklich übergetragen; jedoch sind, wie billig, die lateinischen, oft auch die deutschen, Benennungen zugleich angeführt.

Von der Literargeschichte der Botanik in Dänemark kommen in der 8ten Abth. S. 349—365. einige interessante Nachrichten vor. Der erste Schriftsteller dieses Fachs in (dem damaligen) Dänemark war *Henrich Smith,* Bürgemeister und Wagemeister in Malmöe, ein bekannter medicinischer und botanischer Empiriker. Seine Schriften (1520 – 1527) enthalten, nach dem Geschmack dieser Zeit, eine müssige Compilation. Nach seinem Bericht hatte ein gewisser *Clas Urne* schon zu der Zeit einen botanischen Garten in Schonen angelegt. Zu Anfang des 17ten Jahrh. gab *Dobnizer,* vermuthlich ein Deutscher, zu Kopenhagen von 1602 bis 1639 ein Pflanzenbuch heraus. Um eben diese Zeit wies Christian 4 ein Grundstück in Kopenhagen zu einem botanischen Garten an, und übertrug die Aufsicht einem eigentlich dazu angestellten Professor der Physik; auch erhielt ein Botaniker Befehl, im Lande herum zu reisen, um einheimische Pflanzen aufzusuchen. Unter jenen Professoren zeichnete sich damals vorzüglich *Ole Worm* aus, der ein berühmtes Naturaliencabinet besass, wovon man noch das meiste in der Kunstkammer findet. *Simon Pauli,* den man 1639 von Rostock als Lehrer der Botanik, Anatomie und Chirurgie berief, war einer der ersten Botaniker seiner Zeit; er hielt auch das erste botanische Collegium, und stellte zuerst botanische Excursionen an. Als er seinem Geschäft nicht länger vorstehen konnte (er starb erst 1680 in seinem 78sten Jahre) ward, da der gelehrte *Thomas Caspar Bartholin* von seinen Verrichtungen als botanischer Lector dispensirt ward, um sich ganz der Anatomie widmen zu können, 1660 *Ole Borich* zum Lector der Botanik ernannt. Dieser zeigte durch seine Rede *de experimentis botanicis,* dass er wirklich ein denkender Botaniker war. Nach ihm war *Peder Kylling* ein verdienter und geschickter einheimischer Botaniker; aber die beiden *Buchwalds,* Vater und Sohn, zu Anfang dieses Jahrhunderts, waren beide unbedeutend. *Holm,* ein sehr geschätzter Schüler *Linne's,* der 1759, da er zum Professor der Oekonomie ernannt war, zu früh für die Wissenschaft starb, war als Botaniker *Oedern,* wenigstens zu der Zeit, als dieser in dem Fache angesetzt ward, vorzuziehen; indess erwarb sich Oeder durch seinen Kopf und seinen Fleiss nachher entschiedene Verdienste um die Botanik, vorzüglich durch die Besorgung der *Flora danica.* Die Herausgabe dieses trefflichen Werks ward nachher durch *Otto Friedrich Müller,* einen gebornen Deutschen, fortgesetzt, und ist jetzt dem Prof. *Vahl* übertragen, der zu den ersten Botanikern unsers Zeitalters gezählt zu werden verdient. Ueberhaupt scheint die Botanik in Dänemark in den letztern Jahren, vorzüglich durch Mitwirkung der von dem verdienten *Abildgaard* 1788. gestifteten naturhistorischen Gesellschaft mehr Unterstützung gefunden zu haben; sie wird aber auch hier leider noch oft, als den sogenannten Brodwissenschaften fremdartig, vernachlässigt.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Physikalische Abhandlungen* von *Carl Grosse,* gräflich Stollberg Stollbergischen Hofrathe. 1793. 216 S. 8. (16 gr.)

Der Abhandlungen sind hier viere: Ueber die Menschenracen; Theorie der Erzeugung; Versuch eines Romans aus dem Thierreiche und über die Methode in der Naturforschung, nebst einem neuen Versuche, die Säugthiere zu classificiren. Dann noch ein Anhang über die Schweinerassen, ein Beytrag zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. In der 1. Abh. sucht der Vf. zu beweisen, dass alle Veränderungen, die wir in der ganzen Form des Menschengeschlechts bemerken, von Ursachen herrühren, die nicht von Generation zu Generation *angeerbt,* sondern vielmehr im Clima, Beschaffenheit des Bodens, den Graden der physischen und moralischen Cultur u. s. w. zu suchen sind; dass sich jeder Boden gleichsam seine eigenen Bewohner aneigne; dass wir also überhaupt nicht im Stande sind, mehrere Menschenrassen fest zu bestimmen, sondern Aehnlichkeiten, die wir bey Nationen treffen, nur auf Aehnlichkeit obenbenannter Umstände, nicht aber auf gemeinschaftlichen Ursprung aus einer besondern Menschenrace schliessen lassen. Rec. ist ähnlicher Meynung, und hat immer den grossen Apparat von Gelehrsamkeit, womit manche Sätze über die Menschenracen bisher haben bewiesen werden sollen, mehr für eine Art gelehrten Luxus, als für zweckmässige Anstalt um die Grenzen menschlichen Wissens etwas zu erweitern, angesehen. Aber es ist ihm schwer geworden, sich *hier* durch den Haufen von köstlichen Redensarten, Citaten und ohne Hauptplan durch einander geworfener Ideen durchzuarbeiten, um das einigermassen bewiesen zu sehen. „Aus dem grossen Meere der menschlichen Geschichte „habe ich gleichsam einen grossen Tropfen aufgefasst, „um mit stillem Erstaunen ihn zu betrachten, denn noch „lange wird man die Geister vermissen, welche die Bil„dung eines weiten Raumes umfassen, und doch den „Wunderbau seiner Theile verstehn." Dergleichen Tiraden kommen in der Abhandlung ohne Zahl vor, zugleich mit einer solchen Reihe von Citaten ohne Hauptplan verwebt, dass man nur mit Mühe den Faden behalten

halten kann, der so äusserst einfach und leicht zu verfolgen war. Niemand sollte doch mehr an Yoricks Perückenmacher denken, als Naturforscher. Die II. Abhandlung ist blosses Räsonnement des Vf., auch mit ähnlicher Ausstaffirung von Floskeln; jedes Zeugungssystem reducire sich am Ende auf das System der präformirten Keime. In den Beweisen dem Vf. zu folgen, ist in mehr als einer Rücksicht nicht möglich. — Dem Roman aus dem Thierreiche wüssten wir doch keine Klasse von Lesern anzuweisen; Erwachsenen ist er zu kindisch, und Kindern zu schlüpfrig. Der Vf. ist hier Ameise, Biene, Hund und Elephant, und beschreibt seine Triebe; vorzüglich redet er von seinem Beylager mit der Bienenkönigin sehr auf menschliche Weise. — Die Classification in der Naturgeschichte will der Vf. von einem Hauptcharakter hergenommen wissen, der auf die ganze Oekonomie der Geschöpfe den meisten Einfluss hat; bey Säugthieren also vom Gebiss, aber nicht bloss von Vorderzähnen, sondern nach der ganzen Zusammensetzung der Zähne; hiernach gibt er nun seine Classen an, die wir doch aber hier zu charakterisiren für überflüssig halten. Der Anhang von den Schweinerassen soll, wie uns deucht, etwas ähnliches seyn, als Lichtenbergs Physiognomie der Schweineschwänze; aber *duo cum faciunt idem, non est idem.*

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Leipzig, b. Breitkopf S. u. C.: D. Ch. E. Wünsch *kosmologische Unterhaltungen für junge Freunde der Naturerkenntniss,* 2ter B. 2te Aufl. 1794. 864 S. 8. m. ill. K.

Riga u. Leipzig, b. Müller: *Beytrag zur Lektüre,* von *K. F. D. Grohmann.* 2te Aufl. 1793. 140 S. 8.

Hannover, b. Ritscher: *Die Reise nach Braunschweig,* ein komischer Roman. Von A. Freyherrn *v. Knigge.* 1794. 2te Aufl. 256 S. 8.

Wien, b. Moessle: *Gründliche Geschäftsaufsätze für das gemeinschaftliche Leben,* nach den letztbestehenden Kais. Königl. Gesetzen ohne Hülfe eines Advocaten selbst verfassen zu können. 4te Aufl. 1794. 78 S. 8.

Wiener Neustadt, b. Adam u. C.: *Entwurf literarisch bibliographischer Vorlesungen für das K. K. Militarkadettenhaus.* 2te Ausg. 1 Th. 1792. 190 S. 2 Th. 186 S. 3 Th. 160 S. 4 Th. 180 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Paris; Memoires sur les moyens de conserver la Pomme de terre,* sous la forme de *ris* ou de *Vermichel,* par le Citoyen *Granet.* L'an deux de la R. (1794.) 36 S. 1 Kpf. 8. — Mehrere, in Deutschland seit vielen Jahren sehr bekannte, Methoden, allerhand Gartengewächse und vegetabilische Substanzen ausser ihrer gewöhnlichen Jahrszeit aufzubewahren, sind nur erst spät in Frankreich bekannt, und in Anwendung gebracht worden; und noch jetzt befolgt man in dieser Absicht an den meisten Orten, besonders in den nördlichen Provinzen, eine dem sehr veränderlichen Klima gar nicht angemessene Weise. Da man also mit der deutschen Kunst der Aufbewahrung, wenigstens mit den erfoderlichen Handgriffen, nicht hinlänglich bekannt war, so verfiel man auf eine Menge künstlicher, oft tändelnder, für den grossen Haufen zuweilen nicht zu erreichender Mittel und Erfindungen, die, beym Lichte besehen, oft nichts weiter sind, als die ungekünstelte Erfindung der Nachbarn, der man einen französischen Zuschnitt gegeben, wodurch selbige aber im wesentlichen nichts gewann. Zur Bestätigung dessen, was wir so eben gesagt haben, führen wir die unabsehliche Menge der von *Parmentier,* über Aufbewahrung und Anwendung der Erdäpfel oder Kartoffeln, herausgegebenen Schriften an. Obgleich diese Materie erschöpft zu seyn scheint, so tritt hier doch abermals ein neuer Künstler auf, der die Kunst lehrt, aus gekochten Kartoffeln eine Art Reis oder Nudeln (*Vermichel*) zu bereiten. Nach seiner Methode lassen sich alle Arten von Kartoffeln zu dieser Arbeit anwenden; nur kommt es auf die Art des Kochens an. Durch gewöhnliches Kochen in Wasser zerfallen verschiedene Arten in Brocken, und verlieren alle Cohäsion; er räth daher an, die zu verarbeitenden Kartoffeln bloss über den Dampf von kochendem Wasser gar zu kochen; alsdann behalten selbige einen gewissen Grad von Zähigkeit, der unumgänglich nöthig ist, wenn die Arbeit gerathen soll. Das Instrument, wodurch Hr. *G.* den gekochten Kartoffeln die Form der Nudeln, oder auch eine körnerähnliche Form gibt, die er Reis nennt, bestehet in einem aus verzinnten Bleche verfertigten Cylinder, der die Gestalt einer grossen Klystierspritze hat, und der der Länge nach mit einer Menge kleiner, einige Linien weiter Löcher versehen ist; anstatt der Spitze bey den gewöhnlichen Klystierspritzen, wird bey dieser die untre Oeffnung mit einer aus hartem Holze gedrehten Pfropf verstopft. Der Cylinder kann einen Fuss lang, und 4 bis 5 Zoll weit seyn; die Löcher müssen mit einem sogenannten Durchschlag der Klempner verfertigt werden, damit weder äusserlich noch innerlich ein aufgeworfener Rand entstehe; der obere Theil des Cylinders wird mit einem trichterförmigen Ansatz versehen, um die durch den Druck des Stempels über selbige hervordringende Kartoffeln aufzuhalten. Wenn der Cylinder, und ein Theil des Trichters, mit gekochten und abgeschälten Kartoffeln angefüllt ist, wird nur ein gelinder Druck des Stempels, der eine der Länge und Dicke des Cylinders angemessene Grösse haben muss, erfodert, um die gequetschte teigartige Masse durch die Seiten-Oeffnungen hindurch zu pressen. Die auf diese Weise gebildeten nudelförmigen Kartoffeln lässt der Vf. auf mit Papier bespannten Rahmen trocknen, und zum Gebrauch an einem nicht feuchten Ort aufbewahren. Der vorerwähnte Cylinder ist, so wie die Rahmen auf der dem Werke angehängten Kupfertafel abgebildet. Auf eben der Kupfertafel sieht man auch einen deutschen Kohl- oder Gurkenhobel, den die Franzosen bisher noch nicht kannten, und den der Vf. kürzlich aus der Schweiz erhalten; er empfiehlt dieses neumodische Instrument, um allerhand Kräuter und Wurzeln schnell in Scheiben zu schneiden. Noch enthält die nemliche Kupfertafel die Abbildung einer Mühle, um Kartoffeln, die man, mit Mehl vermischt, zu Brod verarbeiten will, in einen Teig zu verwandeln.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. April 1795.

NATURGESCHICHTE.

BASSANO: *Zoologia Adriatica ossia Catalogo ragionato degli Animali del Golfo e delle Lagune di Venezia; preceduto da una Dissertazione sulla Storia fisica e naturale del Golfo; e accompagnato da Memorie, ed Osservazioni di Fisica, Storia naturale ed Economia*, dell' *Abate Giuseppe Olivi*. 1792. 46 Bog. 4. 9 Kupfertaf. (2 Rthlr. 14 gr.)

Die Einleitung ist an den Abt Fortis gerichtet, und enthält eine Abhandlung über die physicalische und Naturgeschichte des venetianischen Meerbusens, mit der Auseinanderlegung des Plans dieses Werks. Es ist eine richtige Bemerkung, dass das weite und ergiebige Feld der Naturgeschichte des Meers noch immer sehr wenig bearbeitet ist, theils weil sorgfältige Untersuchungen nirgends grössere Schwierigkeiten zu bekämpfen haben, theils weil wenigen einem so grosen Unternehmen gewachsenen Naturforschern, die Gelegenheit verstattet ist, ihren Forschungsgeist hierin zu befriedigen. *Donati* gab schon 1750 eine Naturgeschichte des adriatischen Meeres heraus, die uns Deutschen ein zu Halle 1753 herausgekommener Auszug bekannt gemacht hat; und ihm wurde von allen Seiten reichlicher Beyfall gezollt. Desto sicherer darf der Vf. auf den Beyfall aller Naturforscher rechnen, da sein Werk an Vollständigkeit seinen Vorgänger weit übertrifft.

Auf jene Einleitung folgt ein Versuch über das, bey dem Wachsthume der Krebse, Conchylien und Fische, herrschende Verhältniss; dann die Untersuchung der natürlichen Körper selbst, deren Geschichte mit vielen, zum Theil vortrefflichen Beobachtungen und Bemerkungen durchwebt ist. Der Vf. vertheilt das ganze Heer der hier aufzuführenden Thierarten in *Esseri conservabili* und *non conservabili*. Zu den erstern rechnet er diejenigen, die mit einer *harten Schale* bedeckt sind; zu den andern alle, welchen diese Bedeckung fehlt. Jene füllen diesen ersten Band, und der Vf. rechnet die Krebse und Schaalthiere dahin. Die zweyte Abtheilung bilden die *Infusoria*, *Mollusca*, *Helminthica*, *Insecta*, *Pisces*, *Amphibia* und *Mammalia*. Diese letztere Abtheilung wird Hr. O. im zweyten Band liefern. Rec. gesteht, dass ihm diese Eintheilung nicht gefällt. Sie ist wirklich nicht so in der Natur der Sachen gegründet, wie der Vf. glaubt, und das Schlimmste dabey ist, dass der angegebene Unterschied nicht allgemein und bestimmt genug ist.

Der Vf. führt bey jeder Art den Linnéischen Namen, die Numer der Art, und die Definition des Linnéischen Systems an, ohne sich weiter auf Synonymie einzulassen. Diess hat freylich auf der einen Seite die Ersparung eines grösern Raums zum Zwecke, allein nach unserer Meynung würde dieser geringe Nutzen von dem grossen Vortheile weit überwogen seyn, den eine gründliche Auseinandersetzung der auch in diesem Fache der Naturgeschichte so sehr verwickelten Synonyme gewährt hätte. Rec. weiss recht wohl, dass mancher die Synonymen für unnütz hält, allein ein solcher ist gewiss nicht mit dem wahren Zustande der Naturgeschichte und mit dem Nutzen einer ausgewählten und richtigen Synonymie bekannt. Denn gerade sie zeigt den kürzesten Weg zu Vermeidung groser Weitläuftigkeiten und unangenehmer, Raum wegnehmender Wiederholungen.

In jeder Gattung kommen erst die Linnéischen Arten, dann diejenigen, welche andere Schriftsteller bekannt machten, und die Linné noch unbekannt waren, und zuletzt folgen die neuen Arten. Hat eine Gattung mehrere Familien; so findet dieselbe Anordnung bey den Familien statt. Am Schlusse jeder Gattung folgen nach Anleitung der, einigen Arten beygefügten, Buchstaben, die Bemerkungen und Beobachtungen darüber. Oft ist der Gattung eine einleitende Uebersicht vorgesetzt.

Der erste Abschnitt begreift aus der 7ten Linnéischen Ordnung der Insektenclasse *die Krebse*, die wir in mehrere Gattungen aufgelöset gewünscht hätten, wozu der so verschiedene Bau und Fabricius Abtheilungen bereits den Weg gebahnt hatten. Der zweyte Abschnitt umfasst die *Mollusca*, die nach des Vf. Plane hieher gehören, nemlich *Asterias*, *Echinus*. Der dritte enthält die *Testacea*, der vierte die *Lithophyta*, der fünfte die *Zoophyta*, wovon jedoch der Haupteintheilung des Vf. gemäss, die Gattungen *Vorticella*, *Hydra* und *Volvox*, im zweyten Theile unter der von Müllern aufgenommenen Ordnung *Infusoria* beschrieben werden sollen.

Als ein Anhang folgt die weitere Ausführung der Bemerkung über die Erzeugung der Perlen zu S. 95.; ferner ein Supplement zu der Abhandlung über zwey Purpur liefernde Schaalthiere, und über den Purpur der Alten S. 156.

Hierauf kommt die Beschreibung der auf den gut gezeichneten und eben so gut ausgeführten Kupfern abgebildeten neuen Thierarten, wozu wir einige Bemerkungen liefern wollen. Auf der ersten Tafel ist *Cancer fimbriatus*, *Ol.* abgebildet, nach der Figur zu urtheilen, dem *C. Pagurus Linn.* sehr nahe verwandt. Wir hätten daher gewünscht, den Unterschied zwischen beiden auseinandergesetzt zu sehn. In der Herbstischen Abbildung des *C. Pagurus* t. 9. f. 59. sind die Scheeren inwendig ganz glattrandig, ohne Spur von zahnartigen stumpfabgerundeten Tuberkeln, vorgestellt. Rec. findet

det bey seinen Exemplaren des *Pagurus* solche Hervorragungen, und da in der Herbstischen Beschreibung hierüber gar nichts gesagt wird; so ist er zweifelhaft, ob diess nicht vielleicht Unterschied des Geschlechts oder des Alters seyn könnte. Bey dem *C. fimbriatus* finden sich solche Zähne auch. Dieser Taschenkrebs unterscheidet sich also für jetzt von dem *C. Pagurus* bloss durch die hin und wieder auf dem Brustschilde stehenden kugelartigen Beulen. Bey *Cancer marmoratus* t. 2. f. 1. können wir den Vf. versichern, dass es gewiss keine Abart des *C. tenuicrustatus* (nicht *tenuirostratus*, wie hier steht,) Herbst t. 3. f. 33. 34. sey. Abbildung, Beschreibung und Vaterland weichen ganz ab. Freylich wird diess letztere von Herbst gar nicht angegeben, allein nach Seba III. t. 18. f. 5. 6. stammt er aus Ostindien. Herbst hält also seinen *tenuicrustatus* für einerley mit diesem Sebaischen Krebse, (den Fabricius zugleich mit den Herbstischen zu seinem *C. Grapsus* zieht, und den unser Vf. mit Recht bey seinem *C. marmoratus* nicht citiren will,) und wenige feine Unterschiede abgerechnet, trifft das Uebrige sehr gut. — t. 3. f. 2. *C. carinatus* Ol. Otto Fabricius Faun. Grönlandica. 241. 218. beschreibt ein ähnliches Thier unter dem Namen C. *Hamaroides*, den Herbst bey *C. Boreas* (*Astacus Boreas*. F.) II. p. 73. n. 28. citirt. Allein ungeachtet der scheinbaren Aehnlichkeit ist dieser Krebs doch sehr verschieden, wie sich schon aus der Abbildung von Herbst. t. 29. f. 2. urtheilen lässt. Auch ist das zweyte und dritte Fusspaar des *C. carinatus* nicht fadenförmig, ferner ist bey dem *C. Boreas* Anzahl der Stacheln des Rückenschildes anders, und bey dem Exemplare, das Rec. besitzt, findet die hier beschriebene merkwürdige Einrichtung der hervorragenden Stacheln der Schwanzglieder nicht statt. — t. 7. ist *Lamarkia Vermilara* abgebildet. Der Vf. macht aus *Alcyonium Bursa Linn.* und *Vermilara retusa Imperati*, eine neue Pflanzengattung *Lamarkia*, deren Pflanzennatur er in einer eigenen Abhandlung weiter auseinanderzusetzen, und die ganze Geschichte dieser merkwürdigen Thiere zu liefern verspricht.

Auf diese Beschreibung der Kupfer folgt ein doppeltes Register; das 1ste liefert die Uebersicht der lateinischen systematischen Namen, das zweyte die italienischen Trivialnamen; beide nach alphabetischer Ordnung. Hierauf kommt die Uebersetzung der Beschreibung einiger *Saugschwammarten* (Spongia) von *J. Strange*, die in den Philosophical-Transactions Vol. IX. 1770 abgedruckt ist; und das Ganze beschliesst eine Abhandlung über die Natur der Saugschwämme des Meers, von von eben dem Vf., mit Anmerkungen von Olivi.

Diess ist die Uebersicht eines Werks, das sowohl in Ansehung der Wichtigkeit seines Gegenstandes, als der Vollständigkeit und der Behandlung alle Auszeichnung verdient. Wir erwarten mit Vergnügen die Fortsetzung desselben. Sollte dieses Werk eine Uebersetzung — erfahren; so wünschen wir, dass diese in die Hände eines eben so *Sach*- als *Wort*-kundigen Mannes falle; da die Brauchbarkeit desselben eines grosen Grades der Erhöhung fähig ist.

Leipzig, in der Weidmannischen Buchh.: *Diagnose der Pflanzengattungen nach der neuesten Ausgabe des Linneischen Sexualsystems.* Von D. *Georg Adolph Suckow*, Pfalz-Zweybrück. Hofrath u. s. w. 1792. 423 S. 8.

Da die künstliche Anordnung der Pflanzen in einem Systeme den Zweck hat, eine sichere und bestimmte Vergleichung zwischen der Natur und den bisher aufgezeichneten Erfahrungen möglich zu machen und, bey der grosen Menge der Gegenstände, immer mehr zu erleichtern, so ist die bisherige Sorglosigkeit der allgemeinen Systematiker bloss damit zu entschuldigen, dass sie jenen Gedanken nicht lebendig genug fassten, oder vor der Menge einzelner Untersuchungen erschracken. Auser einer tabellarischen Methode ist in dieser Hinsicht kein Heil, und kein Trost zu erwarten. Die Arbeiten von *Schrader* und *Weitzenbeck* sind bey der Menge neuer Entdeckungen nicht mehr brauchbar, selbst ihre andern Unvollkommenheiten nicht gerechnet. Hr. *S.* übernahm also die lobenswerthe Mühe, die doch einmal unternommen werden muste, um spätern vollkommnern Arbeiten den Weg zu bahnen, und ordnete nach *Schrebers* Bestimmungen die Pflanzengattungen nach einer leicht fasslichen Methode. Eigner Beobachter war Hr. *S.* nicht, sondern das Ordnen ist sein Verdienst. Jeder andrer würde bey der Behandlung des Ganzen, seine eigne Erfahrung möchte auch noch so gros gewesen seyn, sich in einem ähnlichen Falle befunden haben. Die folgende Zeit und die gesammten Erfahrungen mehrerer, müssen Arbeiten, wie diese, die doch Einer anfangen muss, zur Vollkommenheit bringen. Etwas weiter, als die Schrebersche Ausgabe hätte indess Hr. *S.* wohl gehen, und auch noch andre sichere Bestimmungen von Ausnahmen, die sich schon in vielen Schriftstellern finden, mit eben der Aufmerksamkeit an den gehörigen Oertern einschalten sollen, wie er es mit denen, die er bey Schreber fand, wirklich gethan hat. Schade ist es, jedoch nur für diejenigen, die alles Exotische verlangen, dass *Jussieu* und *Loureiro* nicht genützt sind, letzterer vielleicht nicht genützt werden konnte. Bey der Ausführung des Drucks glaubt Rec. sey es beym Gebrauche etwas hinderlich, dass der Vf. die Definitionen der Gattungen die ganze Breite des Blatts einnehmen lässt, und sich die Abstufungen zu sehr zwischen ihnen verlieren. Er folgt ganz den Linneischen Classen, mit Ausnahme der Pflanzen, deren Geschlechter getrennt sind, welche er unter die übrigen bringt. Die Hauptabtheilungen jeder Linneischen von dem Stempel hergenommnen Classenordnung, bestimmt er vorzüglich nach der Blumendecke, hierauf nach den andern Theilen. Durch Abbreviaturen ist der Raum gespart worden. Zur Probe der Behandlung geben wir hier den Prospect der zweyten Classe; jede freye Gattung hat eine Definition, die eingeschlossnen Namen sind Abänderungen, die sich auf jene beziehen. II. Classe. Mit zwey Staubfäden. 1. Mit einem Staubweg. A. Mit Zwitterblüthen. 1. Mit eigentlicher a) einfacher aa) einblättriger aaa) ungetheilter Blumendecke: (*Boerhavia*, *Salicornia*) bbb. mit getheilter Bldecke 1. a) mit zweytheiliger: *Circaea* 2. a). mit 3theiliger

ger α) gleichförmiger: Globba, β) 2lippiger Bldecke: (Rosmarinus, Salvia) 5 a. mit 4theil. Bldecke und α) einblättriger αα) trichterförmiger Krone *) mit unbedeckten Saamen: *Ancistrum*, **) mit Saamenkapsel: *Syringa* ***) mit Beere: *Phyllirea*, *Ceranthus*, *Ligustrum* ****) mit Steinfrucht: *Olea*, *Chionanthus*. ββ) mit radförmiger Krone: *Veronica*. γγ. mit 2lipp. Krone: *Calceolaria*. β) mit 4blättr. Krone: *Linociera*. 4 a) mit 5theil. 1 b) gleichförm. Bldecke α) 1blättriger gleichförm. αα) 4spalt. Krone: *Veronica*, *Paederota* ββ) mit 4—5spaltiger Krone: *Eranthemum*, *Jasminum*. β. mit 1blättr. ungleichförm. Krone: *Gratiola*, *Ghinia*, *Verbena*, *Schwenkia*, *Lycopus*, γ) mit 1blättr. rachenförm. Krone, αα) mit bedeckten Saamen: *Wulfenia*, *Justicia*, *Dianthera*, *Sciuris*, ββ) mit unbedeckten Saamen: *Amethystea*, *Ziziphora*, *Monarda*. δ) ohne Blumenkrone: *Aruna*. 2 b) mit 2lipp. Bldecke, und rachenförm. Krone, α) mit bedeckten Saamen: *Pinguicula*, β) mit unbedeckten: *Collinsonia*, *Cunila*, *Rosmarinus*, *Salvia*. 3 b) mit 8spalt. Bldecke: *Nyctanthes*, bb) mit 2blättr. Bldecke: *Utricularia*, cc) mit 2blättr. Bldecke: *Lithophila*, dd) mit 4blättr. Bldecke: *Thouina*, ee) mit 7blättr. Bldecke: (*Gratiola*), b. mit doppelter Bld. *Morina*. 2. Ohne Bldecke: *Dialium* (*Valeriana*, bey welcher letztern allerdings ein Kelch vorhanden ist.) B. mit getrennten Geschlechtern, a B) mit männlichen und weiblichen Blüthen auf einem Stamme, α) mit Krone: *Anguria*, β) ohne sie: *Lemna*, b B) mit ganz getrennten Geschlechtern: 1) mit Scheide: *Cecropia*, 2) mit Kätzchen: *Salix*, c B) mit vermengten Geschlechtern auf 2 Stämmen: *Fraxinus* II. mit 2 Staubwegen. A. Zwitterblüthen: 1) mit Blumendeckspelzen: *Anthoxanthum*, *Crypsis*. B. mit halbgetrennten Geschlechtern (*Betula*), 2) mit Hülle: *Mniarum*. III. mit 3 Staubwegen A) und Zwitterblüthen: *Piper*. B. mit ganz getrennten Geschlechtern: *Vallisneria*.

PARIS, b. Barrois u. a. Buchhändlern: *Car. Lud. L'Heritier Geraniologia seu Erodii, Pelargonii, Geranii, Monsoniae et Grieli Historia iconibus illustrata.* 1787—1788. gr. Fol. Ohne Text 44 Kupfertafeln.

Da L'Heritier in einem besondern Band den Text zu diesem (eigentlich 1792 ausgegebenen) Werk noch schuldig ist, und wir uns nicht für berechtigt halten, in der Synonymie seiner Unterschriften ihm vorzugreifen, so erwähnen wir vorläufig nur dieser und der kunstvollen Tafeln, die an Weichheit in der Behandlung, an Mannichfaltigkeit und Stellung, an genauer Zergliederung, Cavanilles Abbildungen weit übertreffen, und alles in sich vereinigen, um das Auge des Kunst- und Pflanzenkenners auf das vollkommenste zu befriedigen. 1) *Erodium macradenum*. 2) *Erod. supracanum*. 3) *Erod. alpinum*. 4) *Erod. hymenodes*. 5) *Erod. incarnatum* (eine neuere Abbildung liefert Curtis Bot. Mag. 261.) 6) *Erod. chamaedryoides*. 7) *Pelargonium ciliatum*. 8) *Pelarg. pinnatum*. 9) *Pelarg. tabulare*. 10) *Pelarg. althaeoides*. 11) *Pelarg. senecioides*. 12) *Pelarg. tenuifolium*. 13) *Pelarg. ceratophyllum*. 14) *Pelarg. quercifolium*. 15) *Pelarg. quercifol. pinnatifidum*. 16) *Pelarg. Radula*. 17) *Pelarg. graveolens*. 18) *Pelarg. heterogamum*. 19) *Pelarg. vitifolium* 5 *fidum*. 20) *Pelarg. glutinosum*. 21) *Pelarg. acerifolium*. 22) *Pelarg. cordatum*. 23) *Pelarg. tetragonum*. 24) *Pelarg. lateripes*. 25) *Pelarg. cortusaefolium*. 26) *Pelarg. crassicaule*. 27) *Pelarg. cotyledonis*. 28) *Pelarg. ovale*. 29) *Pelarg. glaucum*. 30) *Pelarg. tricuspidatum*, 31) *Pelarg. scabrum*. 32) *Pelarg. crispum*. 33) *Pelarg. crispum latifol*. 34) *Pelarg. adulterinum*. 35) *Pelarg. exstipulatum*. 36) *Pelarg. anemonaefolium*. 37) *Geran. varium*. 88) *Geran. canescens*. 39) *Geran. lividum*. 40) *Geran. aconitifolium*. 41) *Monsonia emarginata*. 42) *Monsonia Spinosa*. 43) *Pelarg. dipetalum*. 44) *Pelarg. atrum*.

HAMBURG, b. d. Gebr. Herold: *Nicolaus Georg Gevens*, Portrait-Mahlers zu Hamburg, *Belustigung im Reiche der Natur*. *Erster Band*, aus den Papieren des Verstorbenen vollendet durch *Johannes Dominicus Schultze*, Dr. des Zuchthauses der Garnison und Armenordnung verordneter (n) Arzt. Mit 18 ausgemahlten Kupfertafeln. 1790. 121 S. 4. mit gespaltenen Columnen, deren die eine den deutschen, die andre den französischen Text enthält. (7 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *S.* sagt in der Vorrede: „der sel. Geve — gab im „Jenner 1755 zuerst den Plan seines systematischen „Werks heraus, nach welchem es 4 Bände ausmachen „würde, wovon der erste die einschaligen, der 2te die „zwey- und vielschaligen Conchylien enthalten sollte. „Den 3ten Band bestimmte er den Krebsen und Sternfischen, und den 4ten für Corallen und Seegewächse. „Monatlich wollte er ein ausgemahltes Kupfer nebst nöthiger Beschreibung zu 1 Rthlr. 8 Schilling unsers Geldes liefern. Die abwechselnden Schicksale des Vf. „und der wenige Abgang des Werks brachte das Ganze „in Stocken, und es sind nur 33 Kupfertafeln und der „Text bis zum P Bogen erschienen. — Der jetzige Verleger kaufte den Erben des Sel. alles noch Vorräthige „ab, bat mich, das Andenken unsers Landsmanns zu „erneuern — und das Fehlende zu ergänzen nach folgendem Plane. Wir wollen nemlich das ganze Werk „in 2 Bände theilen, wovon der erstere XVIII Tabellen; der 2te die folgenden enthalten soll. Wie „viel noch Manuscript des sel. Vf. vorräthig sey, wissen wir nicht, da die Handschriften noch versiegelt „sind. — Wo Nachrichten und Beschreibungen fehlen, „will ich sie, nach Originalien, ersetzen, alsdann durch „eine Tabelle die abgehandelten Gegenstände neben einanderstellen, und endlich durch ein Linnéisches Namenverzeichniss die Brauchbarkeit allgemeiner machen. — Das was Hr. *S.* hiebey thun will, ist also noch zu erwarten, da dieser Band nur die ersten 18 von Hn. G. bereits herausgegebenen Tafeln nebst dem von diesem gelieferten Text enthält, dem nur die Vorrede und der neue Titel vorgesetzt sind. Sollten die Kupfer nicht noch von dem sel. Geve selbst ausgemahlt seyn, so machen sie, wenigstens bey dem Exemplar, welches Rec. vor sich hat, ihrem Ausmahler

Ehre. — Ueber das Werk selbst zu urtheilen kommt uns nicht zu, da es schon vor dem Anfang der A. L. Z. herausgegeben ist.

PHILOLOGIE.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Plutarchs moralische Abhandlungen*, aus dem Griechischen übersetzt von *Johann Friedrich Samuel Kaltwasser*, Professor am Gymnasium zu Gotha. Fünfter Band. (Auch unter dem Titel: Sammlung der neuesten Uebersetzungen der griechischen prosaischen Schriftsteller, dritten Theils, fünfter Band.) 1793. 600 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein gutes Vorurtheil für diese Arbeit erweckt schon der Umstand, dass Hr. *K.* erst nach einem Zeitraum von vier Jahren uns eine Fortsetzung seines Plutarchs gibt. Auch dieser Theil ist ein neuer Beweis der Sorgsamkeit, den deutschen Leser gerade das denken zu lassen, was der Grieche in seiner Sprache dachte. Ausser einigen andern Abhandlungen, von denen wir nur die über den Verzug der göttlichen Strafen (wobey die Wyttenbachische Ausgabe benutzt ist) und über den Genius des Sokrates bemerken wollen, enthält dieser Band sechs Bücher Tischreden, die wir zwar am Ende des achtzehnten Jahrhunderts unsern Elegants als Vademecum nicht empfehlen können, die aber dem Liebhaber der alten Literatur desto schätzbarer seyn werden, da Hr. *K.* durch erläuternde, zuweilen auch kritische Noten das Lesen derselben geniessbarer gemacht hat.

Koburg, b. Ahl: *Isocratis orationes quatuor, ad Demonicum — Evagorae laudatio — ad Nicoclem — Trapezitica.* — In usum juvenum graecae linguae studiosorum separatim editae. 1790. 124 S. 8. (10 gr.)

Der Abdruck ist nach Auger's Pariser Ausgabe vom J. 1782 veranstaltet.

Wirzburg, b. Rienner: *Chrestomathia Justiniana.* In usum studiosae juventutis. 1790. 320 S. 8. (9 gr.)

So weit wir diese Chrestomathie mit dem Justin selbst verglichen haben, finden wir, dass sich die Abkürzungen meist auf solche Stellen einschränken, welche aus pädagogischen Gründen nicht mit der Jugend gelesen werden können. Da Justins Universalgeschichte ein sehr nützliches Lesebuch für Schulen, aber dennoch keinesweges durchaus für das Knabenalter berechnet ist, so ist eine für diesen Zweck eingerichtete Chrestomathie des Justin ein sehr dankenswerthes Schulbuch.

Wien, b. Degen: *M. Tullii Ciceronis de oratore libri III. Brutus s. de claris oratoribus. Orator. M. Fab. Quintiliani de institutione oratoria liber X. Q. Horatii Flacci Epistola ad Pisones.* In usum juventutis academicae. 1793. 449 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Titel erklärt zur Genüge, in welcher Absicht diese Schriften zusammengestellt worden; und wir zweifeln nicht, dass man die Gelegenheit benutzen werde, Vorlesungen darüber zu halten. Angenehm würde es vielen gewesen seyn, auch die *epistolam ad Augustum* von Horaz, die schon Hurd mit der an die Pisonen verband, auch hier abgedruckt zu finden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Paris: Instruction sur les moyens propres à prevenir l'invasion de la morve; à en preserver les chevaux, et à des infecter les écuries ou cette maladie a regné* etc. L'An deux (1794) 30 S. 8. — Der Rotz hat besonders im verwichnen Jahre, bey der französischen Armee und dem Proviantwesen grossen Schaden angerichtet. Gegenwärtige Anleitung, der Ausbreitung dieser gefährlichen Krankheit in dem Innern des Reichs vorzubeugen, ward auf Befehl des *Comité de salut Public*, von Hn. *Huzard*, einem der geschicktesten französischen Thierärzte, verfasst. Da man ein blosses Handbuch verlangte, wonach die bey den Posten, der Remonte, und dem Fuhrwesen überhaupt, angestellten Personen sich richten sollten, so musste der Vf. seine Vorschrift mit der erfoderlichen Kürze und Deutlichkeit abfassen. — Ohne etwas wesentliches auszulassen, hat daher Hr. *H.* alles, was über den Rotz, und die Mittel, dessen Verbreitung vorzubeugen, bisher in Anwendung gebracht worden, mit vieler Deutlichkeit zusammengefasst. Als ein sehr wirksames Mittel, die Ställe, worin rotzige Pferde gestanden, von dem ansteckenden Miasma zu reinigen, empfiehlt Hr. *H.* das von Hn. *Morveau* ehemals vorgeschlagene Gaz, welches man erhält, wenn man gutes Vitriolöl, auf trocknes und erwärmtes Küchensalz giesst. Dieses sehr wirksame Mittel erfodert aber grosse Vorsicht, weil die sich entwickelnden Dämpfe, für die Brust äusserst nachtheilig sind, daher selbiges nicht wohl anders als von einem kunstverständigen Mann in Anwendung gebracht werden darf.

Oekonomie. Unter dem Druckort *London* (eigentlich *Dax*): *Memoire badin, sur un sujet serieux*, dedié aux campagnards et aux curés du Departement des Landes, par un Citoyen. 1791. 2 Bog. 4. — Der Vf., der auf dem Titel sich nicht genannt hat, übrigens aber zu Vicoj bey Bayonne als Thierarzt lebt, und *Bat-Bedat* heisst, gibt in diesen beiden Bogen seine Gedanken über die Verfassung der französischen Gestüte; er scheint vornemlich seine nächsten Nachbarn zum Augenmerk gehabt zu haben; denn was er überhaupt von der Verfeinerung der französischen Pferderassen sagt, ist längst bekannt und schon weit besser gesagt worden. Warum er den possierlichen Titel gewählt, und überhaupt den Lustigmacher spielt, da er doch hierzu gar keinen Beruf zu haben scheint, wissen wir nicht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. April 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HANNOVER, in d. Helwing'schen Hofbuchh.: *Ideen zur Diagnostik.* Beobachtenden Aerzten mitgetheilt von *Johann Ernst Wichmann.* 1794. Erster Band. XVI und 196 S. 8.

Unstreitig gehört dies Werk, dessen Anfang wir jetzt, nach einem wiederholten und sorgfältigen Studium, dem Publicum anzuzeigen haben, zu denen Büchern, welche, nach der idealischen Einrichtung der deutschen Gelehrtenrepublik, hinter den goldenen Vorhang gestellt werden, weil ihr Inhalt und ihre Ausführung in mehrerer Rücksicht neu sind, und wahren Gewinn versprechen. Es war bis jetzt ein grosser Mangel unserer pathologischen Handbücher und unserer Nosologieen, dass bey jeder Krankheit zwar angegeben wurde, in wie viele Arten sie sich theilen lasse, und von welchen offenbaren Ursachen sie herrühren könne; aber dass niemals, oder doch nur sehr oberflächlich, die Kennzeichen angegeben wurden, wie sich eine Art von der andern unterscheiden lasse. Zugleich überliess sich der Nosologe gewöhnlich mehr seinem *Formtrieb*, und setzte deswegen manche Gattung und manche Krankheitsart hin, die seinem System zu Gefallen ausgedacht war, und bloss dazu diente, eine Lücke auszufüllen, aber keinesweges durch Erfahrung bestätigt wurde. Wem fällt hiebey nicht *Sauvages, Daniel's* und *Ploucquet's* System, wem nicht *Wedekind's* Pancreatitis, die nie existirte, ein? Das Unwesen, welches durch die Systematiker eingeführt worden, wird auch nicht eher wieder abnehmen, als bis die Schriftsteller, nach *Wichmanns* Muster, beständig von der lebendigen Ueberzeugung ausgehen, dass in keinem Fach der menschlichen Kenntnisse das *Indulgere genio* so nachtheilig ist, als in der Medicin, und dass der Arzt am wenigsten sich von der Erfahrung entfernen darf. Daher ist auch des Vf. Entschluss lobenswerth, die Diagnostik nur derer Krankheiten zu entwickeln, welche er selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, womit zugleich Berichte pathologischer Leichenöffnungen und praktische Reflexionen verbunden werden sollen. Der schon bekannte Beobachtungsgeist, die Wahrheitsliebe und der Scharfsinn des Vf. bürgen uns dafür, dass wir durch ihn nicht hypothetische, sondern allein aus Erfahrung abgezogene Gattungen kennen lernen. Vortrefflich erklärt sich der Vf. über die Spitzfindigkeit in der Diagnostik, die, zumal in ältern Zeiten, so sehr Gebrauch war. Wir glauben, dass er sich auch vor diesem Fehler hüten werde.

Die Krankheiten selbst, die in diesem ersten Bande abgehandelt sind, hat der Vf. nach keinem besondern System geordnet, welches auch nicht nöthig war, da er bloss das Resultat seiner eigenen Erfahrungen aufstellen wollte. I. Von der *Milchborke*, und ihrem Unterschiede von einem hartnäckigern Uebel, mit welchem es von verschiedenen Aerzten, selbst von *Strack*, verwechselt worden ist. Die ächte Milchborke zeigt sich anfangs in kleinen, isolirten Geschwürchen, die einen blassrothen Rand haben, und bald eine dicke Kruste bilden, welche letztere von der Farbe einer über Feuer eingetrockneten Milch ist. Der Ausschlag juckt nicht, und die Borke fällt bald ab, um einer neuen Platz zu machen. Die Geschwürchen breiten sich bald über die ganze Wange aus, und die Augen werden dabey entzündet, so dass die Kranken immer die Augen geschlossen haben, und auf dem Gesichte liegen. Diese Krankheit kommt auch bey Erwachsenen, und keinesweges bloss bey saugenden Kindern, vor. Die Hautkrankheit, womit die Milchborke leicht verwechselt wird, nennt der Vf. *Crusta serpiginosa*, und findet sie grösstentheils bey saugenden Kindern, besonders bey solchen, die Ammenmilch trinken, und deren Aeltern oder Amme kachektisch sind. Dieser Ausschlag nimmt mehrentheils an der Wange, in der Nähe der Ohrendrüse, eine grössere Fläche ein, und hat nur eine kleine Borke. Er bildet keine eigentlichen Geschwürchen, sondern mehr frieselähnliche Pusteln, welche ein sehr heftiges Jucken erregen, und beständig nässen, auch sich weit ausbreiten, besonders über den behaarten Theil des Kopfes, aber die Augen selbst nicht sehr angreifen. In dieser letztern Hautkrankheit bewirken Quecksilber- und Spiessglasmittel, obgleich sehr langsam, die Cur; bey der Milchborke aber thun Kalkwasser, Talkerde und andere absorbirende Mittel, gute Dienste. Daraus schliesst der Vf., dass die Meynung der Sylvianer, welche alle Kinderkrankheiten von der Säure herleiteten, nicht so ganz verächtlich sey. Rec. ist überzeugt, dass der einsichtsvolle Vf. dies nicht ernstlich meynt, auch gewiss den Nutzen, welchen einige absorbirende Erden gegen die Zufälle der Kinderkrankheiten beweisen, nicht auf die Erklärung der nächsten Ursache dieser so sehr verschiedenartigen Uebel anwenden wird. II. Von dem eigentlichen *Gürtel (Zona, Ignis sacer)*, welcher mit der Blatterrose *(Erysipelas vesiculosum)* sehr viele Aehnlichkeit hat. Die Rose aber breitet sich weit mehr aus, ist mit Röthe und Geschwulst verbunden, und nicht auf einzelne Stellen des Körpers eingeschränkt; dagegen der Gürtel sich bloss an einer Hälfte des Rumpfs als ein Band zeigt, welches von der

weissen Linie bis zum Rückgrath, in der Breite einer flachen Hand fortgehn. Hier entstehen kleine Abscesse, die sich nicht sehr über der Haut erheben, auch niemals eigentlich blasenförmig werden, wie bey der Rose, aber heftig schmerzen. Der Vf. findet den wahren Gürtel im *Borsieri* vortreflich beschrieben, und vermuthet, dass derselbe in Italien häufiger sey, als bey uns, und dass er vielleicht ein eigenes Miasma voraussetze, wie die Pocken. Hr. *W.* beschreibt eine ähnliche Ausschlagskrankheit, welche die Folge des *Rhus toxicodendron* war. Von dem *Pemphigus* unterscheidet der Vf. diesen Ausschlag auf folgende Art: die Blasen im *Pemphigus* sind gewöhnlich viel breiter und grösser, statt dass die Abscesse im Gürtel rundlich wie die Pocken sind. Die Feuchtigkeit in den Blasen des *P.* ist klar und wässericht, auch nicht so fressend als im Gürtel; bey jenem sind die Blasen mit keinem rothen Rande umgeben, wie bey der Blatterrose. Der *P.* ist auch mehrentheils eine chronische Krankheit, dagegen Blatterrose und Gürtel mit Fieber verbunden sind. Von dem *P.* ist die *febris bullosa* noch so unterschieden, wie das Petetschenfieber von dem *morbus maculoso - haemorrhagicus* des *Werlhof.* Die Resultate seiner Beobachtungen darüber hat Hr. *W.* schon in einer eigenen Schrift bekannt gemacht. III. Die *Petetschen* sind von der *Werlhof'schen* Fleckenkrankheit darin unterschieden, dass jene mit Fieber verbunden sind, diese aber nicht, dass jene sich mit andern Zufällen, besonders mit grosser Mattigkeit, verbinden, welches hiebey nicht der Fall ist. Die Werlhof'sche Krankheit ist auch nie gefährlich, und es geht kein Blut anders, als aus dem Gaumen ab. Sehr gut unterscheidet auch der Vf. diese Flecken von dem Scorbut, und sehr gegründet ist sein Tadel derer Aerzte, welche den Scorbut im festen Lande suchen. Die Petetschen sind nie kritisch. IV. *Kropf. Scrofeln. Bronchocele. Oreillons. Hagedrüse.* Die drey ersten Uebel sind vormals gar sehr häufig verwechselt worden; vorzüglich hat man den Kropf mit Unrecht für einen scrofulösen Zufall gehalten, welches besonders bey englischen Aerzten der Fall ist. Wenn die Schilddrüse geschwollen ist, so ist dies ein etwas seltenes und örtliches Uebel, welches ohne alle Kachexie statt findet; die Scrofeln sind grösstentheils erblich, die Geschwulst der Schilddrüse aber niemals, auch geht die letztere nie in Vereiterung über, welches wohl bey den Scrofeln der Fall ist; doch kann bey Scrofeln die Schilddrüse zugleich leiden, und alsdann eine symptomatische Geschwulst hervorbringen, die man, aus andern Merkmalen der Kachexie, als scrofulös erkennt. Die Bronchocele aber, oder der eigentliche Kropf, ist in gewissen Gegenden endemisch, findet sich nur bey erwachsenen Personen, wird durch Verwickelung mit andern Krankheiten weder schlimmer noch besser, ist im Anfang fast emphysematisch, wird in der Folge aber härter, und fast knorplig. Der Kropf entsteht auch immer plötzlich, da andere Geschwülste der Schilddrüse nur allmählich erfolgen. Hierauf zeigt der Vf., dass der eigentliche Kropf von dem Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe und vom Klettern auf steile Gebirge herrühre, welches auch die Leichenöffnungen bestätigen, die da zeigen, dass die Gefässe der Schilddrüse widernatürlich ausgedehnt waren. Auch können die letztern wohl bisweilen zerrissen seyn, wodurch die Säfte in das Zellgewebe austreten. V. *Veitstanz* und *Kriebelkrankheit.* Der Begriff, den die englischen Aerzte mit dem Veitstanz verbinden, ist von der Idee der deutschen Aerzte verschieden. Jene geben jeder partiellen klonischen Convulsion diese Benennung. Der Vf. zeigt aber, dass es eine allgemeine convulsivische Krankheit gebe, welche dergleichen wunderbare Zuckungen erzeugt, und mit vielen andern Nervenzufällen verbunden ist. Diese nennt er eigentlich *Veitstanz*, und verbindet damit allezeit einen traumenden Zustand der Seele, eine Art von Somnambulismus. Bey der Kriebelkrankheit ist der letztere nicht zugegen; auch greift die Kriebelkrankheit epidemisch um sich, da der Veitstanz sporadisch erscheint. Der wahre Veitstanz kommt selten anders, als in den Jahren der Mannbarkeit, vor; er ist nie tödtlich, es findet sich das Kriebeln und Ameisenkriechen nicht dabey, welches die Kriebelkrankheit bezeichnet. Der Veitstanz ist auch periodisch, welches bey der Kriebelkrankheit nicht der Fall ist. Bey dieser Gelegenheit erzählt der Vf. eine merkwürdige Beobachtung von der sonderbaren Wirkung der Berührung des Eisens auf eine Nervenkranke. VI. *Ueber das chronische Erbrechen.* Eine vorzüglich brauchbare Abhandlung. Die erste Gattung dieses Erbrechens entsteht von blossen Diätfehlern, besonders vom Branntweintrinken. Die Kranken bekommen, bey dem besten Appetit, nüchtern ein heftiges Würgen, wenn sie eine Menge weissen und zähen Schleim herausbringen. Wird die Diät nicht verändert, so entsteht des Morgens Zittern, mit Schwäche verbunden, und der Kranke kann jetzt nicht mehr ohne geistige Getränke den Morgen hinbringen. Der Appetit geht völlig verloren, und das Uebel geht in wirkliche Verhärtung des Magens über. Die Zeit des Erbrechens verändert sich; es erfolgt nun schon bald nach dem Essen, und es wird ein dicker breyartiger Schleim ausgeleert. Der Kranke klagt über stumpfen und drückenden Schmerz in der Herzgrube, und über Säure im Magen; endlich kommt die Auszehrung hinzu. Es bringt zwar nicht jede Verhärtung des Magens dieses chronische Erbrechen hervor; wo dieses aber statt findet, da ist jene gewöhnlich auch zugegen. — — Bisweilen entsteht das chronische Erbrechen auch von Verengerung des Grimmdarms; dann wird aber von den genossenen Speisen nichts, sondern bloss weisser, nicht säuerlicher, Schleim ausgeleert. Auch hat der Kranke nicht eher Schmerz und Erbrechen, als etwa 12 Stunden nach dem Essen. Die Empfindung schränkt sich auch mehr auf den Nabel ein, und Verstopfungen sind bey dieser Gattung weit gewöhnlicher, als bey der erstern. Die Kranken leiden an Melancholie und Angst. Dieser Zufall entsteht sehr häufig von der Bleyvergiftung. Da er eine periodische Natur annimmt; so könnte man ihn mit den Zufällen der Gallensteine verwechseln, wenn diese sich nicht durch andere wesentliche Merkmale,

durch

durch den gelblichen Schmierz, durch die weisse Farbe der Excremente und durch die Gelbsucht, zu erkennen gäben. Endlich ist blosse Erschlaffung und Schwäche des Magens und der Gedärme der Grund des chronischen Erbrechens. Dies ist aber im Verhältniss weit seltener der Fall. Der Vf. sagt, unter 99 Fällen ist das chronische Erbrechen gewiss in 98 nicht die Folge dieser Erschlaffung und Schwäche. Ist aber diese wirklich der Grund, so zeigt sich das Uebel erst im höhern Alter. Die Kranken sehen bleich aus, klagen zugleich über Mattigkeit, sind im Anfang bisweilen gefräsig, verlieren aber nachher den Appetit, brechen eine geschmack- und geruchlose, oft etwas säuerliche Feuchtigkeit, mit einem schwärzlichen Bodensatz, aus. Die Zunge ist nicht unrein, und die Kranken klagen über keine Schmerzen, oder andere Beschwerden. Zur Erläuterung fügt der Vf. eine Leichenöffnung hinzu, wo der Magen ungemein ausgedehnt war, und fast 10 Quartiere von der ausgebrochenen Flüssigkeit enthielt. Sowohl die Kardia als der Pylorus waren natürlich, auch alle übrigen Eingeweide gesund. Aehnliche Fälle von übermäsiger Ausdehnung des Magens machen den Schluss dieses ersten Bandes.

PHILOLOGIE.

STENDAL, b. Franz u. Grosse: *Oden des Horatius Flaccus.* Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Christian Friedrich Carl Herzlich*, königl. Inspector und Oberprediger zu Züllichau. *Dritter und letzter Theil.* 1791. 290 S. 8.

Dieser Band enthält die zweyte Hälfte des dritten Buches und das vierte der Oden. Die Uebersetzung der Epoden lag nicht in dem Plane des nunmehr verstorbenen Vf., dem es wohl weder an Bekanntschaft mit seinem Original, und den besten Auslegern desselben, noch auch an einem gewissen lyrischen Geiste, aber wohl an einem geläuterten Geschmacke und an hinlänglichem Gefühle für die Analogie des Ausdrucks und den Wohlklang der Sprache fehlte. Um in dem Ausdrucke der Gedanken seines Dichters weniger gebunden zu seyn, wählte er einen sonderbaren Mittelweg zwischen Prosa und Poesie, und gab seiner Uebersetzung zwar die äussere Gestalt, aber nicht die innere Beschaffenheit der Horazischen Sylbenmaasse. Dieses würde man sich nun noch ganz wohl gefallen lassen, wenn nur nicht die Abwesenheit eines regelmäsigen Sylbenmasses durch die Anwesenheit eines rauhen und selbst in der Prosa fehlerhaften Rhythmus so merklich gemacht würde. Ein sehr wesentlicher Fehler dieser Art ist es, dass mit den freyen Zeilen hin und wieder regelmäsige Verse gepaart sind; wie z. B. III. 13.:

O Blandusiens Quell, glänzender als Crystall,
Würdig des süssesten Weines, der Blumenkränze werth
Dir weih' ich morgen ein Böcklein
dem schon die Stirn von jungen Hörnern schwillt.

wo die Harmonie des Rhythmus schon gewonnen haben würde, wenn es hiesse — *werth des süssesten Weins;* welches vielleicht nur darum vermieden worden ist, weil der Uebers. nicht zu sehr an *Ramler* erinnern wollte, von dem er den ersten Vers entlehnt hat. Sehr oft misslingt ihm der Schlussfall der Perioden, welches bey dem Ende eines Gedichtes vorzüglich beleidigt, wo das Ohr eine beruhigende Fülle erwartet. IV. 14.:

Die Sygambrer, voll Mordlust, beten dich an
mit niedergelegten Waffen.

und IV. 7.

Nicht Theseus vermogte (*vermochte*) seines geliebten Pirithous
Letäische (*Lethäische*) Bande zu zerbrechen.

wo es vielleicht nur der Weglassung einer einzigen Sylbe bedarf, um dem Verse aufzuhelfen: Lethäische Bande zu *brechen.* — Im Ganzen ist die Uebersetzung treu, und selbst in dem Ausdrucke einzelner Wörter genau. Doch sagt der Uebers. bisweilen, vielleicht nur aus Mangel an Aufmerksamkeit, etwas anders als das Original; z. B. IV. 10.: *O du durch Venus Geschenk so mächtig, und doch so grausam noch.* O *crudelis adhuc et Veneris muneribus potens*, wo beides als Ursache und Wirkung zusammensteht; wie aus dem Schlusse des Gedichts unwidersprechlich erhellt. Der folgende Vers heisst hier so: *wenn, eh' du Eitler es fürchtest, ein Bart dir entkeimt.* Ohne Rücksicht auf das mildernde *pluma*, *der Pflaum ums Kinn*, und den Sprachgebrauch selbst, welcher *der Bart* zu sagen geboten hätte. *Wenn die Locken sich mindern, die jetzt deine Schultern umflattern* (ein Hexameter unter regellosen Versen). Hier geht das Bild in *deciderint* ohne einigen Ersatz verloren. Die folgenden Zeilen:

Und die Farbe, die jetzt den Purpur der blühenden Rose beschämt,
Weicht, und das Antlitz des Ligurinus entstellt.

drücken etwas unmögliches aus; denn die Farbe, *welche weicht*, kann weder entstellen noch verschönern. Beym Horaz steht *mutatus color*, einem gewöhnlichen Dichtergebrauch zufolge, für *coloris mutatio.* — Im III. B. XV. lässt der Uebers. seinen Dichter sagen: In den Reihen der Mädchen zu tanzen *Und Nebel unter die Sterne zu mischen*, wodurch er ihm ein falsches Bild leiht, worauf die Worte *stellis nebulam spargere (obducere) candidis* nicht führen. — Höchst geschmacklos ist III. XXVII. das, was der Europa in den Mund gelegt ist:

Eh' noch *scheussliche Dürre* diese blühenden Wangen
Bedeckt, eh', noch das Blut in der zarten
Beute vertrocknet, in meinen Reizen
Wünsch' ich der Tiger Speise zu seyn.

So wie folgendes ein Beyspiel des prosaischen Tones seyn mag, zu welchem diese Uebersetzung bisweilen herabsinkt. IV. 9. S. 64.:

Nicht Consul für ein Jahr, sondern so oft du,
ein biederer redlicher Richter
Deinen Vortheil der Pflicht aufopferst.

Dagegen erlaubt er sich anderwärts unerträgliche Härten, um, wie es scheint, den Ausdruck zu heben. III. XXIV. *und füll' Apuliens und das Tyrrhensche Meer.* IV. 8. *kündigen des Ruhm, welcher von Africas Eroberung den Namen davon trug.* III. 10.:

Dich zeugte ja nicht dein tyrrhenischer Vater
zur Penelope unerbittlich den Freyern.

Die Anmerkungen sind, wie in den vorhergehenden Bänden, gröfstentheils der Erklärung historischer, mythologischer und antiquarischer Umstände, hin und wieder auch der Rechtfertigung der Uebersetzung gewidmet. Lächerlich ist, was zu III. 10 *tinctus viola pallor amantium* gesagt wird: *Die unerhörten Liebhaber wurden durch das quälende Abharmen blassgelb.* So wie die Anmerkung zu III. 15.: *maturo funeri. Wie mag die arme Chloris erschrocken seyn, als sie hier den Tod nennen hörte!* herzlich platt ist.

Regensburg, b. Montags Erben: *Jo. Christophori Macheri Opuscula varii lectissimique argumenti a professore eloquentiae in ill. Rutheneo sparsim edita ob infrequentiam praestantiamque collecta recudi* curavit cum vita ejusdem M. *F. A. Töpfer.* 1790. 207 S. 8.

Der Vf. der hier gesammelten Programmen und Reden starb 1754 als Professor der Beredsamkeit an dem Gymnasio zu Gera in einem Alter von 33 Jahren. Er war ein thätiger und einsichtsvoller Schulmann, und seine Gelegenheitsschriften zeichnen sich vor vielen ihrer Art aus. Der Ausdruck in ihnen ist rein und fliefsend, und er hat vielleicht keinen Fehler, als dafs die Nachahmung der alten Schriftsteller bisweilen allzu wörtlich ausgefallen und folglich zu sichtbar ist. Die Materie ist gemeiniglich den Gelegenheiten gemäfs gewählt, bey welcher diese Schriften geschrieben worden sind. Nur drey derselben haben einen gelehrten Inhalt. Nemlich die III.: *De conventu graecorum Pylaico.* VI. und VII. *Natalis Invicti vetusto quodam in calendario romano obvius illustratur.* und XI. *De ara misericordiae.* In den übrigen werden populäre Materien abgehandelt. Nirgends ist sehr tief geschöpft, und bisweilen scheint es, als habe sich unser Vf. um des Ausdrucks willen auf der Oberfläche der Materie gehalten. Uebrigens hat sich derselbe wohl schwerlich einfallen lassen, dafs diese, gröfstentheils nur in Rücksicht auf den Zweck des Tages schätzbare Arbeiten, vierzig Jahre nach seinem Tode gesammelt werden würden. Der Herausgeber hat den lateinischen Ausdruck in einigen Kleinigkeiten, die er in der Vorrede angibt, verbessert.

Wittenberg u. Zerbst, b. Zimmermann: *Griechisches Lesebuch* für Anfänger, von *Christ. Fried. Matthäi*, Prof. d. griech. Sprache. 1791. 96 S. 8.

Ein kleines Lesebuch, welches der Vf. für seine eignen Kinder aufgesetzt hatte, jetzt aber durch den Druck gemeinnütziger machen will. Die Einrichtung ist diese. Mit der gehörigen Gradation vom Leichten zum Schweren sind in 24 Abtheilungen moralische Gedanken, Sittensprüche, Sätze aus der Lebensweisheit und Bonmots gesammelt; unter jedem derselben steht eine lateinische Uebersetzung, und am Ende der Abschnitte folgen einige grammatische Anmerkungen, welche aber gegen das Ende immer sparsamer werden. Von S. 38. bis zu Ende findet man ein griechisch-deutsches Wortregister nach der Reihe der Abtheilungen. Die Wahl des Inhalts und die Einrichtung scheint uns nicht so zweckmäfsig, als in dem Gedickeschen Lesebuch. Der Vf. wollte zwar den Kindern mit der Uebung in dem Griechischen zugleich Veranlassung zum Denken geben; der Lehrer soll sie ohne Weitschweifigkeit und Zeitverlust auf den Inhalt dieser Sittensprüche aufmerksam machen, so dafs sie entweder selbst, oder mit Hülfe des Lehrers, ihn finden. Allein wenn nicht etwa grofse Kinder gemeynt sind, so wird eins von beiden erfolgen, entweder der Lehrer muss die Erklärung der Sittensprüche zum Hauptzweck machen, oder sie werden Worte ohne Sinn lernen. Hier sind die ersten Sätze zur Probe: μισθος αρετης επαινος. χρηστος ανηρ κοινον αγαθον. Φιλος κτηματων καλλιστον. κρειττων σοφος ισχυρου. — Die lateinische Version hätte ganz und gar wegbleiben sollen. Der in der Vorrede S. 5. angeführte Grund ist unstatthaft. Denn nach demselben hätte auch für die Knaben, welche kein Latein zuerst lernen, eine deutsche Uebersetzung beygefügt werden müssen. — Das Register ist für junge Anfänger nützlich eingerichtet, hätte aber noch nützlicher für sie gemacht werden können, wenn es nicht nach den Abtheilungen eingerichtet wäre, damit sie sich mit dem griechischen Alphabet bekannt machen, und in dem Nachschlagen üben können. — Am Ende stehen noch zur Ausfüllung des Bogens zwey Todtengespräche des Lucians. Druckfehler haben wir nicht gefunden, als S. 36. u. 37., wo von einer Gesandtschaft des *Demokritus* an den macedonischen König Philipp die Rede ist, welcher Fehler in der Uebersetzung mit der Anmerkung wiederholt wird. — Was der Vf. am Ende der Vorrede sagt: vielleicht verbessere ich künftig, was anjetzt noch unvollkommen ist, das hätte bey einer Kinderschrift, deren Herausgabe nicht dringend war, lieber gleich geschehen sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. April 1795.

PHILOSOPHIE.

NÜRNBERG, in der Felseckerschen Buchh.: *Allgemeines Repertorium für empirische Psychologie und verwandte Wissenschaften.* Mit Unterstützung mehrerer Gelehrten herausgegeben von F. D. *Mauchart*, der W. W. Magister. Erster Band. 1792. 352 S. Vorr. XVII. Zweyter Band. 1792. 358 S. 8.

Der Plan dieses Repertoriums ist ungleich weiter, und überhaupt viel systematischer angelegt, als der des Moritzischen Magazins, wovon allerdings das Verdienst auf die Rechnung derjenigen Denker kommt, welche seit jener Zeit die Psychologie mit besondern Fleisse bearbeitet haben. Die Vff. liefern theoretische Abhandlungen und praktische Beobachtungen zur empirischen Psychologie, psychologischen Sittenlehre, Pädagogik und Aesthetik, und widmen der Literatur und Geschichte der empirischen Psychologie eine besondre Abtheilung. Der erste Aufsatz im I. Bande von *Rapp* enthält einen Versuch zur *psychologisch-teleologischen Beurtheilung der Träume*. Träume vermehren die Summe unserer angenehmen Empfindungen. Sie üben unsern Verstand, indem wir oft im Traume sehr scharfsinnig und passend urtheilen. Sie bereiten uns nicht selten zum Handeln vor: wer hat nicht die Erfahrung gemacht, dass man im Traume zu Zeiten sehr entschlossen und bestimmt handelt, und sich in Fällen Rath weiss, wo man wachend sehr viel Anstand finden würde. Auf diese Art werden selbst unangenehme Träume, wobey man sich z. B. erzürnen muss, nützlich. Sie sind es aber auch dadurch, dass sie uns manches Uebel und Ungemach durch öftre Vorstellung erleichtern, und durch die Uebertreibung des Uebels eine angenehme Vergleichung mit dem kleinern Uebel in der Wirklichkeit gewähren. Endlich sind Träume auch Gegenmittel gegen allzu grosse Einförmigkeit und Einseitigkeit unsrer Denk- und Empfindungsart, indem sie uns oft in neue, mannichfaltige Situationen versetzen. — Man könnte noch anmerken, dass Träume auch eine Veranlassung zur Selbstbeobachtung geben; nicht selten machen sie uns auf gewisse in uns schlummernde Vorstellungen und Begierden aufmerksam, die, so lange die Vernunft wacht, sich nicht zu regen wagen. — Sehr interessant sind die Auszüge aus der noch *ungedruckten Lebensbeschreibung* des bekannten *Joh. Phil. Kämpfs*, eines seltenen Schwärmers, mitgetheilt vom Herausgeber. — *Beyträge zur Geschichte der Ahndungen und Visionen*: zwey Erzählungen, die freylich sehr viel Sonderbares haben, aber zu alt sind, um dem Psychologen ein sicheres Urtheil zu erlauben. Wie viele Nebenumstände muss man wissen, um sich nicht irre führen zu lassen! — *Orthodoxie und Heterodoxie aus guter oder schlimmer körperlichen Disposition*; eine sehr gewöhnliche Erscheinung. Voltaire sagte von einem seiner Bekannten: der gute Mann ist nur heterodox, so lange er gesund ist; sein Glaube liegt in seinem Magen. — *Verlust der Personalität in der Trunkenheit.* Ein Betrunkener weint über das Unglück, das einen andern betroffen hat, weil er dieser Andere zu seyn glaubt. Ein anderer, welcher die Treppe heruntergefallen war, bedauerte den, der ihm aufhalf, weil er diesen für den Gefallnen hielt. Die angehängte Erklärung enthält viel Richtiges. — Zur psychologischen Sittenlehre: 1) *Ob es räthlich sey, den Sünder durch Schrecken und schauderhafte Vorstellungen von der Natur und den Folgen der Sünde zur Busse zu erwecken?* Der Vf. nimmt einige Fälle aus, und giebt darüber Vorsichtigkeitsregeln. 2) *Ueber moralische Triebfedern, besonders die der christlichen Religion*, von *Rapp*. Geendigt im zweyten Bande. Ideen von Kant und Reinhold, sehr gut dargestellt und ausgeführt. 3) *Fragment aus dem Roman meiner Liebe*, mit Anmerkungen vom Herausg. und Vf. Viel feine Bemerkungen über das grosse Problem der Liebe und des Verliebtseyns. 4) *Auszüge aus Criminalacten.* Eine empörende Erzählung von einem versoffenen Ehepaar, die man nicht ohne Grausen und ohne Unwillen über das schreckliche Laster des Saufens lesen kann. Gram über unglückliche Heirath hatte den Mörder seines liederlichen Weibes zum Trunke verleitet. — Zur Pädagogik. 1) Ueber die Preisfrage *den Werth öffentlicher und häuslicher Jugenderziehung* betreffend, von *Hutten*. Noch nicht geendigt. 2) Eine *pädagogische Erfahrung*. Ein Schüler ward faul, weil ihm seine Aeltern für sein Lob, das ihm der Lehrer gab, bezahlt hatten: die Ursache war Stolz, weil er nicht dafür angesehen seyn wollte, als sey er nur aus Finanzspeculation fleissig gewesen. 3) *Auszüge aus dem Tagebuche eines angehenden Erziehers.* Für Hauslehrer sehr lehrreich. — Zur Aesthetik. 1) *Ueber das Feyerliche*, von *Conz*. Etwas rhapsodistisch, aber voll treffender Bemerkungen. Schillers Aufsatz über Anmuth und Würde konnte Hr. Conz noch nicht benutzen, er würde hier mehr Stoff zu Betrachtungen über die Psychologie des Feyerlichen finden. 2) *Psychologische Bemerkungen über die Wirkungen der Tonkunst*, von *Herrmann*. Wir haben nichts Vorzügliches gefunden, auch ist die Sprache des Vf. nicht gut. „So errichtet, sagt er, die *Musik* auf die *Gesetze* der Natur ihren heiligen *Tempel*, ein Gebäude, das, wie sie selbst, der zerstöhrenden Macht aller Jahrhunderte trotzt." Wie leer! — Die *Literatur* enthält Recensionen und Inhaltsanzeigen von psychologischen, ästhetischen u. a. Schrif-

Schriften. Die Beurtheiler sind Freunde und Vertheidiger der Kotzebuischen Schauspiele.

II. Band. I. Empirische Psychologie: 1) *Ueber den eigentlichen Sitz des Wahnsinns*, vom Herausg. Der Vf. setzt den Wahnsinn nicht in den Verstand, sondern in die Einbildungskraft und das Gedächtniss. Der Wahnsinn hat die meiste Aehnlichkeit mit dem Delirium in hitzigen Fiebern, mit der Trunkenheit und dem Traume, bey welchen Zuständen allein die Phantasie geschäftig ist. Der Wahnsinn wird durch körperliche Arzneymittel geheilt, durch welche sich doch eigentlich nicht auf den Verstand wirken lässt. Hierzu treten Erfahrungen: Alle Wahnsinnige machen, der Form nach, ganz richtige Schlüsse (Beyspiele, die sehr gut gewählt sind), nur die Materie derselben ist falsch und unsinnig. Der Vf. hebt einige Entwürfe, und schliesst mit Bemerkungen über die Methode, den Wahnsinn zu heilen. 2) *Charakterzeichnungen*, der verschiednen Alter, nach Horaz und Aristoteles, vom Herausg. 3) *Geschichte eines neuen Propheten*, lesenswürdig. 4) *Merkwürdige Erfahrungen*, unter andern von einem Manne, der sich für doppelt hielt. — II. Pädagogik: *Nachrichten von dem Taubstummeninstitut des Abbé Sicard in Paris.* II. Aesthetik: 1) Psychologische Untersuchungen *über den Geschmack unsers Zeitalters an den Geschichten der Vorwelt*, vom Herausg. Das Thema ist etwas unbestimmt ausgedrückt; denn gehört nicht *alte Geschichte* auch zur Vorwelt, und hat man daran nicht in den meisten Zeitaltern Geschmack gefunden? Der Vf. findet, wie natürlich, die Ursachen dieses Geschmacks an Rittergeschichten u. s. w. in dem Historischwahren mancher derselben; in den Umständen, unter welchen diese Art von Leserey aufkam; in dem Contraste zwischen dem Tone unsrer Zeit und der Einfalt, Treue und Natur der Ritterzeiten, und in der Neigung zum Wunderbaren und Abentheuerlichen, welche in diesen Geschichten so vielen Stoff bekommt. Mit Recht zieht er die *Ritterperiode* in Rücksicht ihrer Wirkungen auf das lesende Publicum der *empfindsamen* vor. 2) *Entwickelter Plan eines ungedruckten Schauspiels, Leichtsinn und Reue.* Nicht übel, aber, wie uns dünkt, ein wenig überladen, besonders mit Erkennungen. — Bey den Anzeigen und Recensionen scheinen sich die Vf. keinen bestimmten Zweck vorgesetzt zu haben, denn diese zum Theil aus einem allgemeinen Lobspruche bestehenden Anzeigen machen doch zusammen bey weitem das noch nicht aus, was eine Literatur der Psychologie, in einer psychologischen Zeitschrift, seyn könnte und müsste.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Maurer: *Stunden für die Ewigkeit gelebt.* Vom Verfasser von Hallo's glücklichen Abend. Erster Theil. 1791. 252 S. 8.

Es macht dem Zeitalter Ehre, dass die Schriften dieses Vf., wie ihre wiederholten Auflagen beweisen, zu den beliebteren und gelesenern unsers Jahrzehends gehören. Der nemliche Geist, der dessen frühere Schriften beseelt, athmet auch in der gegenwärtigen; die nemliche Zartheit des Gefühls, die nemliche Wärme für Religion und Tugend, das nemliche redliche Bestreben, Sittlichkeit und Religiosität unter den Zeitgenossen auszubreiten. Etwas weniger Redseligkeit und etwas mehr Energie; mehr Männlichkeit in Tone, und weniger Oberflächlichkeit des Räsonnements würden freylich auch der sprödern und schwerer zu befriedigenden Classe von Lesern diess schätzbare Buch mehr empfohlen haben. Vielleicht aber hätte es eben durch jene Eigenschaften für den grössern Haufen der Lesewelt wieder verloren, auf dessen Fassungsvermögen der ehrwürdige Schriftsteller seine Werke vornemlich zu berechnen scheint. Fodern wir also nicht mehr, als in dem Zwecke des Vf. lag, uns zu geben!

Es ist aber sein dermaliger Zweck kein geringerer, als: alle ängstliche und düstre Mönchsbegriffe von der Zubereitung auf die Ewigkeit zu verdrängen; zu zeigen, dass es keine andre Vorbereitung auf dieselbe gebe, als Ausbildung des Geistes und Herzens, reinen Lebensgenuss und Vollbringung edler Thaten; und solchergestalt auf den Glauben hinzuarbeiten, dass gerade jene Stunden, die wir im eigentlichsten Verstande für die Ewigkeit verleben, auch schon die schönsten und entzückendsten (?) des gegenwärtigen Lebens seyn. Er wünscht, dass „besonders Liebende die Allkraft der Liebe dazu benutzen mögen, ihr Leben recht gedrangtvoll von Stunden für die Ewigkeit zu machen;" und veranschaulicht ihnen das Wie? in einer Reihe interessanter Situationen, worin Arist und Laura, „zwey Personen, die noch leben, und sich durch einander schon auf Erden selig fühlen," die Hauptrollen spielen. Der Inhalt dieser Situationen ist folgender:

1) Arist überdenkt an einem schönen Sommermorgen in stiller Betrachtung über die Würde der menschlichen Natur des Menschen Bestimmung „zu betrachten, zu geniessen und zu wirken, und gelobt sich, durch Verfeinerung der Sinnlichkeit, Schärfung des Wahrheitssinnes, und rege Thätigkeit diesem Ziele immer näher zu dringen. 2) Laura an Arist über hohe Seeleneinigung: Laura denkt sich einen Geschlechtsunterschied auch zwischen Seelen, fantasirt darüber bis nahe an die Grenzlinie der Schwärmerey, lenkt jedoch am Ende wieder ein, und stärkt sich zu den würdigsten und edelsten Entschlüssen. 3) Arist und Laura auf einem Berge: Wir müssen gestehen, dass der Ton dieses Dialogs uns hin und wieder zu fade, der Ausdruck zu süsslicht und zu getändelt vorkömmt. Z. B. S. 44. „Arist: Hier du „liebe, für Gott und Natur so hochgestimmte Seele; „lass uns weilen und mit ausgebreitetem Herzen und „Armen den Anblick der schönen Erdenwelt im Grossen „geniessen. — — Ist doch wahrlich ein unaussprechliches Schauspiel — der Anblick unsers Sterns, wenn „man ihn von oben herab so hat! Wenn man unten „in der Pläne herumkriecht, wähnt man das so nicht. — — — Traun, es ist doch ein schöner Stern!" Hieher gehört auch S. 65. die empfindsame Wendung des Büffonschen Einfalls, „dass die Erde aus der Sonne entsprungen sey," und eben darum noch immer wie das Kind

Kind um die Mutter, die es aus sich gebahr, um jene herumlaufe." Dass viele recht gute Gedanken für ähnliche schwache Stellen entschädigen, versteht sich. 4) Arist und Laura verrichten gemeinschaftlich eine hohe That der Menschenliebe. Sehr schön und rührend. Nur dass des lehrreichen Arist Nutzanwendungen bisweilen ein wenig zu gesucht und zu gepredigt herauskommen. Z. B. S. 89. „Laura: Was sagst du dazu, Arist? — „Arist: Dass Genauigkeit und Haushaltung des gemei-„nen Wesens, die an sich höchst lobenswürdig sind, „blos dadurch zuweilen in unzuentschuldigende Härte „übergehen, dass man nach gewissen dabey angenom-„menen Grundsatzen, immer geradezu handelt, ohne „zu untersuchen, ob nicht dieser oder jener Fall eine „Ausnahme davon verdiene." 5) Laura's Charfreytagsfeyer. Helle, würdige und durchaus gottanständige Betrachtungen, gänzlich rein von jeder ängstlichen und einseitigen Vorstellungsweise einer düstern Schultheologie. 6) Arist macht tiefe Eindrücke auf den jungen Erich. Wieder lauter Dialog, dergleichen des Vf. Sache einmal nicht ist. 7) Laura am Sterbebette ihrer Freundin. Rührend und feyerlich; nur wieder ein wenig zu wortreich; wie denn unter andern das fatale Wort *Transitus*, das so oft vorkommt, noch auf den Lippen der Jetztsterbenden schwebet. 8) Arist und Laura auf einem Gastmahle. Leistet weit mehr, als es verspricht, und ist unstreitig der reichhaltigste und interessanteste Aufsatz dieses ersten Bandes, dessen Nachfolgern wir mit Verlangen entgegensehen.

Die Sprache des Vf. würde kräftig genug seyn, auch ohne solche Bravourwörter, wie z. B. Allanblick, und ohne Zusammensetzungen, wie: liebevollthätig, Vergnügenleere, aftermenschliche Zeitverlebung u. s. w.

Freyberg u. Annaberg, in der Crazischen Buchh.: *Guido von Sohnsdom.* Erster Theil. 1791. 336 S. Zweyter Theil. 1792. 318 S.

„Ach Benjamin, du theurer Sohn, du trautes Kind" ruft in den ersten Zeilen dieses Buchs die Mutter des Helden ihrem so eben in die *„schöne bunte Welt"* hinaustaumelnden Sohne nach. Unmittelbar an diesen Ausruf schliesst sich eine viele Bogen lange Episode, worin Guidos Herkunft, die Freyerey seiner Aeltern, seine Geburt, Erziehung, Knabenstreiche und Knabenleiden nach der Reihe ganz ordentlich und ehrbarlich erzählt werden; worauf es dann auf der 140ten Seite wieder anhebt: „Ach Benjamin, du theurer Sohn, du trautes Kind!" — Man muss gestehn, dass dieser Kunstgriff, den Leser gleich anfangs in die Mitte der Handlung zu versetzen, wenn gleich nicht der sinnreichste, doch der originellste und bequemste von allen ist.

Shakespears Gedanke, „dass unsre Tugenden stolz werden würden, wenn unsre Fehler sie nicht geisselten, und dass unsre Laster verzweifeln würden, wenn unsre Tugenden sich ihrer nicht annähmen," scheint übrigens das Thema zu seyn, welches der uns unbekannte, talentvolle Vf. in diesem Buche zu veranschaulichen meynte; und man muss bekennen, dass selbst nach dem unübertrefflichen Commentar, welchen Fielding in seinem Findling über diesen Text lieferte, der Seinige noch immer eine lesbare, mitunter lehrreiche, und, bis auf einige sentimentale Capitel, und ein Schock langweiliger moralisirender Tiraden, auch unterhaltende Lectüre gewähre.

Juliens Charakter, an dem wir ein oder zweymal irre wurden, ist im Ganzen meisterhaft gehalten. Weniger scheint es uns der des Vater Jacob, des Mentors unsers Guido, als welcher unter andern unbesonnen genug ist, seinem höchstens sechszehnjährigen Zögling, alle zum Theil ganz unnennbare Abscheulichkeiten seines Knabenlebens zu beichten; und jener des Guidos selber, der einen unbezwinglichen Troz- und Feuerkopf vorstellen soll, und dennoch nicht nur sieben Jahre lang (ganz anders wie Schulzens Moritz) unter der Geissel seines henkerartigen Magisters blutet, sondern auch als Jüngling sich bey Hofe aufs geduldigste chicaniren lässt; ja zuletzt gar Pinsel genug ist, des Fürsten ehemalige Maitresse heirathen zu wollen.

Die Sprache ist, bis auf Kleinigkeiten, rein und fliessend, der Dialog sehr rasch und kräftig, der Ausdruck einfach und natürlich, ausser, wann der Vf. sich ins Sentimentale versteigt. — Rührend war uns die Inschrift, die man in eines Selbstmörders Taschenbuche fand: „Gott ist die Liebe; ich will zu meinem Vater gehn!" — Wie aber stimmt der platte Einfall S. 35, zu des Vf. sonstigen lobenswürdigen Urbanität. — Auch *„der Knieriemen des heiligen Ehestandes*, die *Brunnen der Sprachseligkeit"* und ähnliche Floskeln schmecken ein wenig nach der Banise, und manche preciöse Periode (z. B. S. 30.) erinnert an die Phraseologie eines weiland berühmten Schriftstellers, der z. B. nicht sagt; Wer stiehlt, hängt nicht gleich! sondern „sind denn der Diebstahl und der Galgen gerade immer unzertrennliche Geschwister?"

Riga, b. Hartknoch: *Schwester Antonie von Launay.* Eine französische Klostergeschichte. Aus den Papieren einer Nonne, welcher das Decret der Nationalversammlung die Freyheit wieder gab. Erster Theil. 1791. 190 S. Zweyter Theil. 1792. 160 S.

„Dass dieser Roman, so urtheilt ein französischer Rec. von vorliegenden Buche, wirklich aus der Feder einer Dame floss, zeigt die Schreibart. Ob die Geschichte wahr, oder erdichtet, wird dem Leser gleich viel dünken. Sie ist so aus dem gewöhnlichen Leben geschöpft, die Scenen sind so sehr nach der Natur gemahlt, und die geheimsten Falten des menschlichen Herzens so schön entwickelt, dass eine wahre Geschichte nicht mehr Interesse haben könnte. Es sind sehr rührende Auftritte darin, welche vom Herzen kommen, und wieder den Weg zum Herzen finden müssen. Wer in seinem Leben geliebt hat, und in seiner Liebe unglücklich war, wird hier, mit inniger Theilnehmung, ihre süssesten Freuden, und ihre kummervollsten Bitterkeiten wieder erkennen." Diess Urtheil des französischen Kunstrichters unterschreiben wir in seinem ganzen Umfange.

singe. Dem Rec., der sich eben durch ein Dutzend deutscher Original Ritterromane, Sagen aus der Ur-, Vor- und grauen Welt, Hexen-, Kobold- und Gespensterhistorien durchgearbeitet hatte, that diese schlichte einfache Lecture so wohl, wie das erfrischende Wehen der Abendkühle auf den erstickenden Brodem eines schwülen Hundstags.

Breslau, b. Gutsch: *Vernunft- und Mode-Schwärmerey, oder die Magnetisten.* Ein Familiengemählde in 4 Aufz. von *A. W. v. L.* 1789. 199 S. 8.

Gutmann, ein Kaufmann, verschreibt drey Wunderdoctoren, um seine Tochter Wilhelmine gesund zu machen. Mutter und Tochter sträuben sich gegen die neue Curart, und Wilhelminens Liebhaber, der Doctor Treuhoff, ist in Verzweiflung, weil der Vater von ihm nichts mehr wissen will. Die Wundermänner kommen. Huld, ein Geistlicher, interessirt sich für die Liebenden. Kriecher, der erste der neuen Aerzte, betriegt seine zwey Gefährten immer, diese entschliessen sich, alles zu verrathen; überdiess schreibt Kriecher einen Brief an die Obern des Ordens, worin er meldet, dass er den alten Gutmann prellen wolle. Diesen Brief gibt der Bediente, der ihn auf die Post tragen sollte, dem Geistlichen. — Kurz, die Betriegerey wird entdeckt, Kriecher wird mit Schande fortgejagt, und Wilhelmine wird Treuhoffs Gattin. — Dieser durch 4 Acte ausgedehnte Plan ist mit ganzen Abhandlungen über Aufklärung, Religion, Freygeisterey, Aberglauben u. s. w. verziert. Gutmann ist ein wunderbares Gemisch von Gutherzigkeit, von Verstand und Dummheit; seine Frau ist so etwas von einer Philosophin; Wilhelmine eine winselnde Liebhaberin, und Treuhoff ein so rasend Liebender, dass er morden will, auch wohl mitunter etwas irre redet. — Die Sprache ist schleppend, oft unrichtig. Folgende Beyspiele mögen auf das Ganze schliessen lassen: „*Mein Blut tobte diesen unsinnigen „Gedanken in meine Seele.*" „*Grauen Sie dem Alten „diese Teufels Phantasie aus seinem verschobenen Hirn„kasten* etc."

Offenbach, b. Weiss u. Brede: *Lilienblätter.* 1794. 351 S. 8.

Hinter einem sonderbaren Titel steckt nur selten ein gutes Buch. Diese Regel sehen wir auch bey dem gegenwärtigen bestätigt. Der Herausgeber findet zwar darin das *Utile* und *Dulce*, und hofft, man werde von *Zeit zu Zeit eine neue Sammlung davon wünschen.* Wir aber, die keine Herausgeber sind, finden und hoffen das nicht. Eine *literarische Gesellschaft* sollte etwas Besseres liefern, als langweilige Erzählungen und ein abgeschmacktes Schauspiel. Hier ist eine Probe des Stils: 152 S. *Die Prinzessin sog also mitunter viel schiefes Ehrengefühl ein, und stiess Menschen von sich, die sie durch hohe Würde mit Herzlichkeit verknüpft, an sich hätte ziehen können und sollen. So ward ihr in kurzer Zeit ein übermüthiger Ton eigen, womit sich alle jene Personen Feinde machen, welche sich auf eine schiefe Art Ansehen geben wollen!* S. 136. heisst die *Rache eine Schwester des Ehrgeizes* und S. 138. gleich wieder *eine Schwester der Missgunst.* Mitunter kommen auch Sprachschnitzer vor. S. 257. *wegen* mit dem Dativ und S. 245. gar *nehme* statt nimm. Doch alles diess übertrifft noch die dialogirte Rittergeschichte in einem läppisch alten Stile: S. 4. *Hubert. Ich ehre meinen Gott und Vater und taste niemandes Leumund an und spend' den Armen reichlich von meiner Hab' und minne meine eheliche Gespons als es meine Pflicht ist und bin in Gnaden gewogen meinen Lehnsleuten.* Kann man noch weiter lesen, wenn man diess schon auf der zweyten Seite des Buches findet?

Halberstadt, b. d. Grossischen Erben: *Grimaldo und Laura*, ein Trauerspiel in 5 Acten, von *J. L. B****. 1792. 167 S. 8.

Es ist eine schwere Arbeit, solche Trauerspiele lesen zu müssen. Rec. hat auch nicht eine Stelle gefunden, die nur erträglich wäre. Die Sprache ist so elend, wie die Charaktere; im Plane ist keine Ordnung, keine Wahrscheinlichkeit. Träume, ein ganzer Leichenzug von Gespenstern vorgestellt; Grimaldo der seiner Laura auf dem Gottesacker in *Engelsgestalt* erscheint, Mord, Gift u. s. w. sind die Ingredienzien, aus denen dieser — Schlaftrunk verfertigt ist.

Duisburg am Rhein, in Comm. der Helwingischen Universitätsbuchh.: *Zwey Uhren und kein Geld im Sack (e).* Ein Lustspiel in 5 Aufz. von *B. Meyer.* 1791. 124 S. 8.

Plan, Charaktere und Situationen dieses Stückes sind aus verschiedenen Schauspielen genommen, und dabey sind diese Copieen so schlecht gerathen, dass man es kaum über sich gewinnen kann, diess Zeug bis zu Ende zu lesen — es ist unter der Kritik.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Wallerstein*, in der Hochfürstl. Hofbuchdruckerey: *Die Auferstehung Jesu.* Für die Kirchenmusik bearbeitet von *Karl Zinkernagel.* 1794. 22 S. 8. — Der Vf., der sich schon durch seine Sammlung von Gedichten, als Dichter, auf einer vortheilhaften Seite bekannt gemacht hat, hat hier die Kirchenmusik mit einem Texte bereichert, der sich sowohl von Seiten der Anlage als der Ausführung empfiehlt und daher eine ausgebreitetere Bekanntmachung verdient. Die schöne Composition, die Hn. Major von Beeke zum Vf. hat, lässt, wie wir hören, Hr. Artaria in Kupfer stechen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. April 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

STENDAL, b. Franzen u. Grofse: *August Hinze*, hochreichsgräfl. von Hochberg-Fürstensteinischen Hofmedicus, praktischen Arztes und Geburtshelfers zu Fürstenstein in Niederschlesien, *Lexicon aller Herzogl. Braunschweigischen Verordnungen, welche die medicinische Polizey betreffen.* 1793. 264 S. 8.

Rec. nahm dies Lexicon mit Vergnügen in die Hände, womit er jedesmal ein Buch empfängt, das durch Darlegung von Thatsachen die Aufmerksamkeit und die Thätigkeit der Regenten für die Medicinalpolizey beweist, und dies Vergnügen wurde hier noch durch die Hoffnung erhöht, dass solche Thatsachen aus einem Lande, dessen Fürst von jedem hellsehenden und biedern Deutschen als ein höchst weiser, väterlicher und thätiger Regent anerkannt und verehrt wird, zur Nachfolge reizen würden. Ein Fürst von vorzüglicher Geisteshelle, Wohlwollen und Thatkraft, muss auch aus Liebe für das Ganze der Menschheit, seine Regierung durch Ausfüllung der Lücken in der Staatswirthschaft auszeichnen, welche die Indolenz des Herkommens, die Einseitigkeit mancher Staatsdiener und die durch beide veranlasste Unbekanntschaft mit der Pflicht und mit den Vortheilen dieser Ausfüllung bisher noch duldete; denn Er ist manches andern Fürsten Vorbild und Muster, der Glaube an Ihn und an seine Regentenweisheit wirkt kräftiger auf seine Mitfürsten und deren Minister, als alle Gründe der Sachverständigen, er thut dadurch nicht bloss seinem Lande, er thut der ganzen Menschheit wohl, und erwirbt sich dafür den Dank seiner Länder und die Liebe der Auswärtigen. Welche erhabne Belohnung für Braunschweig's Landesfürsten, wenn seine preiswürdigen Anstalten der Sorge für das öffentliche Gesundheitswohl in andern Ländern, wo sie noch schlummert, Leben und Thätigkeit gäbe! Der Vf. des gegenwärtigen Lexicons war ehemals Braunschweigischer Landphysikus; er wollte den Braunschweig. Aerzten eine Sammlung aller Verordnungen in die Hände geben, welche Bezug auf die Braunschw. Medicinalanstalten haben, und die billig von ihnen gekannt seyn sollten, auch glaubt er dadurch zugleich den auswärtigen Aerzten keinen unwichtigen Dienst zu leisten, dass er sie mit der Medicinalpolizey dieses Landes bekannt machte. Für die hie und da noch befindlichen Lücken hofft er Entschuldigung; verschiedene Umstände, die er nicht erwähnen konnte, bewogen ihn so zu arbeiten, und banden ihm die Hände (??) Die Verordnungen sind im Auszug nach alphabetischer Ordnung angegeben, und hie und da hat Hr. *H.* einige Anmerkungen beygefügt, am Ende ist ein kleiner Nachtrag und eine sehr interessante *systematische Uebersicht der in diesem Lexicon angeführten Braunschw. Medicinalgesetze* befindlich, und sechs Formulare zu Mortalitäts- und Bevölkerungslisten machen den Beschluss. Freylich sieht der Kenner mit Bedauern, dass auch die Braunschweig. Medicinalpolizey noch nicht die Stufe der Vollkommenheit erstiegen hat, auf welcher sie der Menschenfreund zu sehen wünscht, aber doch wird für dieses Landes öffentliches Gesundheitswohl thätiger und besser gesorgt, als in sehr vielen andern Ländern; besonders zeichnet sich die Braunschw. Medicinalverfassung aus, und offenbar ist eine gute Medicinalverfassung die Grundlage und der erste Schritt zu einer guten Medicinalpolizey, und in wie vielen Staaten mangelts nicht noch an dieser Grundlage und an diesem ersten Schritt! Einige sich auszeichnende Verordnungen will Rec. aus diesem Lexicon doch hier anführen: Recepte von unbekannten Aerzten oder gar von Wundärzten dürfen nicht ohne Erlaubniss des Landphysikus verfertigt werden; Recepte zu wohlfeil oder ungleich taxiren ist bey nachdrücklicher Strafe verboten; bey schleunigen Fällen und an bekannte Personen ist der Apotheker gehalten, die Arzeneyen auf ein Vierteljahr zu creditiren, bey mangelnder Bezahlung aber soll er *paratissimam executionem* erhalten; warmes Brod, Semmel, Kuchen etc. soll an irgend jemanden durchaus nicht verkauft werden; die Regiments- und Compagnie-Feldscheerer dürfen nicht innerlich curiren; die Leichen dürfen nicht des Abends, sondern nach Anbruch des Tags beerdigt werden; Branntweinbrenner, Distillirer, Irdenzeugbrenner, Seifensieder, Schmiede, Rademacher, Böttcher und Knochenhauer müssen sich, beym Ankauf ihrer Wohnhäuser, die Strasse und den Platz vom Magistrat bestimmen lassen; die im Braunschweigischen, ausserhalb Helmstädt, herauskommenden medicinischen Bücher müssen erst vom Collegio medico censirt werden; den Patronis und Gerichtsherren von Adel bleibt es unverwehrt, ihre Leichen in die Gewölbe an oder in der Kirche setzen zu lassen; (!!) schon seit 1752 ist es den Fleischern freygelassen, das Fleisch von sogenanntem franzöfichten Vieh wohlfeil zu verkaufen. Die Aerzte müssen am Tage ihrer Qualificationen einen Revers unterschreiben und untersiegeln, der ihre vorzüglichen Pflichten enthält, und ihnen vom Ober-Sanitäts-Collegio gedruckt vorgelegt wird; eichene Särge sind in der Stadt Braunschweig verboten, und Hr. *H.* meynt in der Anmerkung, weil Todte in eichenen

Särgen der Fäulniſs länger widerſtehen, als in tannenen; auch darf daſelbſt niemand ohne Schellen im Schlitten fahren; (Rec. kennt einen Ort, wo noch vor zehn Jahren der Adel das Schlittengeläute als Prärogativ für ſich allein verlangte!) auf den Wochenmärkten ſoll kein unzeitiges Obſt und auch keine Roſs-, Hunde- und gelbe Pflaumen verkauft werden; um die Kirchthürme ſollen, um Schaden zu verhüten, Bäume gepflanzt werden. Gern würde Rec. auch die Nachrichten von dem Oberſanitätscollegium und deſſen Statuten, von dem vortreflichen Gebärhaus, worin ſeit 1767 1185 Schwangere entbunden worden, von welchen nur 11 in den Wochen geſtorben ſind, von den vorzüglichen Hebammenanſtalten und von dem Theatro anatomico umſtändlich aus dieſem Lexicon anführen, weil dieſe Inſtitute gewiſs die Aufmerkſamkeit und Nachahmung anderer Länder ſo ſehr verdienen, aber er muſs des Raums wegen ſich dies Vergnügen verſagen, und die Leſer auf die Schrift ſelbſt verweiſen. Hr. H. gedenkt auch der Errichtung eines Leichenhauſes, welcher man in Braunſchweig mit froher Gewiſsheit entgegen ſehen könne; noch iſt es nicht errichtet, aber es iſt ſchon die anſehnliche Summe von 800 Thaler dazu geſammelt, und in den Händen des Hn. Dompredigers *Wolf* befindlich, deſſen warme Verwendung dafür ſeinem Herzen und ſeinem Kopf gleich viel Ehre macht, und hoffentlich wird der groſse und weiſe Fürſt ſich auch dieſer guten Sache thätig annehmen und ihr Vollendung geben! Da der Plan zu dieſem Leichenhaus der Würde einer ſolchen Reſidenzſtadt angemeſſen iſt; ſo erfodert die Ausführung deſſelben ein beträchtliches Capital, wozu die vorräthigen Fonds bis jetzt noch nicht hinreichen. Die Wohlthat, welche ein zweckmäſsiges Leichenhaus der Humanität erweiſt, iſt zu groſs, als daſs in Braunſchweig der Plan zu einer Errichtung deſſelben ſcheitern ſollte!

KOPENHAGEN u. LEIPZIG, b. Faber und Nitſche: *Das Receptſchreiben, nach einem zweckmäſsigern Plan vorgetragen und mit vielen zergliederten Exempeln praktiſch erläutert* von D. *Johann Clemens Tode*, der A. Pr. 1792. 8. Erſter Theil, S. 164. u. S. XVI. Zweyter Theil, 1793. S. 168 u. S. XVI.

Der verdiente Vf., der in ſeinen Schriften immer ſeinen eignen Gang geht, behandelt auch dieſen Nebenzweig der Arzneywiſſenſchaften ganz in wiſſenſchaftlicher Form. Im erſten Theile handelt er zuerſt die *Definition*, dann die *Hauptſtücke*, ferner die *Haupteintheilungen eines Recepts* ab, redet hierauf *von der Eintheilung der zuſammengeſetzten Recepte*, und giebt zuletzt *vorläufige praktiſche Regeln, die Wahl der Ordnung und Gattung zuſammengeſetzter Arzneyen betreffend*. Er theilt, wie uns dünkt, ſehr ſchicklich, die zuſammengeſetzten Arzneyformen zuerſt nach ihrer pharmaceutiſchen Bereitung ein; und nimmt die Unterabtheilungen von der Conſiſtenz und Geſtalt, die Untergattungen aber von ihrem Nutzen und Gebrauche her. Man muſs geſtehen, daſs er nichts, was ſo im Allgmeinen von Receptweſen geſagt werden kann, unberührt gelaſſen hat, und mancher ſeines Fachs gewachſene Arzt (für den jedoch der Vf. ſein Buch nicht beſtimmt), wird ſie und da doch etwas zur Berichtigung ſeiner Ideen finden können. Im *zweyten Theile* macht der Vf. *eine Einleitung zu der Beſchreibung der Ingredienzen, die in einer zuſammengeſetzten Arzneyform ſtatt finden können*, und beurtheilt dann nach dieſen Regeln von S. 76. an *Formeln aus der däniſchen Pharmakopöe* mit praktiſchem Geiſte und vieler Einſicht. Nur einige Kleinigkeiten wollen wir zum Beweiſe unſrer Aufmerkſamkeit rügen. S. 24. m. verdient die Verbindung eines Brech- und Purgirmittels in *einem* und demſelben Recepte nicht gelobt zu werden. Die eine oder die andre Wirkung bleibt unvollkommen, und da beide Effecte doch nicht in *einem* Momente erfolgen können, oft nicht ſollen, ſo thut man beſſer, jedes Indicat einzeln zu geben, und zwar das zuerſt, was zuerſt am nöthigſten iſt. Die S. 27. g. berührten unächten Unterſtützungsmittel ſcheinen eine gar zu fein ausgeſponnene Diſtinction zu ſeyn. S. 28. iſt der Mohnſaft in der Miſchung mit Queckſilber für die, welche an die antiveneriſche Tugend des erſtern glauben, kein adjuvans, ſondern eine gleichwirkende Baſis, nur für die iſt es eins oder vielmehr ein corrigens, welche den Speichelfluſs oder Durchfall dadurch verhüten wollen.

Ueberhaupt aber ſcheint die Definitions-, Diviſions- und Subdiviſionskunſt, die in dieſem Buche angebracht iſt, und womit der Lehrling nur überladen wird, nicht zweckmäſsig zu ſeyn. Geſetzt, er brächte es endlich durch groſse Anſtrengung dahin, von jedem Ingredienz beſtimmen zu können, ob es *Baſis* oder *Nebenbaſis*, ob es ein *kraftverſtärkendes*, ein *beförderndes, vorbereitendes* oder *dirigirendes Adjuvans*, oder ob es ein *unächtes, anbringendes, vermindernedes, einſchränkendes* oder *zurückhaltendes Adjuvans*, oder eins der mancherley ſpecificirten *ächten*, oder *unächten verbeſſernden*, *ächten* oder *unächten geſtaltgebenden*, oder *zierenden* Mittel, oder ob es ein *Verſteckmittel* ſey — ſo hat er doch damit für die richtigere Beurtheilung einer paſſenden Anwendung der Mittel gar nichts gewonnen. Ein Arzneymittel, am unrechten Orte gegeben, wird durch kein Corrigens beſſer; mehrere ſich durch einander zerſtörende Ingredienzien werden durch kein adjuvans zur kräftigen Miſchung, und ein ungenieſsbares Mengſel bleibt nach Anbringung aller ornantia und occultantia elend und ekelhaft. So wie der Halbarzt auf ſolche Fürbitten der Heiligen ſeine Zuverſicht zu ſetzen anfangt, iſt es um die Aechtheit ſeiner Curen geſchehn. Kenntniſs der individuellen Natur des vorliegenden Krankheitsfalles und glückliche Auswahl des einzig hier paſſenden Mittels aus dem Arzneyvorrathe ſind die *groſsen* und in den meiſten Fallen *einzig* erfoderlichen Kenntniſſe, wenn wir, wie wir ſollten, mit den einfachſten Droguen *ſicher* heilen wollen. Muſs und will man in einigen Fallen weiter gehn, und paſſend zuſammengeſetzte, den Sinnen möglichſt angenehme, kräftige Arzneyformen erſchaffen, ſo kann man dies nur durch eine gründliche praktiſche Kenntniſs der Pharmacie, niemals aber durch eine noch ſo ſorgfältig einſtudirte Tabelle der Receptirkunſt.

[H]erkunft. – Ein gründlicher Arzt hat so wenig Aberglauben für seine Kunst, dass es ihm selten beykommt, durch eine zusammengesetzte Verschreibung mehr als eine Indication auf einmal zu befriedigen, und so nimmt er dann fast immer eine einfache, wo möglich rohe Drogue, lässt sie in ihrer, der ursprünglichen möglich nahen Gestalt, und überlässt es dem Zutrauen, das seine Kunst bey dem Kranken erwecken muss, oder allenfalls einigen hinzugesetzten Ueberredungsgründen, die elegante zum Einnehmen einladende Form zu ersetzen; der Kranke nimmt das rohe Pulver, den rohen Pressaft mit Standhaftigkeit. Ist er aber in dem Falle seiner einfachen Arzney eine bequemere Form zu geben, so wählt er die möglichst einfache, bey der er die wenigste Aenderung der Kräfte befürchten darf. Das Corrigens und Adjuvans bey den meisten seiner Verschreibungen ist die Auswahl des rechten Mittels, die gehörige Gabe, die gehörige Verdünnung u. s. w., und braucht er ja eins von beiden, so gibt er sie allein, vor oder nachher, wie's am besten ist.

Deshalb glaubt Rec., dass das Studium eines grossen Receptirkunstbuchs (der Vf. will noch eine Reihe von Bändchen folgen lassen,) den unvollendeten Arzt mehr *aufblähe*, als *vollende*, und ihn lerne scheinen, was er zu seyn untüchtig ist.

Diese zufällig schlimme Seite seines Werks hat der uns schätzbare Vf. durch Einstreuung vieler praktischen und pharmacevtischen Cautelen möglichst unschädlich zu machen gesucht, und er verdient von dieser Seite den Dank des Publicums.

Leipzig, b. Baumgärtner: *J. P. Franks*, Gubernialraths und Professors zu Pavia, *Abhandlung über eine gesunde Kindererziehung nach medicinischen und physischen Grundsätzen für sorgsame Eltern, besonders für Mütter, denen ihre und ihrer Kinder Gesundheit am Herzen liegt.* 1794. XVI und 95 S. gr. 8.

Wahrlich mit grossen Erwartungen nimmt man eine Schrift in die Hände, der ein bescheidner und solider Gelehrter, wie der achtungswürdige Frank, einen solchen anmassenden Titel geben konnte. Aber mit Unwillen wird man erfüllt, wenn man sieht, dass der Name dieses angesehenen Schriftstellers zur Täuschung der Käufer gemissbraucht wurde. Nicht einmal die Vorrede gibt den schuldigen Aufschluss. Diese Abhandlung ist die Uebersetzung einer ältern Heidelberger Dissertation, die Frank bey seiner Doctorpromotion unter dem sel. Gattenhof vertheidigte, welcher auch sie geschrieben haben muss, da sie sich im ersten Theil der Sammlung von *Gattenhofs Dissertat. medic. et programmat.* Heidelberg, 1781. befindet, von dem auch eine deutsche Uebersetzung angekündigt wurde. Sie führt hier den bescheidnen Titel: *Dissert. curas infantum exhibens*, und zeichnet sich in der Sammlung nicht besonders aus.

Göttingen, b. Dietrich: D. *August Gottlieb Richters chirurgische Bibliothek*, zwölfter Band, erstes bis viertes Stück, mit einem Kupfer. 1792. 8. mit Reg. 656 S. Dreyzehnten Bandes, erstes Stück. 1793. 140 S.

Der 12te Band enthält bloss Auszüge aus andern Schriften mit Beurtheilung derselben verbunden. In der Vorrede zu dem ersten Stück des *dreyzehnten* Bandes finden wir die Anzeige, dass Hr. R. diese Bibliothek von nun an gemeinschaftlich mit Hn. Hofr. *Loder* in Jena fortsetzen werde. Ausser den *Auszügen* finden sich hier folgende *Beyträge:* Schreiben von Hn. Stadtchirurgus *Käufer* zu Naugardt. Ein durch Zufall entdecktes Mittel gegen Zahnschmerzen (von unbestimmter Ursache) Etwas mit einer starken Kantharidentinctur befeuchtete, und an das Zahnfleisch des schmerzenden Zahns gelegte, Scharpie. — *Wahrnehmungen* von *A. F. Löffler.* Eine harte, faustgrosse Geschwulst in der Beugung des Schenkels, durch ein auf derselben mit einer kleinen Kugel von Kantharidenpflaster erregtes, und drey Monate unterhaltenes Fontanell geheilt. — *Verbesserung der Trepankrone.* Er zieht billig die cylindrische vor, will aber auch an dieser die eckigten Ränder an dem Seitenumfange (billig) abgeschafft, und ganz eben gemacht wissen. — Ein *schwebendes Bett für verletzte Glieder;* vorzüglich für den Unterschenkel. Ein ausgehöhltes Bret, dessen vier Ecken mit Ringen versehen, wodurch dasselbe mit Schnüren, welche über zwey Rollen gehen, nach allen Seiten beweglich und schwebend erhalten wird. — Erfolg einer im sechsten Bande der Bibliothek mitgetheilten Krankengeschichte, von *Lentin.*

Wien, b. Stahel: *Bernard Joseph Regland Medicinisch praktische Abhandlung von verborgenen und langwierigen Entzündungen.* 1790. 221 S. 8. (14 gr.)

Um auch ein Buch zu schreiben, — denn einen nähern Beruf scheint er nicht gehabt zu haben, — schreibt der Vf. in einem äusserst verwirrten, schleppenden, fehlerhaften Vortrage ein langweiliges Buch über die sogenannten langwierigen verborgenen Entzündungen. So ungern Rec. solche allgemeine, nicht mit Beweisen belegte, Urtheile sich erlaubt, so muss er doch diessmal es dabey bewenden lassen. Bey allen Citaten und Ausschreiben von Stellen, von *Hyppokrates* (so schreibt der Vf.) an, bis auf *Stoll* ist nicht eine Idee deutlich, und das Ganze höchst verworren. Schon die Definition von dem Gegenstande, worüber der Vf. das Publicum zu belehren dachte, ist so negativ, dass der Leser, wenn er es nicht besser weiss, sich jede beliebige Krankheit oder gar einen völlig gesunden Zustand darunter denken kann, aber selbst zum Abschreiben als Beweis ist sie viel zu weitläuftig.

TECHNOLOGIE.

Paris, b. Cuchet: *L'Art de fabriquer le salin et la Potasse*, suivi des expériences sur les moyens de multiplier la fabrication de la Potasse, par le Citoyen *Pertuis* et *Sager*, pour faire suite à l'ouvrage sur

fur l'etabliſſement des nitrieres etc. l'an deux de la R. (1794.) 106 S. 8. 4 Kpfr.

Da zur Verfertigung des Salpeters, das vegetabiliſche Laugenſalz oder die Potaſche, die auch *Salin* genannt wird, unumgänglich nöthig iſt, ſelbige aber während dem jetzigen Kriege, nicht in gehöriger Menge aus den nordiſchen Provinzen Europens zu erhalten war, ſo ſahe man ſich genöthiget, dieſes Salz in Frankreich ſelbſt zu verfertigen. Zu dem Ende wurde gegenwärtige Schrift, die bereits 1779 unter dem nemlichen Titel erſchien, zum zweytenmal aufgelegt, um auf dieſe Weiſe die Einwohner auf dies einheimiſche Product aufmerkſam zu machen. Die Urſchrift iſt zu ſeiner Zeit durch eine deutſche Ueberſetzung bekannt worden; der gegenwärtige Nachdruck enthält als Anhang einige Verſuche der Hn. *Pertuis* und *Sage*, die ſie mit mehrern vegetabiliſchen Subſtanzen angeſtellt haben, um die Menge des darin enthaltenen Laugenſalzes zu beſtimmen. Da ähnliche Verſuche in Deutſchland bekannt ſind, ſo halten wir es für überflüſſig, ſelbige hier weitläuftig anzuführen; nur auf Hn. Sage Verſuch wünſchten wir unſre Landsleute aufmerkſam zu machen, da nach ſeiner Angabe 4000 Pfund Weintröſtern, die an allen Orten weggeworfen werden, 90 Pfund reiner Potaſche geben. Die vier dem Werke angehängten Kupfertafeln enthalten genaue Abbildungen einer Potaſchſiederey im Groſsen, nebſt den dazu erfoderlichen Geräthſchaften.

Paris: *Inſtructions ſur l'etabliſſement des nitrieres, et ſur la fabrication du Salpêtre.* l'An deux de la R. (1794.) 196 S. 8. 4 Kpfr.

Die erſte Ausgabe dieſes Werks erſchien bereits 1777 unter dem nemlichen Titel, ward aber von den damaligen *Regiſſeurs de poudre et Salpêtre*, (einigen der *Ferniers generaux*) nur als ein Handbuch ausgetheilt, wonach die mit Verfertigung des Salpeters beſchäfftigten Perſonen ſich zu richten hatten; aus dieſer Urſache iſt dieſes Buch ſelbſt in Paris ſelten geblieben, und wahrſcheinlich auſser Frankreich nie bekannt geworden. Ein günſtiges Vorurtheil für den Inhalt dieſes Werks iſt es unſtreitig, wenn man weiſs, daſs der, der Scheidekunſt und mehrern Wiſſenſchaften zu früh entriſſene, *Lavoiſier*, daran vorzüglichen Antheil gehabt, wäre auch das Gutachten, welches die Akademie der Wiſſenſchaften der gröſsern Ausgabe vordrucken laſſen, weniger ſchmeichelhaft.

Das Werk ſelbſt enthält in 15 Artikeln eine deutliche und genaue Anweiſung zur Verfertigung des Salpeters nach der in Frankreich üblichen Methode. Das Auslaugen der ſalpeterhaltigen Erde, ſo wie ſelbiges in Indien gebräuchlich iſt, wird ebenfalls mit angeführt und beſchrieben, und überhaupt die ganze Manipulation mit allen Nebenumſtänden beygebracht. Die vier Kupfertafeln dienen nicht wenig zur genauern Kenntniſs dieſer Arbeit; ſie enthalten nicht nur die zur Anlage einer Salpeterſiederey nöthigen Gebäude, als auch die Pfannen, Kryſtalliſationskübel und übrigen Geräthſchaften. Bey dem jetzigen Kriege, da jeder franzöſiſche Bürger, ſowohl in groſsen Städten, als auf dem platten Lande, die Kunſt, Salpeter zu bereiten, erlernt hat, war der Nachdruck dieſer Schrift, wovon bereits die zweyte Auflage im Werke iſt, nöthig geworden. Uebrigens ward die Salpetermacherey, im verwichnen Jahre, auf Befehl des *Comité de ſalut public* in Paris von den gröſsten jetztlebenden franzöſiſchen Chemiſten *Berthollet* und *Fourcroy* öffentlich gelehrt, ſo wie alle Departementer angehalten wurden, einen verſtändigen Mann nach Paris zu ſchicken, um die Bereitungsart auf dieſe Weiſe kunſtmäſsig zu erlernen. Der Leitfaden, den vorgedachte Chemiſten bey ihren Vorleſungen befolgten, findet ſich zum Theil in den ſogenannten *Cours revolutionaires*. Auſser der Anleitung zur Bereitung des Salpeters, des Schieſspulvers wird darin auch die Verfertigung der Gewehre und der Kanonen deutlich, und ſo umſtändlich, als der Gegenſtand es erfodert, gelehrt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Weiſsenburg* in Franken, b. Jacobi: *Die Mitternachtsſtunde, oder: Wagen gewinnt, Wagen verliert.* Ein Luſtſp. in 3 Aufz. Aus (nach dem) Spaniſchen und Franzöſiſchen frey bearbeitet. 1790. 96 S. 8. — Dies iſt das franzöſiſche Stück *Ruſe contre ruſe*, welches Hr. Huber unter dem Titel: *die offene Fehde*, auf die deutſche Bühne gebracht hat. Die Ueberſetzung, die wir hier vor uns liegen haben, kann neben der Arbeit des Hn. *H.* nicht beſtehen; ſie iſt ſteif und voll Sprachfehler, wovon wir nur einige anzeigen wollen. Durch das ganze Stück *die Fräulen*, ſtatt *das Fräulein*; *geloffen* ſtatt *gelaufen*. Der *Marquis* ſchlüpft einmal mit dem kräftigen Fluche; *ſchwere Noth!* aus dem Koffer; *Liſettchen* ſagt, die *verfluchten* Männer wollen das nicht! — von ihren Bruder, ſtatt: von *ihrem* — *auf der* Treppe herunterſchleichen, ſtatt: *die* Treppe etc. — Sie ſtatt: *Sieh* — etc.

Regensburg, in der Montag. Buchh.: *Die Gallopade.* Luſtſpiel in 3 Aufz. von *J. W. C.* 1795. 96 S. 8. — Die Intrigue dieſes Luſtſpiels hat weder einen raſchen Gang noch eine gleich anfangs anziehende Verwicklung; inzwiſchen iſt ſie bey der guten Wahl der Charaktere und dem leichten Dialog ſo unterhaltend, daſs dies Stück auch auf groſsen Theatern, gut geſpielt, gefallen kann. Zunächſt war es für ein Familienfeſt beſtimmt, und in dieſer Hinſicht zeigt es des Vf. dramatiſche Talente noch mehr, da er ſein Süjet in Charakteren ausführte, die den ſpielenden Perſonen aufs glücklichſte anpaſsten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. April 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

MANNHEIM, b. Schwan u. Götz: *De curandis hominum morbis epitome; praelectionibus academicis dicata, auctore Joann. Petro Frank.* lib. V. De profluviis. Pars I. 294 S. 8.

Mit gebührendem Lobe hat Rec. die ersten vier Theile dieses Werks (Jahrg. 1794. Nr. 212. 213.) angezeigt. Dieser Theil handelt von den verschiedenen wässerichten und schleimichten Ausleerungen. Zuförderst wird, wie gewöhnlich, eine allgemeine Pathologie dieser Flüsse vorausgeschickt. Der Vf. führt mehrere Ursachen an, worunter der Einfluss der Leidenschaften auf diese Ausleerungen vorzüglich gut entwickelt ist. Indessen glaubt Rec., dass die Ursachen der Flüsse noch systematischer hätten geordnet und unter allgemeinere Classen gebracht werden können, wenn der Vf. mehr auf die Lehre von den Congestionen Rücksicht genommen hätte, die theils activ theils passiv sind, und aus welcher Verschiedenheit sich die Flüsse sehr gut erklären lassen. Der Vf. hat zwar die Flüsse theils von vermehrter, theils von verminderter Thätigkeit der Gefässe hergeleitet, aber diese Theorie nicht auf allgemeinere Ursachen zurück gebracht. Er zeigt, dass manche Reize und Eindrücke specifisch auf gewisse Theile wirken, Blutflüsse und andere Ausleerungen aus denselben zu erzeugen.

Die *erste Ordnung* dieser Flüsse begreift die Ausleerungen der serösen Feuchtigkeiten. I. *Ephidrosis.* Gegen die Abhandlung dieser Gattung hat Rec. einzuwenden, dass der übermässige Schweiss gewiss immer blosses Symptom ist, und als solches unter Hauptkrankheiten wohl nicht einen Platz verdient. Recht gut wird der Consensus zwischen der Haut und andern Organen, als der Grund der stellvertretenden Ausleerungen, angegeben: sehr gründlich werden die Ursachen des übermässigen Schweisses entwickelt. Dass bey übermässigen und zerfliessenden Schweissen ernährende Feuchtigkeiten mit ausgeführt werden, lässt sich wohl nicht leugnen: aber Rec. kann dem Vf. darin nicht beystimmen, dass es wahrer Chylus sey, weil dieser wohl nicht in die Hautgefässe kommen kann. Eher ist es Lymphe, die so oft Aehnlichkeit mit dem Chylus hat, und wahrscheinlich den milchähnlichen Schweiss hervorbringt. Die Folgen der Unterdrückung dieses übermässigen Schweisses hätte gewiss der Vf. umständlicher und der Erfahrung gemässer erklären können. Denn die ausgeschiedene und oft zurück gehaltene Feuchtigkeit bringt gewiss jene sympathische Folgen nicht allein hervor. II. *Diabetes.* Die Abhandlung von der Harnruhr ist wichtiger. Die Aufmerksamkeit des Lesers wird gespannt, zu vernehmen, was ein Mann, der diese seltene Krankheit, nach seinem Geständniss, zehnmal beobachtete, darüber urtheile. Und Rec. gesteht, dass das Resultat von *Franks* Beobachtungen äusserst interessant ist, wenn man auch mit seiner Theorie nicht übereinstimmen sollte. Sehr gut definirt er zuförderst die Harnruhr, als die zu häufige Ausleerung eines süssen Harns, dessen Menge die Quantität der genossenen Getränke übertrifft, und wobey heftiger Durst und Abmagerung des Körpers zugegen ist. Von dem chylösen Harnfluss führt er auch ein Beyspiel an, wo derselbe nach einem Nierengeschwür entstanden war. Die *Lienteria urinalis*, oder den unveränderten Abgang des genossenen Getränks durch den Harn, habe er nie beobachtet. Auch hat dergleichen Fälle sicher niemand bemerkt, obgleich *Marcellus Donatus* und *Horaz Augenius* es versichert. Wahrscheinlich haben sie dadurch nur die Aehnlichkeit der ausgeleerten Feuchtigkeit mit dem getrunkenen Wasser bezeichnen wollen. Der Vf. versichert auch, niemals eine schleimichte Beschaffenheit des abgehenden Urins bemerkt zu haben: *Desault* aber beobachtete dieselbe, und *F.* hat kein Recht, deswegen sie zu leugnen, weil er sie nicht sah. In einem Fall wurden von der Harnruhr mehrere Glieder derselben Familie ergriffen: auch war sie mit der Wassersucht verbunden, und diese nahm zu, wenn der Abfluss des Harns verringert wurde. Die Menge des abgehenden Urins bestimmt auch der Vf. zu 40—50 Pfunden täglich. Der Durst, die Trockenheit der Haut, das Brennen im Unterleibe, das Gefühl von herabsteigender Kälte zu der Blase, und die Abzehrung sind die gewöhnlichsten Zufälle. Der Vf. liess wahren Zucker, 26 Unzen aus 24 Pfunden Urin, auch Alkohol und Essig aus dem Urin, der in der Harnruhr abging, bereiten: bisweilen bekam er noch eine grössere Menge Zucker aus diesem Harn. Er hält diejenige Harnruhr für unächt, welche zu der Hysterie und Hypochondrie sich als Zufall gesellt, obgleich über den Begriff der Unächtheit noch Zweifel erhoben werden können. Denn sind bey der hysterischen Harnruhr alle wesentliche Zeichen zugegen, so hindert uns nichts, diesen Zufall die wahre Harnruhr zu nennen. Bey der Theorie dieser Krankheit ist es wohl ganz überflüssig, wenn der Vf. annimmt, dass eine eigene Schärfe die Saugadern des ganzen Körpers so stark reize, dass sie alle Feuchtigkeiten mit Schnelligkeit absorbiren und zu den Urinwerkzeugen bringen, wenn er überdiess die Wasserscheue mit der Harnruhr vergleicht, weil hier der Durst ein eben so wesentliches Symptom ausmacht, als dort der Abscheu vor Flüssigkeiten. Man kann nicht einmal behaupten, dass der hefti-

heftige Durst nothwendig in jeder Harnruhr zugegen seyn müsse. Wir wollen uns auf die ältere Beobachtung des *Dodonäus* nicht berufen, welcher keinen Durst im Diabetes wahrnahm: selbst *Desault* und mehrere andere sagen ausdrücklich, dass weder Fieber noch Durst in vielen Fällen der Harnruhr bemerkt werden. Und in den Fällen, wo dieses Symptom wirklich zugegen ist, kann es doch nicht von einer besondern Schärfe hergeleitet werden, weil die Harnruhr in den verschiedensten kranken Zuständen, und unter den verschiedensten Bedingungen entsteht, weil wir von einer solchen Schärfe nichts prädiciren können, und die Curmethode auf keine Weise das Daseyn dieser Schärfe beweiset. Die Aehnlichkeit der Harnruhr mit der Milchruhr und der schleimichten Schwindsucht scheint dem Rec. so gross, dass man daraus wohl mit mehrerm Recht den Schluss ziehen kann, die Harnruhr sey als eine *phthisis renum pituitosa lymphatica* anzusehen, und dieser Schluss wird durch die Curmethode am meisten bestätigt. Unter den Arzneymitteln, die gegen die Harnruhr empfohlen werden, fand der Vf. in dem einen Fall ein Blasenpflaster, auf die Gegend des Kreuzbeins gelegt, vortheilhaft. In dem andern Fall nutzte der stinkende Asand mit Baldrian und wässerichten Myrrhen-Extract, und selbst das Ammoniakkupfer. Dem Rec. scheint, dass der Widerspruch über die Wirksamkeit gewisser Mittel in der Harnruhr auf eine verschiedene Natur des Diabetes schliessen lasse. Er ist in dem einen Fall die Folge des zu sehr gereizten, in dem andern die Folge des zu sehr erschlafften Zustandes der Nieren. Dort wird er durch laue Bäder, Opiate, durch *Dovers* Pulver; hier durch reizende Mittel, Alaun, Kantharidentinctur; Gummi Kino, und ähnliche Mittel geheilt. Diese Bemerkung des Rec. scheint durch die Beobachtungen von *Cowley*, *Desault*, *M' Cormick* und Anderer vorzüglich bestätigt zu werden. III. *Enuresis*. Die Fähigkeit, den Harn zurück zu halten, bringe nicht ein eigener Schliessmuskel hervor: dieser fehle; sondern ein *pseudo-sphincter*, der von den Fasern des *levator-ani* gebildet werde, und durch dessen Erschlaffung gewöhnlich die *Enuresis* entstehe. Diese Behauptung enthält eine anatomische Unrichtigkeit. Es ist zwar wahr, dass bey Mannspersonen einige Fasern vom Heber des Afters sich bis unter den Blasenhals verbreiten, und von *Morgagni* mit dem Namen *Pseudo-sphincter vesicae* belegt wurden: aber wer wollte deswegen das Daseyn der innern Lage der Ringfasern der Blase leugnen, welche in der Nähe des Blasenhalses offenbar einen Schliessmuskel bilden, der gewiss das Meiste zur Zurückhaltung des Harns beyträgt. Sehr gut werden die entfernten Ursachen dieses Fehlers entwickelt. Die Beobachtung des Vf. ist merkwürdig, dass Kinder, von gichtischen Altern geboren, bis zu den Jahren der Mannbarkeit beständig an einem unwillkührlichen Abtröpfeln des Harns leiden, welches durch keine gewöhnliche Mittel gehoben werden kann. . . IV. *Ptyalismus*. Wichtig ist die Bemerkung des Vf., dass fast keine Absonderung durch den Einfluss des Nervenleidens so schnell, und so oft verändert und verstärkt wird, als die Absonderung des Speichels. Dem Rec. scheint dieses aus der ansehnlichen Verflechtung sehr wichtiger Nerven, nemlich des Geschmacksnerven, (eines dritten Asts des fünften Paars,) des *biventricus*, des *jugalis quintus*, des *facialis inferior tertius*, von Facialnerven, und mehrerer Aeste des Stimmnerven in der Nähe der Speicheldrüsen herzurühren. Die Sympathie dieser Nerven mit den wichtigsten Nerven des übrigen Körpers scheint auch am besten den consensuellen Speichelfluss beym Sodebrennen und in andern Fällen zu erklären. V. *Epiphora*.

Die *zweyte Ordnung* enthält die schleimichten Ausleerungen. I. *Catarrhus*. In sofern der Ausfluss schleimichter Feuchtigkeiten aus den Luftwegen allezeit Symptom einer Hauptkrankheit ist; kann derselbe nicht als eine Hauptkrankheit angesehen werden, sondern diese bekommt unter den fieberhaften Zuständen ihren Platz. Der Vf. handelt zuförderst den *Schnupfen*, oder den Ausfluss dieser Feuchtigkeiten aus der Nase ab. Als Varietäten desselben schildert er die *Coryza sinuum frontalium* und *antri Highmoriani*, welche letztere bey scrofulösen Personen, besonders weiblichen Geschlechts, sehr häufig ist. Bey der letztern Gattung sind der örtliche Schmerz, die Trockenheit der Nase, die Geschwulst an der leidenden Stelle, die wesentlichen Merkmale. Oft folgt darauf eine reichliche Anhäufung des Wassers in dieser Höle, welches bisweilen in einer Blase eingeschlossen ist. Oft geht dieses Uebel in langwierige Nasengeschwüre über, von welchen Rec. weiss, dass sie bey Weibern, die in der Jugend an Scrofeln litten, mit dem Ausbruch der monatlichen Reinigung periodisch zu- und nachher wieder abnehmen. Diese Geschwüre zerstören öfters die knöchernen Scheidewände der Nasenhölen, fressen sich in die Augenhöle und selbst ins Gehirn durch, und werden auf diese Art tödtlich. Oft erzeugen sich auch schleimichte Auswüchse in den Nasenhölen (und Polypen) als Folgen eines solchen Geschwürs. Dann folgt der Katarrh der Luftröhre. Ueber den chronischen und habituellen Katarrh alter Leute: über die langwierige Rauhigkeit, welche öfters in völlige Stimmlosigkeit übergeht. Beschreibung des eigentlichen Katarrhalfiebers und der Influenza. Uebergang des eingewurzelten Katarrhes in schleimichte Schwindsucht, Beschreibung der letztern. Vortrefflich gibt der Vf. die Zeichen an, wodurch die schleimichte von der ulcerösen Schwindsucht unterschieden wird. Sehr interessant ist, was er über die Ursache des Katarrhes sagt. Die Materie der Ausdünstung erregt, seiner Meynung zufolge, Rheumatismen, wenn sie sich auf die Muskeln, auf das Beinhäutchen und auf andere Theile wirft; den Katarrh aber, wenn sie die Haut befällt, die die Luftwege überzieht. Wie diess geschehe, weiss er nicht. Man erkältet sich leichter, wenn bloss ein Theil des Körpers, als wenn die ganze Oberfläche desselben der Berührung der Luft ausgesetzt ist. Vielleicht rühre diess daher, weil in dem letztern Fall die grossen Reinigungs-Organe, der Darmcanal und die Nieren, leichter den Rest des zurückgebliebenen Stoffes ausführen, als wenn die Ausdünstung bloss in einem einzelen Theil unterdrückt wird. Rec. führt diese Bemerkungen des Vf., als Beweise der Verlegenheit an, worin sich selbst grosse Aerzte befinden, wenn sie

sie nach den hergebrachten Begriffen der Schule die Erscheinungen des Krankenzustandes erklären wollen. Es ist hier der Ort nicht, und auch aus andern Gründen zweckwidrig, die Privatmeynung des Rec. über das Zurücktreten der Ausdünstung und die Folgen derselben zu fodern. Der Vf. führt noch andere Ursachen an, und nimmt besonders auf den Consensus des Unterleibes mit der Haut und den Luftwegen Rücksicht. Die Kurmethode des Katarrhes ist doch fast zu kurz und zu unbestimmt angegeben. II. *Medorrhoea*. Diess seltsame Wort hat dem Rec., der doch der griechischen Sprache nicht unkundig ist, sehr viel zu schaffen gemacht, indem er die Bedeutung und Ableitung desselben durchaus nicht zu erforschen im Stande war. Er verzweifelt auch noch jetzt, den wahren Sinn davon zu ergründen, und bittet den Vf., künftig sich dergleichen unverständlicher Ausdrücke zu enthalten. Die Nomenclatur ist bey unsern medicinischen Schriftstellern ausserdem schon so verwirrt: die Sucht, solcher Aerzte, die doch selbst der griechischen Sprache nicht mächtig sind, alles griechisch auszudrücken, um gelehrter zu scheinen, ist schon so gross, dass ein Mann von Ansehen ja nicht dieselbe durch sein Beyspiel vergrössern sollte. Medorrhoea soll den Tripper, besonders den weissen Fluss bedeuten. Wir hätten doch gewünscht, dass der Vf. den venerischen Tripper, mit allen seinen Folgen, besonders mit den Leistenbeulen und der Verhärtung der Hoden nicht hier; sondern unter der Rubrik der Lustseuche abgehandelt hätte. Es ist dadurch eine Verwirrung des Vortrags entstanden, welche leicht hätte vermieden werden können. Interessant und zweckmässig ist die Abhandlung vom weissen Fluss des weiblichen Geschlechts; sehr richtig ist die Erklärung der Leistenbeulen und der Verhärtung der Hoden, die er lieber *Epididymitis* nennen will, aus blossem Consensus. Von der langsam erfolgenden Verhärtung der Vorsteherdrüse, wovon das anatomische Kabinett in Pavia merkwürdige Präparate enthält. Was die Curmethode betrifft; so überlässt der Vf. den hitzigen Tripper der Natur, wobey er eine antiphlogistische Diät empfiehlt: nachher aber gebraucht er hauptsächlich den Mohnsaft. In der von ihm, sogenannten Epididymitis warnt er vor den Einreibungen des Quecksilbers: führt auch einen sehr merkwürdigen Fall von der Ruptur der Harnröhre während des übermässigen Beyschlafs und der Ergiessung des Harns in den Hodensack, an. Die Operation der Verengerung der Vorhaut will er nicht zulassen. Im Zustande der Erschlaffung macht er beym Tripper bloss vom Bleyzucker, von Kalkwasser und vom Vitriol Gebrauch. III. *Gonorrhoea*. So nennt der Vf. die Pollution. Diese könne auch ohne wollüstige Ideen statt finden; davon wird ein merkwürdiges Beyspiel angeführt. Der Vf. erklärt sich über die weibliche Pollution dergestalt, dass man wohl sieht, er trete der Meynung derer bey, die einen weiblichen Saamen annehmen. Unter dieser Rubrik trägt der Vf. auch die Beschreibung der Rückendarre vor. IV. *Galactirrhoea*. Gehört wohl eigentlich nicht hieher.

Das Latein ist in diesem Theil, leider, noch fehlerhafter und unverständlicher, als in dem vorigen. Manche Perioden kann man mehrmals lesen, ohne deutlich den Sinn derselben zu fassen: z. B. folgende, S. 256. „*Uno hic ab equo, plures ad venerem equas, ad „mammas, genitalia, admoto capite, irritari; ac suam „generationis ad opus promptitudinem, largissima liquoris „flavescentis, pellucidi, ex genitalibus explosione, signi„ficari observavimus.*"

GESCHICHTE.

FRANKFURT u. LEIPZIG, b. Stahels Wittwe: *Frankreichs Geschichte von der ersten Gründung dieser Monarchie, bis zu der gegenwärtigen Umänderung.* In drey Bänden. Aus dem Englischen. Erster Band. 1792. 1 Alph. 7 Bog. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das Original, von dem der Uebersetzer nicht die mindeste Nachricht gibt, erschien zu London 1790 in 3 Octavbänden. Die Uebersetzung desselben halten wir für sehr überflüssig, weil wir in unserer Muttersprache bessere Werke, als diese nachlässige Schreiberey eines ungenannten Engländers, besitzen. Und doch ist zu gleicher Zeit noch eine Uebersetzung zu Altona bey Hammerich erschienen! Citirt finden wir weder Quellen noch Hülfsmittel. Wir möchten dennach wohl wissen, woher der Uebers. die Nachricht hat, dass der Vf. *die besten und sichersten Quellen* benützt habe. Oder, rechnet er etwa die weiter hin genannten Werke Daniel's, Mezeray's, Henault's, Wraxall's, Watson's u. s. w. zu diesen Quellen? Uebrigens liefet sich die Uebersetzung dieses ersten Bandes, der bis auf das Absterben Ludwig des Eilften reicht, so weit wir ohne Vergleichung mit dem Original urtheilen können, ganz gut weg.

WIEN, b. Degen: *Oestreichsche Biographien*, von *Johann Pezzl.* Erster Theil, *enthält die Lebensbeschreibung Josephs II.* 1790. 21½ Bog. Zweyter Theil, *enthält die Lebensbeschreibung Laudons.* 1790. 21½ Bog. Dritter Theil, *enthält die Lebensbeschreibung Eugens* (von Savoyen). 1791. 17 Bog. 8.

Diese Lebensbeschreibungen erschienen vorher einzeln, und sind hernach erst mit dem angegebenen gemeinschaftlichen Titel versehen worden. Jeder ist das von *Weinrauch* sauber gearbeitete Bildniss des darin beschriebenen Mannes beygelegt. Aus den beiden ältern dieser Biographien ist die Geschicklichkeit des Vf. im Portraitiren berühmter Männer bekannt genug. Wir bleiben daher nur bey der dritten, den Helden von Savoyen betreffend, ein wenig stehen.

Die ungekünstelte Erzählungsgabe des Vf. macht seine Schriften, und auch diese Biographie, unterhaltend. Er wird dadurch zugleich in einem höhern Grade, als wenn er auf entgegengesetzte Art seine Porträte bearbeitete, nützlich, indem er viele Leser an sich zieht, folglich gemeinnützig wird. Diesen mag wohl auch grösstentheils wenig daran gelegen seyn, zu wissen, welcher Hülfsmittel Hr. P. sich bedient habe: dem sorg-

fältigern Leser hingegen liegt desto mehr daran; und er vermisst auch bey andern Pezzlischen Biographieen ungern die Anzeige der Quellen, aus denen sie geschöpft worden. Es ist doch wahrlich nicht gleichgültig, ob ein Historiker nur die bekannten, gewöhnlichen Vorgänger, oder ungedruckte Papiere benutzt habe. Ferner erwarteten wir mehr, als bisher bekannt war, von der allmähligen Ausbildung Eugens zum Helden und zum Staatsmann. Von ihm, als Staatsmann, ist so gut, wie nichts, erzählt. Und doch war er, wie Hr. P. selbst berührt, ziemlich lange die Seele des Wiener Cabinets unter Kaiser Karl VI. Unpartheylichkeit scheint uns der Vf. auch nicht durchgehends beobachtet zu haben. Wenigstens finden wir es ihr nicht gemäss, dass er die um das J. 1681 durch politischen und religiösen Despotismus zur Verzweiflung gebrachten Ungern *) Rebellen schilt (S. 6. & 12 u. s. w.). — Vermuthlich ist es ein Versehen, wenn S. 168. die Russen bey Pultawa und die Preussen bey Maxen in Parallele gestellt werden. Vielleicht soll es *Narva* heissen statt *Pultawa*: und doch gibt auch diess keine Parallele. Dahin wird auch gerechnet werden müssen, wenn bey Erwähnung der Schlacht bey Oudenarde die *Elbe* statt der *Schelde* genennt wird. — Der Stil und die Rechtschreibung sind ziemlich rein: nur würden wir nicht sagen: *sich auf etwas verlegen*; würden nicht schreiben *Gericht* statt *Gerücht*, nicht *tretten* statt *treten*; nicht *stosst* statt *stösst*. S. 148.: Während dass Stahremberg und Vendome *sich herum balgten*, ist unter der Würde des historischen Ausdrucks.

Diese Erinnerungen sollen nur zeigen, dass wir die Schriften des Vf. auch von kleinern Flecken frey wünschen.

FRANKFURT u. LEIPZIG (oder vielmehr NÜRNBERG), b. Weigel u. Schneider: *Geschichte der Moldau und Wallachey von ihrem Ursprunge an bis auf den jetzigen Zustand dieser Provinzen. Nebst Beschreibung der mit den Türken geführten Kriege.* Auf einer Reise gesammelt von Hn. *Carras*, Königl. Franz. Ambassadeur zu Warschau, 1789. 10 Bog. 8.

Billig hätte auf dem Titel angezeigt werden sollen, dass diess die erste Abtheilung des 14ten Bandes der in demselben Verlag herauskommenden *Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen* ist. Doch, der Verleger macht es mit mehrern Abtheilungen jener Bibliothek eben so! *Carra*, nicht *Carras* heisst der Vf. dieses Werkchens; er ist — oder wir müssten uns sehr irren — derselbe Schreyer, der bey der jetzigen französischen Revolution den Fürsten Hohn sprach, und dem endlich die Guillotine das Maul stopfte. Seine sogenannte Geschichte jener unglücklichen Fürstenthümer enthält mehr Geographie und Statistik, als eigentliche Geschichte. Statt neuer historischen Forschungen gibt er uns manche Irrthümer; und der Lücken in seinem Buche sind auch nicht wenige. Einige Anekdoten der neuern Zeit sind noch das Beste; wenn sie anders glaubwürdig sind. Die erste Ausgabe des Originals erschien unter dem Druckort *Jassy*, aber zu *Zweybrücken*, 1777, und die andere, *corrigée et augmentée des Memoires historiques et geographiques par M. de B.* à *Neufchâtel* 1789. Die Uebersetzung scheint nach der ersten Ausgabe verfertigt zu seyn.

AUGSBURG, in der Joseph-Wolfischen Buchh.: *Geschichte des erbaulichen Lebens der Prinzessin Ludovica Maria von Frankreich, Tochter Ludwig des XV und Base Ludwigs des XVI. Königs von Frankreich, welche als Barfüsser-Carmeliterin zu Saint-Denys am 23sten Christmonat im Jahre 1787 gestorben. An das Licht gestellt von einem Barfüsser-Carmeliter bayerischer Provinz. Begnehmiget vom hochwürdigsten Ordinariat.* 1793. 20 Bog. 8. (8 gr.)

Erbaulich, oder wie der ungenannte Vf. schreibt, *erbäulich* für den, der Empfänglichkeit für dergleichen Möncherey en hat. Rec. gesteht offenherzig, dass er sie nicht besitze und erlaubt dem Vf. willig, ihn innerlich für ein Weltkind zu halten.

ALTDORF, b. Meyer: *Register über die Begebenheiten, welche in den fünf Theilen des ephemerischen Almanachs und historischen Handbuchs enthalten sind.* Herausgegeben von *Christian Penker*. 1794. 8 Bog. 8.

Den Besitzern jener *Seyboldischen*, mit Scharfsinn verfertigten Sammlungen historischer Bruchstücke, wo nicht unentbehrlich, doch gewiss sehr angenehm; zumal da es mit vieler Genauigkeit, und sowohl nach den Namen, als nach den Sachen, abgefasst ist. Da Hr. P. einmal diese mühsame Arbeit unternahm; so hätte er immer auch das im J. 1790 gedruckte historische Handbuch auf alle Tage im Jahre (von dem Hn. Hofgerichtsadvocaten *Hehl* in Tübingen) mit registriren können.

*) Nicht *Ungarn*, noch vielweniger *Hungarn*; wenn man nemlich der Herleitung des Wortes gemäss schreiben will. *Ugern* wurden die Madscharen von den Byzantinern genannt. Der Rhinesmus oder das *n* ist erst durch die europäische Aussprache hineingekommen. Wir würden diese Kleinigkeit nicht anführen, wenn nicht neulich einer unsrer Mitarbeiter in dieser Zeitung die Schreibart *Ungern* für unrichtig erklärt hätte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 24. April 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Schäfer: *Velleda*, ein Zauberroman. 1795. 264 S. 8.

2) Quedlinburg, b. Ernst: *Franz Bernhard*, der Heilige genannt. Eine pragmatische Geschichte. Erster Band. 1794. 352 S. 8.

3) Leipzig, b. Schäfer: *Die Mesallianz.* Aus den Papieren des Freyherrn von B., von *August Lusack.* Erster Theil. 1795. 247 S. 8.

4) Berlin, b. Matzdorf: *Die unsichtbare Loge*, eine Biographie von *Jean Paul.* Erster Theil. 392 S. Zweyter Theil. 1793. XXIV. 460 S. 8.

1.) Ein Zauberroman soll, wie wir aus dem Inhalte sehen, so viel bedeuten, als ein Roman, in welchem nicht alles auf dem gewöhnlichen Wege der Natur geschieht. Der Vf. des vor uns liegenden zeigt, was nur die wenigsten unsrer neusten Romanschreiber zu zeigen pflegen, ein Bestreben, seinem Stile eine gute Bildung und Ründung zu geben. Und schon dieses Bestreben ist, bey dem gegenwärtigen Zustande der Literatur, lobenswürdig, wenn es auch nicht gerade mit einem ausgezeichneten Erfolge gekrönt ist. Der Vf. hat sich in seinem Tone nicht gleich gehalten. Die Sprache wird bisweilen zu familiär. Das Ueberflüssige ist nicht sorgfältig genug hinweggenommen. Die Uebergänge sind oft weitschweifig; die Reflexionen häufig flach und gemein; die eingewebten Reden fast durchgängig zu lang. Dieses gilt von jeder der drey Geschichten, welche in diesem Bande enthalten sind, mehr oder weniger. Die erste, *Vaodicea und Velleda*, hat einen schwachen Zusammenhang und ein geringes Interesse. Der Schluss läst den Leser unbefriedigt. Der Anfang der Handlung liess weit mehr erwarten — *urceus exit.* Die zweyte, *der Riesentanz*, enthält die letzte Scene aus Velleda's, der Zauberin, Leben, und ihren Uebergang in eine Art von Götterschaft. Sie hinterläst ihren Vertrauten eine kleine Sammlung ausländischer Sagen, mit denen sie sich in Nebenstunden zu *desennuyren* pflegte. Eine dieser Sagen wird hier mitgetheilt. So ist also die dürftige Erzählung nichts weiter, als ein Vehikel, um eine Geschichte an den Mann zu bringen, die mit der auf dem Titel angekündigten *Velleda* nicht den mindesten Zusammenhang hat. Sie ist *Sam und Siuph*, oder *die Kinder des heiligen Stiers* überschrieben. Diese Erzählung hat einige interessante Parthien, aber der Vf. holt allzuweit aus, und man vermisst in seiner Darstellung die Unterscheidung des Wichtigern von dem Unwichtigern. Er muss lernen vor der Ausführung einen festen Plan zu entwerfen, und ihn während der Ausführung nicht aus den Augen zu lassen. Auch vor Schiefheiten muss er sich hüten, wie folgende ist: S. 25. „Vaodicea hatte sich mit des Königs *eiserner Krone* bedeckt, und niemand war, der ihr diesen Schmuck streitig machte; *sie war ja von Eisen;* solche Diademe drücken wohl, aber sie werden nicht beneidet; doch schrecken sie auch" u. s. w.

2) Der Vf. dieses Romans, der sich unter der Vorrede *Friedrich Schlüter* nennt, versichert, die Absicht zu haben, durch sein Buch zu der Erlösung des Menschengeschlechts aus den Banden der Unvernunft beyzutragen, und die Vernunft, so viel an ihm liege, in ihre alten Rechte einzusetzen. Zugleich bittet er die Leser, wenn sie bemerken sollten, sein Buch könne in Rücksicht auf die Sprache besser seyn, dieses mit dem höhern Zwecke zu entschuldigen, den er immer vor Augen gehabt und mehr geliebt hätte, als den schlechterdings geringern. Wir wollen demnach bey unsrer Kritik nur auf den Geist des Buches Rücksicht nehmen. Die Absicht des Vf. mag herzlich gut seyn; aber die Art, wie er sie zu erreichen sucht, ist, wo nicht ganz unzweckmäsig, doch nichts weniger als geschickt. Er will Vorurtheile besiegen; er will die Wahrheit predigen; dazu soll ihm ein Roman dienen. Aber man glaube nicht, dass die Wahrheiten, um die es ihm zu thun war, aus der Geschichte selbst hervorgehn; dass der Vf. dem Verstande seiner Leser durch die Einbildungskraft beyzukommen suche. Keinesweges! Nach der Art aller schlechten Moralisten bricht er die Gelegenheit überall vom Zaune, die längsten und langweiligsten Diatriben über Kinderzucht, Religionsunterricht, Diätetik u. a. d. Dinge einzuschalten. Dabey ist sein Räsonnement so seicht, so schief! Der Arzt, welcher in diesem Buche eine wichtige Rolle spielt, und das vornehmste Organ des Vf. ist, will z. B. beweisen, dass Kinder *durch Instinct* angetrieben würden, das zu verlangen, was ihnen heilsam und nützlich ist. „Vor einiger Zeit," sagt er unter andern, (denn sein Beweis geht durch mehrere Blätter) „kam ich in ein Haus zum Abendbesuche, wo Vater und Mutter einen Heringssalat assen; sie hatten *aber* ein Kind von drey Jahren, das seit einigen Tagen kränkelte und viel hustete. Ich hörte bald, dass das Kind heimlich und wiederholt um etwas von dem übriggebliebnen Salate bat, aber immer die abschlägige Antwort erhielt: es müsste sonst noch mehr husten und sterben. Endlich kam die Sache an mich, ich sollte das Urtheil *vollends geben.* Ich gabs auch, nahm die Schüssel, rufte das Kind zu mir, und fütterte es, freylich

lich zu nicht geringem Erstaunen der Aeltern. Und siehe da, das Kind verlor seine kränkliche Niedergeschlagenheit" u. s. w. Wir wollen hoffen, dass der Vf. weder ein Lehrer der Logik, noch praktischer Arzt ist. Fast möchten wir auch an seinem Berufe zum Lehrer der Moral zweifeln. Franzens Mutter, in jeder Rücksicht ein trefliches Mädchen, muss ihrem Liebhaber entsagen, um einem reichen, aber bejahrten Manne, ihre Hand zu geben. Bevor die Ehe vollzogen wird, verstattet sie ihrem Liebhaber die erste Gunstbezeugung. Wir finden nicht, dass der Vf. etwas gegen diesen Schritt einzuwenden hätte, durch den doch fürwahr das Reich der Vernunft nicht befestigt wird. In seinen *launigten* Digressionen, die ihm sehr Fieldingisch vorkommen mögen; Lesern aber, welche wissen — *quid distent aera lupinis*, sehr abgeschmackt scheinen werden, versteigt er sich bisweilen bis zum Aberwitz; z. B. „Die Erde ist rund, darum kann die Sonne des Himmels die ganze Erde nicht zugleich bescheinen. Vielleicht, um doch wenigstens einen *angenehmen* Grund anzugeben, liegt es an dieser Kugelform unsrer Erde, dass die Vernunft nicht überall hinleuchten kann." Im Eingange des XI. Cap. scheint er sich etwas darauf zu gute zu thun, dass in seinem Romane nichts von Rittern und Sagen, von Dolchen und Ketten u. s. w. vorkomme. Wir sind der Meynung, dass ein Roman mit jenen Ingredienzien sehr schlecht und sehr gut seyn könne; so wie uns der Vf. überzeugt hat, dass es sehr mittelmässige Romane geben kann, in denen nichts von allen dem steht.

3) Der Titel dieses Romans lässt erwarten, in welche Gesellschaft man geführt wird. Man ist es schon gewohnt, in unsern neusten Romanen wollüstige und despotische Fürsten, nichtswürdige Höflinge und einen ahnenstolzen Adel paradiren zu sehn. Sonderbar ist's, dass die Verfasser derselben sich doch, im Geiste wenigstens, so gerne in diese Gesellschaft drängen, und lieber die Sitten der Grafen und Freyherrn schildern, die sie nicht kennen, als des Bürgerstandes, in welchem sie geboren und erzogen sind. Der vor uns liegende Roman gehört zu den bessern seiner Art; aber die Menschen, welche er darstellt, sind von der Bühne und aus Romanen entlehnt. Wie hätte sonst der Vf. der feinen und weltklugen Elise ein Unternehmen wagen lassen können, wie S. 143. geschieht, wobey auf den Charakter des Mannes, mit dem sie zu thun hat, ganz und gar nicht gerechnet ist? Dieser Mann weist sie zurück, und sagt ihr: Die Geliebte des Fürsten könne nie seine Gattin seyn. Elise geräth ausser sich, und ruft, als sie auf ihr Zimmer zurückkommt, ihrer wartenden Freundin zu: Ich bin mit Spott zurückgewiesen. Man warf mir vor, dass ich des Fürsten *Buhldirne* sey." — So drückt sich eine Elise nicht aus; auch in den Augenblicken der Verzweiflung nicht. Dasselbe schlaue Mädchen verlangt eine Gefälligkeit von dem Kammerherrn des Fürsten, einem zweyten Marinelli (Grimaldi heisst er hier), und fragt ihn, ob sie auf seine Freundschaft rechnen könne? „Der Kammerherr bebte zurück. Er war gewiss, sie wählte ihn zum Rächer dieser Beleidigungen; ein blutiger Zweykampf sollte sie aussöhnen. — Sie merkte seinen Irrthum und lachte. Ich errathe sie, Kammerherr, fing sie an: *Heinrichs Degenspitze ist ihnen fürchterlich?* Nein, mein Herr, so straft Elise nicht." — In diesem Geschmacke, oder vielmehr noch weit unnatürlicher und unwahrer ist die ganze Scene, welche damit endigt, dass Elise dem verworfnen Kammerherrn einen feyerlichen Eid abnimmt. Die Geschichte wird erst gegen das Ende interessant; der Anfang ist mit Details überladen, welche vollkommen entbehrlich sind, wenn nicht vielleicht noch der Verlauf der Geschichte ihre Wichtigkeit zeigt. Die Charaktere sind weder neu, noch scharf gezeichnet. Nur eine einzige Scene ist mit Geschicklichkeit angelegt und durchgeführt. Zwar sind die Mittel, deren sich die Baronin von Holm bedient, ihre Freundin von dem Entschluss zurückzubringen, sich dem Klosterleben zu widmen, nicht neu; aber sie sind doch gut benutzt. Nur der Ausgang der Scene scheint uns eben so empörend, als unwahrscheinlich. Hätte Elise auch nur eine der guten Empfindungen gehabt, die ihr in dem vorhergehenden beygelegt werden, so hätte sie in den verabscheuungswürdigen Vorschlag ihrer Freundin nicht einwilligen, geschweige denn ihn mit Freuden annehmen können. — Die Schreibart des Vf. erhebt sich über das Gewöhnliche. Man liest seine Erzählung grösstentheils ohne Anstoss, und bisweilen mit Vergnügen.

4) Mit Missfallen und Unmuth las Rec. den Eingang zu diesem humoristischen Werke. Er war schon im Begriff, das übrige ungelesen bey Seite zu legen; indess las er weiter, und die Folge zog ihn an. Je mehr er las, desto mehr wurde er hingerissen, entzückt und begeistert. Zwar bot sich ihm vieles dar, was er hier tadeln könnte, in Gedanken und Ausdruck; aber er möchte lieber gar nicht tadeln, sondern nur preisen, wo so viele genialische Kraft, eine so glühende Phantasie, ein so edler Sinn, eine so hohe Empfindsamkeit in dem Ganzen webt und lebt, das Gemüth, trotz allen dem, was es abstösst, auf eine unwiderstehliche Weise ankettet, und es mit den mannichfaltigsten, in ein grosses Gefühl zusammenströmenden Empfindungen erfüllt. Dass man aber hier ja nicht etwa den gleichförmigen, immer gespannten, seines Zwecks immer eingedenken rhetorischen Geist und einen ihm entsprechenden Ton erwarte, dem unser Zeitalter viel zu sehr huldigt, um nicht zu errathen, was es verbergen möchte; es ist vielmehr der bizarreste, launenvollste und veränderlichste Geist, der, seit *Sterne* geschrieben hat, in einem Buche geherrscht haben mag. Die Sprünge, die Abschweifungen und Sonderbarkeiten sind ohne Ende. Vieles ist, was man wegwünscht, aber noch weit mehreres, was man um keinen Preis missen möchte. Es ist sehr unangenehm und bisweilen widerlich, in dem vollsten Genusse der Beschreibung einer reizenden oder erhabnen Naturscene, oder der Darstellung edler und hoher Gefühle durch ein humoristisches Wort, ein barocces Gleichniss, einen vorsetzlich gesuchten niedrigen Ausdruck gestört zu werden; aber gar bald söhnt der Vf. den Leser mit sich aus, durch die ergreifende

Wahr-

Wahrheit, mit welcher er die todte und die lebendige Natur schildert; durch die ästhetische Kraft, mit welcher er selbst das Unbeschreibliche darstellt; durch die Hoheit und den Adel seiner Gefühle; durch die erhabnen Contraste des Reizenden mit dem Schrecklichen, der Freude mit der Traurigkeit. Einen reinen Genuss gewährt daher diese Lectüre nicht; und es scheint, dass der Geist des Vf., von Ideen überströmt und überfüllt, das was er in solcher Fülle empfangen hatte, dem Auge des Lesers nicht in der reinen und geläuterten Gestalt darstellen konnte, durch die zwar dem Erhabnen und Grossen selbst nichts zugesetzt wird, unter dem es aber doch in dem Gemüthe einen bessern Eingang und eine traulichere Aufnahme findet. Wenn der Vf. dieses Buch noch einmal schrieb, so würde er vielleicht alles das, was bloss *spasshaft* und *lustig* ist, auch die zu weit ausgesponnenen Scherze, die nur wahren, aber nicht neuen, Räsonnements, welche hier bisweilen die Stelle der Lückenbüsser vertreten, auch manche Beschreibung, da, wo sich die Beschreibungen allzu sehr häufen, oder, wo man statt eines Gemäldes einen Zug der Empfindung erwartet, und endlich alles, was die Laune *allein* erzeugt hat, wegstreichen, ohne doch der hohen ästhetischen Kraft in so vielen glücklich erfundenen, wenn auch schon seltsamen, Ausdrücken, in so vielen neuen und überraschenden Gleichnissen, mit einem Worte, in dem was den grössten Theil dieses Buches füllt, das mindeste zu entziehen. In den beiden vor uns liegenden Bänden ist die Geschichte noch im Werden, und die Fäden sind angesponnen, aus denen der Knoten geschürzt werden soll. Gegen das Ende wird die Erwartung der Folge sehr lebhaft erregt. In dem Gange der Handlung ist einiges im hohen Grade romantisch, vieles dem alltäglichen Laufe des menschlichen Lebens vollkommen angemessen; aber darum nicht weniger anziehend. Es wäre zu wünschen, dass das erstere aus dem letztern entspränge, so würde auch das Ungewöhnliche wahrscheinlich, ja selbst nothwendig scheinen; während hier das Romantische mit dem Alltäglichen nicht durch eine innere Verbindung, sondern durch den gemeinschaftlichen, über das eine, wie über das andere verbreiteten zauberischen Schleyer der Darstellung und den alles durchströmenden Ton der Empfindsamkeit vereinigt ist. Unter der Menge von Personen, welche in diese Geschichte verflochten sind, ist nicht eine, mit welcher wir nicht bekannt, ja vertraut würden, den seltsamen Ottomar ausgenommen, welcher in der übrigen Gesellschaft steht, wie ein Geist aus der andern Welt; unter den mit Fleisch und Bein umkleideten Geistern der gegenwärtigen. Die Wahl der Situationen, die Entwicklung des innern Zustandes der handelnden Personen, und die eingestreuten Reflexionen verrathen überall den tiefen Blick des Vf. in die Geheimnisse des menschlichen Herzens; aber indem wir diese Kenntniss bewundern, bewundern wir doch fast noch mehr die Zartheit und Feinheit, mit welcher er die gemachten Entdeckungen zu ergreifen und an das Licht zu ziehen versteht. Hier mögen nur einige charakteristische Stellen zur Probe stehn, welche eine Absonderung erlauben, und uns gerade zuerst wieder in die Augen fallen. II. S. 339. Es gibt, sagte Beata, tugendhafte Tage, wo man alles vergibt und alles über sich vermag; wo die Freude gleichsam im Herzen kniet und betet, dass sie länger dabliebe, und wo alles in uns ausgeheitert und beleuchtet ist — *wenn man dann vor Vergnügen darüber weint, so wird dieses so so gross, dass alles wieder vorbey ist.*" II. S. 292. Gustav fehlte: er trank seinen Brunnen noch, und verirrte sich in die Reize der Gegend, um eigentlich den grössern Reizen ihrer Bewohnerin zu entkommen. Das Glück ausgenommen, sie zu sehn, kannt' er kein grösseres, als das, sie nicht zu sehn. Sie spricht nicht von ihm: er nicht von ihr; seine herausrollenden Gedanken an sie werden nicht zu Worten, sondern zu Erröthungen." I. S. 308. Mir ist's unmöglich, von einem Mann, mit dem ich unter einer Stubendecke sitze, das Schlimme zu denken, das ich bisher von ihm gehört oder auch geglaubt habe, und es ist wahrlich nicht einerley, ob uns ein Tisch oder eine Chaussee trennt. Wenn du einen von Hörensagen hassest, so gehe in sein Haus, und sehe zu, ob du, wenn du in seinen Gesprächen so manchen schönen Zug, in seinem Betragen gegen das Weib oder Kind, das er liebt, so manches Zeichen der Liebe aufgefunden hast, ob du da mit dem hereingebrachten Hasse wieder hinausgehst. War gegenwärtiger Vf. in seinem Leben gegen etwas eingenommen, so waren's die Grossen; seitdem er aber in seinen Clavierstunden zu Scheerau Gelegenheit gehabt, mit manchem Grossen unter einem Deckengemälde zu stehn; seitdem er selbst unter diesen Riesen mit herumspringt, so sieht er, dass ein Minister, der ein Volk drückt, seine Kinder lieben, und dass der Menschenfeind am Sessionstisch ein Menschenfreund am Nähepult seines Weibes seyn kann. *So haben die Alpenspitzen in der Ferne ein kahles steiles Ansehn, in der Nähe aber Platz und gute Kräuter genug.* I. S. 389. Nichts ist mir gefährlicher, als mit zwey, drey Fingern an ein Frauenzimmer zu picken und anzustreichen — mit dem ganzen Arme hinan zu kommen, ist für mich ohne alle Gefahr; so wie etwa die Nesseln weit mehr brennen, leise bestreift, als hart gefasst. I. S. 246. Ein zarter Körper und ein zarter Geist reiben einander auf. Beata hängt, wie alle von dieser Krystallisation, ein wenig zur Schwärmerey, Empfindsamkeit und Dichtkunst hin, aber was sie in meinen Augen hoch hinauf stellt, ist ein Ehrgefühl, eine demüthige Selbstachtung, die, meinen wenigen Bemerkungen nach, ein Erbtheil, nicht der Erziehung, sondern des gütigsten Schicksals ist. Diese Würde sichert ohne prüde Aengstlichkeit die weibliche Tugend; wenn man aber dieses weibliche *point d'honneur* erst einerziehen, einpredigen muss; — ach wie leicht ist nicht eine Predigt besiegt! Frauenzimmer, die sich selber achten, umringt eine so volle Harmonie aller ihrer Bewegungen, Worte, Blicke. — — Ich kann sie nicht schildern; *aber die sind zu schildern, die der Rose gleichen, welche unten, wo man sie nicht bricht, die längsten und härtesten Dörner hat, aber oben, wo man sie geniesset, sich nur mit weichen und umgekrümmten verpanzert.*"

Leipzig, b. Göschen: *Versuch einer Anleitung zu Anlegung eines Gartens im englischen Geschmack.* 1794. Mit zwey illuminirten Kupfern. 68 S. 4.

Die schöne Gartenkunst hat einige ihr eigenthümliche Schwierigkeiten zu überwinden. Unter diesen ist wohl die grösste: die Mannichfaltigkeit der Gesichtspunkte, aus welchen sie ihre Schöpfung betrachten lassen muss, und unter welchen diese durchgängig, wenn schon nicht in gleichem Grade, schön seyn soll. Von der kunstlosen Natur fodern wir auf unsern Wanderungen nicht, dass sie uns ununterbrochen von einer reizenden An- oder Aussicht zur anderen führe; wir behalten auf unbedeutendern Strecken die verlassene Schönheit in frohem Andenken, und jede neue überrascht uns, weil wir sie nicht vermuthen konnten. Dagegen ist unsre Erwartung schon zum voraus gespannt, wenn uns der *Gärtner* den *Weg* vorzeichnet, den wir wandern sollen; wenn uns seine überall durchblickende Sorgfalt nicht bloss zu einer gefälligen Parthie hinzuführen verspricht, sondern es auch übernimmt, die kleine Reise selbst angenehm zu machen. Werden wir im Wandern nicht so beschäftigt, dass wir unsre Erwartungen vergessen, so ist alle sanfte Ueberraschung unmöglich. Die Anlage der Gänge, bey welcher auch der geringste Uebelstand das Auge beleidigt, ist daher sehr wichtig, weil diese die Nebengesichtspuncte bestimmen, und also eigentlich erst Verbindung in die einzelnen Theile des Gartens bringen, das heisst, die Gegenden zum Garten, zu *einem* überdachten Ganzen machen. Je seltner nun Rec. diese planmäsige Einheit in sonst glücklichen Anlagen angetroffen hat, desto mehr hätte er gewünscht, dass der Vf. dieses Versuchs, der sonst in theoretischer und praktischer Rücksicht so viel Kenntniss verräth, mehrere Anleitung zu Anlegung der Wege gegeben hätte, und dieses um so mehr, da er, vorzüglich auf der rechten Seite seines Grundrisses, hinlängliche Proben einer in Verzeichnung der Gänge geschickten Hand abgelegt hat. Sollte bey dieser Zeichnung etwas zu erinnern seyn, so wär es vielleicht, dass darin nicht genug Bedacht auf Bewegung der Spatziergänger genommen ist, indem sich sämmtliche Wege in dieser auf 18 Acker grosen Anlage mit 12 bis 1500 Schritten möchten ausmessen lassen, auch diese Wege so wenig Verbindung haben, dass man entweder die grosse Tour ganz machen, oder gerade umkehren müsste. Wenn übrigens in dem Garten eines Privatmannes, der gewöhnlich einsam genug ist, durchaus noch eine besondere Einsiedeley seyn soll, so dürfte diese doch keine Aussicht haben, noch weniger aber geben, wie beides für die *Clause* auf der Zeichnung absichtlich menagirt ist. Unter den, durchgängig sehr wichtigen und erprobten, Regeln des Pflanzens der Bäume und Sträucher ist besonders die durch die Zeichnungen 1 und 2 erläuterte Anweisung, wie schnellwüchsiges Holz so anzubringen, dass es langsamer wachsende Sorten weder verdecke noch verdrücke, äusserst praktisch und desto nützlicher, da diese verschiedenen Sorten auf der Zeichnung mit Zahlen unterschieden, und im Texte grossentheils beniemt werden. Ein solcher Unterricht ist lehrreicher, als leere Declamation über empfundene Gartenschönheit, deren Darstellung nicht in der Macht eines jeden steht, der Grund und Geld hat.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Nürnberg, b. Grattenauer: *Versuch eines Lehrbuchs der Fabrikwissenschaft*, von D. J. H. Jung. 2te Aufl. 1794. 636 S. 8.

Leipzig, b. Voss u. C.: *Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1791.* 5te Aufl. 1794. 348 S. 12.

Frankfurt u. Leipzig: *Einfälle und Historien zur Unterhaltung in Gesellschaften.* 2te Ausg. 1794. 112 S. 8.

Leipzig, b. Crusius: *Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand*, von M. K. S. Thieme. 3te Aufl. 1795. 182 S. 8.

Lingen, b. Jülicher: *Predigten bey ausserordentlichen Gelegenheiten in Haag und in Amsterdam* gehalten von E. H. *Mutzenbecher.* 2te Aufl. 1792. 208 S. 8.

Gotha, b. Ettinger: *Auszüge aus den Predigten über die christliche Glaubens- und Sittenlehre gehalten* von G. F. *Götz.* 2te Aufl. 1794. 446 S. 8.

Berlin, in d. Vossischen Buchh.: *Hamlet, Prinz von Dänemark.* 3te Aufl. 1795. 152 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Wien: Ideen zur richtigen Beurtheilung eines Schauspiels.* Ein Fragment für den Theil des Publicums, der minder denkt. 1790. 8. (mit Zueignung 39 S.) — Eine kleine, sehr unwichtige Schrift, die, wie der Vf. sagt, durch das Getöse mancher Bravoschreyer im Schauspielhause ist veranlasst worden. Diese wenigen Blätter sind, wie es scheint, für Ofen und Pest geschrieben, und man bekommt eben keine gar zu günstige Meynung von jenem Publicum, wenn man diese Ideen durchliest. Es sind zusammengeraffte Theatersprüche, ohne Plan und Ordnung, hie und da verziert mit einigen glänzenden Lappen aus Schink's Dramaturgie, Mendelssohns philosophischen Schriften u. s. w. Der Stil ist durchaus seicht, und allenthalben stösst man auf Schreibfehler. „Für den Theil des Publicums, der minder denkt," sollte wohl heissen: „der minder unterrichtet ist." — Woher kommt es doch, dass *minder denkende* und *minder unterrichtete* sich so gern zu Lehrern aufwerfen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. April 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. Wallishausser: *Melchior Striegel ein heroisch-episches Gedicht für Freunde der Freyheit und Gleichheit.* Herausgegeben von *J. E. Ratschky. Dritter und vierter Gesang.* 8. 1794. Mit fortlaufenden Zahlen von 111 bis 224.

Mit Vergnügen sehen wir, dass die Quelle des Witzes in dem dritten und vierten Gesange noch eben so reichhaltig fliesst, als in dem ersten und zweyten. Wir wünschen nur, dass Hr. R. uns bald auch mit den zwey letzten beschenken, und die politischen Lächerlichkeiten, noch weil sie im frischen Angedenken sind, benützen möge. Der Raum verstattet uns nicht den Inhalt dieser Gesänge so herzusetzen, wie ihn der Vf. auf eine komische Art entworfen hat. Wir geben also nur einen kleinen Auszug der Hauptbegebenheiten. *Dritter Gesang.* Striegel legt eine Kegelfehde bey, indem er die Kämpfer durch einen Virgilischen Exorcism entwaffnet. Proclam des Freyheitsclubbs an den Hn. Pfarrer Fiek im Puncte der Priesterehe. Die Folgen davon. Der alte Striegel bricht wegen einer Speculation mit Apfelmost von Schöpsenheim auf, und sein Sohn nützt diese Gelegenheit einen Nationalconvent zu installiren. Er macht sich selbst zum Präsidenten. Auch die übrigen Würden werden vertheilt. *Vierter Gesang.* Der Nationalconvent beginnt seine Sitzungen. Er schafft den Krakauer Calender ab und nimmt den Pariser an. Der Volksrath zerfällt in Factionen, und es entstehen Berg und Ebne. Der Gastwirth Fips wird als Moderantist aus dem Convente gestossen. Process wegen einer Timoleonsnase. — Aus vielen vortrefflichen Stellen heben wir den Anfang des vierten Gesanges als eine Probe aus, welche gewiss alle Freunde der Dichtkunst nach dem Ganzen lüstern machen wird.

Schweisstriefend hab ich diess Werk des Genies
(Dank sey den pierischen Schwestern?) nun bis
Zur Hälfte vollbracht. Gott Phöbus gebe,
Dass meine Striegliade noch lebe
Wenn Butlers Loos einst der Welt mich entrückt!
Denn von dem ältesten Ueberbleisel
Der Autorschaft bis zum neusten Geschreibsel
Vom Sanchoniaton bis herab
Zu Meister Cramers Nefeggab
Däucht unter den Geistesgeburten mich keine
Vollkommner und tadelloser als meine.
Sollt irgend ein Leser sich dran nicht erbaun
So sag er es jedem; nur mir nicht; denn traun!
Er würde für immer, statt so was mich glauben
Zu machen sich meiner Achtung berauben.

In einer Note heisst es: mein gelehrter Herr Mitbruder Cramer schrieb in seinen unter dem Titel Nefeggab zur Beleuchtung der Geschichte der Sansculotterie an das Licht gestellten Rhapsodien *de regeneratione mundi* viel Erbauliches. Von dem lehrreichen Werke dieses Geschichtschreibers der modernen Kosmogonie soll, wie ich vernehme, nächstens eine Ausgabe mit dem wahrscheinlich gewisse Vorwürfe naseweiser Zoilaster *per figuram ironiae* abfertigenden Motto erscheinen.

J'ecris en insensé, mais j'ecris pour des fous.

Hr. Cramer hat diese Demüthigungen wohl verdient. Denn obschon seine democratischen Aeusserungen mehr von einem angebrannten Gehirne als von einem bösen Herzen zeugen, so haben sie doch nicht wenig zu dem Argwohn beygetragen, den mancher deutsche Fürst und Fürstenfreund auf die Gelehrten seines Vaterlands geworfen hat. Zum Unglück spielet oft Zufall oder Bosheit gerade solche Bücher in die Hände der Mächtigen, und macht sie hierdurch zu erklärten Feinden eines Standes, dessen gröster und würdigster Theil doch schon nach der Natur seiner Beschäftigung Ruhe und Ordnung wünschen muss.

Die Flecken in diesen Gesängen kommen gegen die Vorzüge derselben kaum in Anschlag. Sie bestehen in einigen wenigen Reimen, die man nach der hochdeutschen Aussprache für nicht recht canonisch halten wird, z. B. S. 209. *enthielt* auf *Bild*, und in dem manchmal fehlerhaften Periodenbaue, den wir schon in der Recension der ersten Gesänge getadelt haben. Wer muss nicht folgende Verse öfter lesen, wenn er den Sinn herausbringen will? S. 157.

Gelockt von dem heillosen Hunger nach Geld
Der Waghals' aus allen Theilen der Welt
(Trotz Kapern Scorbut und Wasserhosen
Und trotz der Gefahr, sammt allen Matrosen
Von Wallfischen sich *sine lux sine crux*
Verschlungen, oder nach dem durch Cooks
Bedrängniss berüchtigten Eyland Kerguelens,
Dem Feuerland oder den wegen des Stehlens
Verrufenen Inseln durch einen Orkan
Verschlagen zu sehn,) auf dem Ocean
Umher treibt, riss nun auch der industriöse
Erzeuger Melchiors von der Frau Rose
Sich los und brach mit dem zum Verkauf
Vorräthigen Cider von Schöpsenheim auf.

Ein so vortrefflicher Schriftsteller, wie Hr. R., der bey der Deutlichkeit nur gewinnen kann, darf sich dergleichen Dunkelheiten nicht nachsehn.

1) Quedlinburg, b. Ernst: *Blumen für deutsche Jünglinge und Mädchen*, vom Verfasser der Schicksale einiger Liebenden. 1794. 448 S. 8.

2) Ebendas.: *Lösemann und Rieckchen*, oder *frühere Schicksale eines halben literarischen Märtyrers*. 1794. 240 S. 8.

3) Berlin, b. Schöne: *Die schöne Diane*. Berlins erstes öffentliches Mädchen. 1794. 160 S. 8.

4) Budissin u. Leipzig, b. Arnold: *Amor und Hymen*, oder romantische Scenen der Liebe und Ehe aus der wirklichen *Welt entlehnt*. Herausgegeben von *Joseph aus der Grube*. 1794. 200 S. 8.

1) Diese sogenannten *Blumen* enthalten 1) die *Geschichte Lösemanns und Rieckchen oder die frühern Schicksale eines halben literarischen Märtyrers* die, wie man aus Nr. 2. sieht, der Verleger für gut gefunden hat, ohne die mindeste Erwähnung, unter einem besondern Titel in die Welt zu schicken. Wir finden an diesem Werke nichts zu rühmen, als die Aufrichtigkeit, mit welcher ihr Vf. die Entstehung desselben erzählt. Er arbeitete zuerst den zweyten Abschnitt aus, und erst nach Endigung desselben fiel ihm bey, auch die frühern Schicksale seines Helden darzustellen, um dem Ganzen der Geschichte *mehr Ausdehnung zu geben*. Hierauf wollte er den Schluss zu seiner Geschichte *suchen*, und damit die Feder niederlegen. Aber — *post nubila Phoebus*, dachte er, und sammelte auf seinen einsamen Spaziergängen Ideen zur Wiederanknüpfung des schon abgerissnen Fadens, — und so entstand der dritte Abschnitt. Auf die Kunst, eine Geschichte zu *dehnen*, versteht sich der Vf. Alles trägt in derselben den Stempel einer niedrigen Denkungsart, die sich nicht einmal in der Einbildung zu erheben vermag. Wir wünschen dem Autor *einen soliden Posten*, *eine häusliche Einrichtung*, *Frau und Kinder*, Dinge nach denen er sich, laut der Vorrede sehnt; und da er bey den letztern die Stelle eines Informators selbst zu vertreten verspricht, so hoffen wir, dass ihm dann keine Zeit mehr übrig bleiben werde, Romane drucken zu lassen. II. *Die schöne Rheinländerin*, nach einer Romanze bearbeitet. Die schöne Rheinländerin führt den Namen *Sophia*, einen Namen, der, wie sich der witzige Vf. ausdrückt, im umgekehrten Sinne genommen, ihrer Denkungsart und Aufführung angemessener war. Denn erstlich: Sie liebte den Wein, und zweytens das männliche Geschlecht. „Uebrigens versichert er, dass, *wenn* die Behauptung eines gewissen Schriftstellers wahr sey, dass der Genuss des Weines in den Oberrheingegenden die weibliche Jugend zu Ausschweifungen geneigter mache, seine Geschichte *nicht zum Beweise dieser Behauptung dienen solle*. III. *Der Brief eines Ungenannten*. Eine Studentenverliebung im Studententone erzählt. Sehr menschenfreundlich ist es, dass der Vf. seiner Geschichte einen Anhang beyfügt, um, wie er sagt, der Schwester der Heldin *auch einen Mann zu geben*. IV. *Die Geschenke*: Der Vf. versichert, dass dieses Stück nicht für die Bühne geschrieben sey. Wo gäbe es auch ein Parterre, das solche Erbärmlichkeiten anzuhören im Stande wäre?

3) Die *schöne Diana*, durch ein Ungeheuer von Fürsten ihrer Unschuld beraubt, kömmt am Ende dieses Theils erst in Berlin an, und wir haben also wenigstens noch einen Band zu erwarten, dessen Inhalt der Vf. am Schlusse des gegenwärtigen S. 160. kürzlich anführt, um, wie er sagt, *die Erwartung zu spannen*. Er glaubt also auf drey Zeilen möglich zu machen, was ihm auf zehn Bogen nicht gelungen ist. Bis jetzt ist das Ganze eine Verführungsgeschichte, wie sie in Romanen und Comödien sehr alltäglich, in der wirklichen Welt aber, dem Himmel sey dank! sehr selten sind. Der Vf. hat nicht einmal Gedächtniss genug, seinen eignen Dichtungen treu zu bleiben. S. 71. heisst es: „Des Fürsten ganze Wollust erwachte, sein Augen *tümmeln* (?); er schliesst das zitternde Mädchen brünstig in seine Arme. *Er war ein schöner Mann*.“ und S. 91. Warum? fragt hier mancher neugierige Leser. — War der Fürst etwa ein schöner Mann? *Nein, das war er nicht im geringsten*; er hatte weder Figur, noch ein anziehendes Aeussere.“ — Den Geschmack des Vf., seine Menschenkenntniss, und seine Kunst zu dialogiliren, mögen folgende kleine Proben charaktisiren. S. 64. *Oberförster*. Kennst du das *eiserne* Gesetz nicht? *Diane*. *Ich will dieses Eisen glühend machen; es soll durch meine brennenden Thränen weich werden*. S. 87. ich will ihm bey meinem Sterben auf dem Schaffotte Dinge sagen, die sein verwöhntes Ohr nie gehört hat, will eine Blutschande über ihn anhäufen, *dass keine Sonne mehr durch diesen schwarzen Klumpen dringen* soll. S. 129. Diane unterredet sich in der Gegenwart und in dem Zimmer des Fürsten mit der vornehmsten Maitresse desselben!

Die Diane: Aber welche Impertinencen!

Dame: Nichts als lautere reine Wahrheit, urtheilen Sie, meine Gnädige.

Jetzt liess sich die Dame aufs freundschaftlichste zum Hören herab; Diane hatte ohne Wissen ihr dieses Beywort gegeben.

Der Fürst. Heraus! ich befohl' es, gleich heraus! was will das Mensch hier?

Die Dame. Nein, ich befehle, sie soll bleiben.

Der Fürst. Und ich befehle, sie soll gehn.

Die Dame. Sind Sie unklug! Begegneten Sie mir je so?

Der Fürst. Ihr schändliches Weiberzeug, ich will mit euch allen nichts mehr zu schaffen haben.

Die Dame. Also hätte ich wohl gar meinen Abschied? Ha, ha, ha, es kostet mir ja nur einen Blick! u. s. w.

4) Die drey Erzählungen, welche in diesem Buche enthalten sind, wetteifern um den Preis der Unwahrscheinlichkeit. Die wirkliche Welt, welche der Vf. zu schildern verspricht, ist die Welt der elenden Romane, in denen alles möglich und leicht ist, was sich ihre Verfasser

fasser etwa selbst wünschen und träumen mögen. So schwingt sich in der ersten dieser Erzählungen ein junger Mensch, welcher nichts studirt hat, als die Poeten, in seinem neunzehnten Jahre, durch seine Verdienste, zum Major empor, und wir würden ihn noch vor seinem zwanzigsten zum Feldmarschall avanciren sehn, hätte ihn nicht die Cabale von dem Heere entfernt. Doch auch diess gereicht zu seinem Glück, und er wird auf der Stelle, auf Befehl des Erbprinzen, Staatsminister mit unumschränkter Gewalt. Dass er an dem Hofe Feinde findet und ihre Cabalen durch seine Klugheit besiegt, kann man sich denken. Zu den Personen der Welt unseres Vfs. gehört auch ein wollüstiger Fürst, ein eingefleischter Teufel von Obersten, welcher seine eigne Nichte in einem Walde nothzüchtigen will, aber von dem Staatsminister, dem Liebhaber der Nichte, glücklich daran verhindert wird; eine verbuhlte Maitresse, die den Helden in ihre Netze zu ziehen sucht, aber mit Schimpf und Schande, ja gar mit dem Tode, belohnt wird. Aus allen dem ist eine sehr schauerliche und rührende Geschichte zusammengewebt, in welcher nichts possierlicher ist, als die allmählige Veränderung der Sprache, deren anfänglicher Schwung gegen ihren endlichen Fall sich ungefähr so verhält, wie die Illumination, mit welcher die Geschichte schliesst, gegen die Mondscheinnacht, mit der sie beginnt. Doch fast noch lustiger sind die gelehrten Anspielungen, mit denen der Vf. um sich wirft. Ein Kapitel überschreibt er: *It must so be. Cato. Addison.* Ein wichtiges Citat! Doch S. 24. bekommen wir gar einen griechischen Vers in den Kauf. Aber nicht nur seine Gelehrsamkeit, auch seine Vorsicht verdient Bewunderung. S. 12. thut er gute Wünsche für den ruhigen und ungestörten Fortgang der Liebe des Paares, das er uns eben in einer empfindsamen Scene gezeigt hatte. Aber sogleich besinnt er sich eines bessern, weil ihm einfällt, dass, bey der Erfüllung seines Wunsches, der Roman ein Ende haben müsste. „Aber nein, ruft er aus, ich wünsche Hindernisse eurem Glück, denn überschwenglich ist jedes Glück im Arme der Gefahr!" S. 17. Ferdinand, Kronprinz im Lande Roll (der Vf. sieht sich genöthigt, Länder und Städte zu nennen, die gar nicht existiren, *denn er wünscht nie anzustossen*) hatte u. s. w. Mit dieser Klugheit contrastirt die Impertinenz S. 3. Sein Lehrer war sein eigner Vater, der, *wider sonstige Sitte der Grafen*, kein Dummkopf geblieben war, eine Aeusserung, welche man einen solchem Kenner der Welt, wie unser Vf. ist, immer zu Gute halten kann. So wenig übrigens die Charaktere, die Begebenheiten, die Denkungsart und Sprache der handelnden Personen aus der wirklichen Welt ist, so sehr sind es die Ausdrücke, *nackt A—* und *der König hat mir einen D— zu befehlen;* die der geschmackvolle Schriftsteller seinen empfindsamen und weinerlichen Tiraden eingemischt hat.

Breslau, b. Gutsch: *Ehestandsvorbereitungen* in lehrreichen Schilderungen oder Amor und Hymen in ihrer Blösse. 1794. 255 S. 8.

Es fehlt dem Vf. dieser Schrift nicht ganz an Talent zur Schriftstellerey. Er besitzt einiges Gefühl und etwas Einbildungskraft; er hat, doch, wie es scheint, nur auf einem kleinen Schauplatze, mancherley beobachtet; er hat einige guten Schriften gelesen. Daher gelingt ihm bisweilen eine Bemerkung, ein Ausdruck, ein einzelner Satz; aber selten ist eine ganze Periode tadelfrey. Er scheint keine gelehrte Bildung genossen zu haben. Wie könnte er sonst schreiben: *eine Pourlesque; pourlesque Menschen; Panseen; ein dücker Wanst; auf Dörnern wandeln; für dem Spiegel sitzen: sie glommen* (klimmten) *Gebirge hinan;* und was dergleichen schöne Dinge mehr sind? Seine Schreibart ist im höchsten Grade ungleich. Am besten gelingt ihm die Sprache des Herzens und ein ernsthafter Ausdruck; seine Declamationen aber sind weitschweifig; seine Erzählungen uninteressant; und wenn es ihm einfällt launigt zu seyn, wird er unerträglich. Er hat sein Werk in zwey Hälften getheilt. In der erstern handelt er von der Liebe, die er nach der Verschiedenheit ihrer Gegenstände betrachtet; Romanhafte Liebe; Ritterliebe; Theaterliebe; Klosterliebe; Soldatenliebe u. s. w. In der andern handelt er von der Ehe, und zwar so, dass er bey der Verlobung anfängt und mit dem Tode beschliesst. Wir wollen gegen diese Eintheilung nichts erinnern. Aber die Bemerkungen, welche unter diese Rubriken geordnet sind, scheinen uns wenigstens grösstentheils trivial. Nach allem dem, was in so mancher trefflichen Schrift über die Weiber, die Liebe und die Ehe gesagt worden ist, wird man hier wenig neues finden. Tief wird nirgends geschöpft. Das Räsonnement ist öfters seicht und unlogisch. So will der Vf. S. 136. untersuchen, ob heimliche Liebe tadelhaft sey. „Ist es erlaubt, hebt er an, kann es mit der Tugend bestehen, dass zuweilen Jünglinge und Mädchen sich *ganz heimlich* lieben, *ohne es der Welt wissen zu lassen?* Meinen *Empfindungen* nach kann es mit der Tugend sehr wohl bestehn. *Denn* haben wir nicht eine Menge Beyspiele von heimlich Liebenden, deren Verbindung schön, tadelfrey und nachahmenswürdig ist?" Das was folgt, ist nicht besser. — Wir haben gesagt, dass die launigte Schreibart des Vfs. unerträglich sey. Hier sind einige Proben derselben. S. 47. Thalmeyer, der etwas geizig war, wollte erstlich an diess Vergnügen (das Schauspiel) nicht gern etwas wenden. Nach und nach aber bekam er doch *Appetit*, besonders aber nachdem er einmal *eine rechte Pourlesque* gesehn, *die seinen ganzen dücken Wanst erschüttert hatte.* S. 48. Das Frauenzimmerchen bezeigte nicht Lust, ihre übrigen grosmüthigen Freunde dieses Junkers wegen im Stiche zu lassen, ob sie schon auch grose Lust *zu seinen Lenden* und zu seinem Geldbeutel haben mochte. S. 64. Das Gebell derer, die sich getroffen fühlen, gilt mir *sogleich, als die stolze Wuth des kallekutischen Hahns.* Auch an Nonsens fehlt es hier nicht. S. 67. So schwindet der weibliche Busen von einer steilen Höhe zur andern, und fällt endlich, und wähnt sich noch glücklich im Fall. S. 121. Auf keine Leidenschaft wirkt die Verführung so mächtig als auf die Liebe. Sie reisst diesen uns eingepflanzten Trieb so allgewaltig dahin, dass er unzähligemal die Waffen verliert, sich zu vertheidigen. Für sich allein schon er ein gewaltiger Tyrann

über unsre Herzen, und wenn nun vollends die Verführung ihn anspornt, so steigt er zur steilsten Höhe, verliert oft auf ewig den Rückweg und wälzt sich im graunvollsten Labyrinthe umher." Ist es möglich, ungereimtere und widersprechendere Dinge vorzubringen? — Der Vf. verlangt von seinen Kunstrichtern Eintracht. „Erhebt euch, ruft er ihnen zu, und macht zu einem einstimmigen Tadel mit meinem Büchlein den Anfang!" Wir können uns nicht rühmen diesen Zuruf ganz zu verstehn; aber so viel wissen wir, dass ein Buch von einem halben Dutzend Kunstrichtern gelobt und dennoch höchst mittelmässig seyn kann.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Dresden, in d. Waltherschen Hofbuchhandl.: *Vollständiger ökonomischer Unterricht vom Brandweinbrennen, Abziehung der Aquavite, Essigbrauen, und zur Holzersparniss vortheilhafterer Einrichtung der Brennereyen*, von *J. Ch. Simon.* N. Aufl. 1795. 411 S. 8. m. K. (20 gr.)

Leipzig, b. Köhler: *F. Rehms brüderliche Belehrungen zur Vermeidung früher Wollustsünden.* 2te Aufl. 1795. 118 S. 8. (6 gr.)

Frankfurt a. M., in d. Andreäischen Buchh.: *Gemeinnützige Anleitung für Nichtärzte und Landchirurgen, wie man sich für der gegenwärtig herrschenden Ruhr bewahren und dieselbe in Ermangelung eines Arztes sicher heilen könne*, mit beygefügten Kauteln und den vorzüglichsten Recepten, von D. *J. V. Müller*, jun. u. D. *G. J. Hoffmann*, jun. 2te Aufl. 1794. 35 S. 8. (3 gr.)

Prag u. Leipzig, b. Albrecht u. C.: *Der Alte Ueberall und Nirgends.* Geistergeschichte von *C. H. Spiess*, 1 u. 2 Jahrh. N. Aufl. 1795. 391 S. 8. (1 Rthlr.)

Zelle, b. Richter: *Was soll ich zu der Beruhigung meiner Seele glauben? Was soll ich hoffen bey den mannichfaltigen Meynungen der Gelehrten?* beantwortet von einem abgelebten Greise am Rande des Grabes. Nebst Fortsetzung. 3te Aufl. 1791. 192 S. 8. (10 gr.)

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Betrachtungen über die Versöhnungslehre*, von *J. O. Wichmann.* 2te Ausg. 1794. 406 S. 8. (12 gr.)

Frankfurt u. Leipzig, b. Brönner: *Lehrreiche und angenehme Syntactische Vorübungen nach der beliebten Schellerischen Grammatik*, den Anfängern der lateinischen Sprache gewidmet von *J. G. Röchling.* 2te Aufl. 1789. 221 S. 8. (6 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Lehrreiche und angenehme Uebungen des lateinischen Stils für untere und mittlere Classen*, von *J. G. Röchling.* 4te Aufl. 1793. 376 S. 8. (12 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *G. A. Tittels Erläuterungen der theoretischen und praktischen Philosophie*, nach Hn. *Feders* Ordnung. Natur u. Völkerrecht. N. Aufl. 1794. 700 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Mainz*, in der Universitätsbuchh.: *Ueber die Einschliessung der Landstädte und anderer offenen Orte.* Eine Abhandlung, welcher die Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen im November 1791 den Preis ertheilte, von *R. Eikemeyer*, Kurmaynz. Ingenieurmajor, auch der Philos. und Mathematik ord. öffentl. Lehrer; mit Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers. m. K. 1792. 42 S. 4. (6 gr.) — Die Beantwortung der Preisaufgabe: „wie Landstädte ohne den Gebrauch der „Mauren auf die vortheilhafteste Art einzuschliessen sind" hat der Vf. in dieser Abhandlung etwas erweitert, und sehr viel zweckmässiges, auch im Allgemeinen über die Anhänglichkeit an verjährte Einrichtungen und den kleinstädtischen Absonderungsgeist gesagt, der, unerachtet es ihm noch an gepflasterten Strassen gebricht, sich in entbehrliche steinerne Mauern einzuschliessen fortfährt. Es ist über diese Materie eigentlich nichts Neues zu sagen, da das allgemeine Bedürfniss den Erfindungsgeist längst auf Befriedigung der versammelten Wohnplätze gerichtet hat; indess verdienten die mancherley Arten derselben unstreitig besser bekannt gemacht zu werden, da manche Gegenden in Benutzung der zweckmässigsten und ihrer Lage angemessensten Materialien noch sehr zurück sind. Das Verhältniss des Kostenbetrags der verschiedenen Befriedigungsarten dient dazu, die Wahl derjenigen zu bestimmen, die nicht selbst Anschläge machen können. Die in manchen an Kieseln reichen Gegenden üblichen Aufwürfe aus rohen gesprengten Feldsteinen scheinen dem Vf. nicht bekannt zu seyn; sie gewähren daurenden Schutz und befördern die Thätigkeit und die Cultur eines steinigten Landes, indem sie einer schädlichen Sache einen nützlichen Platz anweisen.

Bey Anlegung von Hecken kann die Erinnerung des Vf., dass man die jungen Stämme in Baumschulen ziehe und nicht aus fremdartigen Boden und beschützten Lagen, in welchen sie oft schon ihren Wachsthum verloren, herbeyhole, nicht genug wiederholt werden, weil die Nachlässigkeit der ersten Auswahl nicht bloss die Kosten durch nothwendiges Nachpflanzen vermehrt, sondern auch die gehegte Absicht nur spät, oft gar nicht, erreichen lässt. Nur, wenn man Zeit genug hat, die gepflanzten Stämme das folgende Jahr bey der Erde wegzuschneiden, und den jungen verdickten Nachwuchs zu erwarten, der alsdann mehrere Jahre in einander geflochten werden kann, und dann ewige Hecken, nicht bloss dem Namen nach, bildet, braucht man weniger sorgfältig in der Auswahl zu seyn, ohne das Zurückbleiben der Pflanzen befürchten zu dürfen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. April 1795.

PHILOLOGIE.

Berlin u. Stralsund, b. Lange: *Versuche einer kleinen deutschen Sprachlehre für die heranwachsende Jugend.* Von *August Hartung*, Vorsteher einiger Schulanstalten. 1792. 8½ Bog. 8. (5 gr.)

Eigentlich eine zweyte vermehrte und verbesserte Auflage eines ehemals nur zum Gebrauch der Schüler und Schülerinnen des Vf. herausgegebenen Buchs. Die heranwachsende Jugend ist, wie aus der Vorrede erhellt, der reifern entgegensetzt, für welche Hr. Adelung seine kleinere Sprachlehre geschrieben hat, dem Hr. H. in allem Wesentlichem gefolgt zu seyn versichert, Uebrigens denkt er sich eine nicht ganz uncultivirte Jugend des Mittelstandes (beiderley Geschlechts). Durchgängig sind unter die Regeln Beyspiele gesetzt, grossentheils geschichtliche Sachen enthaltend, durch deren nähere Entwickelung sich, wie er hofft, noch mancher Nebenzweck dürfte befördern lassen, wiewohl sie auch zum Theil leicht von dem Hauptzweck zu weit abführen könnten, (z. B. das, was S. 20. von Karl XII, und S. 21. von Karl V erzählt wird), zum Theil auch nicht so ganz historisch richtig sind, z. B. die Nachricht von dem Grafen von Thurn S. 71, der sich zwischen die kaiserlichen Minister stellt, sie ans Fenster schleppt, sie hinaus stürzt, und sie in einen *tiefen Morast* wirft. Hin und wieder hat der Vf. sich unvermerkt von seinem Urbilde entfernt, und alsdenn verfällt er in kleine Fehler, z. B. gleich S. 1., wo er die Buchstaben in Hülfslaute, Hülfsdoppellaute, Hauptlaute und Hauptdoppellaute eintheilt, und von der Sylbe sagt, sie sey ein vernehmlicher Laut, und werde mit einer Bewegung des Mundes ausgesprochen, da im Adelung stand, sie sey ein vernehmlicher Laut, welcher mit *einer einzigen* Oeffnung des Mundes ausgesprochen werden könne. Von gleicher Art ist die Regel S. 2., dass in jeder Sylbe wenigstens ein (Ein?) Hülfslaut oder ein Hülfsdoppellaut seyn müsse, wo *wenigstens* ganz müssig zu stehen scheint. Redetheile nimmt er nicht, wie Hr. A., 10, sondern 11 an. Er unterscheidet nemlich Eigenschaftswörter (der *weise* Sokrates) von Beschaffenheitswörtern (er ist *gross*), die er beide im Beyschluss Adjectiva nennt, da Ad. die Adverbia durch Beschaffenheitswörter übersetzt hatte, welche unser Vf. durch Umstandswörter gegeben hat. Er nimmt den Vocativ wieder unter die Casus oder Fälle auf, und sagt, „der „fünfte Fall wird seltner, und jedesmal zur Anrede „gebraucht." S. 9. heisst es: „zu welchem Geschlech„te jedes Hauptwort gehört, lernt man am besten aus der „Uebung, *besonders wenn man mit den Articeln* (Artikeln) „*bekannt ist. Denn auch der Articel hat drey Geschlechts„endigungen* u. s. w. Ist nun unser *Sprachgefühl* nur „einigermassen verfeinert, so wissen wir auch *sogleich*, „ob ein Hauptwort den männlichen, oder den weib„lichen, oder den sächlichen Articel erhalten soll." Auf dieses Sprachgefühl rechnet der Vf. überhaupt etwas viel. Schon S. 10. ist davon wieder die Rede: „Bey der „Biegung der Hauptwörter wird uns das Sprachgefühl „wieder zu statten kommen. Wir wollen daher nur „eben so viel Arten von Biegungen annehmen, als Ge„schlechter sind." Aus diesen Beyspielen wird man leicht sehen, dass philosophische Genauigkeit und Bestimmtheit des Hn. H. Sache nicht sind. Indess machen, wie dies bey vielen Schriftstellern der Fall ist, die Beyspiele mehrentheils wieder gut, was die Regel verderbt hat. Wer versteht (S. 25.): „Wenn das Personwort der, die, das, nicht mit einem Hauptworte verbunden ist, sondern *mehr hinter*, *als vor* demselben steht, so hat es im zweyten Fall der Einheit *dessen, deren, dessen?*" Allein wenn dann darunter steht: „Der „grosse Kuhrfürst, *dessen* wir oft erwähnt haben, ist „1688 gestorben;" so weiss man, was er haben will. Zu manchen Regeln ist er aber unglücklicherweise die Beyspiele nicht allein schuldig geblieben, sondern es sind sogar Beyspiele dazu ihm, wie jedermann, unerfindlich. So sagt er, das eben erwähnte *der* habe im zweyten Fall der Mehrheit *derer*, und im dritten *deren*. Will man hier nicht höchst unwahrscheinlich zwey Druckfehler annehmen (*derer* für *deren*, und *deren* für *denen*) so werden die, welche dies Lehrbuch gebrauchen, ihren Schülern die Beyspiele geben müssen: Die Fürsten, *derer* wir erwähnt haben, und die Fürsten, *deren* man den Beynahmen Gross gibt. S. 75. wird gelehrt, *wie* könne nur vergleichungsweise gebraucht werden, und dann hinzugesetzt, „Aber selbst verglei„chungsweise darf es nicht mit dem bessern *als* ver„wechselt werden." Was soll das heissen. Der Vf. will bloss sagen, selbst bey Vergleichungen sey *als* zuweilen besser, z. B. *ich bin sogut, als* du. Wenn ist aber dieses zuweilen? Das hätte er seinen Schülern sagen sollen. Antwort: wenn *so* nebst einem dazu gehörigen Adjectiv oder Adverb vorhergeht. Wenn Hr. H. unsern Rath befolgen will, so wird er bey einer neuen Auflage mehr Exempel und weniger Regeln geben; denn er selbst schreibt — Kleinigkeiten, wie *frägt, sahs, flohe*, ausgenommen — so ziemlich richtig. Mit dem, was er S. 85. ff. von der Vermeidung langer Perioden lehrt, hätte die *heranwachsende* Jugend wohl verschont werden können, und was S. 91. ff. von Metapher, Allegorie und Ironie beygebracht ist, musste, wie die Lehre von den Synonymen (*Synonima* nennt er

er sie) selbst für das minder reife Alter wohl minder dürftig abgehandelt werden, wenn es gleich so eigentlich in eine Sprachlehre nicht gehört.

BERLIN u. STETTIN, b. Nicolai: *Hennebergisches Idiotikon od. Sammlung der in der gefürsteten Grafschaft Henneberg* gebräuchlichen Idiotismen, mit etymologischen Anmerkungen und Vergleichung anderer alten und neuen Germanischen Dialekte von *W. F. H. Reinwald*, Herzogl. Sächs. Rath und Bibliothekar in Meiningen. 1793. 115 S. in gr. 8. und ½ Bog. Titel und Vorr. (14 gr.)

Eine der besten Idiotismensammlungen, die je erschienen sind! Ueberall philosophischer Scharfblick, unverkennbare genauere Bekanntschaft mit neuern Sprachen, so wie mit allen Zweigen des deutschen Stamms, und weise Sparsamkeit! Von dieser Seite kündigte sich schon 1776 Hr. R. in den *Briefen über die Elemente der germanischen Sprache* an, wovon jedoch nur der erste, der nach mehrern lüstern machte, ohne Nennung eines Namens erschienen ist. Man verkennt nicht den selbstdenkenden Nachfolger des zu früh gestorbnen Fulda, dessen Grundsätzen er im Allgemeinen treu bleibt. Idiotismen sind, zufolge der Vorrede, theils Wörter, welche die Schriftsprache nicht hat oder aus Eigensinn verschmäht, ob sie gleich oft fast durch ganz Deutschland bekannt sind, theils solche, die nur wenigen Provinzen einer gewissen Gegend eigen sind (denn eigentlich nur in *Einer* Provinz übliche Idiotismen leugnet Hr. R.), theils sonderbare Dialekte von Schriftwörtern, die ein Licht auf ihre dunkle Herkunft werfen. Zwischen der Hennebergischen besonders der bey dem niedrigen Pöbel zu bemerkenden, und der Englischen Aussprache vieler Wörter hat Hr. R. eine auffallende Aehnlichkeit entdeckt, z. B. *das Häd*, der Kopf, lautet fast wie das Englische Head, die *Hell-Dä*, Feyertage, kömmt überein mit holy-days, *lä*, legen, mit lay, *Näl*, Nagel, mit Nail, *näzelich* oder *niselich*, artig oder niedlich, mit nicely. Indessen sind nicht nur verschiedene der von ihm angeführten Wörter auch in andern Mundarten üblich, z. B. *dau* statt *du*, *Kleuen* oder *Kleue* für *Knäuel*, *Rän* für *Regen*, sondern es möchte auch wohl fast jede deutsche Mundart, vor allen aber die Niedersächsische, einen eben so reichen oder noch reichern Beweis ihrer Uebereinkunft mit der Englischen Aussprache aufzuweisen haben. Wichtiger scheint die Bemerkung, dass die Henneb. Mundart, wie das Englische, ein Particip des Aktivs in *ing* habe; allein theils ist dieses Particip nur sehr selten, theils scheint es mehr die Bedeutung der nicht ungewöhnlichen Endung *lings* zu haben. *Tormelning* (torkelnd, taumelnd) ist nemlich gleichsam so viel, wie *taumlings etc.* Folgende Bemerkungen mögen zeigen, dass Rec. das Buch nicht ohne Aufmerksamkeit gelesen hat. *Aeckern* für *Eckern* oder *Eicheln* spricht man im H. als ein zusammengesetztes Wort, *Aeck-Kern*; daraus folgt aber wohl nicht, dass es aus *Kern* zusammengesetzt sey. Man spricht hin und wieder auch *Fenn-Kohl* für *Fenchel*, und erkennt es für weiter nichts, als für eine Verlängerung von afteretymologischer Art, dergleichen *Firn-Eis* für *Firnifs* ist, welches Rec. hier suchte, aber nicht fand, ungeachtet ihm erinnerlich war, es von einem Thüringer aus der Hennebergischen Nachbarschaft gehört zu haben. *Aeptern* ist wohl das im Hochdeutschen vorkommende *äschern*, *abäschern*. *Zu bass kommen* heisst in andern Gegenden *zu Pass kommen* (s. Adelung). Die *Bern* oder *Trag-Bern* ist in Niedersachsen unter dem Namen der *Börge* bekannt, und steht in den alten Bilderfibeln unter dem Namen *Trage* neben dem *Trachen*, vor welchem Gott bewahren soll, abgebildet. *Bil-Ente* (in der Sprache mit Kindern) ist Niedersächsisch *Bil-Ente*; vgl. Dähnert in *Pülstaart*. *Fispern* heisst in der Schriftsprache *wispern*. Sollte die Redensart etwas *für seinen Fall haben* oder *f. s. F. nehmen müssen* nicht von dem juristischen Ausdruck *in folio* (in Pausch und Bogen) herkommen, da es so viel heisst, als *für lieb nehmen?* *Erfahrt* ist das Niedersächsische *verfährt*, erschrocken, verwandt mit *Befahren*, fürchten. Das zur Erläuterung von *Gaak* angeführte *Kak* (der Pranger) ist fast durch ganz Niedersachsen und den nördlichen Theil von Obersachsen bekannt. Dass *nächte* (s. gestern Abend) ehemals *urnächte*, d. i. *vor einer Nacht*, geheissen habe, ist sehr unwahrscheinlich; wenigstens wird es dadurch, dass *Ungewitter* oft sein *Un* verliert, nichts weniger als bewiesen. Hingegen lässt es sich hören, dass *onzig-nächte* so viel sey, als *and-zwienacht* oder *vor zwey Nächten*, weil *and* und *vor* bedeutet zu haben scheint. Merkwürdig genug ist, dass man im H. noch *schimpfen* oder *schimpfen* für *verliebt thun* (karessiren) gebraucht. Richtig vergleicht Hr. R. die Stelle der Zürchischen Bibelübersetzung von 1530 *Isaac schimpffet mit seinem Weyb Rebeka*. Adelung hatte eben diese Redensart aus der Strasburgischen deutschen Bibel von 1466 angeführt. Aber dies war Hn. R. vermuthlich nicht bekannt, da er das Adelungische Wörterbuch vielleicht nicht von Anfang seiner Arbeit an zu Rathe gezogen hat, ob es gleich in *Querl* und einigen andern Wörtern angeführt wird, da hingegen z. B. bey *Oelgötze* der Adelungischen Meynung gar nicht erwähnt wird. Nachahmenswürdig ist, dass den in mehrern deutschen Provinzen gebräuchlichen Wörtern ein Stern vorgesetzt ist; nur hätte dieses noch etwas häufiger geschehen müssen; z. B. in dem beschämenden Zwischenworte *eetsch* (wovon *auseetschen*, ein Rübchen schaben), in *Freund* für *Verwandter*, *Facksen* für Possen u. m. a. An Wörtern, die aus der Hennebergischen Mundart in das Schriftdeutsch aufgenommen zu werden verdienten, dürfte die Ausbeute nicht gross seyn. Rec. findet dieser Ehre fast nur das einzige *pfadig* werth, welches so viel als *wegsam* heisst (es ist wieder *pfädig* draussen), und nach Hn. R. Anzeige auch im Schweinfurtischen und Anspachischen gebräuchlich ist.

LEMGO, in d. Meyerschen Buchh.: *Werke des Plato* Vter Band, welcher den Minos, Euthydem, die beyden Alkibiades und den Parmenides enthält. 1792. 455 S. 8.

Wenn der Uebersetzer nach einem reiflich durchdachten Plane gearbeitet hätte, so würde er unter den Schrif-

Schriften des Plato eine Auswahl getroffen, und nur diejenigen, welche einer allgemeinen Mittheilbarkeit würdig und empfänglich sind, in die deutsche Sprache übergetragen haben. Er hätte dann die ausschliessen müssen, deren Inhalt nicht allgemein interessant genug ist, oder deren Behandlungsart so viel mit der Sprache verwebtes Eigenthümliche hat, dafs es in einer andern Sprache nicht dargestellt werden kann. Unter die letztern würde Rec. ohne Bedenken den Euthydem und Parmenides rechnen, welche gewiss nur sehr wenige Leser interessiren, und sollten sie auf eine lesbare Art verdeutscht werden, ausserordentlich viel Kunst erfoderten, die aber nach dem jetzigen Zustand unsrer Literatur kaum die darauf gewandte Mühe lohnen würde. Nächst diesem dürfte man auch an den Uebers. der Werke des Plato billig die Foderung machen, die einzelnen Schriften in einer natürlichen, dem Inhalte angepassten Ordnung folgen zu lassen. An alles das hat der Vf. dieser Uebersetzung, wie schon der Inhalt des 5ten B. zeigt, nicht gedacht. Wenn auch der Parmenides des Plato, wie der Vf. in der Vorrede sagt, als ein Kunstwerk des dialektischen Geistes für einige wenige Leser Interesse hat, so ist es doch durch diese Uebersetzung, ungeachtet des, wie der Vf. versichert, darauf gewendeten Fleisses, nicht gehoben, sondern vielmehr gänzlich zerstöhret worden.

Wir finden keinen Grund, das Urtheil eines andern Rec. über den 4ten Band (A. L. Z. 1787. N. 214.) bey diesem zurück zunehmen. Die Uebersetzung ist grösstentheils steif, unbehülflich, weitschweifig und matt. Die Schönheiten des Originals, die Feinheit im Ausdruck und in den Wendungen, und die meisterhafte Anlegung des Dialogs sind kaum noch an einigen schwachen Spuren kenntlich. Aber nicht genug, dafs der Geist, der im Original so lebendig ist, nicht mit übergetragen ist, man findet nicht einmal den todten Sinn immer richtig genug gefasst und ausgedrückt. Die Uebersetzung hat also nicht einmal das Verdienst der Treue, welches bey Geisteswerken von der Art, als die Platonischen sind, die unterste Stufe einnimmt. Einige Belege werden hinreichend seyn, dieses Urtheil zu bestätigen. Zuerst einige Stellen worin der Sinn verfehlt ist. In dem Minos fragt Sokrates: ob nicht unter allen Menschen das für schwerer gehalten werde was die Wagschaale sinken, und für leichter, was sie steigen macht. In der Uebersetzung heisst es S. 13. „Werden Dinge „bey uns für wichtiger gehalten, die mehrere und bedeutendere Folgen nach sich ziehen; für leichter hingegen die, deren Folgen nicht so bedeutend sind; oder „gilt das Gegentheil?" Hier hat der Uebers. das gelindeste gesagt, geschlafen, wenn er *βαρυς wichtig* und *ἑλκειν ἕλκειν mehrere Folgen nach sich ziehen* übersetzt. Auf derselben Seite läst er den Sokrates sagen. „Ueberhaupt genommen urtheilt man, dafs die Dinge wirklich und in Wahrheit dasjenige seyn müssen, wofür man sie erkennen soll, nicht aber das Gegentheil;" ein Gedanke der eher eines Sophisten als des Sokrates würdig ist. In dem Original findet man nichts weiter als den simpeln Gedanken: überhaupt urtheilt man allgemein, dafs das, was ist, wirklich ist, nicht aber das, was nicht ist. S. 26. Minos besuchte daher neun Jahre lang die Höhle Jupiters — sollte heissen *alle neun Jahre, δι ἐννάτε ἔτες*, wie der Uebers. in einer überflüsig langen Anmerkung über das *ἐννεωρος* selbst erklärt. In dem Parmenides ist der Sinn, wie man leicht erwarten wird, am wenigsten getroffen. Als Zeno die Vorlesung seiner Abhandlung beynahe geendiget hatte, kamen Parmenides, Pythodor und Aristoteles dazu, sie hörten also nur einen kleinen Theil der Abhandlung, *και σμικρ' ἄττα ἔτι ἐπακέσαι των γραμματων*. Edit. Bip. S. 73. In der Uebersetzung heisst es S. 304. diese hatten also Lust, das Wenige noch mit anzuhören. — S. 305. Sokr. „*Wenn es nun unmöglich ist, dafs das Unähnliche „ähnlich, und das Unähnliche ähnlich sey, muss es denn „nicht auch unmöglich seyn, dafs die Dinge Vielheit haben? Denn hätten sie diess, so würde ja das, was nach „dir unmöglich seyn soll, von ihnen gelten müssen.*" Es scheint also nach dieser Uebersetzung Sokrates zu seyn, der aus Zenos Behauptung Folgerungen ableitet; und doch wiederholt er nur die Hauptsätze des Zenoschen Räsonnements. Der erste Satz ist daher auch keine Frage, ob sie gleich auch der gewöhnliche Text hat. Und was heisst das: *die Dinge haben eine Vielheit?* — S. 307. „So viel aber ist richtig, ich habe geschrieben, „um der Lehre des Parmenides aufzuhelfen gegen die, „welche sie dadurch lächerlich zu machen suchen, dafs „sie sagen, wenn man den Satz gelten läfst: *Eins ist „Vieles*: so muss man auch viele andre gelten lassen, die „an sich eben so lächerlich sind, als mit jenem im Widerspruch stehen." Wie? Parmenides hat also behauptet: Eins ist Vieles? Gerade das Gegentheil, dächten wir. Noch auf der vorhergehenden Seite kann der Uebers. lesen, dafs Parmenides sagte: das All ist Eins. Diesen lächerlichen Irrthum veranlasste freylich ein im griechischen Text fehlendes Komma; es muss nehmlich gelesen werden (Edit. Bipont. S. 75.) *ὡς εἰ ἕν ἐσι, πολλὰ καὶ γελοῖα συμβαίνει πάσχειν τῷ λόγῳ*, nicht aber *ὡς εἰ ἕν ἐσι πολλὰ*: Allein diesen Fehler zu bemerken, kostete nicht viel Scharfsinn. Ein kleiner Grad von Aufmerksamkeit verbunden mit einer kleinen Mühe der Vergleichung beider Stellen, musste sogleich darauf führen. — S. 346. „*So auch (ist) gerade das, „dessen Mitte gleiche Entfernung hat von beyden Enden.*" Eine sonderbare Erklärung des Geraden, von der aber auch das Original nichts weiss. *Και μὴν εὐθύγε* heisst es S. 95., *ὃ ἂν τὸ μέσον ἀμφοῖν τοῖν ἐσχάτοιν ἐπίπροσθεν ᾖ*; gerade ist dasjenige, dessen Mitte in gleicher Richtung mit beiden Endpunkten ist. Noch eine Stelle, die ausser einigen beträchtlichen Verstossen gegen die Treue zugleich eine Probe abgibt, wie glücklich der Uebers. in Uebertragung der metaphysischen Ausdrücke gewesen ist. S. 366 — 367. „*Parm.* Denke also von „neuen nach! Wenn *ein* Eins ist, kann dasselbe denn „wohl seyn, ohne ein *wirkliches Wesen* (Wirklichkeit, „*ἐσια*) zu haben, *wonach es ist oder Bestand* hat? (ein „zwecklofer Zusatz des Uebersetzers). *Aristoteles.* Ohne „das nicht. *Parmenides.* Dieses Wesen des Einen wäre „also nicht einerley mit dem Einem selbst. Denn sonst „wäre

„wäre jenes weder das Wesen von diesem, noch hätte „dieses an jenem, als seinem Wesen, Theil; sondern „es würde einerley seyn, ob man sagte, *Eins seyn*, oder „*Eins ist Eins*. Nun aber ist unser Satz nicht: wenn „etwas als Eins erkannt werden muss: sondern wenn „ein Eins ist. Nicht wahr?" Ohne die Fehler dieser Stelle der Reihe nach zu beleuchten, wollen wir lieber versuchen, ob sich das nicht verständlicher und treuer übersetzen lasse. *Parmen*. Lass uns noch einmal von unserm ersten Satz ausgehen — Kann das Eine, wenn es *ist*, seyn, ohne Wirklichkeit (ein Seyn) zu besitzen? *Arist*. Unmöglich. *Parmen*. Das Seyn und das Eine ist also nicht einerley; Sonst könnte das Seyn nicht dem Einen beygelegt, und dieses nicht an dem Seyn Antheil nehmen, und es wäre gleichgeltend ob man sagte: das Eine ist, oder Eins Eins. Nun ist aber der Gegenstand unsrer Untersuchung nicht, was aus dem Einen sondern was aus dem Einem, wenn es ist, folget. — So ist die Uebersetzung des ganzen Parmenides beschaffen, und man wird nun leicht beurtheilen können, ob es nicht besser gewesen wäre, ihn ganz unübersetzt zu lassen. In den übrigen Dialogen, wo der Schwierigkeiten und daher auch der Fehler gegen die Treue weniger sind, ist doch der Ausdruck äusserst schleppend, matt und von allen feinen Zügen des Originals entblösst. Hiervon nur noch einige Proben aus dem ersten Alcibiades. S. 173. *Sokr*. Was könnte es also wohl seyn, worüber sie sich berathschlagen müssten, wenn du befugt seyn wolltest, ihnen Rath zu ertheilen? *Alcib*. Wenn sie sich, Sokrates, über ihre eigene Angelegenheiten berathschlagen. *Sokr*. Etwa über den Schiffbau, wie nemlich die Schiffe gebaut werden müssten, *Alcib*. Nein Sokrates, S. 177. „*Sokr*. Ganz recht! Was ist nun das, was den Regeln dieser Kunst gemäss ist? wie ich dir vorhin benannte, was den Regeln der Gymnastik gemäss ist. Wie willst du es nennen: wie geschieht es? *Alcib*. Musikalisch denke ich. *Sokr*. Ganz recht. Nun weiter! Das Bessere bey Krieg und Frieden, wie nennst du das? Wie du so eben das Bessere in dem einem Falle das *Musikalischere*, und in dem andern das *Gymnastischere* nennen musstest, so benenne mir nun auch hier das Bessere." —

Der Uebersetzung sind noch hier und da Anmerkungen beygefügt von verschiedenem Inhalt. In einigen erläutert der Vf. einige geographische, historische und mythologische Gegenstände, auf die angespielet wird, andre sind philologisch und kritisch, und betreffen entweder die Rechtfertigung einiger Stellen der Uebersetzung oder Berichtigung des Textes, oder die Erklärung einiger Worte und Stellen. Es ist nicht zu leugnen, dass sie manches Gute enthalten z. B. S. 317. eine gute Verbesserung einer Stelle im Parmenides p. 82. Allein ein grosser Theil ist nicht nur unbrauchbar sondern auch unrichtig. So heisst es S. 304. vom Ceramicus, es sey der bewohnte Theil ausserhalb Athen, wo die Philosophen (alle?) ihre Gärten und Schulen hatten. Man vermisst dabey auch einen festen Plan, indem sie nicht für einerley Art von Lesern zweckmässig sind, auch oft da fehlen, wo sie sehr nöthig wären. In den einigen Dialogen angehängten Bemerkungen stellt der Vf. meistentheils eine kurze Untersuchung über den Zweck des Dialogs an, und zieht die Hauptsätze heraus, doch wird er denkende Leser und Forscher auch hier nicht sehr befriedigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Schöne: *Versprechen macht Schuld, oder was thut die Liebe* nicht! Ein Lustsp. in 3 A. von *K. G. Mierfch*, 1793. 95 S. 8. Baron v. Rumberg hat einst bey einem Schmause versprochen, dass seine Tochter Julie, entweder den jungen Grafen Rosenhayn, den Baron Dittersdorf, oder den Baron Hüben heyrathen soll. Hierauf gieng er nach Spanien, wo er 10 Jahre blieb; Julien liess er seiner Schwester zurück, um sie in einem Kloster erziehen zu lassen. Allein sie behielt das Mädchen bey sich, so lernte sie den Obersten v. Grottenberg kennen, und beide liebten sich. Baron v. R. kommt endlich zurück. Von seinen drey alten Freunden ist nur der alte Dittersdorf noch übrig geblieben, und da sein Sohn gestorben ist, so erscheint er mit dem jungen Grafen Rosenhayn und dem Baron Hüben als Freyer. Grottenberg fürchtet Julien zu verlieren; er, Julie und die Tante machen also den Plan, diese drey Freyer auf die Seite zu schaffen. Julie muss sich ganz einfältig stellen, damit ihr Vater glaubt, sie sey im Kloster erzogen worden. Grottenberg geht zu seinen Nebenbuhlern, und zwingt sie durch Grobheiten, die dem plumpsten Grenadier seines Regimentes Ehre machen würden, Julien zu entsagen, und dem Vater sein Versprechen zurückzugeben. Nur eine kleine Probe, wie fein der Hr. Oberste die Art der Soldaten schildert: Grottenberg sagt in dem 6ten Auftr. des 2ten Actes zum Grafen Rosenhayn: „A propos! noch ein Wörtchen ins Ohr; hüten Sie sich, künftig „einen (m) Mann (e) ins Gehege zu gehen, der so einen Rock „trägt, denn das sind die impertinensten (testen) Kerls unter der Sonne. Sie verstehen nicht den geringsten Spass und „sind gleich mit der Fuchtel da; auch haben sie so eine gewisse „Antipathie gegen die jungen süssen Herrchens (Herrchen) und „bey der geringsten Sottise setzt es denn (dann) oft Nasenstüber." — So übertrieben fade und erbärmlich als Graf R. kann es gar kein Geschöpf in der Natur geben. Wir bedauerten Julien, dass sie einem Manne wie Grottenberg zu Theil ward, der nichts thut, um zu ihrem Besitze zu gelangen, als dass er Leute, die er zum erstenmale sieht, auf die unanständigste Art misshandelt. Auf die conventionelle Achtung hat jeder Sterbliche Anspruch, und Niemand ist berechtigt, sie ihm zu versagen. In der Sprache ist weder Salz, noch Würze; und grammatikalische Fehler findet man häufig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. April 1795.

PHILOSOPHIE.

HALLE, in der Rengerschen Buchh.: *Antimachiavel oder über die Grenzen des bürgerlichen Gehorsams.* Auf Veranlassung zweyer Aufsätze in der Berliner Monatsschrift (Sept. und Dec. 1793.) von den Herren Kant und Genz. 1794. 164 S. 8.

An der guten Absicht und Wahrheitsliebe des Vf. kann niemand zweifeln, wer diese Schrift liest; der Vf. erklärt sich, bloss der erlaubter menschlicher Freyheit gefährlich scheinenden Folgen wegen, mit einiger Wärme gegen den unbedingten Satz: „dass dem „Unterthan gegen den Souverain gar keine Zwangs„rechte, sondern nur das Befugniss zustehe, ihn an sei„ne Pflicht zu erinnern;" und indem er die Vertheidiger dieses hartklingenden Vernunftprincips, etwas uneigentlich, mit dem, bloss Regeln kluger List und Gewalt an die Hand gebenden, Machiavel parallelisirt, findet er für seine Schrift den Namen: *Antimachiavel.* Er entwickelt seine Ideen aus dem Grundsatze: (S. 17.) *„dass jeder Unterthan ein äusseres vollkommenes Recht „habe, dem Willen des Souverains zu widerstehen, wenn „dieser offenbar nach Maximen verfährt, welche dem Zwe„cke des Staats geradezu widersprechen."* Dieser Grundsatz ist aber nicht der höchste, denn er setzt mehrere Begriffe voraus, durch deren willkührliche Verknüpfung leicht etwas erschlichen seyn könnte, was ihnen selbst fremd wäre. Ein äusseres Recht kann nur der Bürger gegen seinen *Mitbürger* (welches weder der Souverain *in abstracto*, noch die Person der Regenten ist,) haben, denn es entsteht erst durch die dem Staate gegebene Verfassung, (und das innre Recht ist nur die Bedingung, unter welcher die Vernunft das äussere Recht für moralisch möglich halten kann.) Der Vf. scheint durch die unrichtige Meynung (S. 7.), dass der nach der Vernunftidee jedem Staate zum Grunde liegende Civilvertrag zwischen dem Souverain *einerseits* und dem Volke *andererseits* geschlossen sey, (da doch der Begriff von Volk den eigentlichen Urvertrag schon voraussetzt,) zu der Behauptung eines den Unterthanen gegen den Souverain zuständigen äusseren Rechts verleitet worden zu seyn, welche jedoch einen offenbaren Widerspruch enthält, da der Souverain *in abstracto* nichts anders, als das Organon des allgemeinen Willens ist. Zudem müsste dieses äussere Recht in den Gesetzen deutlich bestimmt seyn, und es ist daher selbst *in concreto* nur ein einziger Fall denkbar, in welchem es vorkommen kann, wenn nemlich der Regent *als* (vom Souverain zu unterscheidender) *Privatmann* sich freywillig den Gesetzen des Staats, (in Rücksicht dessen er für seine Person sonst *Extraneus*, und im blossen Naturstande befindlich ist,) unterwirft. Sonst hat der Regent, (als eine oder mehrere Personen) nur *Menschenpflicht* und als Organon des allgemeinen Willens, *Regentenpflicht.* Aus beider Art von Pflichten kann aber kein Zwangsrecht abgeleitet werden, weil weder der Mensch noch der Souverain einen andern Richter anerkennt, als seine eigne Vernunft; nur durch die *Bürgerpflicht* erlangen es die Mitglieder eines Staats, dass sie das, was sie im Naturstande von einander nur *erwarten* konnten, insofern sie einander für vernünftige Wesen ansahen, (und wo sie, im Falle betrogener Erwartung, einander leider! als blosse Sinnenwesen nach den Gesetzen der Naturnothwendigkeit behandeln mussten,) nun von einander, nach Anleitung einer äussern Rechtsform, *fodern* und *durchsetzen* können, (welche Rechtswohlthat auch die Pflicht in den Staat zu treten, unnachlässlich begründet.) Die Regentenpflicht liegt aber ausser dem Gebiete der bürgerlichen Gesetze, welche nur die Amtspflichten bestimmen; die Unterthanen haben also kein *Recht*, (wohl aber eine *Befugniss* als Menschen,) die Regentenpflichten von ihrem Oberhaupte, ohne Beymischung subjectiver Maximen, beobachtet zu sehen, und sind genöthigt, bey demselben ein pflichtmässiges Betragen, *selbst in zweifelhaften Fällen*, vorauszusetzen, weil sie auf dies Oberhaupt, als Organon des allgemeinen Willens, ein unbedingtes Vertrauen gesetzt haben, ohne welches keine Staatsverfassung bestehen kann. Sofern nun nicht durch ein allgemeingültiges (objectives) Urtheil, bey einer einzelnen besondern Willensbestimmung des Regenten, dessen Person vom allgemeinen Willensorgane dergestalt unterschieden werden kann, dass der Wille der erstern, (wegen des Widerstreits mit dem allgemeinen), deutlich als ein blosser Privatwille *erkannt* wird, hat der Unterthan gar keine Befugniss, aus dem einseitigen Gesichtspunkte, unter welchem er sich in Rücksicht auf die allgemeine Staatswohlfahrt befindet, ein maassgebendes tadelndes Urtheil über die Handlungen des Regenten zu fällen. Es ist in dem allegirten Aufsatze von Hn. *Kant* (S. 255.) unwidersprechlich bewiesen, dass bey einer schon subsistirenden bürgerlichen Verfassung das Volk kein zu Recht beständiges Urtheil mehr habe zu *bestimmen*: wie jene solle verwaltet werden, (der Vf. erkennt dieses S. 43. 99. 102. auch selbst an,) und daraus ergibt sich, dass, wenn es auch mit dem Zwangsrechte gegen den Souverain seine Richtigkeit haben könnte, doch der Fall, wo er ausgeübt werden dürfte, niemals einträte. Die meisten vom Vf. aus dem bisher geprüften Grundsatze gezogenen Folgerungen sind nicht unrichtig; sie treffen und widerlegen nur die Theorie nicht,

nicht, gegen welche sie aufgestellt sind; sie wollen eigentlich nur so viel sagen, dass der Unterthan nicht verbunden sey, den als Privatwillen objectiv erkennbaren Foderungen des Regenten Genüge zu leisten, dass es vielmehr Fälle gebe, in denen 1) theils die Pflicht des Menschen, theils 2) die Obliegenheit des Bürgers eine solche Nachgiebigkeit schlechterdings verbiete; bloss in Ansehung des *offensiven* Widerstandes geht er im unbefugten Eifer für das Glück gedrückter Unterthanen zu weit. Wenn (ad. 1.) der Regent, *bloss* nach subjectiven Maximen, nicht eben befiehlt, sondern *selbst handelt;* so steht er mit jedem, der sonst sein Unterthan ist, in dem gleichen Verhältniss des Menschen zum Menschen, und sein eignes Betragen entscheidet, ob er als vernünftiges, oder bloss als sinnliches Wesen behandelt werden muss. — Wenn der Regent (ad. 2.) *befiehlt*, so wird sein Wille nur durch die Dazwischenkunft von Vollstreckern ausgeführt, und der allgemeine Wille kann sich, ohne sträfliche Empörung, sehr wohl mit dem Befehle der Regenten im Widerspruche zeigen, wenn nemlich jeder Bürger, aus Ueberzeugung verbietender Pflicht, sich weigern muss, den letztern zu vollstrecken. Finden sich aber dennoch pflichtvergessene Vollstrecker, so liegt zwischen der nichtbeobachteten Pflicht des Regenten und dem Unwillen der Unterthanen ein *Staatsverbrechen*, (von dem der Regent nie Mitschuldiger ist,) und die Staatsverbrecher müssen von ihren Mitbürgern *nach den Gesetzen des Staats* zur Verantwortung gezogen werden. (Der Staatsbeamte kennt, soweit sein Wirkungskreis geht, den allgemeinen Willen genau, die Gesetze und seine Instruction haben ihm denselben genugsam erklärt; gehorcht dieser, wenn ihm der Regent (vielleicht ohne bösen Willen,) zweckwidrige Abweichungen von jenen Richtschnuren zumuthet, oder unternimmt er dergleichen *proprio ausu*, so ist er ein Hochverräther; jede aufgeklärte Nation hat in der Responsabilität der Staatsbeamten das Palladium ihrer Freyheit gesucht und gefunden; jeder denkende Bürger muss ihre Straflosigkeit für das nachtheiligste Gebrechen des Staats, *an dem die Mitbürger selbst allein Schuld sind*, und für einen zureichenden Grund ansehen, die Bürgerpflicht entweder zu erwecken, oder die unverbesserliche mit einer besseren zu vertauschen.) Da es nun noch nie einen Aufstand gegeben hat noch geben kann, dessen Zweck die Auflösung aller geselligen Verbindung und des Urvertrags selbst gewesen wäre, so ist jede Empörung nicht gegen den Souverain gerichtet, (denn der allgemeine Wille, *ein Volk* zu seyn, ist über ihr;) und kann also, weil der Regent in einem allgemeinen Urtheile nie vom Souverain zu trennen ist, auch gegen den Regenten nicht, ohne *den Mitbürgern* das grösste und strafbarste *Unrecht* zuzufügen, statt finden. Jeder *offensive* Widerstand gegen die Befehle des Regenten ist, (selbst *in facto*,) unmittelbar gegen die vollziehenden Mitbürger gerichtet, (nicht gegen den *conatum*, sondern gegen die Handlung.) kündigt sich also genugsam, als vom allgemeinen unterschiedener, Privat- oder Parteywille an, den das übelverstandene Glückseligkeitsprincip verleitet, mit hochverrätherischen Vorbeugung der durch den allgemeinen Willen begründeten, Staats- oder Rechtsinstanz, eine unbefugte Verbesserung des Zustandes in ausserbürgerlicher Gesetzlosigkeit zu suchen, in welcher man, um ein besseres Recht zu erhalten, ungereimt genug, mit Vernichtung alles Rechts den Anfang macht, in welcher jede Gewaltthat privilegirt, und nur die Abweichung von der herrschenden Meynung verpönt ist. Die *übeln* Folgen jeglicher Empörung sind wesentliche Bestandtheile des widerrechtlichen Unternehmens selbst, die *guten* sind allesamt zufällig, stehen in keines Menschen Gewalt, und dürfen den Stiftern einer Revolution, wenn sie es in ihrem Irrthume auch noch so gut mit der Menschheit meynten, nie zum Verdienst, oder auch nur zur Entschuldigung, angerechnet werden. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, dürfte man die Darstellung der rechtmässigen Mittel des Widerstandes gegen den Souverain, welche der Vf. in den letzten Abschnitten unternimmt, beynahe als ein Gegenstück zu Machiavel's Herrscher-Kunstgriffen zu erklären, berechtigt seyn; denn beide zusammengenommen bilden eine Theorie des Rechts der Stärkeren im nimmer zu entscheidenden Kampfe, die zum Unglück der Menschheit praktisch genug ist.

ZÜLLICHAU u. FREYSTADT, in d. Frommannschen Buchh.: *Beyträge zur Geschichte der Philosophie*, herausgegeben von *Georg Gustav Fülleborn*, Professor am Elisabethanum in Breslau. IV. Stück. 1794. 219 S. 8.

Das vierte Stück dieser mit verdientem Beyfall aufgenommenen Beyträge enthält folgende grössere und kleinere Abhandlungen. 1) *Ueber Christian Thomasius Philosophie.* Mit Auszügen aus seinen philosophischen Schriften S. 1—116. Eine sehr gute Darstellung des Eigenthümlichen in der Philosophie dieses merkwürdigen Mannes, und Würdigung seiner Verdienste. Den grössten Theil dieser Abhandlungen nehmen die Auszüge aus Thomasius Logik und Moral ein, die zweckmässig eingerichtet sind, und nur das merkwürdige, sich auszeichnende, enthalten. 2) *Ueber Geschichte der philosophischen Kunstsprache unter den Deutschen* S. 116 bis 145. Diese Geschichte fängt von Christ. Thomasius an, dessen Verdienste um die Bearbeitung der Philosophie in deutscher Sprache gewürdiget werden. Kürzer wird von Wolf, Reimarus, Crusius und andern verdienstvollen Männern gehandelt, durch deren Bemühung sich die deutsche Sprache zur Kunstsprache für die Philosophie ausbildete. Der ganze Zeitraum von Thomasius bis auf unsre Zeiten wird in drey Perioden eingetheilt; die erste ist die *übersetzende*, die zweyte die *verdeutschende*; für die dritte von der kritischen Philosophie an, weiss der Vf. keine Benennung. Alle drey werden nach ihrem eigenthümlichen Geist sehr genau charakterisirt. Am Ende erklärt sich der Vf. noch über die Frage: ob die kritische Philosophie nicht auch populär und für jedermann verständlich dargestellt werden könne, und zeigt sehr treffend, dass das System selbst nie allgemeinfasslich und ohne Kunstsprache vorgetragen werden kann, wenn es nicht seine Gründlichkeit verlieren soll. Nur ihre gemeinnützigen Resultate

können populär werden. 3) *Einige allgemeine Resultate aus der Geschichte der Philosophie* S. 145 — 159. 4) *Kurze Geschichte der Logik bey den Griechen* S. 160 bis 179. Eine gute Zusammenstellung der bekannten Thatsachen. Neue Data, oder neue Ansichten hat Rec. nicht gefunden, von denen doch ein eignes Studium der griechischen Philosophie in dieser Rücksicht manche an die Hand gibt. Das einzige Verdienst dieser Abhandl. besteht also nur in der leichten und gefälligen Darstellung und Uebersicht dieser Geschichte, woran wir doch einiges zu tadeln finden. Nachdem der Vf. die Veränderungen in der Bearbeitung der Logik bis auf den Epikur und die Stoiker kurz angezeigt hat, ohne etwas vom Aristoteles, dem eigentlichen Vater der Logik, zu sagen, kommt er S. 172. erst auf die Methode, die bey einer solchen Geschichte anwendbar ist, welche Untersuchung aber besser für den Anfang, als die Mitte der Abhandlung, gepasst hätte. Der Vf. unterscheidet zwey Methoden in Behandlung der Geschichte der Logik, welche sich auch auf die Geschichte der Philosophie anwenden lassen. „Einmal, wenn wir die Frage uns „vorwerfen: *Was nannten die Alten Logik*, was rech„neten sie dazu, mit Recht oder Unrecht, wer bearbei„tete sie, und welchen Werth legte man ihr bey? Wie, „wann und wodurch ward sie vermehrt, verengt, um„geschaffen? Zweytens, wenn wir mit steter Rücksicht „auf *unsern Begriff* von Logik, die Untersuchung an„stellen: Wann und von wem sind Sätze aufgeführt „und Speculationen unternommen worden, die in *un„sre* Logik gehören? Wo findet sich die erste Spur ei„ner Idee, die der unsrigen nahe kommt? Wie viel „haben die Alten unsern Logikern vorgearbeitet?" Durch die Bearbeitung der Geschichte der Logik nach dieser doppelten Methode soll verhütet werden, dass man theils nicht unsre Begriffe in die Logik der Alten übertrage, theils nicht am unrechten Orte über Lücken und Unvollständigkeit klage. Rec. würde lieber alle diese Fragen und Untersuchungen als Einleitung und Propaedeutik einer solchen Geschichte betrachten, und sie selbst in zwey Abschnitten abhandeln, deren der erste sich mit dem, was vor der wissenschaftlichen Bildung vorausgegangen, der zweyte aber mit den Veränderungen in der wissenschaftlichen Behandlung der Wissenschaft selbst beschäftigen würde. Dann scheint die gedoppelte Methode des Vf. nicht nur nicht nothwendig, sondern auch das mögliche Missverständniss von zwey Logiken, die wesentlich verschieden wären, einer der Alten, und einer der Neuern, vermieden zu werden. — Zur Beantwortung der ersten Frage setzt der Vf. drey Perioden bis auf Aristoteles fest, und zur Beantwortung der zweyten wird kurz dargestellt, was Aristoteles versucht und ausgeführt hat. Aus dieser kurzen Inhaltsanzeige kann man schon schliessen, dass die Anordnung dieser Abhandlung nicht die zweckmässigste ist. Uebrigens bedarf diese Geschichte noch mancher Berichtigungen; z. B. was S. 163. vom Zeno, 171. vom Epikur gesagt wird. Wenn es S. 176. heisst: „zur Denkkraft rechnet er (Aristoteles) *Vorstellungsvermögen* und Urtheilskraft," so hätte φαντασια nicht mit Tiedemann durch Vorstellungsvermögen gegeben werden sollen. 5) *Plan zu einer Geschichte der Philosophie* S. 180 — 186. Dieser Plan einer vollständigen Bearbeitung der Geschichte der Philosophie enthält 4 Haupttheile: 1) Literatur und Kritik, 2) Geschichte der Völker, bey welchen Philosophie geblüht, und Lebensbeschreibungen der Philosophen; 3) eigentliche Geschichte der Philosophie; 4) specielle Geschichte der Theile der Philosophie. Ein weitumfassender Plan, der nach den Winken, die der Vf. hie und da gibt, ausgearbeitet, gewiss alle mögliche Foderungen befriedigen würde. Aber wer hat Muth und Kraft, ein solches Werk zu unternehmen und auszuführen? Es wird also immer frommer Wunsch bleiben, und so lange ist es immer besser, den Plan so viel als möglich nur auf das Wesentliche einzuschränken, und die zwey ersten Punkte als Vorbereitungen oder Einleitungen besonders zu bearbeiten. S. 185. berührt der Vf. die Frage: ob man bey den Alten die eignen Worte der Philosophen anführen soll, und beantwortet sie mit Recht, doch unter einigen Einschränkungen, bejahend. Denn sonst könne der Leser nicht wissen, ob er eine Behauptung des Philosophen, oder eine Idee des Geschichtschreibers habe. Zum Beyspiel wird das Wort αισθησις angeführt, welches weder durch Sinnlichkeit, noch durch Anschauung und Empfindung passend genug übersetzt werde; gleichwohl bedient sich der Vf. S. 197. 198. selbst dieser Ausdrücke für das griechische Wort. 6) *Von der Verschiedenheit der alten und neuen Philosophie* S. 187 — 219. Eine interessante Abhandlung. Treffend und ohne Partheylichkeit wird die Philosophie der Alten und Neuern verglichen, und gezeigt, worin beide übereinstimmen, und worin sie von einander abweichen. Wenn der Vf. S. 190. sagt: beide Philosophien müssten *durchaus* verschieden seyn, so hat er sich wohl nur etwas zu stark ausgedrückt. Denn sonst müsste die eine oder die andere sich der Benennung, *Philosophie*, enthalten.

BERLIN u. STETTIN, b. Nicolai: *Die gemeinnützigsten Vernunftkenntnisse, oder Anleitung zu einer vollständigen und fruchtbaren Betrachtung der Welt*, von *Georg Simon Klügel*, Professor der Mathematik und Physik zu Halle. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1791. XII und 268 S. gr. 8. (16 gr.)

Die erste Ausgabe dieser trefflichen Schrift erschien 1789; (A. L. Z. 1790. N. 154.) und betrug 256 S. in kleinerm Format. Die Seitenzahl der zweyten Ausgabe lässt also schon beträchtliche Zusätze erwarten. Ausser dem 13ten Abschn. *von der Verbindung der Religion mit der Sittlichkeit*, welcher ganz neu hinzugekommen ist, haben die Abschnitte von dem menschlichen Körper, von der Naturgeschichte und der Naturlehre, und von dem Erkenntnissvermögen, Zusätze und Verbesserungen erhalten. So findet man jetzt S. 120. einiges von den Lufterscheinungen, doch, wie Rec. dünkt, noch immer zu kurz berührt. Der 11 und 12te Abschn., welche die Moral und Religion enthalten, sind fast ganz un-

 verändert

verändert geblieben. Und doch sind diese, zumal der 11te, noch sehr vieler Verbesserungen bedürftig. Rec. hätte gewünscht, dass der würdige Vf. bey Darstellung der Begriffe von Sittlichkeit, Glückseligkeit, Pflicht und Recht auf die Kantischen Ideen, die doch zum wenigsten die Aufmerksamkeit jedes Denkers verdienen, Rücksicht genommen hätte. Es ist das gewöhnliche Glückseligkeitssystem, das hier vorgetragen wird, mit allen seinen Inconsequenzen. Das allgemeinste Gesetz des menschlichen Verhaltens wird S. 239. so ausgedrückt: *Suche dich und deinen Zustand immer vollkommner zu machen, doch so, dass mit dem Bestreben nach deinem besondern Wohl stets die Beförderung des gemeinen Wohls verbunden sey, und betrachte diese Bemühung, das gemeine Wohl zu befördern, als die beste Uebung und Vervollkommnung deiner edelsten Kraft.* Die Triebfedern aller Handlungen sind die Selbstliebe und die gesellige Liebe, zwey innigst mit einander verbundene Triebe, deren Befriedigung die Glückseligkeit ausmacht. Mit welchem Rechte kann also der Charakter einer moralisch guten Handlung darin gesetzt werden, dass sie mit vortheilhaften Folgen verbunden, und aus wohlwollenden Gesinnungen gegen andre entsprungen sey. S. 238. Muss nicht die wohlwollende Gesinnung zuletzt auch eigennützig seyn, da Selbstliebe und gesellige Liebe zwey unzertrennliche Triebe sind? Oder warum kann nicht auch eine eigennützige Gesinnung eine moralische Handlung begründen, da diese, wie jene, auf einem Triebe beruht? Wir glauben, dass selbst ein Schüler von gutem Kopf und reinem Herzen die Blössen eines solchen moralischen Systems entdecken könne. — Endlich hätte auch in eine populäre Philosophie eine deutliche Darstellung der menschlichen Pflichten und Rechte gehört. — Der Theil des Buches, welcher die Anthropologie, die Naturgeschichte und Naturlehre enthält, ist daher, unsers Erachtens, dem andern eigentlich philosophischem Theile weit vorzuziehen. In der Vorrede zeigt der Vf. die Gründe an, warum er einen zusammenhängenden Vortrag dem aphoristischen, welchen der Rec. der ersten Auflage in der A. L. Z. gewünscht hatte, vorgezogen habe, die uns völlig befriedigend scheinen. Es ist nemlich nicht allein zum Schulgebrauche, sondern auch zum Selbstunterrichte wissbegieriger junger Leute geschrieben. Ein angenehmer fliessender Stil und zusammenhängender Vortrag war daher ein nothwendiges Erfoderniss. Auch zeigt der Vf., wie dieses Buch erst dadurch recht nützlich für Schüler werde, wenn er das Ganze im Zusammenhange verstehen lerne, und dann den Inhalt in kurzen Sätzen ausziehe.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Wien, in d. Hörling. Buchh.: *Von der Obliegenheit des Landesregenten und der Landstände, den Druck des gemeinen Mannes zu erleichtern, und von der Schuldigkeit der Unterthanen, aus den Schranken des Gehorsams und der Unterthänigkeit nicht auszutreten.* 1791. 127 S. 8. (8 gr.)

Man kann nicht anders, als sich der Fortschritte der Vernunft erfreuen, wenn sie auch noch, aus Misstrauen auf ihre nicht völlig entwickelten Kräfte, sich ohne Noth auf fremde Autorität stützt, und in der heiligen Schrift und den positiven Rechten den Beweis von Grundsätzen aufsucht, die ihr eigenthümlich sind. Für manches Publicum mag dieses, um ihnen indirecten Eingang zu verschaffen, besonders nützlich seyn, und der Vf. gegenwärtiger Schrift hat vielleicht guten Grund gehabt, seine zuweilen allzu gesuchte Belesenheit anzubringen, indem er von einigen Missbräuchen im Staate in Paragraphen handelt. Die von ihm als Hauptveranlassungen der jetzigen Gährung der Unterthanen angegeben sind: die Leibeigenschaft, die gemissbrauchten Jagdrechte, mangelhafte und partheyische Justizpflege, die bloss die letzten Stände treffenden Werbungen, die Exemtionen der Lehn- und geistlichen Güter, deren Nutzung nicht der Stiftung gemäss angewendet werde, willkührliche nicht auf die blosse Nothdurft des gemeinen Wesens berechnete Besteurungen, die Missbräuche bey Einquartierungen, das geschmälerte, zum Theil verwirkte, Ansehen der Geistlichkeit als Volkslehrer, das veranlasste Misstrauen gegen die Gutsherrn, und die nicht ausprechlose Trägheit der Unterthanen selbst.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Tübingen*, b. Heerbrandt: *Eine Reihe römischer Kaiser, nach einem höchst seltenen Kunstalterthum, welches aus illuminirten Handzeichnungen und geschriebenen deutschen Reimen vom Jahr 1544 besteht*, beschrieben und mit den nöthigen Erläuterungen herausgegeben von — B. — 1791. 56 S. 4. (6 gr.) Dieses sehr unbedeutende Manuscript enthält Reime von einem *Sebastian Wild*, der eben kein Günstling der Musen gewesen ist, und 86 colorirte Zeichnungen, oder eigentlich Mignaturen, welche etwas besser seyn mögen, wenn anders die Beschreibung des Vf. Glauben verdient, dessen Kunstkenntniss uns aus mehreren Stellen seiner Schrift verdächtig geworden ist. Er ist, wie er in der Vorrede sagt, ein Landgeistlicher, der sich — *beym Mangel an Umgang — die langen Winterabende damit zu verkürzen suchte.* Seinen Lesern hat er wenig Zeitvertreib dadurch bereitet. Wir wünschen also, dass es ihm künftig nie an Unterhaltung anderer Art gebrechen möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 28. April 1795.

MATHEMATIK.

Augsburg, b. Riegers Söhnen: *P. Beda Mayrs*, Benedictiners zum heil. Kreuz in Donauwerd (th), *Anfangsgründe der Mathematik und Algebra*, zum Gebrauche in höhern und niedern Schulen. 1792. 419 S. 8.

Wenn gleich die *Mathematik* auch dem Titel der Algebra coordinirt und noch obendrein unrichtig geschrieben ist, so darf man doch daraus keinen nachtheiligen Schluss auf die Genauigkeit des Vf. überhaupt machen. Er gesteht zwar, dass er kein Mathematiker von Profession sey, inzwischen habe er den mathematischen Wissenschaften in seinen Nebenstunden so vielen Fleiss als möglich gewidmet, und viele Jahre hindurch Gelegenheit gehabt, junge Leute in den Anfangsgründen derselben zu unterrichten. Hier hoffte er die Fähigkeit erlangt zu haben, sich Anfängern deutlich und verständlich zu machen, und in dieser Hoffnung hätte er gegenwärtiges Buch geschrieben; — *nec spes eum fefellit*, müssen wir hinzusetzen. Wenigstens hat uns der Vortrag fast durchgehends sehr richtig und lichtvoll geschienen. Er hat das Buch zum Leitfaden beym Schulunterricht bestimmt. Dazu scheint es uns doch zu weitläuftig; mit desto mehrerem Recht aber können wir es Anfängern zum Selbststudium empfehlen. Was auf dem Titel Mathematik genannt wird, sollte eigentlich *gemeine Arithmetik* heissen. Die Algebra ist bis zur Auflösung der Gleichungen vom zweyten Grade geführt. — Wenn S. 64., wo von der Division ungleich benannter Zahlen die Rede ist, diejenige Methode die kürzeste genannt wird, nach der alles auf die niedrigste Grösse gebracht und dann dividirt wird, so ist das wohl ein Irrthum; unstreitig ist es kürzer mit der Division der höchsten Grösse anzufangen, und nur den Rest in die nächst kleinere zu verwandeln u. s. f. — Von den Decimalbrüchen wird S. 103. gesagt, dass, wenn man um die Rechnung abzukürzen, mehrere Ziffern vom Ende des Decimalbruchs weglässt, man die letze Ziffer, die noch stehen bleibt, um *eines* vermehrt, *um den Schaden in etwas zu ersetzen*; — allein dadurch wird der Schaden nicht *in etwas*, sondern *mehr als ganz* ersetzt. — Ungern haben wir den Beweis von der Regel, wie gemeine Brüche in Decimalbrüche verwandelt werden, vermisst. Er ist doch weder so leicht, dass man es für überflüssig ansehen könnte, ihn besonders zu geben, noch so schwer, dass es die Kräfte des Anfängers übersteigen sollte; denn er beruht auf den einfachen Satz, dass Brüche, im Zähler und Nenner durch ein und eben dieselbe Zahl multiplicirt oder dividirt, sich in ihrem Werthe nicht ändern. — Der Beweis von der Subtraction der entgegengesetzten Grösse hat uns nicht befriedigt. Hätte sich der Vf. mehr an den Begriff der Subtraction gehalten, *deren Wesen in der Bestimmung des Unterschiedes zweyer Grössen besteht*, so würde es ihm leicht geworden seyn, die ganze Sache richtiger und deutlicher darzustellen. — S. 146. wird unrichtig $\frac{1}{4}^2$; $\frac{2}{5}^3$ anstatt $(\frac{1}{4})^2$; $(\frac{2}{5})^3$ geschrieben; jenes zeigte an, dass bloss der Zähler, dieses aber, dass der ganze Bruch potenzirt werden soll. — Dass das Punktum bey den Zahlen zur Interpunktion gebraucht wird, hat uns nicht gefallen, weil man es für das Multiplicationszeichen ansehen und dadurch irre gemacht werden kann. Eben so hätte auch die Wolfische und Leibnitzische Bezeichnungsart der arithmetischen und geometrischen Proportion den Vorzug vor der hier gewählten verdient. Doch diese und ähnliche Mängel werden sich bey einer zweyten Ausgabe leicht verbessern lassen.

Palermo: *Della Specola Astronomica de' Regi Studj di Palermo*, Libri Quattro, di *Giuseppe Piazzi*, C. R. Regio Professore d'Astronomia, Socio della Reale Accademia delle Scienze di Napoli etc. 1792. 240 S. in Fol. Nebst 2 Kupfertafeln.

Der Vf. dieser Schrift, Hr. *Piazzi*, auch aus einem Briefe an Hn. *de la Lande* über Ramsdens Instrumente (London 1788), und aus einer Abhandlung in den Philosophischen Transactions über die Sonnenfinsterniss 4. Jun. 1788 bekannt, hatte, als schon bestimmter Professor der Astronomie und Director einer neu zu errichtenden Sternwarte in Palermo, zuvor noch in Frankreich und England sich einige Zeit verweilt, um sich praktische Kenntnisse seiner Wissenschaft zu sammeln, und in London zum Theil unter seinen Augen sich die wichtigsten Instrumente verfertigen zu lassen; er war auch so glücklich, unter andern einen ganzen fünffüssigen Kreis von Ramsden zu erhalten. Seitdem hat er von der neuen Sternwarte in Siciliens Hauptstadt, welche unter vielen Hindernissen endlich zu Stande zu bringen vorzüglich der Vice-Re der Insel, Fürst *Caraminico*, behülflich war, wirklich Besitz genommen, und in der vorliegenden Schrift gibt er nun Rechenschaft von seinen bisherigen astronomischen Bemühungen. Die Vorrede handelt von der Geschichte der Astronomie in Sicilien. Muthmassungen, wie die Astronomie zuerst dahin verpflanzt worden seyn könnte. Auf dieser Insel war es, wo die Bewegung der Erde zuerst behauptet wurde, durch *Nicetas* von Syracus, und andere. Der berühmte Sicilische Geometer, *Archimedes*; seine künstliche Sphäre wurde einst sehr bewundert. Nach Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa zeich-

zeichneten sich unter andern weniger bekannten Namen, als Sternkundige in Sicilien hauptsächlich *Maurolycus* und *Hodierna* aus; jener ein Zeitgenosse, aber heftiger Gegner des Copernicus, dieser, zwar auch Bekenner des alten Systems, aber sonst in manchen Stücken ein einsichtsvoller Astronom, welcher das Verdienst hat, zuerst, freylich aus nicht sehr vollkommnen Beobachtungen abgeleitete, Tafeln der Jupiterstrabanten herausgegeben zu haben. Auch *Ximenes*, ein 1786 zu Florenz verstorbener verdienter Astronom, war ein geborner Sicilianer. Vor Hn. *Piazzi*, das heisst, vor dem Ende des 18 Jahrhunderts, wagte es in Sicilien niemand, das Copernicanische System (welches selbst in Rom indess Anhänger genug fand) öffentlich in Schutz zu nehmen! — Das Werk selbst ist in 4 Bücher abgetheilt, wovon das erste von der Erbauung, Einrichtung, und dem physischen Klima der Sternwarte Nachricht gibt. Die Witterung in Palermo ist sehr gesund und angenehm, jedoch nicht ganz so, wie der Astronom sie wünschte; nicht leicht fehlt es einem Tage an Sonnenblicken, aber eben so wenig an Wolken und trüber Luft, und besonders ist die Luft um die Mittagszeit selten ganz heiter, was einem Beobachter sehr unangenehm seyn muss. Von Erdbeben wird Palermo ungleich weniger, als andere benachbarte Gegenden, z. B. der nordöstliche Theil Siciliens, beunruhiget: selbst von dem grossen Erdbeben 1783, welches Messina beynahe ganz zerstörte, empfand man dort keine nachtheilige Wirkung. — Das II. Buch beschreibt die aufgestellten Werkzeuge. Unter diesen zeichnet sich besonders der (schon oben erwähnte) fünffüssige ganze Kreis von Ramsden aus. Diess vortreffliche Instrument wird näher beschrieben. Was ein solcher ganzer Kreis der Astronomie für wichtige Dienste leiste, und warum er in manchem Betracht andern, wenn schon dem Radius nach oft grössern Werkzeugen, vorzuziehen sey, hat Hr. *Piazzi* schon in seiner *Lettre sur les Instruments de M. Ramsden* gezeigt, und sucht auch hier diese Vorzüge ins Licht zu setzen. Von Hadley-schen Sextanten scheint Hr. *P.* nicht viel zu halten, da er sie bloss Anfängern in der Beobachtungskunst für brauchbar erklärt: in Deutschland weiss man sich bekanntlich dieses kleinen aber sehr schätzbaren Instruments nicht nur zu correspondirenden Höhen, sondern auch selbst zur Erfindung der Polhöhe u. s. w. mit dem besten Erfolge und mit einer selbst dem Resultate aus grossen Quadranten gleich kommenden Genauigkeit zu bedienen. — Das III. Buch liefert eine Reihe astronomischer 1791 und 1792 angestellter Beobachtungen: es sind hauptsächlich Meridianbeobachtungen der Sonne und Planeten. — Das IV. Buch untersucht endlich die Länge und Breite der Sternwarte. Nach vorläufiger Würdigung der verschiedenen Methoden, deren man sich bedient, die Polhöhe zu finden, setzt Hr. *P.* die Breite der Sternwarte zu Palermo aus mehreren Beobachtungen des Polarsterns, auch solcher Sterne, die dem Zenit nahe culminiren, im Mittel auf 38° 6′ 43″. Aus einer Beobachtung der Sonnenfinsterniss 3 April 1791, so wie aus einer Bedeckung Jupiters vom Monde 7 April 1792 leitet er den Mittagsunterschied seiner Sternwarte von Paris in Zeit östlich zu 44′ 3″ ab, glaubt aber, dass diese Angabe noch weitere Prüfungen bedürfe; Palermo läge demnach mit Berlin sehr nahe unter dem nemlichen Mittagskreise. Lehrreich sind auch die Untersuchungen, die Hr. *P.* über die Stralenbrechung des Klima von Palermo angestellt hat; er findet daselbst in der Höhe von 45 Graden die Stralenbrechung 55″, 87, mithin ziemlich einstimmig mit *Bradley*, der für die nemliche Höhe und für einerley Temperatur der Luft aus Greenwicher Beobachtungen nur 1″ mehr geschlossen hat. Die Stralenbrechung muss allerdings mit der Abänderung des Klima einige Verschiedenheiten leiden; allein diese Unterschiede können, allen bisher angestellten Versuchen zufolge, die Horizontal-Refractionen ausgenommen, für verschiedene europäische Orte nicht anders als sehr gering seyn, und scheinen durch unmittelbare Beobachtungen nur sehr schwer ausgemittelt werden zu können. Auch Hr. *de la Lande* glaubt, (S. *Connoiss. des tems pour* 1793) aus Vergleichung seiner Beobachtungen mit italienischen, die Refraction in Mayland und Palermo geringer als in Paris folgern zu dürfen, so wie auch vorher schon Hr. *Cagnoli* solche in Verona um $\frac{1}{25}$ geringer als in Paris gefunden haben will.

WIEN: *Ephemerides Astronomicae anni* 1794. *a Francisco de Paula Triesneker*, Astronomo Caes. Reg. Univers. Vindobon. et *Johanne Buerg*, Adjuncto Astron. Caes. Reg. supputatae. 1793. 8.

Ebendas.: *Ephemerides Astronomicae anni* 1795. etc 1794. 8.

In dem Anhange zu den gewöhnlichen Ephemeriden werden von den Herausgebern noch einige interessante astronomische Abhandlungen und Beobachtungen mitgetheilt. Hieher gehören aus dem Anhange der Ephemeriden für 1794. 1) Beobachtungen von den Jahren 1791 und 1792. 2) *Tob. Mayers* Mondstafeln, nach den neuesten Verbesserungen. Schon die erste Ausgabe der Mayerschen Mondstafeln aus dem II Bande der Göttinger Commentarien (für 1752) wurde von dem sel. *Hell* in die Wiener Ephemeriden für 1764 eingerückt, und auch als Beylage besonders abgedruckt. Die zweyte ansehnlich verbesserte Ausgabe dieser berühmten Tafeln, London 1770, kam ebenfalls durch *Hells* und *Pilgrams* Besorgung 1771 in Wien heraus. Die gegenwärtigen Herausgeber der Wiener Ephemeriden suchen nun auch die neueste Ausgabe, welche durch *Mason* der Vollkommenheit noch näher gebracht worden ist, durch diesen Abdruck in Deutschland gemeinnütziger zu machen. Die Tafeln sind übrigens hier aus der *Connoissance des tems pour* 1790 (und in dieser aus der Englischen Originalausgabe von 1787) abgedruckt; man findet sie auch in der Sammlung von Tafeln zur dritten Ausgabe von Hn. *de la Lande's* Astronomie, Tome I. Paris 1792. 3) *Triesneker* über die Masse der Venus. Diese Masse, welche nach Newtons Regel aus einem Trabanten des Planeten mit Sicherheit sich nicht berechnen lässt, da man keinen solchen Trabanten kennt, war bisher immer unter den Astronomen vielem Zweifel unterworfen;

sen; und doch wäre, sie genauer zu kennen, von erheblichem praktischem Nutzen, hauptsächlich, um daraus die Gleichung der Länge der Sonne durch Venus näher bestimmen zu können. Hr. *Tr.* hat diesem sehr schwierigen Gegenstande einige neue Untersuchungen gewidmet. Er führt an, was man bisher aus den gewöhnlich zum Grunde gelegten Elementen der jährlichen Bewegung des Apogäums der Sonne, des Apheliums vom Mercur, der Bewegung der Venusknoten u. s. w. gefunden; zugleich aber zieht er neue von den Astronomen sonst noch nicht gebrauchte Elemente, auf welche indess die Masse der Venus grossen Einfluss haben muss, in die Rechnung, besonders die jährliche Bewegung der Knoten Jupiters und Saturns. Ein Mittel aus diesen neu angewandten, und aus den schon vorhin gebrauchten Elementen gibt ihm, nach Hn. *de la Grange's* Theorie, die Masse der Venus (wenn die Masse der Erde 1. gesetzt wird) = 1, 0469 oder, mit Verbesserung einiger in den Calcul einfliessenden Data, 1, 0559. Hr. *Tr.* bemerkt noch, dass aus dieser letztern Angabe der Masse der Venus eine hundertjährige Abnahme der Schiefe der Ekliptik zu 54″, 63 folgt, welches mit der Beobachtung sehr genau zusammenstimmt: denn (vergl. die Wiener Ephemeriden für 1792) aus Vergleichung der Beobachtungen der Araber mit neuern hatte Hr. *Tr.* jene hundertjährige Verminderung der Schiefe zu 54″, 36 hergeleitet. — Der Anhang zu den Ephemeriden für 1795 begreift folgende Aufsätze: 1) astronomische Beobachtungen von den beiden Herausgebern in Wien angestellt, auch auswärtige von ihnen mitgetheilte aus Breslau, Ofen, Kremsmünster und Rom. Zu den seltenern Beobachtungen gehören Bestimmungen von Planetendurchmessern; von Hn. *Calandrello* in Rom kommen hier einige mit einem guten Dollondschen Objectivmikrometer angestellte Untersuchungen über die beiden Saturnsdurchmesser vor; er fand solche 16″, 1 und 13″, 3 im Mittel aus mehreren Messungen vom August bis December 1789. Nicht sehr stimmen damit Hn. *Bugge's* Messungen vom Anfange, und noch weniger Hn. *Herschel's* von der Mitte des Septembers 1789 überein; jener gibt für die beiden Saturnsachsen 14″, 5 und 10″, 5 dieser 22″, 8 und 20″, 6. 2) *Triesneker* über den Gebrauch der Aberration bey Fixsternbedeckungen. Hr. *Tr.* sucht hier durch Berechnung mehrerer guten Beobachtungen, gegen Hn. *Fixlmillner*, zu erweisen, dass man, was auch dem bisher gewöhnlichen Verfahren der Astronomen gemäss ist, bey Bedeckungen der Fixsterne durch den Mond den *scheinbaren* von der Aberration afficirten Ort des Fixsterns in Rechnung bringen müsse, um daraus den Ort des Mondes herzuleiten. 3) *Bürg* über die Grösse (eigentlich über eine gewisse Verbesserung der Grösse) des Mondshalbmessers, aus beobachteten Fixsternbedeckungen hergeleitet. Es wird hier von der bekannten Verbesserung durch Inflexion und Irradiation gehandelt; die eigentliche Grösse dieser gedoppelten Correction hat hauptsächlich Hr. *du Séjour* durch weitläuftige Berechnungen der Beobachtungen der grossen Sonnenfinsterniss vom 1 April 1764 auszumachen gesucht. Hr. B. glaubt, dass mit weit mehrerer Sicherheit die Occultationen der Fixsterne dazu angewendet werden mögen; er hat auch bereits Versuche gemacht, aus einigen beobachteten Fixsternbedeckungen die Irradiation und Inflexion zu bestimmen, und solche für den Mond — 1″, 2 gefunden, wenn dessen Halbmesser 15′ 31″, 95 und die Aequatorialparallaxe 57′ ist. Eine Correction, die auf so delicate Bestimmungen sich gründet, kann natürlich nur erst durch ein Mittel aus oft wiederholten, sehr genauen, und sorgfältig verglichenen Beobachtungen mit mehrerer Zuverlässigkeit, als bisher, festgesetzt werden.

Berlin, b. Pauli, und in Comm. der Königl. Realschulbuchh.: *Kleines Rechenbuch enthält eine gründliche und fassliche Anweisung zur Rechenkunst.* Hauptsächlich zum Gebrauch der Schulen und solcher Personen, die in ihrer Jugend sind versäumt worden. Zweyte verbesserte Auflage. 1793. 72 S. 8.

Worin die Verbesserungen dieser Ausgabe bestehen, können wir nicht sagen, da wir weder die erstere zur Hand haben, noch in einer Vorrede einige Auskunft darüber finden; wir können also bloss über den Werth des Buches an sich urtheilen — und dieser ist äusserst mittelmässig. Der ungenannte Vf. mag zwar eine Fertigkeit im mechanischen Rechnen, und auch die Geschicklichkeit, andern eine gleiche Fertigkeit beyzubringen, besitzen, aber an gründlicher Kenntniss der Rechenkunst fehlt es ihm sehr. Grösstentheils sind seine Regeln bey aller ihrer Weitläuftigkeit sehr mangelhaft, und nie wird der Grund eines Verfahrens angegeben. Gleich auf der ersten Seite heisst es: „die ersten neun „Zahlen nennet man Ziffern, und sie stellen nichts wei„ter in ihrer Benennung vor, als ihre Figur." — Die unbenannten Zahlen erklärt er durch *Zahlen, bey denen man nicht auf die Grösse Rücksicht nimmt!* Schon hieraus kann man einen Schluss auf die übrigen Erklärungen machen.

St. Pölten, b. Laitré: *Theoretisch-praktische Rechenkunst, welche die deutlichste, gründlichste und vollständigste Anweisung zu allen im menschlichen Leben vorkommenden Berechnungen ertheilet, und durch erläuternde Beyspiele die in jedem Fall nöthige Verfahrungsart vor Augen leget,* von *Christoph Friedrich Zeller.* 1791. 1275 S. 8.

Im menschlichen Leben kommen allerdings vielerley Berehnungen vor, und man darf sich nicht wundern, dass ein Buch, welches für alle Fälle Belehrung und Beyspiele enthalten soll, ein bischen stark ausgefallen ist. Freylich erschrickt man beym ersten Anblick ein wenig, und es gehört einiger Muth dazu, sich durch viertehalb Alphabethe durchzuarbeiten; indessen wenn schon ein deutlicher und gründlicher Unterricht in der gemeinen Arithmetik werth ist, dass man sich einige Mühe und Anstrengung nicht verdriessen lasse, so kann die deutlichste, gründlichste und vollständigste Anweisung zu allen im menschlichen Leben vorkommenden Berechnungen unstreitig schon etwas grössere Foderungen

gen machen. Das einzige, das einen bey diesem Werke noch zurückhalten könnte, wäre der Zweifel, ob man am Ende auch nicht in seiner Hoffnung getäuscht werden, und Mühe und Oel verloren haben möchte. Wenigstens möchten wir uns für nichts verbürgen; das Beyspiel des Vf. selbst macht uns etwas besorgt: denn gerade in dem letzten Exempel, wodurch er seinem Werke die Krone aufzusetzen gedachte, gibt er eben keinen sonderlichen Beweis seiner arithmetischen Geschicklichkeit. Wir wollen von der sehr weitläuftigen Aufgabe nur so viel hersetzen, als zur Beurtheilung des Verfahrens nöthig ist; „A verwechselt 129[illegible] Wannen „Hey, die Wanne zu 10[illegible] fl. gegen des B Sägebäume „zu 18 Schuh lang und 2[illegible] Schuh dick, *der Sägebaum zu 22[illegible] fl. angeschlagen*" etc. Die Frage ist (der Vf. drückt sich dafür sehr höflich also aus: „Sagen Sie mir, zur Güte, alles ordentliche Schöne von sich versprechende Zöglinge!"): 1) Wie viel Sägebäume bekommt A für sein Heu? — Hier ist offenbar, dass der Werth der Sägebäume dem Werthe des Heues nach dem Anschlage gleich seyn muss. Setzt man also die Anzahl der Sägebäume = x, so ist x. (22[illegible]) = (129[illegible]). (10[illegible]); folglich x = [illegible] = 62[illegible]. Der Vf. hingegen bringt bedächtlich die *Länge und Dicke* der Sägebäume, und die *Länge, Breite und Höhe* einer Wanne Heu mit in Anschlag, und findet nun nach der Reesischen Regel 711[illegible] Sägebäume. Multiplicirt man diese mit dem in der Aufgabe bestimmten Preise (22[illegible] fl.), so ergibt sich der Werth der Sägebäume beynahe auf 16000 fl., da der Werth des Heues noch nicht einmal anderthalbtausend fl. beträgt. — Ueberhaupt ist der Vf. für die Reesische Regel, die er als den Hauptschlüssel aller arithmetischen Aufgaben ansieht, enthusiastisch eingenommen, und sein ganzes Buch handelt davon; allein da er sie selbst, nachdem er mit einem so dicken Werke über sie und ihre Anordnungen bis ans Ende gekommen war, noch nicht recht anzuwenden wusste, so wäre es kein Wunder, wenn es seinen Schülern nicht besser ginge. Sein Enthusiasmus für den Urheber derselben ergiesst sich am Schluss des Werkes in eine poetische Grabschrift, die wir unsern Lesern zur Rarität mittheilen wollen, denn gewiss haben sie noch wenig Verse in Rechenbüchern gelesen. Sie lautet also:

Welch' einen Ziffrer schliesst diese Urne ein!
Wenn Holland weint: wirds *Karls de Rees* Asche seyn!
Die Grabschrift, die die Tugend gräbt,
Macht, dass man auch im Tode lebt!

An einer andern Stelle wendet er sich in einer Apostrophe an Rees: „Unsterblicher Phönix in diesem Fache!" ruft er aus, „*du* hast alle Aufgabe, die auf die Lehre „der Proportionen beruhen, durch Eine Regel, *die von „dir die Reesische heisst*, also aufgelöset, dass man ohne „alle Theorie, *bloss mechanisch* die Sache einem Kinde „beybringen kann. *Du* bist es, der diese allgemein unentbehrliche Wissenschaft zum Range von ausgebreiteter und *erleichterter (?)* Vollkommenheit erhoben *hast*" etc. — — In eine solche lyrische Prosa verfällt er auch bisweilen bey seinen Exempeln, und von dieser Seite ist das Werk vielleicht einzig in seiner Art. Dass aber dabey von mathematischen Beweisen nirgends die Rede ist, brauchen wir wohl kaum noch zu erinnern.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Leipzig, in d. Sommerschen Buchh.: *Predigtentwürfe über die an Sonn- und Festtagen gewöhnlichen Abschnitte aus den Briefen der Apostel und einige andere Texte*, von Dr. J. W. Thiess. 2te Ausg. 3ter Jahrg. 1795. 318 S. 8. (20 gr.)

Berlin, b. Wever: *Neueste deutsche Chrestomathie zur Uebung im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische*. 2te Aufl. 1795. 2[illegible]6 S. 8. (12 gr.)

Als Fortsetzung ist erschienen:

Leipzig, b. Schneider: *Neue medicinische Litteratur*. Herausgegeben von D. J. *Ch. T. Schlegel*. 4ter B. 4tes St. 1794. 10 Bog. 8. (6 gr.)

Hannover, b. Ritscher: *H. L. Fischer Beyträge zur Beantwortung der Frage: ob Aufklärung schon weit genug gediehen oder vollendet sey?* Als Anhang zu dem Buch von Aberglauben oder 3ter Th. 1794. 288 S. 8. (9 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Zittau*, b. Schöps: *Regententafel von Europa in Form eines Dominospiels.* Ein Geschenk für artige Kinder. (8 gr.) — Von jedem fürstlichen Hause sind drey Kärtchen, auf welchen der Name des Regenten, seiner Gemahlin und der Residenz steht. Wem es darum zu thun ist, seine Kinder im Register der Regenten recht bewandert zu machen, der mag dieses Spiel kaufen!

Druckfehler der A. L. Z. Jahrgang 1795. Nro. 3. S. 17. Zeile 37. die Astronomie, lies: die Anomalieen. Ebendas. S. 20. Z. 20. Fixsternbeobachtungen, lies: Fixsternbedeckungen.



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. April 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Paris: *Essai sur la maladie, qui affecte les Vaches laitieres des fauxbourgs et environs de Paris;* par le C. *Huzard*, Vétérinaire. 1794. 31 S.

Die Verdienste des geschickten Vf. dieser kleinen Schrift sind deutschen Thierärzten schon seit mehreren Jahren bekannt. Je seltener es ist, praktische Thierärzte zu finden, die die Gabe der Beobachtung mit der Geschicklichkeit verbinden, das, was sie gesehen, in einer gedrängten und der Sache angemessenen Schreibart mitzutheilen, um desto mehr muss man dem Vf. für die Herausgabe dieser Beobachtung Dank wissen. Wenn auch die in dieser Schrift bemerkten Missbräuche nur Paris angehen, so lässt sich doch darin manches auf eine jede grosse volkreiche Stadt anwenden, wo mehrere hier aufgedeckte Missbräuche, vielleicht nur etwas modificirt, zusammentreffen können. Die Krankheit der Milchkühe, wovon hier die Rede ist, besteht in einer sich langsam entwickelnden Entzündung der Lunge, die nicht selten, besonders wenn die Kuh den ersten Anfall der Krankheit übersteht, in eine wirkliche Lungensucht übergeht. Hr. *H.* hat als Consulent bey einem der Handelsgerichte in Paris, bey welchem die beym Viehhandel entstehenden Streitigkeiten entschieden werden, seit mehrern Jahren Gelegenheit gehabt, die verschiedenen Missbräuche kennen zu lernen, die zur Entstehung dieser Krankheit vorzüglich beytragen. Die mehresten Milchkühe erhält Paris aus Flandern und der Normandie; die Entlegenheit der Oerter, deren Viehmärkte oft wenige Tage hinter einander folgen, die übertriebnen Märsche, die das Milchvieh auf diese Weise von einem Ort zum andern thun muss, und wobey es nicht selten verschlägt, oder gar verkalbet, werden hier mit Recht als Mitursache dieser Krankheit angeführt. Diese Behauptung scheint auch nicht übertrieben zu seyn, besonders weil die Viehhändler lauter solche Kühe wählen, die entweder dem Kalben sehr nahe sind, oder kurz vorher gekalbet haben. Auf dem letzten Viehmarkt, der vor den Thoren von Paris gehalten wird, werden alsdann von den Viehhändlern allerhand Arten von Kunstgriffen angewandt, die der listigste Rosstäuscher kaum besser erfinden würde (Peitsche und Stock werden wechselsweise angewandt, um das Vieh in beständiger Bewegung zu erhalten, und um den Milchkühen ein ungewöhnlich starkes Euter zu verschaffen, lassen sie selbige oft Tage lang ungemolken, wodurch alsdann ein nicht sehr erfahrner Käufer gar leicht hintergangen wird. Kommt endlich das Vieh nach Paris, so verändert es auf einmal nicht allein das Klima, sondern auch das Futter und die Behandlung. Die Flandrischen Kühe bleiben beynahe das ganze Jahr auf der Weyde; in der Normandie hingegen füttert man sie das ganze Jahr durch in dem Stalle mit grünem Futter. In Paris aber wird die Kuh in den Stall gestellt, und bleibt, so lange sie Milch gibt, mehrere Jahre lang auf einer und derselben Stelle, bis sie entweder vom Fleischer, oder aber vom Abdecker abgeholt wird. An vielen Orten der Stadt, besonders der äusserst volkreichen und sehr angebauten *Cité*, sind die Kuhställe oft so niedrig, dass ein fünf Fuss hoher Mann darin nicht aufrecht stehen kann, und so enge, dass weder alle Kühe neben einander liegen, noch sich umwenden können; Hr. *H.* fand sogar in einigen Ställen die Kühe auf den Knien liegen, da durch das beständige Stehn die Beine eine seltsame Krümme angenommen haben. Oft fehlen die Fenster, und die Stallthüre ist so niedrig, und öffnet sich auf einen mit Mist angefüllten sehr engen Hof, der zugleich die Cloak des ganzen Hauses ist. Zum Futter erhält das Vieh hier mehrentheils schlechtes Heu, oder allerhand halbverfaulte vegetabilische Substanzen. Die Kleye, die man seit der Revolution in Paris von allen Mehltheilchen auf das genaueste beraubt, ist, so wie die von den Bierbrauern und Stärkemachern erhaltenen Fruchtabgänge eine der Hauptnahrungsmittel für die Kühe. Nicht selten werden dergleichen Abgänge in ausgemauerten Gruben lange Zeit aufbewahrt, es wird also in diesem abscheulichen Gemengsel eine fast beständige Gährung unterhalten, wodurch der Genuss desselben um ein gutes Theil verschlimmert wird; wenn man auch nicht in Anschlag bringen wollte, dass die von den Stärkemachern erhaltenen Fruchtabgänge sehr viele Bleytheilchen enthalten, wegen der bleyernen Gefässe, die in einigen Pariser Fabriken dieser Art angewandt werden. Das Wasser einer so grossen und volkreichen Stadt, besonders das Brunnenwasser, was man hier dem Vieh reicht, ist ebenfalls von einer Beschaffenheit, die nichts weniger als heilsam und der Gesundheit des Viehes als zuträglich angesehen werden kann, wegen der Menge fremdartiger Theile, die es enthält; daher das Vieh sich nicht selten weigert, das ihm vorgehaltene Saufen anzunehmen.

Die Krankheit selbst könne unter gewissen Umständen selbigen erblich werden. In einer der Vorstädte von Paris, wo das Vieh in geräumigen und luftigen Ställen sich befand, fand Hr. *H.* 1789 einen Stier mittlerer Grösse, der die Milchkühe des Besitzers nach und nach besprungen hatte. Eben dieser Stier hatte seit mehrern Jahren alle Symptomen der nemlichen Krankheit, so wie alle Kühe, die er besprungen hatte, bald nach

nach dem Bespringen ebenfalls damit befallen wurden, und auch in längerer oder kürzerer Zeit davon verreckten; ein ähnliches bemerkte man an den Kälbern, die von diesen Kühen erhalten wurden. Das deutlichste Symptom, woran man die Krankheit erkennt, ist eine besondre Art von Husten, der eher heiser (*rauque*) als hellklingend ist, und der gleichsam in einem langsamen und erschwerten Ausgang der Luft aus den Lungen zu bestehen scheint. Bey diesem Husten kann indessen das Vieh eine geraume Zeit fortleben. Die übrigen Functionen scheinen dadurch nicht gestört zu werden, und mehrere Kühe nahmen sogar während der Krankheit merklich zu. Bey abwechselndem Wetter, besonders zu Anfang des Frühjahrs, oder auch wenn man mit dem Futter eine Veränderung vornimmt, oder sonst durch irgend eine Ursache den Reiz in den Lungen vermehrt, nehmen vorgedachte Symptome zu. Nicht selten wird das Vieh traurig, verliert die Fresslust, die Milch vergeht, und der zunehmende Puls und das Schlagen der Flanken zeigen deutlich die Gegenwart des Fiebers an. Zuweilen überstehen die Kühe den ersten Anfall der Krankheit, und die Symptome lassen oft sichtbar nach, bis ein folgender Anfall aufs neue sich einstellt, der sich gemeiniglich mit der völligen Vereiterung der Lungen und dem Tode des kranken Viehs endigt. Bey Oeffnung der Cadaver zeigen sich alle Symptome einer kranken vereiterten oder verhärteten Lunge. Obgleich die Kennzeichen der Krankheit zu allen Jahreszeiten beobachtet werden, so sind selbige doch gemeiniglich zu Anfange des Herbstes, besonders wenn der Sommer heiss gewesen, oder auch im Frühjahre am auffallendsten. In gewissen Jahren wüthet diese Krankheit stärker als in andern. Es ist ungewiss, wenn diese Krankheit sich zuerst um Paris und der umliegenden Gegend gezeigt. Hr. *H.* glaubt, dass man sie nur erst bemerkt, seitdem man in Paris mehr Käse und Milch als vor Zeiten geniesset. Unter den Viehmästern (*nourrisseurs*) wird diese Krankheit der Kühe für ansteckend gehalten, dieser Meynung aber widerspricht der Vf. aus eigner Erfahrung. Was die Kurmethode anbetrifft, so sind alle bis jetzt dagegen angewandte Mittel unwirksam befunden worden; eine bessere Behandlung des Viehes, geräumige und luftige Ställe, gesundes Futter und mässige Bewegung wären Präservative. Leider aber lassen sich die Viehmäster von ihrem hergebrachten Schlendrian nicht abbringen; ihre Absicht ist erreicht, wenn sie von jeder Kuh die grösstmöglichste Menge Milch erhalten; die Menge der Milch, die eine auf jene Weise ernährte Kuh den Eigenthümern gibt, bestimmt Hr. *H.* zwischen 12 und 13 Pinten täglich. — Jetzt sind verschiedene Viehmäster klug genug, sobald eine Kuh zu kränkeln anfängt, selbige an die Fleischer zu verkaufen; das Fleisch solcher Kühe hat kein widriges Ansehen. In den Vorstädten von Paris, wo eine Menge kleiner Schenkwirthe sich befinden, wird dergleichen Fleisch, so wie das Fleisch von todtgebornen Kälbern, häufig verspeist.

FRANKFURT a. M., b. Gebhard u. Körber: *Franz Maria Scuderi von dem Ursprung und der Ursache der ansteckenden Krankheiten, insbesondere der Blattern, und deren leicht zu bewerkstelligenden Ausrottung.* Aus dem Lateinischen übersetzt, und in einen kurzen Auszug gebracht, von einem Arzte. 1794. 5 Bog. 8.

Bey Gelegenheit der Anzeige (s. A. L. Z. Nr. 46. 1795.) des vom Hn. *Christian Ludwig Lenz* zu Schnepfenthal herausgegebenen Auszugs, eben dieses Buchs von *Scuderi*, haben wir bereits unser Urtheil über diesen Gegenstand gesagt, wir glauben also nicht nöthig zu haben, das Gesagte hier zu wiederholen; sondern stellen nur einiges von dem Inhalte der gegenwärtigen Schrift auf. Wenn Hr. *Lenz* in seinem Büchlein sich mit der Ausrottung der Blattern ganz allein beschäftigte, so bemühet sich der gegenwärtige Vf. auch die Verhütung der übrigen ansteckenden Krankheiten mit einzumischen, und hiezu fodert er vorzüglich die Geistlichen auf, welche bey dergleichen Gelegenheiten sich folgendergestalt betragen sollen: „Alle Prediger und Vorgesetzte von Städten und Dörfern müssten an festlichen Tagen, und auch bey feyerlichen Messen, die Unterthanen durch passende Unterredungen zu überzeugen suchen, dass man bisher fälschlich geglaubt habe: jeder Mensch müsse die Blattern, Masern und Rötheln nothwendig, und vermöge der Einrichtung der Natur erleiden; dass es ferner eine irrige Meynung sey, dass alle übrigen epidemischen Fieber, oder ansteckenden Krankheiten, von einer verborgenen Beschaffenheit der Luft, schlechter Constitution der Witterung und andern in die Sinne fallenden Ursachen in Europa entstünden, und endlich müssten sie sie zu überreden suchen, dass niemand jemals eine ansteckende Krankheit bekommen würde, wenn er sich sorgfältig vor der Ansteckung hüte u. s. w." Die Obliegenheit des guten *Scuderi* wäre hiebey freylich gewesen, dazu zu setzen, wie Aerzte, Wundärzte und Krankenwärter sich vor der Ansteckung sichern könnten? — dies wäre denn freylich mehr werth, als vielen feyerlichen Messen beyzuwohnen! — S. 17. wird der abgeschmackte Rath gegeben: „Die Einimpfung muss untersagt werden. Sie streitet offenbar gegen den ausländischen Ursprung der Pocken, gegen alle Anstalten einer guten Polizey und gegen die reine Religion etc." Welcher unaussprechliche Unsinn?? wie empörend gegen die gesunde Vernunft, und die häufigen Erfahrungen der besten Aerzte??

Rec. will, anstatt eines weitern Auszugs aus dieser Schrift, dagegen einige Gedanken eines vortreflichen Arztes über *Scuderi's* Angaben hier beyfügen:

„Die Vorbauung der wahren Pest und des Aussatzes kann man nicht völlig als einen Beweis für die Ausführbarkeit jener Vorschläge ansehen. Als man z. B. in vorigen Zeiten so häufig Siechenhäuser in Europa erbauete, so gaben die Landesherrn das wenigste Geld dazu her; das meiste hingegen die reichen Privatleute um ihrer und der ihrigen Seelenheils willen. Die Zeiten haben sich geändert. Wie selten sind nicht in unsern Tagen fromme Vermächtnisse für Hospitäler und Siechenhäuser? Wer sollte also jetzt das Geld zu den Blat-

Blattern-Quarantaine-Häusern; wer die vielen Millionen, welche sie in manchem Reiche kosten würden, hergeben? Regenten? wovon der eine das Geld zu Erhaltung der schon bestehenden nützlichen Anstalten, der andere zur Landesvertheidigung, und der Dritte zur Schuldenbezahlung bedarf. Der reiche Privatmann? der am wenigsten geneigt seyn wird, seine Kinder, vielleicht seinen einzigen Leibeserben, von sich hinweg in ein öffentliches Siechenhaus zu geben. Der mittelmässige Bürger? der ohnehin alle Arten von öffentlichen Abgaben verabscheut, weil er hie und da schon mehr geben zu müssen glaubt, als er schuldig sey. Der gemeine Mann? der die Blattern für eine Wohlthat hält, wodurch Gott, wie der Vf. des Aufsatzes mehr als einmal rohe Leute sagen hörte, mit ihnen abrechnet, und ihnen von Zeit zu Zeit wieder so viel Kinder nimmt, als er ihnen, ihrer Meynung nach, zu viel beschert hat etc. Gesetzt, es gäbe schon wirklich eine Stadt in Deutschland, aus welcher seit zwanzig Jahren die Blattern verbannt wären, und es befänden sich jetzt daselbst Jünglinge und Jungfrauen, welche die Blattern nie gehabt hätten; aber rings um die Stadt fehlte es noch an Anstalten zur Verbannung und Vertilgung der Blattern, so wäre dies wahrhaftig die unglücklichste Stadt des ganzen Landes. Denn, sollten die unbeblatterten jungen Leute immer auf dem Stadtbezirke bleiben, welcher Nachtheil würde das für ihre bürgerlichen Verhältnisse seyn? Und gingen sie in irgend eine andere Stadt, der Studirende etwa auf eine Universität, der Handwerkspursche in die Fremde, der Soldat ins Feld, das Mädchen zum Besuch eines Verwandten, oder es verheirathete sich ausser dieser Stadt, so wäre es eben so viel, als wenn alle diese Leute nach Kairo, Aleppo oder in irgend eine Stadt zögen, wo alle Jahre die Pest herrscht. Denn dass die Blattern den Erwachsenen so gefährlich sind, als die wahre Pest, das hat man in Kamtschatka, auf dem Vorgebirge unter den Hottentotten, und in allen Ländern gesehen, wo die Blattern das erstemal hingebracht waren. Und schwerlich würden sich auch immer die Aeltern und Geschwister durch Gesetze abhalten lassen, zu ihren, an Blattern todtkranken Kindern und Geschwistern zu reisen, und die Verlassenschaft derselben heimlich zurückbringen. Unvermerkt würden sich gewiss die Blattern über kurz oder lang auf eben diese Weise, oder durch Kaufmannsgüter und Victualien wieder einschleichen, ausbreiten, und in der so lang bewachten Stadt ärger wüthen, als zuvor. Die Blattern kommen auch in so fern in keinen Vergleich mit der Pest, als diese ihre Wirkung immer gleich heftig zeiget; die Blattern hingegen nicht. Es gibt Blatterepidemien, die nur sehr langsam und in einen kleinen Bezirk sich verbreiten, sehr gutartig sind, und wenige Kinder hinraffen, deren Tod man noch dazu sehr oft der Vernachlässigung und verkehrten Behandlung zuschreiben muss. Ein andermal bricht eine Blatterepidemie aus, die mit einer Geschwindigkeit und Heftigkeit um sich greift, wie griechisches Feuer, eine Zeitlang unauslöschlich wüthet, und beynahe Alles dahin rafft, (wie leider! vor einigen Jahren in Halle, nach Junkers Beschreibung, der Fall war.) Bräche nun in einem lang bewachten Orte unglücklicher Weise eine solche Seuche aus, so reicht, wie auch *Scuderi* anmerkt ein einziges Blatternhaus nicht hin, und sind die Anstalten von Anfang an nicht auf den grösst möglichen Fall eingerichtet, so wird eine solche bösartige Blatterseuche auf einmal alle Früchte einer zwanzig Jahre lang angewandten Vorsicht vernichten. So lange daher nicht der Monarch eines grossen Reichs aus seinem eignen unerschöpflichen Schatz die Anstalten zu Ausrottung der Blattern in seinem Lande mit Ernst und Eifer betreibt, so lange bleiben eben dergleichen Vorschläge nur *fromme Wünsche.* Verfügungen und Ausführungen von der Art sind keine Sachen eines Privatmannes, noch des Volkes allein. Und diesem die Ausführung zu überlassen, wäre zumal bedenklich. Aberglauben und Schwärmerey mischt sich nur zu oft in seine Plane, und es ergreift zuletzt grausame Maassregeln, denen selbst der Regent keinen Einhalt thun kann etc. Für jetzt könnten wir uns begnügen, wenn man es erst nur dahin brächte, dass die Menschen im Allgemeinen sich besser bey den Blattern benähmen, und überhaupt bey bösartigen Seuchen im Handel und Wandel mit Angesteckten sorgfältiger wären etc.

GESCHICHTE.

DRESDEN, b. Richter: *Ernesti Augusti Schulzii,* Theol. Dris et Prof. quondam in academia Viadrina celeberrimi *Compendium archaeologiae hebraicae.* Liber I. antiquitates politicas, lib. II. antiquitates ecclesiasticas continens. Cum Figuris aeri incisis. Edidit, emendavit, addenda adjecit, notisque locupletavit *Abr. Phil. Godofr. Schickedanz,* Theol. Dr. et Prof., gymnasii, quod Servestae floret, anhaltini academici Rector. 1793. XXVI und 344 S. gr. 8.

Der bereits 1786 in Frankfurt an der Oder verstorbene Prof. Schulz hatte aus besonderer Vorliebe für die hebräischen Alterthümer vielmals über *Ikenii antiquitates hebraicas* akademische Vorlesungen gehalten, und legte endlich selbst Hand an, ein neues Compendium auszuarbeiten. Da ihn der Tod vor der Vollendung desselben überraschte, so gab die hinterlassene Wittwe das vorräthige Manuscript dem auf dem Titel genannten Hn. D. u. Prof. Schickedanz, der sowohl ein Schüler als Freund des verstorbenen Schulz gewesen war, mit dem Auftrag, dasselbe durch den Druck bekannt zu machen. Das Manuscript war nichts weniger als vollendet, sondern es hatte fast in jedem Capitel Lücken, die der Herausg. theils aus des seel. Schulz Dictaten und dessen eigenhändigen dem Iken beygeschriebenen Anmerkungen, theils aus eigener Kenntniss ausfüllte. Auch erstreckte sich das Schulzische Mspt nur über die beiden auf dem Titel genannten Bücher, da im Gegentheil der neue Bearbeiter die beiden fehlenden Bücher, den ökonomischen und literärischen Zustand betreffend, dem Schulzischen Plan zufolge, in einem zweyten Theil nachfolgen lassen will. So viel

 zur

zur Geschichte des Buchs. Nun von dessen Inhalt und Werth!

Die Anordnung der Materien ist gut, und besser als in *Warnekros* und andern, wo die oben bemerkten vier Hauptfelder nicht gehörig von einander geschieden sind. Es ist die verbesserte *Ikensche* Anordnung. So begreift das erste Buch folgende 15 Capitel: Vom Lande; von der Eintheilung desselben; von der Hauptstadt Jerusalem; von der Regierungsform unter Mose; unter Josua und zur Zeit der Richter; unter den Königen; nach dem babylonischen Exil, unter den Makkabäern und der Herodianischen Familie; unter den römischen Procuratoren; von den Gerichtshöfen, dem grossen Synedrium, wie auch andern Dicasterien, und von der Processform; von den Strafen; von der Zeiteintheilung und dem Calender; vom Maass und Gewicht; von Steuern und Abgaben; von Bündnissen und Contracten; vom Kriegswesen. Die letztern sieben Capitel vertragen eine natürlichere Stellung, und dabey hätten die merkwürdigen Einrichtungen von den Freystädten, wie auch von der Leibeigenschaft, besondere Capitel verdient. Der vorzüglichste Werth des Buchs besteht darin, theils dass der Vf. mit mehr Kritik als seine Vorgänger, z. E. *Arias Montanus*, *Goodwin*, *Lund*, *Iken*, *Fleury*, selbst *Reland* u. a. zu Werke ging, da jene zu viel auf jüdische Tradition und rabbinische Sagen bauten, er aber hauptsächlich aus der Bibel selbst, aus Josephus und Philo, mit Behutsamkeit aber aus andern schöpfte; theils darin, das er das, was neuere Gelehrte über den einen oder andern Punkt gesagt haben, benutzte, und in den Anmerkungen die dahin gehörigen Schriften anführt. Indessen bleiben auch hier noch einige Wünsche übrig. Gleich im ersten Paragraphen fehlen die ältesten Namen; „das Land Kanaan" mit den dazu gehörigen Stellen 4 Mos. 33, 51. Jos. 22, 9. 11. „das Land Gilead," nemlich das Stück auf der Ostseite des Jordans, Jos. 22, 9. 13. 32. Auch würde Rec. die angeführten Namen nach der Zeitfolge geordnet haben, da sie hier willkührlich unter einander stehen. Selbst der Name „*terra promissa*" ist nicht erläutert, denn Hebr. 11, 9., (welche Stelle auch bloss im Iken befindlich ist,) gibt nur den Namen; Stellen, wie 1 Mos. 12, 7. 13, 15. u. s. w. leiten auf den eigentlichen Ursprung desselben. In dem Verzeichniss der Landkarten S. 2. hätten die von *Hase*, *D'Anville* und der Berliner Akademie durch *Rhode* nicht sollen übergangen werden. S. 7. lässt der Vf. den Libanus von Tyrus aus nordwärts und den *Antilibanus südwärts* sich erstrecken, da er doch mehr ostwärts und zum Theil südostwärts geht. Ueberhaupt wird man aber doch weniger auf Unrichtigkeiten, als auf Stellen stossen, wo man mit der Wahl der Sachen nicht übereinstimmen kann. So ist z. E. ein Paragraph den Bergen Tabor, Karmel, Ebal und Garizim, ein anderer den Höhlen u. s. w. gewidmet, und dabey werden die grossen und wichtigen Ebenen Jesreel oder Esdralom, Sephelah, oder die sogenannten Niederlande u. s. w. mit Stillschweigen übergangen. Einzelne Ausdrücke bedürften wohl einer nähern Bestimmung; z. E. S. 32., wo es vom Tempel heisst: quo *nihil umquam augustius* fuit. Dies ist doch wohl sehr übertrieben. Beym Gebrauch dieses Buchs zur Selbstbelehrung wird der Ununterrichtete oft nicht recht wissen, woran er ist. Der Text gibt das, was der Buchstabe der Bibel sagt, wie ihn die Alten verstanden, und was sie zur Lösung der Schwierigkeiten vorbrachten; die Noten im Gegentheil deuten auch auf das, was die Neuern darüber gesagt haben. Dabey werden aber nicht die wesentlichen Unterschiede zwischen beiden, und die überwiegenden Gründe für das letzte gezeigt. Man sehe z. E. S. 39 und 40. von dem Rechte der Israeliten auf Palästina. Im Texte wird die göttliche Verheissung, der Besitz hebräischer Nomaden, die nachherige Usurpation der Kananiter, deren Lasterhaftigkeit und verdiente Strafe angeführt. Die Note aber citirt *Lowmans* Abhandl. v. d. bürg. Reg. der Israeliten 1, 38. 12, 21. *Michaelis* mos. Recht §. 28. und *Eichhorns* allg. Bibl. d. bibl. Lit. I, S. 261. Einander entgegengesetztere Deductionen konnten wohl nicht leicht zusammengestellt werden. Für den Lehrer sind es übrigens gute Notizen. — Auf den vier Kupfertafeln findet man den Triumphbogen des Titus, der zu Rom noch vorhanden ist, auf welchem einige jüdische Gefässe abgebildet sind; dieselben Gefässe vergrössert, als den siebenarmigen Leuchter; den Schaubrodtisch, Räucherpfannen, Trompeten und drey Münzen, nemlich zwey samaritanische und eine römische zum Denkmal des überwundenen Judäas. — Mit Vergnügen sieht Rec. dem zweyten Theile entgegen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Lingen*, b. Jülicher: *Specimen medicum Historiam sistens insitionis variolarum* in comitatibus Tecklenborgensi atque Lingensi exercitae a *Leonardo Ludovico Finke*, M. D. Prof. p. o. 1792. 60 S. 4. (5 gr.) — Der Zweck des Vf. ist, die Blatterninoculation von dem Vorwurfe zu retten, dass sie häufiger als die natürlichen Blattern chronische Krankheiten zurücklasse, welche oft erst nach Jahren den glücklich inoculirten Kranken tödten. Was von dieser Beschuldigung wahr sey, schreibt er auf die oft gemissbrauchte antiphlogistische Methode. Durch eigene Erfahrung an 63 Kranken beweiset er den Ungrund dieser Beschuldigung. Hin und wieder sind einzelne Krankengeschichten eingewebt, und die Schrift macht den praktischen Kenntnissen des Vf. und seinem Eifer, Gutes zu verbreiten, Ehre.



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. April 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Flensburg, Kortesche Buchh.: *Auserlesene Stücke aus dem A. T. nach der Grundsprache übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert von D. Bastholm* erstem Hofprediger zu Kopenhagen. Ins deutsche übersetzt von *C. G. Zahle* Prediger am Kloster zu Wemmetofte in Seeland. 1794. 503 S. gr. 8.

Der Uebersetzer wünscht die Deutschen mit den Früchten Dänischer Gelehrsamkeit eben so bekannt zu machen, als es die Dänen längst mit den Producten des deutschen Fleisses sind, und hofft, dass sie in Deutschland eine gute Aufnahme finden werden. — Daran ist auch gar nicht zu zweifeln, denn, wenn gleich gegenwärtig die Cultur der Theologie bey den Deutschen weiter als bey allen übrigen Nationen vorgerückt ist; so bleibt es doch immer der eigenthümliche Charakter ihres Fleises, die Geistesproducte aller andern Nationen gern aufzunehmen, und sie nach Würden zu schätzen; wohl eingedenk, dass sie nur durch diese Art der Studien den jetzigem Vorsprung gewonnen haben. — Das vorliegende Werk des Hn. D. B. hat den lobenswürdigen Zweck, den schönsten Theil des A. T., der eine moralische Beziehung hat, gemeinnütziger zu machen. Man hat auch in Deutschland schon längst auf diesen Zweck hingearbeitet, ohne ihn bis jetzt völlig zu erreichen, weil man ihn nicht rein genug aufgefasst hatte. Hr. *Seiler* nahm noch zu viel auf, und suchte blos das höchst Anstösige zu vermeiden, statt dass er mehr auf das moralisch Nützliche hätte sehen sollen. Der Plan des Hr. B. ist schon besser, wenn nicht vielleicht zu eng, angelegt. Zwar will der Vf. die ganze Bibel auch noch neben den Auszügen gelesen wissen, und diese sollen nur lüstern nach dem Ganzen machen, oder doch wenigstens eine kleine Bibel für den seyn, der die ganze niemahls liefet. Allein gerade in der letzten Rücksicht, die schon bey ganzen Ständen genommen werden muss, hätte noch mehr aufgenommen werden sollen, als geschehen ist. Wir wollen dies bey der Angabe der ganzen Einrichtung durch ein Paar Beyspiele bemerklich machen. Dieser erste Band umfasst das ganze A. T. (die zwey folgenden werden die erläuterte Uebersetzung des ganzen N. T. enthalten, und alle drey die ganze Bastholmische Uebersetzung der Bibel ausmachen) das Hohelied ausgenommen, woraus wie billig keine Auszüge gemacht sind. Dagegen sind die Denksprüche und der Prediger Salomonis, wegen ihrer durchaus moralischen Beziehung, ganz übersetzt. Jeder Auszug hat seine Rubrik, und danach ist der Inhalt des ganzen Werks verzeichnet. Z. B. das erste Buch Mosis nach folgenden Rubriken „*Umbildung der Erde*" 1 Mos. 1, 1 - 2, 3. „*Missgunst ist eine gefährliche Leidenschaft*" 1 Mos. 4, 2 - 8. u. s. w. (Die Citata hätten voran stehen sollen und nicht hinten nach. Auch hätten die Kapitel oben rubricirt werden müssen.) Hier ist nun gleich der Fall der ersten Menschen ausgelassen, aber mit Unrecht, denn es liegen sehr grosse moralische Wahrheiten darin 1) dass der Mensch *selbst* Schuld an dem moralischen Uebel ist, 2) dass er es durch die Uebertretung eines göttlichen Gesetzes ward, und zwar 3) durch einen überwiegenden Hang der Sinnlichkeit. Auf diese Weise sündigt der Mensch noch alle Tage, und die zwey ersten Puncte finden bey jeder nur möglichen Sünde statt, denn das Gebot der Vernunft ist auch ein göttliches Gesetz. Solche und ähnliche Stellen hätten nicht übergangen werden sollen. Vorzüglich vermissen wir noch einzelne herrliche Sentenzen aus den Propheten, die überhaupt zu kurz abgefertigt sind. Aus ihnen würde vielleicht noch weniger ausgezogen seyn, wenn der Vf. nicht gerade an 18 Weissagungen glaubte, daher auch *Daniel* mit aufgeführt ist. Dieser Glaube wird vielleicht noch mehr Einschränkung leiden müssen, wenn Hr. B. *Eckermann's*, *Ziegler's* und *Ammon's* Schriften über diesen Gegenstand vergleichen will. Aus den Geschichtsbüchern des A. T. gehen die Auszüge nur bis auf die Einweihung des Salomonischen Tempels. Die übrige Geschichte gehört seiner Meynung nach mehr für den Geschichtschreiber, und er verweist deswegen auf seine *Geschichte der Juden*. Die Uebersetzung ist fliessend und treu; nur bisweilen gar zu wörtlich. Was auch der Vf. für die wörtliche Uebersetzung sagt; so sollte es doch nie *Fluch* Gottes u. s. w. heissen, weil dergleichen nach unserm Sprachgebrauch Veranlassung zu unrichtigen, unmoralischen und der Gottheit unwürdigen Begriffen gibt. Die Anmerkungen sind kurz, und grösstentheils richtig. Am meisten hält sich Hr. B. an *Michaelis*, ohne jedoch die andern deutschen Exegeten ganz zu verschmähen, wie sich aus der Uebersetzung abnehmen läfst. Der strengen Kritik und den morgenländischen Dialecten ist er nicht sehr hold; allein die Gründe dawider in der Vorrede wollen nicht viel sagen. Denn warum sollten die Abschreiber des A. T. sicherer vor Irrthümern gewesen seyn, als bey Profanschriftstellern? und warum sollten verlorne Bedeutungen nicht durch die Dialecte wieder hergestellt werden können? Dass das Buch *Hiob* älter sey, als die Mosaischen Schriften, ist eine Behauptung ohne Beweis. — Wenn (S. 12. Vorrede) Lehren für den *Verstand* und für das *Herz* unterschieden werden; so sehen wir nicht ein, wie das Letzte ohne

ohne das Erste seyn könne. Der theologische Sprachgebrauch muss jetzt bestimmter werden, weil man bestimmter denkt. Die *deutsche* Uebersetzung ist gut bis auf einige Danismen z. B. S. 15. „so wird es doch *die* „geben, welche — für *einige*. Ferner" *habe-suche* für habe *ich*-suche *ich* u. s. w. Die deutsche Ausgabe hat Vorzüge, weil sie vom Vf. noch einmahl revidirt ist.

CHEMNITZ; b. Wesselhoft; *Die Briefe der Apostel Jesu aus dem Griechischen übersetzt und* mit Anmerkungen begleitet, nebst einer Vorrede vom Hn. D. *Wilhelm Abraham Teller*, Oberconsistorialrath, Probst und Inspector zu Cölln an der Spree, auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin. 1794. 347 S. Vorr. S. X. 8.

Der gelehrte und verehrungswürdige Vorredner sagt von dieser Uebersetzung, dass sie zwischen einer zu wörtlichen und zu freyen die Mitte halte, und daher nicht allein für den gemeinsten Christen verständlich und brauchbar seyn, sondern auch, weil sie mit vieler Sprach- und Sach-Kenntniss ausgearbeitet sey, dem gelehrtern Theil zum Nutzen, und Vergnügen dienen werde. Und allerdings hat der unbekannte Vf. dieser Uebersetzung die neuesten und besten Ausleger der von ihm übersetzten Bücher des N. T. mit kluger Auswahl benutzt, und die von den Aposteln vorgetragene Gedanken von ihrer jüdischen Sprache und Darstellungsart, ganz entkleidet; in einem gefälligen Gewande dargestellt. Die Uebersetzung ist mehr frey, als wörtlich, und gränzt, sogar nicht selten an Paraphrase. Daher kann sie nicht nur einem Layen sicherer als eine gewöhnliche Scholiensammlung, zur Belehrung dienen, sondern auch bey dem hülfsbedürftigen Leser des Originals die Stelle eines Commentars vertreten. Auf der andern Seite hat sie aber auch, wie alle blosse Paraphrasen, den ganz unvermeidlichen Fehler, dass sie in dunkeln und bestrittenen Stellen sich für eine der möglichen Erklärungen unbedingt entscheiden muss. Indess hat der Vf. das gar nicht geringe Verdienst, dass er unter mehrern Erklärungen immer diejenige zu wählen und mit der leichtesten Manier anzuwenden wusste, welche sich in den von ihm genau studirten Zusammenhang der Rede zu schicken und der Absicht des Schriftstellers am besten zu entsprechen schien. Bey diesem Urtheil über das Ganze gibt Rec. hier noch einige Stellen an, wo der Uebers. nach einem angenommenen System doch zu viel oder zu wenig gesagt zu haben scheinen dürfte. 1. Kor. X, 16. *Ist der geweihte Kelch, den wir durch's Gebet weihen, nicht ein Bekenntniss, dass Christus auch für uns sein Blut vergossen habe; und das Brod, welches wir brechen, nicht ein Bekenntniss, dass er seinen Leib auch zu unserm Besten aufgeopfert habe?* Da gleich hernach im 18ten v. κοινωνοι vorkommt und übersetzt wird: *treten sie* (die Israeliten) *nicht durch das Essen ihrer Opfermahlzeiten mit Gott, zu dessen Ehre sie gehalten werden, gewissermassen in Verbindung?* (dabey steht die Anm. d. h. *werden sie nicht dadurch seine Verehrer?* oder vielleicht deutlicher: Legen sie nicht dadurch ein Bekenntniss ab, dass sie sich zur Religion des Gottes bekennen, welchem zu Ehren sie gehalten werden?) so hätte wohl auch hier im 16ten v. κοινωνια Bloss übersetzt werden sollen: setzt uns das Brod — und der Wein — nicht in Verbindung mit dem Leibe und Blute Christi? d. h. legen wir nicht dadurch ein Bekenntniss ab, dass wir uns zur Religion des am Creuze gestorbenen Jesus bekennen? Röm. IX, 5. *Sie*, die *Nachkommen jener ehrwürdigen Patriarchen*, *von denen selbst seiner leiblichen Geburt nach Christus abstammet*, *der Beherrscher seiner Kirche*, *wofür Gott Anbetung gebührt in Ewigkeit. Amen.* Die Stelle 1. Tim. III, 16. *Der Pfeiler und die Grundfeste unsrer Religion ist jene unläugbar grosse, bisher völlig unbekannte Lehre: Gott ist durch den Mensch gewordenen offenbaret, durch das Evangelium als der Wahrhaftige erkannt, den Boten seiner Lehre erschienen, den Heiden gepredigt, von der Welt geglaubt und in seiner Herrlichkeit verehrt worden:* ist ganz nach Tellers Wörterbuch des N. T. (S. 301. 331. 4te Aufl.) übersetzt. Nur in wenigen Stellen hat Rec. einige Undeutlichkeit bemerkt. Röm. XIV, 21. *Daher ist es christlich gedacht, dass du lieber kein Fleisch issest, keinen Wein trinkst, und überhaupt nichts thust, als dass du einem deiner Brüder Anstoss gebest, oder ihn bey seinem schwachen Gewissen beunruhigtest.* Verständlicher würde es durch diese kleine Veränderung werden: — — — *und überhaupt nichts thuest, wodurch du e. d. Br. An. geben, oder ihn b. s. schw. G. beunruhigen könntest.* Auf eine ähnliche Art darf nur Koll. II. 13. nach dem Wort *euch* hinzugesetzt werden aber. Die Vorerinnerungen vor iedem Briefe betreffen die Lebens-Umstände seines Verfassers und die Zeit oder den Ort, wann und wo der Brief wahrscheinlich geschrieben worden ist. Unter dem Text stehen nur sparsame Anmerkungen, in welchen die in der Uebersetzung gebrauchten und etwa dunkelscheinenden Ausdrücke deutlicher gemacht und umschrieben werden. In der Vorrede beleuchtet Herr OCR. Teller ein sehr unbilliges Urtheil, welches *Friedericus Straub, der heiligen Schrift Doctor im J.* 1528. über Luthers Uebersetzung gefällt hat, und wünscht dieser Uebersetzung billigere Richter, welche sie auch längst gefunden hat.

NATURGESCHICHTE.

WIEN, b. Oehler: *Versuch einer Mineralogie für Anfänger und Liebhaber*, nach des Herrn Bergcommissionsrath Werners Methode, von *Abbé Estner*. I Band. Vorbereitung mit 4 Farben-Tabellen und 7 Kupfertafeln. Auf Kosten des Verfassers 1794. 293 S. in gr. 8.

Es dürfte manchem Leser auffallend seyn, von Hr. Abbé Estner ein mineralogisches Handbuch nach der Wernerischen Methode ausgearbeitet zu erhalten, da man ihn bis daher für einen Gegner derselben gehalten hat. Das Publicum wird hier auf eine sprechende Art überzeugt, dass Hr. E. vorzüglich nur desswegen seine Einwendungen über einige Punkte der Wernerischen Methode öffentlich bekannt gemacht hat, um der-

darüber belehrt zu werden, weil er privatim keine Auskunft von Hrn. Werner erlangen konnte; denn er beweist sich hier als einen wahren Anhänger und Verehrer der Wernerischen Methode, und wir müssen ihm das Zeugniss geben, dass er sich mehr in die Wernerische Methode hineingearbeitet hat, als verschiedene unmittelbare Schüler des Hn. Werners. Denn, schon nach dem vor uns liegenden ersten Bande, hat Hn. E. Arbeit wesentliche Vorzüge vor Hn. Emmerlings Mineralogie und vor des Hn. Lenz Arbeiten, welche letztere vorzüglich gegen jene weit zurück stehen müssen. — Nach Hn. E. Erklärung ist diese Mineralogie bloss für ganz Ungelehrte bestimmt. Wir sind übrigens überzeugt, dass auch gewiss mehrere schon gebildete Mineralogen dieses Buch mit Nutzen lesen werden; denn unerachtet der Vf. die besten Schriften der Wernerischen Schule benutzt hat, so hat er doch über alles reiflich nachgedacht. Er erklärt sich in der Vorrede auch selbst sowohl über diesen Punkt als auch über den Plan des Ganzen mit folgenden Worten: „Ich bin von jeher gewohnt, über alles Gesagte und Geschriebene nachzudenken, und wenn ich überzeugt werde, so schreibe ich das Gute ab und nach, wie Andere; doch will ich selbst mit meinen und nicht mit fremden Augen allein sehen. Auf diese Art soll mein Lehrbuch in drey Bänden erscheinen, wovon dieser die Vorbereitung des Versuches, der zweyte die Eintheilung der Mineralogie, das Mineralsystem, die Beschreibung aller einfachen Erden und Steine, und der dritte, jene der Salze, brennlichen Wesen, und Metalle enthalten soll, wobey immer auch die vorzüglichsten Mineralien, welche sich in den hiesigen berühmten Kabinetten finden, abgemerkt werden sollen.“ Der erste vor uns liegende Band, enthält einen Auszug aus Hn. Werners Abh. über die äussern Kennzeichen der Fossilien, wobey der Vf. auf die Verbesserungen und Zusätze, — welche Hr. Werner und seine vorzüglichsten Schüler in neuern Zeiten bey der Lehre von den äussern Kennzeichen der Fossilien angebracht haben, — stets Rücksicht genommen hat, ohne sich jedoch zu sklavisch an dieselbe zu binden; denn er hat hin und wieder sich kleine Abänderungen zu machen erlaubt, mit welchen wir freylich nicht immer ganz einverstanden sind. So z. B. finden wir es nicht ganz gut, dass er des Hn. Werners *abgesonderte Stücke* umtauft, und sie, wie uns scheint, ohne hinreichenden Grund *ausgezeichnete Stücke der Bruchfläche* nennt. Wir wollen übrigens gerne zugeben, dass es vielleicht für manchen auffallend ist, das Wort *abgesondert* hier in einer etwas andern oder eingeschränktern Bedeutung von Hn. Werner gebraucht zu sehen, als es im gemeinen Leben gewöhnlich gebraucht wird; allein Rec. zweifelt, ob das von dem Vf. hier angegebene Wort *ausgezeichnet*, viel besser als jenes sey. Die *abgesonderten Stücke* bey einem Fossil, wie z. B. bey dem körnigen Kalkstein, dem Zeolit, Bleyglanz u. s. w. lassen sich einigermassen mit einer Mosaik vergleichen, und hier würde es wider den Sprachgebrauch seyn, wenn man z. B. von dem Grunde einer Mosaik, wo alle Steinchen von einerley Figur, Farbe und Glanz sind, sagen würde: *die ausgezeichneten Stücke dieses Grundes sind schön*; denn es zeichnet sich ja keines vor dem andern aus, sie sind dem Ansehen nach alle gleich. Ueberhaupt scheint uns der Begriff, den der Vf. von den abgesonderten oder, wie er sie nennt, *ausgezeichneten* Stücken gibt, nicht ganz richtig zu seyn. Er sagt §. 114. „das sechste besondere „generische Kennzeichen, für das innere Ansehen das „vierte, ist die *Gestalt der ausgezeichneten Stücke der „Bruchfläche*, die Hr. Werner abgesonderte Stücke „nennt. Ich nenne sie *ausgezeichnete* Stücke, weil sie „nicht abgesondert sind, sondern noch wirklich mit „einander zusammen hängen, und nur hie und da durch „mehr oder weniger zarte Sprünge (??) oder Klüfte abgetheilt sind; sonst würde man sie nicht von der ganzen Masse unterscheiden können; und damit man selbe nicht mit den von der ganzen Masse getrennten „Stücken oder Bruchstücken verwechsele, welche eigentlich abgesonderte Stücke sind.“ Fürs erste sehen wir bey dieser Erklärung nicht ein, warum der Vf. die abgesonderten Stücke *ausgezeichnete Stücke* der *Bruchfläche* nennt; man kann sie ja auch öfters in Kristallen und besondern äussern Gestalten, wie z. B. an manchem Tropfsteinartigen Kalksinter sehen, ohne einen Bruch zu haben. Für das andere ist es ungegründet, dass — wenigstens die Wernerischen abgesonderten Stücke, durch *zarte Sprünge oder Klüfte abgetheilt sind*; sondern sie sind innig untereinander zusammen gewachsen wie z. B. bey dem körnigten Kalkstein, dem Granit u. s. w. Fürs dritte endlich, sehen wir nicht ein, warum der Vf. eine Veränderung in der Terminologie, bey einer so gleichgültigen und schon fast allgemein angenommenen Sache, wie die abgesonderten Stücke sind, vornimmt; man verwirrt nur den Anfänger in der Mineralogie, wenn sich jeder erlaubt, willkührliche Veränderungen in einer schon fast allgemein angenommenen Terminologie der Mineralogie zu machen, wodurch nothwendigerweise der Wissenschaft selbst der grösste Nachtheil zuwächst, weil mancher durch dergleichen Wörter und Namenverwechslungen von dem Studium dieser so reizenden Wissenschaft abgeschreckt wird. S. 224. vertauscht der Vf. abermals ohne Noth, einen Wernerischen Ausdruck gegen einen andern, der auch nicht zweckmässig ist, weil leicht Verwirrungen und Verwechslungen durch denselben veranlasst werden. Er nennt nemlich des Hn. Werners *langkörnigte abgesonderte Stücke* s p l i t t r i g a u s g e z e i c h n e t e S t ü c k e; da man nun nach der Wernerischen Sprache einen splittrigen Bruch und splittrige Bruchstücke hat, wie leicht wird nicht eines mit dem andern verwechselt, wenn man auch noch splittrige abgesonderte Stücke aufstellt, und der Anfänger gleich drey verschiedene Begriffe von dem Worte *splittrig* annehmen muss. — Hin und wieder hätten wir auch in den Begriffen mehrere Bestimmtheit gewünscht, denn gerade da der Vf. für ganz Ungelehrte und für Anfänger schreibt, so ist zu seinem Zwecke der höchste Grad von Bestimmtheit nothwendig. §. 141. sagt er: „die chemischen Kennzeichen bestehen in der Auflösung der Körper, wodurch man ihre Bestandtheile, ihre gegenseitige Würkungen und die Art und Weise, wie solche untereinander verbunden sind,

zu erkennen sucht." Nach unserm Dafürhalten hätte er sagen sollen: die Auflösung der Körper ist das Mittel, durch welches die chemischen Kennzeichen derselben aufgesucht und bestimmt werden können; denn die Erscheinungen, welche sich bey der Auflösung eines Körpers äussern, sind die chemischen Kennzeichen, von welchen man auf die Bestandtheile des Körpers und die Art ihrer Verbindung mit mehr oder weniger Zuverlässigkeit schliessen kann. Ferner sagt der Vf. S. 277, wo er von der Anwendung der chemischen Kennzeichen bey den Fossilien spricht: „dergleichen Hülfsmittel müssen aber erst alsdann angewendet werden, wenn man vorher alle äussere Kennzeichen an den Substanzen genau aufgesucht hat, und dennoch zweifelt, ob die untersuchte Substanz z. B. kalkartig sey, oder nicht. In solchem Falle darf man nur mit dem Bart einer Feder etliche Tropfen Salpetersäure auf solche fallen lassen. Ist die Substanz *kalkartig*, so wird man ein mehr oder wenigeres Aufbrausen bemerken; wo aber dergl. Aufbrausen nicht erfolgt, ist zu schliessen, dass die Substanz mit jenen zum Theil oder ganz übereinstimme, auf welche die Säuren keine ähnliche Würkung hervorbringen." Dieser letzte Satz ist so unbestimmt ausgedrückt, dass er eigentlich dadurch falsch wird; denn das Aufbrausen eines Körpers mit Säuren beweist eben so wenig, dass ein Körper kalkartig ist, als das Nichtaufbrausen, dass er nicht kalkartig ist. Aus dem Aufbrausen läfst sich nichts weiter schliessen, als dass der Körper Luftsäure enthalte, und wir haben im Mineral-Reich mehrere luftgesäuerte Fossilien z. B. den *Witherit* das *Luftsaure-Silber*, das *weisse Bleyerz*, den *Malachit* u. m. a. welche nicht in jenem Sinne kalkartiger Natur sind, und doch mit Salpetersaure stark aufbrausen, und im Gegentheil brausen Gips, Flusspat und Boracit nicht auf, unerachtet diese Fossilien kalkartig sind. Eben so unbestimmt und unrichtig ist der Begriff von den physischen Kennzeichen §. 142., wo der Vf. auch noch unter die *Werkzeuge*, mittelst welcher diese aufgesucht werden, die *Reibung* und S. 231, das *Erwärmen* zu dem Feuerstahl, Magnet und Griffel rechnet. Am Ende dieses ersten Theils spricht der Vf. noch §. 144, von den Uebergängen im Mineral-Reich. Folgende Erörterung des Begriffs von *Uebergang*, wenn der Vf. sagt. „*Alle Körper in der ganzen Natur sind Veränderungen unterworfen; diese Veränderungen der Substanzen, welche man so oft im Mineral-Reiche findet, werden Uebergänge genannt*," ist zu unbestimmt. Da es im Mineral-Reich öfters Veränderungen an den Formen, der Farbe, Durchsichtigkeit u. s. w. bey den Fossilien gibt, so wäre es ganz wider den Sprachgebrauch und wider den Begriff von dem Worte Uebergang, wenn man es bey solchen *Veränderungen* gebrauchen wollte. Ueberhaupt hätten wir gewünscht, dass der Vf. die kurze Abhandlung von den Uebergängen der Fossilien hier ganz weg gelassen hätte, denn es ist ein Gegenstand, der in einer Geognosie, aber in keiner Oryktognosie, am wenigsten aber, in einer Vorbereitung zu dieser Wissenschaft abgehandelt werden sollte, welche für Anfänger und Unkundige bestimmt ist. Denn für diese ist eine solche Abhandlung ganz unverständlich, weil sie ja erst in den nachfolgenden Bänden die Körper kennen lernen sollen, von welchen hier die Rede ist, und deren Kenntniss hier schon vorausgesetzt wird. Der Vf. hat, wie es uns scheint, selbst noch keinen ganz klaren Begriff von den Uebergängen im Mineralreiche. Er sagt zwar, dass dergl. Uebergänge daher kommen, wenn Fossilien gewisse Bestandtheile verlieren oder neue erhalten, und führt zu diesem Ende das bekannte Beyspiel des Feldspats an, der durch Verwitterung in Porcellanerde übergeht; allein er sagt ferner: „*So geht auch der erhärtete Thon in Jaspis, und in Hornstein über, der Quarz in Hornstein, der Hornstein in Quarz, der Chalcedon in Hornstein und der Hornstein in Chalcedon* u. d. a. m." Diese letztere Beyspiele passen nun ganz nicht zu dem des Feldspats, weil bey jenen *sogenannten* Uebergängen oder eigentlicher *Annäherungen* keine solche Veränderungen statt finden, wie bey diesem; denn der einmal gebildete Hornstein nähert sich nicht erst mit der Zeit durch den Verlust oder Zuwachs eines Bestandtheils dem Quarze, oder Chalzedone, sondern er ist gleich bey seinem Werden diesen Fossilien mehr oder weniger ähnlich gewesen.

Diese wenigen Bemerkungen haben im geringsten nicht die Absicht, dieses brauchbare und für Anfänger sehr nützliche Buch herabzuwürdigen, sondern nur den Vf. auf einen bestimmtern Ausdruck bey den folgenden Banden, welchen wir mit wahrem Verlangen entgegen sehen, aufmerksam zu machen. Man müsste den vielen Fleiss so wie die gute Absicht des Vf. ganz verkennen, wenn man diesem Werke das viele gute, das es enthält, absprechen wollte. Nur ist zu bedauren, dass die Kupfer und besonders die Farben-Tabellen dem unverhaltnissmässig grossen Aufwande des Vf. nicht entsprechen; denn die Farben-Muster sind meistens hart, und öfters ganz falsch, welches bey den Abänderungen der weissen Farbe, so wie bey allen Beyspielen, welche metallische Farben vorstellen sollen, vorzüglich auffallend ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Hamburg*, b. Bachmann u. Gundermann: Deutliche *Anweisung Vergrösserungs-Gläser* auf eine leichte Art *zu schleifen*, wie auch einfache und zusammengesetzte Mikroskope zu verfertigen 1793. 56 S. II Kupfer. kl. 8. Die Maschine zum Glasschleifen, die Hr. *F. W. Diek* hier beschreibt, ist zwar nicht neu, doch aber sehr gut brauchbar; so wie auch sein Verfahren, Gläser nach gegebenen Cirkeln zu schleifen, und aus denselben Mikroskope zusammen zusetzen, für Dilettanten dieses Fachs, die dasselbe nachahmen wollen, immer eine angenehme Beschäftigung seyn wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 30. April. 1795.

OEKONOMIE.

FREYBERG u. ANNABERG, in der Crazischen Buchh.: *Versuch, den Werth der Grundstücke bey dem Ankaufe, zum Besten der Käufer und Verkäufer, nach Möglichkeit genau zu bestimmen.* Von L. H. H. von Engel, Churfürstl. Sächs. Rittmeister. 1793. 12 Bog. 8. (12 gr.)

Je mehr es gewöhnlich den Kauf- und Pachtanschlägen von Grundstücken an festen, richtigen Grundsätzen mangelt, um so mehr ist gewiss den Käufern und Verkäufern, Pächtern und Verpächtern der Grundstücke an der Kenntniss solcher Grundsätze gelegen. Ihre Erforschung und Feststellung ist aber mit grosen Schwierigkeiten verbunden: weil der Ertrag der Grundstücke und daher auch ihr Werth auf Zeit- und Localumständen, auf ihrer natürlichen und örtlichen Lage und Beschaffenheit, auf ihren nachbarlichen Verhältnissen, auf dem Bestande und der Beschaffenheit der einländischen Baarschaft und Volksmenge, auf dem Gange des Handelsverkehrs etc. beruhet, und alle diese Grundlagen so sehr verschieden sind. Der vorangezeigte Versuch war also ein verdienstliches Unternehmen; aber die Ausführung desselben entspricht nicht der Erwartung, zu der des Vf. schon längst bewiesene gründliche theoretische und praktische Kenntnisse der Landwirthschaft berechtigten.

Die Schrift enthält 13 Briefe. — I. Br. Anfrage eines Freundes über die richtige Bestimmung des Werths der Grundstücke. — II. Br. Bestimmung der Begriffe vom wahren und eingebildeten Werthe. Jener beruhe darauf, dass alles, was von einem Grundstücke verkauft werden mag, nach dem Durchschnitte des Ertrages in guten, mittlern und schlechten Jahren, und hoher, mittlerer und niedriger Preise, in Anschlag gebracht werde; dieser aber auf zufälligen persönlichen, oder örtlichen Nebenverhältnissen. Mit dem erstgedachten, völlig richtigen Maasstabe des wahren Werths stimmt jedoch die Behauptung im III. Br., dass der Werth der Grundstücke nach dem Betrage der Pachtgelder nicht bestimmt werden könne, nicht wohl überein. Durch seine Einwendungen gegen die im 2ten Stücke des Leipz. Intelligenzblatts vom Jahre 1791 angegebenen Ursachen von der jetzigen Erhöhung der Pachtgelder wird jener Satz keinesweges bestätiget: denn, da diese Erhöhung in der verbesserten Benutzung der Grundstücke, in dem vergrösserten Verbrauche ökonomischer Producte, und in der vermehrten Geldmasse ihren Grund hat; so bleibt es auch gewiss, dass sie den Grundstücken nicht einen eingebildeten, sondern einen wirklichen Werth gibt, und daher auch bey Verfertigung der Kaufanschläge zwar nicht zur alleinigen Richtschnur dienen kann; jedoch allerdings mit in Betrachtung kommen muss. Gedachte Einwendungen des Vf. enthalten sogar nicht nur Widersprüche gegen evidente Wahrheiten, sondern selbst Beweise eben desjenigen, was er widerlegen will. So folgt aus seiner eigenen Anführung (S. 17.) „dass aus Spanien alle dahin kommende westindische Schätze wieder weggehen, und „andere Völker reich machen" von selbst, dass daselbst kein Ueberfluss an Gelde vorhanden und eben deshalb die Preise der Lebensmittel nicht so hoch, als in England und Holland, seyn können, und mithin behält der von dem Vf. abgeleugnete Satz „dass der Preis der „Lebensmittel in dem nämlichen Verhältnisse steiget, als „die Geldmasse in einem Lande zunimmt" seine Richtigkeit. Offenbar unrichtig ist hingegen die Behauptung, dass *jede* Gegend mehr nutzbare Naturalien, als man *allda* bedarf, hervorbringe: denn die Lüneburger Heide und so viele andere Gegenden sind Beweise des Gegentheils. — IV. Br. Von dem jetzigen Zinsfusse, dessen Höhe, oder Niedrigkeit auf jenen Werth einen wesentlichen Einfluss hat. Hier zuerst eine mit mehr Ausführlichkeit, als für die mehrsten der gemeinsten Rechenkunst kundigen Leser erfoderlich war, auf 23 Seiten ausgedehnte Berechnung über die 20jährige Benutzung eines Capitals von 1000 Thalern, wenn solches entweder bey einer Staatscasse zu 3 Procent, oder auf gerichtlichen Consens zu 4 Procent, oder gegen eine blosse Schuldverschreibung zu 5 Procent, oder gegen einen Wechsel zu 6 Procent belegt wird, woraus der Vf. das Resultat ziehet, dass es, in Hinsicht auf den Zinsertrag, und die besorglichen Einbussen, vortheilhafter sey, seine auszuleihenden Capitalien zu vereinzelnen, als solche an einem einzigen Orte und auf einerley Art unterzubringen. Hierauf gibt er seine Gründe an, weshalb er den jetzigen geringen Betrag der Zinsen von Capitalien dem allgemeinen Besten für schädlich hält, worin wir ihm jedoch so lange nicht beypflichten können, als es unleugbar ist, dass der verminderte Zinsfuss ein Merkmal des vermehrten einländischen Geldvorraths, und der hiemit steigende Preis der Grundstücke eine starke Triebfeder zu ihrer bestmöglichsten Benutzung ist; dass eben hiedurch der Capitalist weit eher, als sonst, dahin gebracht wird, seine Baarschaften zum Ankaufe der Landgüter, zur Verbesserung derselben, zu Bauen, zu Handelsspeculationen, zu Fabrikanstalten und zu andern nützlichen Anlagen zu verwenden, von welchen er eine höhere Benutzung seines Geldes, als vom Ausleihen, erwarten darf; dass er dadurch um so viel mehreren Mitbürgern Arbeit und Un-

Unterhalt verschafft; und dass je geringer die Geldmasse und je höher deshalb der Zinsfuss in einem Lande ist, um desto schwieriger auch die Anlehne, um desto niedriger die Preise der Grundstücke, um desto schwächer der Betrieb der Manufacturen und des Handels, und um desto häufiger die Concurse sind. Man darf, zu dessen Bestätigung, nur Pohlen mit Holland, oder den Zustand des Kurfürstenthums Sachsen vor 30 Jahren mit seinem jetzigen vergleichen. Da der Vf. annimmt, dass der Werth der Grundstücke nach dem Zinsfusse von 3, 4, 5 und 6 Procent zu berechnen sey; so hätte er auch eigentlich den Betrag des Durchschnittes hievon, nemlich 4½ Procent, nicht aber, wie (S. 89.) geschehen, 5 Procent zur allgemeinen Grundlage seiner folgenden Berechnungen machen sollen. — Die nun folgenden Briefe enthalten die einzelnen Bestimmungen des Werths der Grundstücke. V. Br. Von den Gebäuden. Im Betreff der städtischen Gebände gründen sich die hier ertheilten Regeln auf den Unterschied ihrer Lage in grossen, mittlern oder kleinen Städten, des dasigen Nahrungsstandes, und des ungleichen Betrages der Baukosten, und sind eben so vollkommen richtig, als es die, in Absicht der Gebäude auf einem Landgute, hinzugefügte Behauptung ist, dass dafür gar nichts in Einnahme zu bringen sey. Denn da sie eigentlich bloss als unentbehrliche Mittel und Erfodernisse zur Benutzung der Aecker, Wiesen, Viehzucht etc. zu betrachten sind; so ist auch der Aufwand ihrer Unterhaltung und Wiedererbauung von dem Ertrage des Guts vielmehr abzusetzen. — VI. Br. Von dem Werthe der Gärten, und zwar eines mit einem Zaune von geschnittenen Latten eingeschlossenen Gartens. Gegen die Richtigkeit der angestellten Berechnung findet sich bloss die Bedenklichkeit, dass die nach 10 Jahren abgängig gewordenen hölzernen Säulen unmöglich noch eben so viel an Brennholze werth seyn können (S. 105.), als sie es vorher, als Nutzholz, waren. — VII. Br. bestimmt den Werth der Wiesen nach der Güte des Bodens, nach dem jährlichen Ertrage, nach den davon zu entrichtenden Abgaben und nach den wegen der Unterhaltung und der Aernte erfoderlichen Kosten — VIII. Br. Von dem Werthe der Aecker. Der Vf. nimmt einen von seinen Aeckern zum Modelle an, welcher 5040 Quadratruthen, jede zu 36 Ellen Leipziger Maass hält, und 4 Jahre zuerst mit Kraut (Kohl) und Rübesamen, dann mit Sommerkorn, dann mit Leinsamen und hierauf mit Hafer und Kleesamen bestellt, hiernächst aber 6 Jahre lang zum Klee und Grasbaue genutzt wird. Der Ansatz eines Fuders Dünger, für sich allein und ohne Fuhrlohn, zu 1 Thaler, ist in dieser Berechnung (S. 109.) unerklärlich, da es vorhin (S. 107.) für die Gärten nur zu 12 Groschen angesetzt ist, und doch für die Gärten gerade der beste und kräftigste Dünger erfodert wird. Dass der Vf. den Werth der Getreidefelder nach einer nur in sehr wenigen Gegenden Deutschlands gebräuchlichen Feldbestellung berechnet hat, hindert die allgemeinere Brauchbarkeit seiner Angabe. Eben diess gilt auch im IX. Br. von dem Werth der Teichfischereyen, bey dessen Bestimmung bloss ein Forellenteich zum Maassstabe angenommen ist. — X. Br. Der Werth der Holzungen wird hier ausführlicher, als solches bey den übrigen geschehen ist, nach der Beschaffenheit des Bodens, nach den Holzarten, nach deren Alter und Wachsthum, ihrer frühern oder spätern Haubarkeit, und nach den Verkaufspreisen bestimmt: wobey jedoch auch darauf hätte Bedacht genommen werden sollen, ob die Cultur und Benutzung einer Holzung durch fremde Mast- und Hutungsgerechtsame eingeschränkt sey oder nicht. — XI. Br. Sehr kurz. Wenn unter den trockenen Zinsen auch Erben- und Meyerzinsen und andere ständige Gefälle zu verstehen sind; so erfoderte die Festsetzung ihres Kaufwerthes nähere Bestimmungen, als hier ertheilt sind. Am wenigsten können wir der Behauptung des Vf. im XII. Br. beypflichten, dass die Einnahme von gewissen andern Zubehörungen der Landgüter, als von der Hornviehzucht, Schäfereyen, Jagd, Mühlen, Schankpachtungen, Bierbrauereyen, Branteweinbrennereyen, und folglich ihr Werth in Kaufanschlägen gar nicht bestimmt werden könne. Da alle diese Zubehörungen, nach dem Maasse ihres stärkern oder schwächern Einflusses auf den Betrieb des Haushalts, zur Benutzung des Guts und zu den Einkünften davon beytragen, und ihr reiner jährlicher Ertrag, nach Abzug des Kostenaufwandes, eben so gewiss, als von andern Artikeln des Haushalts, ausfindig gemacht werden kann; so müssen sie auch nothwendig in den Kaufanschlägen ihren Platz behalten. — Der XIII. Br. enthält eine summarische Zusammenziehung der vorhergehenden Berechnungen des Werths der einzelnen Theile des zum Modell angenommenen Gutes, die davon abzuziehenden jährlichen Ausgaben und den hieraus folgenden Totalbetrag des Werths des ganzen Gutes.

Da der Vf. einige Zubehörungen der Landgüter, z. B. die Getreidezehnten gar nicht mit in Ansatz gebracht, in seinen Grundsätzen sein Augenmerk lediglich auf eine gebirgige Gegend gerichtet, das mehr oder minder richtige Verhältniss der Getreidefelder zum Wiesenwachse, und der Viehzucht gegen beides, auch den mehr oder minder bequemen und vortheilhaften Absatz der ländlichen Producte nicht mit in Betrachtung gezogen hat, welches beides doch in dem Ertrage, und folglich in dem Werthe der Landgüter einen so beträchtlichen Unterschied verursacht: so wird hiedurch die Brauchbarkeit seiner Belehrungen nicht wenig vermindert.

Dresden, in der Waltherischen Hofbuchh.: *Neue Beobachtungen über die Bienen:* in Briefen an Hn. *Karl Bonnet;* von *Franz Hüber'n*, aus dem Französischen übersetzt, mit Zusätzen und einigen Kupfern vermehrt von *Johann Riem'en*, Churfürstl. Sächs. Commissionsrathe, beständigem Secretair der Churfürstl. ökon. Gesellsch. zu Leipzig, und vieler ökon. Gesellsch. wirklichem, ordentlichen und Ehrenmitgliede. 1793. XVI S. Vorr. u. 600 S. gr. 8.

Diese in 13 Briefen mitgetheilten neuen Beobachtungen des Hn. Hüber's sind praktischen Bienenfreunden wenig, forschenden Liebhabern dieses, aller möglichen Beobachtung würdigen Insects, hingegen allerdings sehr

sehr interessant. Letztere finden in 12 Briefen unterhaltende Resultate einer kaum nachahmlichen Aufmerksamkeit: auf Begattung und Befruchtung der Bienenkönigin; auf die Geschlechtsverschiedenheit, und Fortpflanzung des unter sich verschiedenen Bienenvolks, auf Hinrichtung der Männchen, Kriege der Königinnen; auf Ereignisse, wenn man eine fremde Königin dem Stocke, statt seiner natürlichen zusetzt: auf das Eyerlegen der Königin; Einfluss der Grösse der Zellen auf die Leibesgrösse der aus ihnen herverwachsenden Bienen; auf Entstehung der Schwärme; so wie eine neue ausführliche Erzählung über Königinden, die nichts als bloss männliche Eyer legen sollen; und über solche, denen man ihre Fühlhörner wegnimmt. Der 13te oder letzte Brief allein enthält ausschliesslich ökonomische Betrachtungen über die Bienen, für ungelehrte Praktiker aber nicht von bedeutendem Belang.

In soferne Hr. Hüber als ein zwar tiefdenkender, aber mit gänzlicher Blindheit behafteter, Gelehrter das helle Auge seines fähigen Vorlesers richtig geleitet, durch ihn solche, zum Theil unerwartete, kostbare Versuche angestellt, die noch sehr problematischen Naturgeschichte der Bienen näher zu berichtigen, sich von selbst aufgefodert und angestrenget; wirklich *neue* Entdeckungen gemacht, viele der ältern aber durch die seinigen bestätiget hat, verdient er den lebhaftesten Beyfall seiner Leser, nur Schade, dass sein Vortrag auch für die geduldigsten Leser, äusserst ermüdend ist, und eine auch dem Briefstil unverzeihliche Weitschweifigkeit hat!

Fünf Beylagen mit 3 Zugaben theils von Hn. *R.*, theils von andern Bienenbeobachtern, von S. 473—526. haben auf die Hüberischen Behauptungen vielen Bezug: und eine ausführliche Erklärung der von Hr. *R.* besorgten VI Kupfertafeln, stellt mit letztern, als wahre Zierde dieser Schrift, alles ins Licht, was Schwammerdamm, Schirach, Hüber und Hr. *R.* vom Körperbau und Gliedern, von Begattung, Arbeit und ganzen Einrichtung des Bienenvolkes, entdeckt, gelehrt und vermittelst accurater Zeichnungen auf Kupferplatten, ein jeder seiner Schrift einverleibt hat.

Berlin, in der Buchh. der Königl. Realschule: *Die Bienenzucht*, herausgegeben von *J. G. Behnke*. mit 1 Kupfer. 1794. 172 S. 8.

Was der Vf. in der Vorrede versprochen, „Liebhaber der Bienenzucht in den Stand zu setzen, ihre Bienen auf die leichteste und bequemste Weise zu behandeln," das hat er glücklich geleistet, und sich um die Bienenzucht wahres Verdienst gemacht. Kurz und dennoch vollständig fasst sein Unterricht alles in sich, was von der Natur der Bienen, ihrer Bestimmung und Verrichtung, von Bienenzucht und Behandlung, Naturgeschichte, durch Erfahrung und Praxis sich bewähret hat: nur der letzte Abschnitt von der Honig- und Wachsärndte sagt zu wenig, insonderheit von Behandlung des Honigs vom Stocke aus bis zu seiner Aufbewahrung.

Die mit Grunde empfohlnen kleinen Stöcke, würden wir doch um einige Zoll höher angeben, und Vorschwärmen noch eine geräumigere Wohnung anweisen. Das beygefügte Kupfer stellt die innere und äussere Einrichtung der angepriesenen Bienenstöcke deutlich vor.

Berlin, b. Maurer: *Der Berliner Kunstgärtner*, oder *Anweisung zur Cultur verschiedener der vorzüglichsten Gartenfrüchte.* Von *J. W. Wäser.* 1794. XVI Vorr. u. 136 S. 8. (Pr. 8 gr.)

Hr. *W.* zeigt sich in diesen Bogen als einen belesenen praktischen Gärtner; der viele gute Beobachtungen gemacht hat, und sie deutlich vorzutragen versteht. Vom Blumenkohl, Brocoli, Ananas, Apricosen-, Pfirsich- und Nectarinenbaume, von den Erdbeeren, Melonen und Angurien oder Wassermelonen, so wie vom Spargelbaue, findet man hier eine für angehende Gartenfreunde hinlängliche Anweisung, wenn auch von einigen Artikeln, z. E. vom Brocoli, Apricosen und Angurien etwas mehr hätte gesagt werden können. Gegen S. 64. kann Rec. aus eigner Erfahrung versichern, dass Erdbeerpflanzen von Ausläufern aus den zwey ersten Knoten sich gegen die von zertheilten alten Stöcken in Absicht auf Menge und Grösse der Frucht sehr vortheilhaft ausgezeichnet haben! Desgleichen kann er gegen das, was Hr. *W.* über den Wiesenspargel S. 92. sagt, anführen, dass er auf trocknen Wiesen in mittägiger Lage Spargel von vorzüglichem Wohlgeschmack, und die Stengel einen Finger dick, gewonnen hat.

Leipzig, b. Kummer: *Physikalisch-ökonomische Beobachtungen über die allgemeine vortheilhaftere Gewinnung und Benutzung des Torfs bey dem immer mehr einreissenden Holzmangel.* Herausgegeben von D. *Christian Friedrich Reuss*, der Arzneykunst öffentl. Lehrer auf der Univ. Tübingen, vieler wissenschaftlichen Akademien und Gesellschaften Mitglied. 1793. VIII Vorr. u. 227 S. gr. 8.

Eine schätzbare Sammlung von 22 Aufsätzen und Abhandlungen über die Entstehung, vortheilhafte Gewinnung und die verschiedenen Benutzungsarten des Torfs, eines von Jahr zu Jahr immer wichtiger werdenden Naturproducts. Man findet in diesen, nicht Auszugsweise, sondern vollständig mitgetheilten richtigen und allgemein anwendbaren Abhandlungen alles zusammengestellt, was zur Prüfung eines Moor- und Torfgrundes, zu Erforschung seines wahren Gehaltes, und seiner zweckmässigen und haushälterischen Anwendung wissenswürdig ist.

Grätz, b. Kienreich: *Unerschöpfliches Haushaltungs- und Wirthschaftsmagazin*, für Hausmütter, Kammerjungfern, Stubenmädchen, Haushälterinnen, Wirthschafterinnen, Haushofmeister, Kaffeesieder, Zuckerbäcker, Gast- und Weinwirthe, Köche und Köchinnen, Gastgeber u. dgl. — oder die ganz neue und vollständige Kunst, eine Tafel mit allen Arten von geschmackvollen und stärkenden Leckerbissen und Erfrischungen zu besetzen, welche nicht

nicht nur den Gaumen kitzeln, sondern auch zum Theil für die Gesundheit und Dauer des menschlichen Körpers wahre und erprobte Arzneyen sind. Nebst *einem ausführlichen Unterrichte* aller in einer Hauswirthschaft nöthigen und angenehmen Verrichtungen. II Bändchen in fortlaufender Zahl. 1793. 245 S. 8. (Pr. 12 gr.)

Nur zum Theil vollständige und richtige, zum Theil aber sehr gebrechliche Anweisungen, Pasteten, Torten, kleines Backwerk, Conditoreyproducte, Sülzen, Cremen, Eyerkäse u. dgl. verschiedene Arten Eingesotenes (Eingemachtes) so wie Gefrornes zu fertigen, erfüllen den I. Band. Der II. lehrt einige gekünstelte Weine und Säfte zu fertigen, eben so; gutes und schmackhaftes Brod zu backen, nur in etwas richtiger, doch sehr unvollkommen in Absicht auf die Zeit der Gährung, Heitzung des Ofens und Verweilung der Brode in ihm! Genugthuender ist die Anweisung Butter und Käse zu machen, aber nur auf jene Landesprocedur, wo man die Milch gerinnen läfst, eingeschränkt. Eben so mangelhaft sind die Anweisungen zu den Geschäften einer Köchin, zum Waschen, Bleichen, Färben u. s. w.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Vofs: *Taschenbuch für Gartenfreunde.* 1795. 328 S. 8.

Dieses im Vorbericht als periodisch angekündigte Taschenbuch schliesst sich an den Gartenkalender und die kleine Bibliothek für Gartenfreunde des fel. Hirschfelds an, und enthält ausser einigen saubern Kupfern, wovon die Titelvignette Hirschfeld gewidmet ist, folgende Auffätze: 1) *Hirschfelds Denkmal* (und kurze Biographie). 2) *Empfindungen (?) über Landschaftsmalerey und Gartenkunst* von *W. G. Beker.* 3) *Gedanken über die ehemals gewöhnlichen regelmäfsigen französischen Gärten und die jetzigen sogenannten englischen Gärten* (aus des Hausmarschalls von Racknitz Briefen über die Kunst.) 4) *Ueber den Altfranzösischen und den Engländischen Gartengeschmack* von *A. F. Krauss.* (Aus der Berl. Monatsschrift Sept. 1793.) 5) *Versuch einer Ausgleichung der in beiden vorhergehenden Aufsatzen geäusserten Meynungen über englische und französische Gärten* von *W. G. Becker.* Der verschiedene Geschmack in Nr. 3 und 4. liesse sich vielleicht besser erklären als reconciliiren; der Vf. von Nr. 3. wohnt in Dresden, dessen Gegend eine Landschaft ist, an deren Nachbildung jede *freye* Gartenkunst verzweifeln muss, die in den sandigen Ebenen von Berlin, aus welchen Nr. 4. geschrieben ist, Wunder thun kann. 6) *Beschreibung des engländischen Gartens zu Wörliz* von *Grohmann.* Dieser wirklich schöne Garten ist doch wohl hier und da mit zu vieler Vorliebe beschrieben. Den *Fluss* und den *tiefen* Abgrund unter der *Kettenbrücke*, zum Beyspiel muss sich eine lebhafte Phantasie aus fernen Gebirgen herbeydenken. — (Das Wort *plastisch* ist ein Lieblingswort des Vf., es kommt fogar S. 190. bey *Bildungen* vor.) 7) Prospecte von Wörliz (blosse Anzeige.) 8) *Einige Bemerkungen, die Obstbaumzucht betreffend*, von *J. H. Seidel.* Unter andern wird hier die Erscheinung, dass Kerne einer Art in verschiedene Sorten ausarten, durch die Verschiedenheit der Befruchtung von andern Obstarten, die nicht schon auf das Fleisch, aber wohl auf den künftigen Saamen Einfluss haben müsse, treffend und neu erklärt. 9, 10 und 11) Verzeichnisse seit 1792 zum erstenmale in und bey Dresden und zu Herrenhausen blühender seltner Bäume und Pflanzen. 12) *Behandlungsart des Arum bicolor. Ait.* 13) *Von der Behandlungsart der Cap-Zwiebeln.* 14) *Gartenliteratur.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Leipzig*, b. Kummer: *Allgemeine Grundsätze um ohne Instrumente die Witterung voraus zu sagen.* Aus dem Französischen übersetzt von C. H. A. v. Z. . . . . H. M. St. S. H. und L. 1793. 44 S. 8. — Das Original rührt von Hn. *Sennebier* her. Es hat in verschiedenen französischen Journalen gestanden, und Hr. Prof. *Voigt* hat bereits im achten Bande seines Magazins eine gute Uebersetzung davon geliefert. Wir können also voraussetzen, dass der Inhalt den Liebhabern der Meteorologie längst bekannt ist. Vor dieser Uebersetzung aber müssen wir warnen; sie ist ganz fehlerhaft und ungeniessbar, wie man sich leicht aus ein paar Perioden überzeugen kann. Gleich die erste lautet also: „Da es wichtig ist, um mit einiger Sicherheit die Witterung im „voraus bestimmen zu können, die Vorbedeutungen (prognostica) „so viel als möglich zu vervielfältigen, um die einen durch die „andern zu verbessern, und durch die Anzeige von allen jede ins „besondere zu bestärken, so glaube ich Ursache zu haben, war„um ich die Wahrscheinlichkeiten anzeige, welche die Instrumente „uns über diesen Vorwurf an die Hand geben." Bald darauf heisst es: „Die Elektricität, welche in dem Dunstkreis vertheilt „ist, hat auf die *zertheilende Kraft* der *Luft* zuverläsig einen „grossen Einfluss, um entweder das Wasser zu zertheilen, oder „solches zu entbinden; man könnte die Menge, so sie enthält, „vielleicht messen, *durch mehrere oder wenigere Leichtigkeit, vermittelst welcher* ein elektrisirter und isolirter Körper an einem „bestimmten Ort, seine Elektricität verlieren würde." — Wem diese Proben noch nicht genug sind, der verdient zur Strafe das Ganze zu lesen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. May 1795.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Crusius: *Widenmann's Handbuch des oryktognostischen Theils der Mineralogie.* (Mit einer Farbentabelle und einer Kupfertafel.) 1794. 1040 S. 8.

Wenn das zunehmende Interesse des Publicums etwas für die Güte eines wissenschaftlichen Systems beweisen kann; so wird Hn. Werner's Umarbeitung der Mineralogie schon dadurch empfohlen, dass man so vielfache und gleichzeitige Bemühungen bemerkt, dieselbe gemeinnütziger zu machen. Hr. *W.* liefert uns hier ein neues, überaus reichhaltiges und gutgeschriebenes, Handbuch, welches (wie das Lenzische und Emmerlingische) nach Hn. Werners Grundsätzen abgefasst ist. Der Vf. äussert sich selbst über seine Arbeit mit einer Bescheidenheit, welche unseren neuen, immer kampfrüstigen mineralogischen Schriftstellern nicht genugsam zu empfehlen ist. „Ich bin mir bewusst, (heisst es in der Vorrede,) „dass ich wenig oder nichts neues „werde vortragen können. Wenn diesem Handbuche „irgend ein Verdienst zugeschrieben werden sollte, so „fällt es ganz auf den Hn. B. Commissionsrath Werner „in Freyberg zurück, dem ich auch niemals mit dieser „Arbeit vorgegriffen haben würde, wenn mich nicht „meine Lehrstelle dazu genöthigt hätte, und wenn „mich nicht die veränderte Lage des Hn. Werners, „wodurch er noch mehr, als vorher, mit Geschäften „überhäuft worden ist, befürchten liesse, dass es viel„leicht noch eine geraume Zeit anstehen möchte, bis „er den Wunsch des Publicums durch Herausgabe sei„nes oryktognostischen Lehrbuchs befriedigen wird." Eine solche Aeusserung entwaffnet selbst die strengste Kritik. Rec. kann sich die Verlegenheit lebhaft vorstellen, in der sich der Herausgeber eines mineralogischen Lehrbuchs befindet, wenn seine eigenen Ideen sich zu den Ideen seines Lehrers mischen, und er doch gewissenhaft nur *sein Eigenthum* liefern will. Bey Hn. W's. gänzlichem Stillschweigen fügen wir blos die Frage hinzu, ob die Vf. jener neuen Oryktognosien nicht jeder Verlegenheit entgangen wären, wenn sie ihren Schriften den Titel: *Werners Handbuch der Oryktognosie, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von* *** vorgesetzt hätten. So erscheinen noch jetzt Natursysteme und Pflanzengattungen unter Linné's Namen, bey denen Gmelins sammelnder Fleiss und Schrebers philosophischer Scharfblick der Aufmerksamkeit der Naturforscher nicht entgehen. — Das Handbuch des Hn. W. zerfällt nach der bekannten Wernerschen Form in den präparativen und praktischen Theil der Oryktognosie. Dem ersteren ist eine Einleitung, über Naturalien im Allgemeinen, vorausgeschickt; meist nach Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte. Die Wernerschen Atmosphärilien begreift der Vf. in ein viertes Naturreich zusammen. Von den Kennzeichen der Fossilien überhaupt. (Prüfung des relativen Werths dieser Kennzeichen S. 12. überaus lehrreich und wohl ausgearbeitet.) Von den äussern, allgemeinen und besondern Kennzeichen S. 19 — 201., von den chemischen bis S. 206., von den physikalischen bis S. 209., von den empirischen S. 210. Wir heben blos den Abschnitt von den Farben aus, welche Hr. W. mit grosser Vollständigkeit und rühmlichem Fleisse behandelt hat. Der angehängten Farbentabelle des Hn. Hofr. Kerners wird niemand, der die Schwierigkeit solcher Unternehmungen kennt, seinen Beyfall versagen. Auf einen kleinen Raum liess sich wohl nicht mehr zusammendrängen, und der Vf. urtheilt sehr richtig, wenn er sagt, „die „Ausführung wird schon dadurch erschwert, dass man „Glanz, Durchsichtigkeit und Bruch nicht ausdrücken „kann, auch selten an den Stuffen so grosse Lichtmas„sen und ebene Flächen zu sehen bekommt, als die „Tabelle zeigt." Prange und Schäfer sind überall kritisch citirt. Rec. glaubt, dass die stete Farbe gewisser Pflanzentheile noch ein sehr gutes Mittel an die Hand geben würde, die mineralogischen Benennungen der Farben gleichsam zu fixiren. Doch käme es dabey auf vorsichtige Auswahl nicht variirender Theile an, als Blüthe des Tropaeol. majus, morgenroth; Zweige des Lich. floridus, berggrün; Früchte des Lich. subfuscus, ziegelroth u. s. w. Bey den regelmässigen Gestalten vermissen wir in einem so treflichen Lehrbuche ungern die wichtige Theorie des Hn. Haüy. (s. unter andern *Théorie sur la structure des cristaux* in Annal. de Chemie 1793 Juin p. 225. und mit den analytischen Formeln des Hn. Gillot in Rozier J. de Phys. 1793. Juillet. p. 103.) Dagegen ist der Abschnitt von den fremdartigen äusseren Gestalten oder Versteinerungen S. 134. nach Blumenbachs Ideen, desto fruchtbarer bearbeitet. Der Behauptung, dass die Originale zu den versteinten Thierknochen meistens schwer zu bestimmen wären, wenn nicht Schädel, Zähne oder Hörner mit gefunden werden, kann Rec. nicht beytreten. Auch blosse Phalangen, *ossa innominata, pelvis* und Schenkelknochen sind charakteristisch. S. 155. wird an dem Daseyn versteinter Blumen gezweifelt, aber im Oeninger Schiefer kommen wirklich Corollen von *Ranunculus* vor, und die Aechtheit der *Phalaris bulbosa* in den Frankenberger Versteinerungen mögen wir nicht mit dem Vf. abläugnen. — Praktischer Theil S. 213. Von der Classification der Fossilien. Von den Erdarten nimmt der Vf. nur 7 auf. Das merkwürdige Verhalten der Strontianerde

erde zur Salpeterfäure, ihre Auflöslichkeit im Waffer und Niederfchlag durch den Zutritt der atmofphärifchen Luft geben diefer doch auch wohl das Bürgerrecht einer felbftftändigen Grunderde. Die gemengten Foffilien S. 228. behandelt der Vf. ebenfalls als einen Gegenftand der Oryktognofie, und theilt fie in 2 Claffen, je nachdem fie ein beftimmtes oder unbeftimmtes Verhältnifs ihrer Gemengtheile zeigen. Rec. fieht wohl ein, dafs man Gebirgsarten geognoftifch nach ihrem relativen Alter, nach Schichtung und Lagerung; und oryktognoftifch nach den äufsern Kennzeichen ihrer Gemengtheile betrachten könne, ob aber darum Porphyr *und* Feldfpath als gleichnamige Objecte einer fyftematifchen Oryktognofie aufgeführt werden dürfen, darin ift er mit dem fcharffinnigen Vf. diefes Handbuchs nicht einig. — Bey der Aufzählung der einzelnen Foffilien müffen wir uns begnügen, im Allgemeinen den Gang des Vf. darzuftellen, und unter den vielen eigenen Ideen, mit denen derfelbe das Wernerfche Syftem vermehrt, nur einige herauszuheben. Jedem Gefchlechte fchickt Hr. W. eine chemifche Zergliederung der charakterifirenden Grunderde voraus. Dann folgen die Gattungen einzeln, ihre Benennungen, Literatur, äufsere Befchreibung, chemifche Beftandtheile und Vaterland. Die Synonymie, Literatur und Geburtsörter find bey weitem nicht fo vollftändig, als in der Wernerfchen Mineralogie, welche Hr. Emmerling herausgegeben hat. Der Diamant fteht interimsweife noch unter den Kiefelarten. Mann kann ihn wohl jetzt endlich unter die Inflammabilien zählen, da er, (wenn überhaupt chemifchen Analyfen zu trauen ift,) höchft wahrfcheinlich reiner Carbon, Bafis der kohlenfauren Luft ift. Rubin und Saphir verbindet der Vf., wie Hr. Werner, den Spinell aber nennt er Rubinfpinell. Vom Olivin wird S. 262. unrichtig gefagt, dafs man ihn nicht kryftallifirt fände. Es find 2 Arten des Olivins, *gemeiner* und *blättriger*. Die Kryftallifationen des letzteren hat Hr. *Freiesleben* (Verfaffer der vortreflichen mineral. Bemerkungen über das fchillernde Foffil von der Bafte bey Harzburg, Leipz. 1794.) ausführlich befchrieben. Auch Hr. Reufs erwähnt deffelben oft in feiner Min. Geographie von Böhmen. Die Topafe von Mucla in Vorder-Afien verhalten fich, nach des Vf. merkwürdigen Verfuchen S. 271., wie die Turmaline. Turmalin und fchwarzer Stangenfchörl werden S. 282. zu einer Art verbunden, weil der Vf. behauptet, Zeilonifche ganz undurchfichtige Turmaline zu befitzen. Dagegen führt er den Brafilifchen dunkelgrünen Turmalin als eigene Art auf. S. 287. finden wir mit Vergnügen auch den rothen Stangenfchörl vom Gothard, den bereis Hr. Karften in feinen neuen Tabellen aufführt. Der Vf. entwirft eine neue äufsere Charakteriftik davon. Was S. 290. unter dem unbeftimmten Namen: vulkanifcher Schörl, befchrieben wird, fcheint Werners Vefuvian zu feyn. Den Thumerftein nennt Hr. W. Glasfchörl oder Glasftein. Der erfte Name ift, da Thumerftein nach dem grofsen Analytiker Klaproth fchlechterdings kein Schörl ift, wohl nicht recht zu vertheidigen, fo leicht wir auch das Andenken an das Dörfchen Thum aufgeben. Den Augit vermiffen wir ungern, da er als neue *deutfche* Kiefelgattung immer auffallend bleibt. Amethyft und Bergkryftall verbindet der Vf. in eine Art, doch fcheinen Rec. die ftänglich abgefonderten Stücke, auch wenn er graulichweifs ift, fehr charakteriftifch. Den Prafem und rofenrothen Quarz rechnet er zum gemeinen Quarz. Doch charakterifiren den erftern nicht etwa Farbe, fondern die fchalig abgefonderten Stücke als eigene Art. Auch wundern wir uns, wenn der Vf. gegen Werners Abtheilung des Hornfteins in 2 Arten S. 307. anführt, „der Bruch des Hornfteins nahe fich „nur dann dem mufchlichen, wenn er in Feuerftein und „gemeinen Opal übergehen." Der Jafpis wird unter dem Kiefelgefchlecht aufgeführt, Band- und ägyptifcher Jafpis mit einander verbunden, und Heliotrop als Jafpisart betrachtet. Eben fo vereinigt der Vf. auch Karneol und Chalcedon, trotz des vollkommen mufchlichen Bruchs des erften, führt aber Kachalong als eigene Art auf. Pechftein, Bimftein und Tripel ftehen nach unferm Vf. ebenfalls unter dem Kiefelgefchlecht. Die Wernerifchen 4 Arten des Opals, der Labradorftein und gemeine Feldfpath, das Katzenauge und der Mondftein, der fafrige, ftrahlige und blättrige Zeolith, die bekannten 3 Arten des Tremolits, Porcellanerde und Töpferthon, fo wie Schiefer- und verhärteter Thon, Zeichenfchiefer und Thonfchiefer, Lydifcher Stein und Kiefelfchiefer, gemeiner und glänzender Alaunfchiefer, verhärtetes und zerreibliches Steinmark, Bolognefer-fpath, Stangenfpath, körniger und fchaliger Schwerfpath, und die 5 Arten der Steinkohlen werden als Abänderungen von einem Foffil mit einander verbunden. Dagegen erfcheinen Rogenftein, Jade, der von den neuen Mineralogen vergeffene Leberftein und Zinkfpath als eigene Gattungen. Auch auf die neuen äufseren Befchreibungen des Lepidoliths, des Bitterfpaths, des Braunfteinfchaums von Hüttenberg in Kärnthen, des erdigen Apatits, eines unbekannten dem glasartigen Strahlftein nahe verwandten Foffils von Arendal, des luftfauren Silbers vom Wenzel bey Altwolfach und des gelben Spiesglaserzes, fo wie auf die fchätzbaren Nachrichten vom Nagyager und weifsen Golderzen mufs Rec. aufmerkfam machen. Wenn der Vf. den Trapp der Schweden und Wakke für beftimmte Synonyme hält, fo können wir ihm nicht beypflichten, da der Name Trapp in Schweden fchlechterdings eine ganze Reihe von verwandten Gebirgsarten unter fich begreift. Obfidian hält der Vf. für ein vulcanifches Product, und den darin vorkommenden Feldfpath für Bimftein oder Leucit. Beym Boracit wird der merkwürdige Verfuch des Hn. Grofs angeführt, nach dem die ftark abgeftumpften Ecken des erwärmten Kryftalls beym Erkalten eine pofitive, und die fchwach abgeftumpften eine negative Elektricität zeigen. Das Kamsdorfer gediegne Eifen ift weniger zweifelhaft, als der Vf. glaubt. Rec. hat Stücke mit wahrer Gangart davon in Handen gehabt. (Die Pallafifche Maffe ift nach Hn. Chladnis übrigens fehr fcharffinnigen Theorie ja gar nicht einmal irdifch, fondern vom Himmel gefallen!) Bey der Angabe der Geburtsörter vermifst Rec. die Beftimmungen, ob das Foffil auf Gängen oder Lagern bricht. Hr. Emmerling ift in diefem Stücke weit

voll-

vollständiger. Unter den gemengten Fossilien bemerken wir ungern das *Saxum ferreum Wall.* unter dem Namen Grünstein, da man jetzt, ziemlich allgemein, eine Gebirgsart aus der Trappformation, die aus Hornblende und innig gemengtem Feldspath besteht, mit diesem Namen belegt. Die Methode, nach der der Vf. die Arten der gemengten Fossilien bestimmt, scheint uns auch etwas unbestimmt, da die Natur nicht bloss Basalt mit Olivin und Basalt mit Feldspath oder Kalkspath hervorbringt, sondern auch diese eingewachsenen Fossilien oft zusammen in einerley Gebirgsart vorkommen. Wir beschliessen hiemit die Prüfung dieser reichhaltigen Schrift, welche ihren Vf. als einen selbstdenkenden, arbeitsamen Mineralogen charakterisirt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Der weissagende Zigeuner.* Ein *Taschenbuch* auf das Jahr 1795. *Zum Nutzen und Vergnügen für junge Frauenzimmer.* Von *J. H. Spiess.* 157 S. 12.

Eine Sammlung von vierhundert Sittenregeln, Klugheitsmaximen, diätetischen Vorschriften u. dgl. für Frauenzimmer. Der Vf. hat für gut befunden, sie, zum Theil wenigstens, als Prophezeihungen vorzutragen, wodurch der Vortrag etwas mannichfaltiger gemacht und mehr belebt wird. Viel Witz ist indess nicht dabey verschwendet. Ein und dieselbe Sache wird zu oft wiederholt, z. B. die Tanzverbote, die Empfehlungen der Küche. In dem Munde einer Mutter mögen solche Wiederholungen recht gut seyn. Manche Sätze haben fast gar keinen Inhalt, z. B. S. 29. Nr. 58., andere enthalten gar zu individuelle Lehren S. 69. Nr. 54. „Du zitterst und bebst, wenn (sich) am Himmel ein Donnerwetter heraufzieht. — Oft bebte aber ich (oft aber bebte ich) mit mehrerm Rechte für dein Leben, wenn ich dich so sorglos die steile Treppe herunterfaseln sah." — Manche andre sind nicht so, dass sie *einem Mädchen* ohne nähere Bestimmung empfohlen werden könnten. Der Satz S. 10. Nr. 20. „Lass die Leute schwätzen (schwatzen) holdes Jüngferchen, lass sie immer reden, sie reden und schwätzen (wozu die Tautologien?) mit Unrecht, und Unrecht wird früh oder spät entdeckt. Ein reines Gewissen, ist ein herrliches Hauptkissen;" sollte eigentlich so heissen: Mache, dass die Leute nicht von dir reden; ihr Reden ist selten ohne Grund, und nicht jedermann hat Lust, den Ungrund eines Geschwätzes aufzusuchen. Ein reines Gewissen ist zwar ein herrliches Hauptkissen, aber ein unbescholtner Name ist die beste Mitgabe eines Mädchens. — Der Witz ist oft weit gesucht. S. 61. Nr. 37.: Du bist ein wackres Mädchen, erinnerst dich Tag täglich an deine Sterblichkeit! Was? an meine Sterblichkeit? dieser Gedanke ist mir noch nicht eingefallen! — Nicht? So verzeih, wenn ich dein Betragen irrig nahm. *Ich dachte, weil ich dich stets auf dem Sopha liegen sah, du wolltest (es) versuchen, wie es sich einst im Sarge ruhen würde.* S. 71. Nr. 58. Wenn du die Wahl hättest, was möchtest du seyn? die Sonne oder der Mond? — Die Sonne, weil sie ihren Glanz aus sich selbst nimmt und selbst beständig ist! — *Die Eigenschaft des Mondes wäre dir aber weit angemessener, weil du, wie er, grosse Neigung zum Borgen hast.* S. 78. heisst es: „Man verzeiht es einem Mädchen, wenn es nicht *ortographisch* schreibt." Wie billig, wenn sein Lehrer selbst nicht *orthographisch* schreibt.

Leipzig, b. Fritsch: *Jo. Aug. Ernesti Opuscula varii argumenti.* 1794. 514 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Herausgeber, Hr. *Th. Fr. Stange*, kann auf den Dank des Publicums Anspruch machen, diese Sammlung der zerstreuten Gelegenheitsschriften, Vorreden, Gedichte und Reden eines der grösten Latinisten und der gründlichsten Philologen unsrer Zeit, welcher seine Wissenschaft durch den philosophischen Geist, mit welchem er sie behandelte, auf den schon fast verlornen Weg zurückbrachte, veranstaltet zu haben. Er hat dieselben in fünf Classen getheilt. I. *Opuscula ad Philologiam universam spectantia.* II. *Opuscula ad Philologiam et criticam graecam spectantia.* (Die Anmerkungen über einige Stellen des Callimachus, welche 1742 in einem Programm erschienen, hätten hier entweder gar nicht, oder doch mit den Veränderungen abgedruckt werden sollen, welche Ernesti mit ihnen in der Ausgabe des Callimachus vorgenommen hat.) III. *Opuscula ad literas latinas pertinentia.* Die schöne Schrift *de finibus humaniorum studiorum regundis* hätte wohl eher in der ersten Classe einen Platz erhalten sollen. IV. *Opuscula oratoria et poëtica.* Unter diesen eine deutsche Gedächtnissrede auf Georg *Nitsch*, Generalsuperintendent zu Gotha, und ein noch ungedrucktes *Elogium Christophori Thoeldeni.* V. Eine philosophische Schrift *in emendationem voluntatis per saltum.* Ernesti's erste Schrift, nach der damals (1730) beliebten Wolfischen Methode verfasst. Endlich VI. die Vorrede zu der deutschen Uebersetzung und Bearbeitung der Weltgeschichte von Guthrie und Gray. — Was wir in dieser Sammlung gelesen haben, ist correct gedruckt.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Leipzig, b. Baumgärtner: *Predigten über die Evangelien der Sonntage und Festtage eines ganzen Jahres*, von *M. G. H. Schatter.* 2ter Theil. 1794. 500 S. 8.

Meissen, b. Erbstein: *Homeri Iliados, Rhapsodia E. sive Lib. V. Cum excerptis ex Eustathii commentar et scholiis minor. in usum scholarum separatim edidit J. A. Müller.* 1793. 76 S. 8. (6 gr.)

Münster, b. Perrenon: *Medicinisch-praktische Bibliothek für Aerzte und Wundärzte*, von D. *J. Ch. Schäffer* und D. C. G. *Th. Kortum.* 2ter B. 2. 3. St. 1790. 1 Alph. 10 B. 8.

BERLIN, b. Schöne: *Lehrreiche Erzählungen, als Fortsetzung der angefangenen von Grossingschen Erzählungen.* 2ter Bd. 1789. 238 S. 3ter Bd., der auch den Titel führt: *Scenen zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung* von K. A. R...y. 1793. 150 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. Paris: *Instruction sur les moyens d'entretenir la salubrité et de purifier l'air des salles dans les hopitaux de la republique française*; redigée par le conseil de Santé du Departement de la guerre etc. a l'an deux de la Rep. (1794.) 32 S. 1 Kupf. 8. — Da hier nicht die Rede von Anlage eines neuen Hospitals ist, worin die zur Erhaltung der grösseru Reinlichkeit und Gesundheit, nöthigen Vorrichtungen, zum Theil durch die Bauart selbst erreicht werden konnten; sondern von dem Kriegsminister dem Sanitätsrath aufgegeben ward, den jetzigen Hospitälern, sowohl den in Paris befindlichen, als den im ganzen Lande zerstreuten, einen grössern Grad von Salubrität zu verschaffen; so mussten die von den Mitgliedern des Sanitätsraths verfassten Vorschläge allerdings etwas einseitig ausfallen. Indessen scheint die Beantwortung dieses Auftrags sachkundigen Männern in die Hände gefallen zu seyn, wenn man auch den Umstand nicht in Anschlag bringen wollte, dass mehrere dieser Männer sich längst als sehr geschickte Chemisten und Aerzte ausgezeichnet. Die Mittel, wodurch ein Hospital gesunder und reinlicher als gewöhnlicher werden könne, sind eingetheilt in *Moyens de propreté*, *Moyens mechaniques*, *Moyens chimiques.* Das erste Mittel, wohin das Waschen der Kranken, sobald sie ins Hospital kommen, und die öftere Reinigung der zu ihren Gebrauch dienenden Geräthschaften gehören, bedarf hier keiner weitern Anführung, da jeder einsichtsvolle Arzt und Wundarzt von der Nothwendigkeit derselben überzeugt ist. Wollte man auch dagegen einwenden, dass die Vf. in ihren Foderungen etwas zu weit gegangen wären, so liesse sich doch auch diesem Umstande dadurch begegnen, dass man in Hospitälern fast durchgehends mit nachlässigen Gehülfen zu thun hat, die eher zu wenig, als zu viel thun. Zu den mechanischen Mitteln rechnen die Vf. mit Recht zuerst den Gebrauch der Kaminfeuer. Sie bemerken aber auch zugleich, dass in gewöhnlichen Krankensälen die Erwärmung derselben durch Kaminfeuer mehrentheils unmöglich, und an vielen Orten zur Ersparung des Holzes deren Gebrauch nicht anwendbar sey. Man hat also aus oben angeführten Ursachen den Gebrauch der Oefen eingeführt, wodurch freylich das Zimmer besser und schneller erwärmt, in eben dem Verhältniss aber auch die innre Luft ungesunder wird. *Salomon*, Wundarzt zu Nancy, hat vor einiger Zeit eine Vorrichtung erfunden, die nicht allein dem Endzweck sehr wohl entspricht, sondern auch bey einem jeden Ofen, besonders Windofen, sehr leicht anzubringen ist. Sie besteht in ein paar trompetenförmigen, aus Eisenblech verfertigten, Röhren (*aspirateurs*), dreyzehn Zoll lang, die am untersten oder weitesten Theil etwa 9 Zoll im Durchmesser, am obern Theile oder der Spitze aber ½ Zoll weit seyn müssen. Diese Spitze wird in den Ofenröhren selbst auf eine dauerhafte Weise befestigt. Der Ofen, den die Vf. bey Beschreibung dieser Vorrichtung im Sinne haben, und der auf der beym Werke befindlichen Kupfertafel abgebildet ist, ist ein gewöhnlicher Windofen, der mit einem langen Rohre versehen ist, das entweder durch eins der Fenster ausgeführt wird, oder durch eine Oeffnung, die man im Kamin oder auch in der Mauer selbst anbringen kann, den Rauch ableitet. Ein Windofen scheint Rec. in dieser Absicht vor den grosen unbequemen deutschen Kachelofen den Vorzug zu verdienen, weil er ohne sonderliche Mühe nach den Umständen an die bequemste Stelle des Krankensaals angebracht werden kann. (Die Aspirateurs werden in einer Höhe von etwa drey bis vier Fuss vom Boden des Zimmers in dem Ofenrohre befestigt, so, dass die wie ein Knie gebogene Spitze derselben, etwa anderthalb Zoll lang von unten nach oben in selbigen hineinreiche. Wenn der Ofen geheizt wird, so werden die offnen Spitzen oder Aspirateurs zugleich mit erhitzt, wodurch alsdann die im Zimmer befindliche atmosphärische Luft von selbigen angezogen und durch das Ofenrohr ausgeführt wird. Das Anziehen der Luft geht auf diese Weise mit ausserordentlicher Schnelligkeit vor sich, und diese Schnelligkeit nimmt zu, je mephitischer die im Zimmer befindliche Luft ist. Da aber diese Erfindung nur bey Winterszeit, oder so lange man heizt, angewandt werden kann, und die Sommermonate gerade die ungesundesten in einem Hospitale sind, so rathen die Vf. an, zu eben dieser Absicht den bey Kohlengruben längst gebräuchlichen Windofen anzuwenden; doch bemerken sie, dass, anstatt selbigen oben auf dem Dache anzubringen, sich vielleicht durch Versuche, die natürlicher Weise von der Bauart des Hauses abhängen, irgend eine andre bequemere Stelle auffinden liesse. Bey windstillem Wetter, und wenn die atmosphärische Luft beynahe unbeweglich zu seyn scheint, alsdann ist der Luftzug in Gebäuden gemeiniglich sehr geringe; in diesem Falle schlagen sie das von *Maret*, Arzt zu Dijon, zur Erneuerung und Verstärkung des Luftzuges empfohlne Mittel vor. Dieses bestehet darin, in einem, an einer bequemen Stelle belegenen Fenster, ein mit glühenden Kohlen angefülltes Becken aufzuhängen, und selbige so lange als möglich im Brand zu erhalten; hierdurch wird im Zimmer die Cirkulation der Luft ausserordentlich vermehrt; ein Umstand, der zuweilen von der grössten Wichtigkeit ist. Die Vf. empfehlen ferner das Oeffnen der Thüren und Fenster in den Krankensälen, so oft es die Umstände zulassen. Kleine Schiebefenster, die man in Frankreich gewöhnlich *Vasistdas* nennt, werden zur Erreichung einer ähnlichen Absicht empfohlen. So verspricht man sich ebenfalls grose Dienste von einer Art groser Fächer, die im obern Theil des Krankenzimmers aufgehängt, durch eine Schnur in Bewegung gesetzt werden können. Die übrigen hier vorgeschlagenen Mittel enthalten nichts neues. Zu den *Moyens chimiques* rechnen die Vf. Räucherungen, den Dampf von Essig u. s. w. Räuchern mit wohlriechenden Substanzen sey von gar keinem Nutzen, dadurch werden die schädlichen Dämpfe höchstens auf einige Augenblicke eingewickelt, aber in nichts verändert oder unschädlicher gemacht. Wenn man ja ehemals bey ansteckenden Krankheiten und der Pest durch starken anhaltenden Rauch gute Wirkung hervorgebracht, so sey dieses vorzüglich dem anhaltenden Feuer zuzuschreiben. Das wirksamste Räuchermittel, um die ansteckende Luft der Kerker und Hospitäler zu verbessern, sey immer das von Morveau zu Dijon empfohlne Salzgas, welches man erhält, wenn man gutes Vitriolöl auf Seesalz giesst, und das Gefäss, worin diese Mischung befindlich ist, in dem zu reinigenden Krankenzimmer, dessen Thüren und Fenster vorher sorgfältig verschlossen werden müssen, eine Zeitlang stehen lässt. Die Vf. bemerken abermit Recht, dass die Anwendung dieses äusserst wirksamen, und der Brust höchst nachtheiligen, Mittels, nur von einem sachkundigen und verständigen Manne in Anwendung gebracht werden dürfe, und dass es nur in solchen Hospitälern angewandt werden könne, wo man immer einen leeren Krankensaal (*Salle de rechange*) zu seiner Disposition hat, in welchem die Kranken, während dass man den angesteckten Saal durch vorgedachtes Mittel gesünder zu machen sucht, so lange verbleiben können. Zuletzt noch die Versuche, um die mehrere oder mindere Reinigkeit der Luft in Hospitälern zu bestimmen, die hinlänglich bekannt sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. May 1795.

NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Naturgeschichte, Classification und Nomenclatur der Insecten vom Bienen-, Wespen- und Ameisengeschlecht; als der fünften Classe fünfte Ordnung des Linneischen Natursystems von den Insecten: Hymenoptera. Mit hautigen Flügeln* von *J. L. Christ*, erstern Pfarrer zu Kronenberg an der Höh. 1791. 2 Alph. 21 Bog. in 4.; 60 ausgemalte Kupfertafeln und ein ausgemaltes Titelkupfer.

Die Wahl der Gegenstände, die in ein solches Werk aufgenommen werden sollen, müsste eigentlich nach einem weit bestimmteren Plane geschehen, und entweder alles umfassen, was sich davon bey den allgemein bekannten Schriftstellern findet, oder sich bloss auf das einschränken, was der Vf. selbst durch Ansicht von Originalen kennt. In diesem Werke ist aber bald der eine bald der andere Plan befolgt, und nach dem erstern zu wenig, nach dem letztern zu viel enthalten. So fehlt z. B. in diesem Werke fast alles, was Fabricius in seinen nach dem Syst. Entom. herausgekommenen Werken aufgeführt hat. Dagegen findet sich manches aus dem Scopoli und aus einigen andern Schriftstellern, was doch dem Vf. auch nicht weiter, als nach deren Beschreibung, bekannt war. Ferner wäre zu wünschen gewesen, dass der Vf. sein Werk mehr dem System des Fabricius angepasst hätte, der die Linneischen Gattungen in mehrere sich zum Theil durch die Verschiedenheit der Lebensart sehr auszeichnende Gattungen zerlegte. Diess hätte dem Vf., der in seinem Werke manche Probe gegeben hat, dass es ihm nicht an Lust und Geschicklichkeit zum Beobachten fehle, Gelegenheit gegeben, über den Unterschied der Lebensart dieser Gattungen manches Licht zu verbreiten. In Ansehung der beygebrachten neuen Arten wäre es nicht ohne Nutzen gewesen, die Sammlung anzugeben, worin sie vom Vf. angetroffen worden. In der Vorrede gedenkt er zwar des Gerningschen Kabinets, aus dem ihm vieles mitgetheilt ist. Wahrscheinlich aber ist diess doch nicht die einzige Quelle gewesen, aus welcher er schöpfte. Von verschiedenen neuen Arten ist, selbst da nicht, wo es dem Vf. bekannt war, das Vaterland angegeben worden. Eben so gehört es auch zur Vollkommenheit eines solchen Werks, anzuzeigen, ob die Abbildungen nach Originalen geliefert oder copirt worden. Diess ist nie geschehn. Bey den Citaten ist der Vf. gar nicht zuverlässig. Viele von uns beygebrachte Berichtigungen, und wir hätten deren noch mehrere hinzufügen können, werden diess hinlänglich beweisen. Auch in Rücksicht des Stils wäre noch manche Verbesserung zu wünschen. — Dieser Mängel unerachtet hat das Werk doch einen entschiednen Werth. Es enthält an die vierhundert sehr gut abgebildete Insecten, denen manche Abbildungen, besonders merkwürdiger Theile ihres Körpers und anderer ihre Oekonomie betreffende Gegenstände, beygefügt worden. Die Beschreibungen sind genau, und sie lassen uns in Verbindung mit der Abbildung nie im Zweifel. Dazu kömmt, dass der Vf. viele Beobachtungen gemacht und dadurch die eigentliche Naturgeschichte merklich bereichert hat. Er wird sich durch die Fortsetzung dieser Untersuchungen gewiss den Dank aller Freunde der Naturgeschichte verdienen. Es fehlt nicht an Werken, worin man seine Beobachtungen gerne aufnehmen wird. Nach einer ziemlich langen *Vorrede* folgen *Erläuterungen verschiedener Worte und Ausdrücke, besonders in Absicht auf die Classe der Insecten vom Bienen-, Wespen- und Ameisengeschlecht*, ferner *nähere Einleitung in das Natursystem dieser Insecten*, worin besonders von ihren Sinnen und Naturtrieben gehandelt wird. Dann folgen *die Gattungen und Arten.* Bey diesen ist der Name des Systems, ein deutscher Name, und von den meisten die Grösse angegeben worden. Nach einigen Citaten, wenn dergleichen beygebracht werden konnten, folgt eine Beschreibung in deutscher Sprache. Die Beybringung einer Diagnosis hielt der Vf. wahrscheinlich für überflüssig. Das Ganze bringt Hr. *Christ* in drey Hauptabtheilungen, in welchen von den Bienen, Wespen und Ameisen gehandelt wird. Für die Bienen werden zwey Abschnitte gemacht, deren einer der Honigbiene, der andere den wilden Bienen gewidmet ist. Diese werden wiederum in Hummeln, Mutillen, Metallbienen, Mauerbienen und in Honigbienenartige wilde Bienen abgetheilt. Zum Wespengeschlecht zieht der Vf. die Gattungen Vespa, Sphex, Ichneumon, Chrysis, Sirex, Tenthredo und Cynips. Man wird es dem Rec. vergeben, wenn er die Namen der vom Vf. für neu ausgegebnen Arten hier nicht beybringt. Dass es bey vielen der Fall nicht sey, erhellt schon daraus, dass der Vf. die neuern Werke des Fabricius nicht genutzt hat. Rec. wird den dadurch ersparten Raum zu Anmerkungen anwenden, die dem Entomologen wahrscheinlich nicht unwillkommen seyn werden. — Die Abbildung von *Ap. acervorum* T. 4. f. 4. kömmt weder mit der Schäferschen Abbildung noch mit der Fabricischen Beschreibung überein. Mit *A. Brasiliana* T. 5. f. 1. ist es noch ungewiss, ob sie die wahre sey. Die Beschreibung trifft nicht wohl zu, auch ist die des Vf. aus Sibirien. — *A. tropica* T. 6. f. 6. ist wohl die Linneische nicht. Rec. erhielt eine aus Italien die der abgebildeten

ten sehr ähnlich und wahrscheinlich eine noch unbeschriebene Art ist. -- Bey *A. Lapidaria.* p. 126. ist der in Fabr. S. E. befindliche Druckfehler Fn. Sv. 1701 statt 1712 so wie bey *A. acervorum* 1727 statt 1717 auch hier nachgeschrieben worden. Ein Beweis, dass der Vf. die Citate nicht immer nachgesehn habe. — Die T. 9. f. 8. abgebildete Biene hält der Vf. für Fabric. *Ap. lanata*, bemerkt aber dabey, dass Fabr. an der seinigen den letztern Ring des Hinterleibes schwarz mit weissen Rändern und den erstern roth angebe, welches bey der seinigen umgekehrt sey. Diess allein war schon hinlänglich, dass der Vf. seine Biene für verschieden halten musste, wenn er auch Fabr. *Ap. lanata* gar nicht gehabt hätte. Allein diese beschreibt er S. 168. unter dem Namen *A. purpurea* und bildet sie T. 13. f. 7. sehr kenntlich ab. — T. 10. f. 1. 2. heisst beym Vf. *Ap. variegata major*, wobey er *Nomada* variegata Fabr. anzieht. Diess ist unrichtig. Die hier abgebildeten Bienen sehn in der That der *Nom. Histrio* Fabr. sehr ähnlich, der *N. variegata* aber gar nicht. Die wahre *N. variegata* hat der Vf. unter dem Namen *Ap. notata* p. 188. beschrieben und T. 16. f. 4. 5. abgebildet. — T. 12. f. 6. soll nach dem Vf. *Ap. cordata* Lin. f. 7. aber die *dentata* vorstellen. Allein so schlecht auch die Abbildung ist; so glaubt Rec. doch in der 6ten fig. die *Ap. dentata*, nach seinem Original, welches ganz mit der Beschreibung, die Linné davon im Mus. Ulr. Reg. p. 413. davon gibt, übereinkömmt, zu erkennen. *Ap. cordata*, die Linné in dem nemlichen Werke p. 414. beschreibt, und wovon er sagt *magnitudo muscae domesticae*, besitzt Rec. auch und kann daher dreist behaupten, dass sie Hr. *Ch.* nicht gekannt habe. Was für eine Biene aber f. 7. vorstellen soll, können wir nicht entscheiden. — T. 14. f. 4. welche der Vf. für das Männchen von *Ap. picea* f. 3. ausgibt, hätte Rec. für *A. disjuncta F.* gehalten, wenn diese nicht aus America stammte, da Hr. *Ch.* die seinige eine Deutsche nennt. Die Hummeln trennt der Vf. von den übrigen Bienen durch die Mutillen. Er vertheidigt diess durch die höchst interessante Beobachtung, dass er die europäische Mutille beständig bey *Ap. muscorum* in ihrem Neste und beider Junge vereinigt gefunden habe. „Ich traf, „sagt der Vf., theils solche Mutillenfamilien, bey wel„chen die Hummeln wohnten, theils solche Hummel„familien, bey welchen die Mutillen wohnten. Bey „den erstern machten die Mutillen ungefähr sechs Theile „und die Hummeln einen. Bey letztern aber bestun„den ungefähr sechs Theile aus Hummeln und ein Theil „aus Mutillen. Bey jeder dieser vereinigten unglei„chen Gesellschaften waren von jeder Art Männchen, „Weibchen, und Junge im Neste. Die Jungen von je„der Art von Hummeln und Mutillen befanden sich „auch in den Zellen unter einander, wie Kinder einer „Familie, so dass ich mich oft über diese mehr als brü„derliche Einigkeit zweyer so ungleich scheinender Ar„ten Insecten vergnügte. Ich fand ferner, dass die „Weibchen keine Flügel und einen Stachel, die Männ„chen aber Flügel und keinen Stachel, dagegen aber „ein den Hummeln ähnliches Zeugungsglied haben. „Das Weibchen der europäischen Mutille gibt durch die „Reibung des zweyten Ringes mit dem dritten des Hin„terleibes, wenn es in Gefahr ist, einen piepsenden „Laut von sich u. s. w." — T. 18. f. 4. welche hier *Vespa Crabr. tenebrionis* heisst und den sonderbaren deutschen Namen *Dintenfass* erhalten, ist eine sehr gute Abbildung der *V. cincta*, welche also p. 219. ganz wegfallen muss. — T. 19. f. 2. ist ein Nachstich von der wirklich nicht sehr guten Abbildung in Sulzers abgek. Gesch. der Inf. T. 27. f. 10. Sie heisst hier, wie bey Sulzer, *Vespa armata*, und ist *Bembex rostrata Fabr.* und von Panzer in seiner deutschen Insecten Faune gut abgebildet worden. Rec. hat diess Thier auch in seiner Gegend in Deutschlend einheimisch gefunden, erinnert sich aber nur wenige Exemplare mit den Stacheln unter dem Leibe gesehn zu haben. Die meisten waren unbewaffnet; diese unterschieden sich aber durch eine andere Zeichnung der Schenkel und durch unterbrochene schwefelgelbe Querbinden auf den Ringen des Hinterleibes. — T. 19. f. 3. 4. nennt der Vf. *Vespa clypeata*. Ein Name, der in mehrerer Rücksicht diesem Insecte nicht zukam. Es ist *Bembex repanda. Fabr.* — T. 19. f. 7. heisst hier *Vespa Diadema*, ist aber *Bembex signata Fabr.*, und obgleich die Abbildung in Sulzers abgek. Gesch. d. Inf. T. 27. f. 9. weit besser ist, doch nicht zu verkennen. Auch von diesen beiden Bembexarten hat Hr. *Ch.* das Vaterland nicht angegeben. — T. 24. f. 2. nennt der Vf. *Sphex versicolor;* es scheint aber Fabricii *Scolia flavifrons* zu seyn. Sie unterscheidet sich nur darin, dass die Haare vorn am Brustschilde und an den hintern Ringen des Leibes roth sind, welches Rec. an seinem aus Italien erhaltenen Exemplare, das mit der Abbildung in Sulzers abgek. Gesch. d. Inf. T. 27. f. 3. ganz übereinkömmt, nicht bemerken kann. Das übrige stimmt alles überein, und Rec. möchte lieber diese Figur als f. 3. anziehn, ob diese gleich jene Abweichungen nicht hat. Vorzüglich aber trifft ausser der Statur auch das Vaterland zu, da man die italienische auch in Ungarn antrifft. — T. 25. f. 3. soll nach dem Vf. eine *Sphex radula F.* vorstellen. Da aber Fabr. keinen so benannten Sphex hat, so meynte Hr. *Ch.* wahrscheinlich die *Scolia radula Fabr.* und dann ist sein Citat falsch. — Bey T. 25. f. 4. citirt der V. *Tiphia radula Fabr.* Das hier vorgestellte Exemplar ist aus Ungarn, und die *Tiphia* des *Fabricius* aus Neuholland. Da sich nun überdem Abweichungen in der Zeichnung finden, und man von Fabricius nicht ohne Beweis annehmen darf, dass er ein Insect ganz von dem Bau der Scolien zu den Tiphien gerechnet haben sollte, so muss diess Citat wohl wegfallen. — T. 26. f. 1. ist *Tiphia collaris Fabr.* Beym Vf. heisst sie *Sphex albicollis.* Man muss daher p. 267. von den aus Fabricius zusammengetragnen Insecten dieser Abtheilung die *Tiphia collaris* (*Sphex collaris Christ*) ausstreichen. Wobey Rec. noch bemerkt, dass die Flügel ganz, und nicht bloss an der Spitze blau sind, wie Fabricius sagt. — T. 27. stellt diejenigen Crabronen vor, (nach dem Vf. Spheges) deren Männchen am Vorderbein ein siebartiges Blättchen haben. Wenn man die Beschreibungen nicht zu Hülfe nimmt, so kann man sich aus den Abbildungen in der That nicht finden. fig. 1. soll *Crabro cribrarius*

rius seyn. Die Beschreibung davon ist vortrefflich, bezeichnet aber nur das Männchen. Das Weibchen übergeht der Vf. ganz, und es scheint gewissermaßen, als ob er nichts davon gewusst habe, dass das Weibchen dem Männchen gar nicht gleiche. Wir verweisen zur Vergleichung aller der hieher gehörigen Arten auf die sehr guten Abbildungen in dem 15ten Heft der Panzerschen Insecten Faune. In unsers Vf. ersten Figur aber erkennen wir den *Crabro cribrarius* gar nicht. Nach dem äussern Ansehn zu urtheilen, würden wir f. 2., die der Vf. *Sphex cribraria longa* nennt, für den wahren *C. cribrarius* halten. Fig. 5. wird für *Crabro clypeatus* ausgegeben. Allein die Statur dieses Insects ist gänzlich verfehlt, und nur aus der Beschreibung kann man urtheilen, dass der wahre *C. clypeatus* gemeynt sey. In einer Anmerkung sagt der Vf., dass *Schreven* eine kleine Art unterscheide, die er *Sphex scutellata* nenne, welche gar keine gelbe Binden sondern nur zwey gelbe Flecken an jeder Seite des Hinterleibes habe. Eine Abbildung davon fände sich Schäf. Ic. t. 177. f. 8. Rec. erkennt aber in dieser Figur nichts weiter, als seinen *Crabro clypeatus*. — Bey T. 30. f. 3. bemerken wir nur, dass diess der wahre *Sphex spirifex* des Linné und Fabricius sey. Der Vf. nennt ihn *Sp. flavipes*; hält ihn für eine neue Art, und sagt, er sey aus der Provence. Dass wir uns in unsrer Bestimmung nicht irren, dafür bürgt uns, sowohl die vortreffliche Abbildung, als auch die sehr genaue Beschreibung, wovon auch der bemerkte Geschlechtsunterschied zutrifft. Er findet sich auch in Deutschland. Unter dem Namen *Sp. spirifex* beschreibt Hr. *Ch.* einen andern Sphex, T. 30. f. 2., den wir nicht kennen, und welcher eine gelbe Queerbinde auf dem Brustschilde hat, wovon doch weder Linné noch Fabricius etwas sagen. — T. 30. f. 6. ist nicht Fabricii *Sph. cyanea*, sondern dessen *lobata* E. S. II. 206. 30. Daher muss p. 260. diese *Sphex lobata* weggestrichen werden. Nicht unrecht aber scheint der Vf. *Sph. coerulea* Linn. mit *Sph. cyanea* Fabr. für einerley zu halten. Denn des Fabr. *Sph. coerulea*, wobey er unrichtig den gleichnamigen Sphex des Linn. citirt, hat einen ungestielten Hinterleib und einen ganz andern Bau. — T. 31. f. 3. ist eine Wespe abgebildet, die der Vf. *Sphex Hesperus* nennt und wovon er sagt, dass sie eine grosse Aehnlichkeit mit T. 32. f. 8. seinem *Sphex Turrimurarius* habe. Rec. erkennt in beiden vortrefflichen Abbildungen die wahre *Vespa conica F.* welche er aus China erhalten hat. Das kleinere Exemplar ist T. 32. f. 8. und trifft auf das genaueste mit der weitläuftigen Beschreibung des Vf. zu. Die Glieder der Fühlhörner haben auch gegen die Spitze unten die schwarzen Flecken und das äusserste Glied, den unter *a* vergrössert vorgestellten Haken. Rec. ist daher sehr geneigt, die damit versehenen Wespen dieser Art für die Männchen zu halten. Denn diese Thiere sind zu ähnlich; als dass man sie für der Art nach verschieden halten könnte. Aber hier tritt nun wieder der in diesem Werke so oft vorkommende unangenehme Fall ein, dass der Vf. den Wohnort beider Thiere gar nicht angegeben hat, welches doch in Beurtheilung dessen, ob Thiere einerley oder verschieden sind, den wichtigsten Einfluss hat. Davon ist Rec. durch viele Erfahrungen überzeugt, dass Thiere von zu sehr getrennten Ländern und Himmelsstrichen durchaus nicht nach den blossen Beschreibungen und Abbildungen mit Sicherheit für einerley erklärt werden können, sondern dass eine genaue Vergleichung der Originale dazu erfoderlich sey. — T. 31. f. 4. heisst *Sphex dimidiata* und ist nichts anders als *Sphex sabulosa* Linn. und Fabr. Auch bey diesem ist das Vaterland nicht bemerkt worden. — T. 32. f. 2. *Sphex cruciata* ist der *Vespa arcuata* nahe verwandt, doch aber hinlänglich verschieden. Rec. besitzt sie selbst. Da auch hier der Vf. das Vaterland verschweigt, dieser Sphex aber ein wahrer Ausländer ist, so sehn wir daraus, dass diejenigen, bey welchen das Vaterland nicht bemerkt worden, nicht allemal Deutsche sind, wie Rec. anfänglich dafür hielt. — T. 32. f. 9. ist *Vespa petiolata* Fabr., heisst hier die Gelbbrust *Sphex thoracica*, und ist vortrefflich abgebildet, nur ist bey unserm Exemplar der erste Ring des Leibes fast eben so wie f. 6. eben dieser Tafel gezeichnet, dass das Schwarze der breiten Mittelbinde durch eine schmale Verbindung mit einem gleich hinter dem Stiel des Hinterleibes (*petiolus*) an der Wurzel des Rings befindlichen schwarzen Flecken zusammenhängt. Auch bey dieser Wespe ist das Vaterland nicht bemerkt worden. In allen Beschreibungen der *Vespa petiolata*, welche der Vf. zu dem Gallen-Sphex rechnet, finden wir niemals der beiden in der Mitte des Stiels des Hinterleibes an der Seite befindlichen Häckchen gedacht. — T. 32. f. 10. ist Rec. sehr geneigt für *Vespa pomiformis* Fabr. zu halten. — T. 34. f. 8. ist *Ichn. sugillatorius Fabr.* Unser Vf. nennt ihn mit Sulzer *Ichn. dubitatorius*. — T. 35. f. 2. welcher *Ichn. Proteus* genannt wird, möchten wir nach unsrer Erfahrung für blosse Abart des *Ichn. molitorius* erklären, welcher f. 6. vorgestellt wird. Auch kömmt *Ichn. molitorius* oft mit ganz gelben Füssen vor. — T. 35. f. 7. kömmt dem *Ichn. saturatorius* F. sehr nahe und hat dieselbe Zeichnung mit Schäf. ic. t. 64. f. 4. Ueberhaupt scheint die Farbe der Füsse bey den Schlupfwespen sehr abzuändern und kein sicheres Kennzeichen zu geben, daher es dann auch ganz wohl seyn kann, dass T. 36. f. 3. *Ichn. comitator* sey, unerachtet die Füsse an unserm Exemplar nicht wie in der Abbildung gelb, sondern schwarz sind, welche letztere Farbe auch von Linné, Geoffroy u. a. bemerkt worden. — Bey T. 36. f. 5. dem *Ichn. incubitor* bemerken wir, dass er ganz ausserordentlich variire. — T. 48. f. 1. ist *Tenthredo lutea* und f. 2. *T. femorata* abgebildet. Die Bemerkung, dass diese das Männchen von jener sey, war uns ganz neu. — T. 50. f. 3. ist eben keine schöne Abbildung von *Tenthr. viridis*. Diese artet sehr ab, und Rec. glaubt in *T. marginata* Christ. T. 51. f. 1. eine solche Varietät zu erkennen. Wir schliessen die Anzeige dieses nicht unwichtigen Werks noch mit einer Bemerkung des Vf. bey den Ameisen. Es ist schon längst bekannt, dass die Verwandlung der *Cetonia aurata* auch in den Ameisenhaufen vor sich gehe. „Wenn ich den Wurm," (Larve der

Cet. aurat.) sagt der Vf., „aus seiner Hülle nahm, und „auf den Ameisenhaufen legte, so trugen ihn die Ameisen mit aller Vorsicht unter die Erde, und schienen „sehr um ihn besorgt zu seyn. Legte ich den Käfer, „wenn er noch nicht vollkommen reif war, auf den „Haufen, so nahmen ihn die Ameisen gar vergnügt „auf, bemühten sich ihm Platz zu machen, räumten „Reisig und Genist aus dem Wege, und halfen alle mit „zusammengesetzten Kräften, dass er tief in den Haufen einschlupfen und in Sicherheit kommen konnte. „Den Grund dieser Vorsorge habe ich zur Zeit noch „nicht erforschen können. Vielleicht dient etwa der „Auswurf dieser Käfer den Ameisen zu einer besondern „angenehmen Speise."

KINDERSCHRIFTEN.

WEIMAR, in dem privil. Industrie-Comtoir: *Bilderbuch für Kinder*, herausgegeben von *Fr. Justin Bertuch*. Nr. XVI—XX.

Mit dieser Reihe von Heften, deren jeder, wie bekannt, fünf Tafeln, und eben so viel Blätter Text enthält, wird der erste Band dieses schönen und nützlichen Werks geschlossen. In den gegenwärtigen Heften ist die Verschiedenheit der Gegenstände durch die Abbildungen vieler Menschenarten und ihrer Trachten, wie auch durch Zeichnungen von Schiffen vermehrt worden. Rec. muss den Kupfern und der Illumination, etwa mit Ausnahme einzelner Tafeln in den frühern Heften, mancher Pflanzen und Mineralienzeichnungen, so wie der V. Tafel der Trachten, seinen vollkommnen Beyfall geben. Die ersten Hefte des zweyten Bandes, welche Rec. bereits vor sich hat, zeigen, dass die Abbildungen immer feiner und schöner werden, dass auch von dieser Seite das Werk immer mehr gewinnen wird, unerachtet schon der erste Band so viel leistet, als man billig verlangen kann. Die Tafeln, auf denen mehrere Arten einer Gattung von Säugthieren und Vögeln vorgestellt werden, müssen bey dem Unterrichte ungemein willkommen seyn, da sie das Verschiedene und das Allgemeine auf einmal übersehen lassen, den schönen Originalen an Sauberkeit und Wahrheit nichts, oder höchstwenig nachgeben, und die verhältnissmässige Grösse der Arten gegen einander, was mehrentheils bey den Originalen mangelt, zugleich darstellen. In den oben bemerkten Heften findet man auf diese Art behandelt die Wölfe und Füchse, Faulthiere und Ameisenfresser, die Fledermäuse, das Nilpferd und den Tapir, die Maki's, die Kameele, die Springhaasen (mit Einschluss des Känguru), Reiherarten und Beutelthiere. Einzelne Tafeln enthalten kleine Vögel, Würmer, Meerigel, Meersterne, sonderbare indianische Fische, und einige Krebse. Aus dem Pflanzenreiche kommen vor: Cardamom, Kappern, Kork und Terpentinbaum, Indigo, Farberröthe, Rhabarber, Vanille, Koloquinte, Krähenaugen, Ginseng, Gummiguttbaum, Curcume, Tamarinde, Pistacienbaum, Guajacbaum, Cascarille, Salzkraut, isländisches Moos, Mohn und Traganthstrauch. Unter den Alterthümern sind die sieben Wunder der Welt, freylich so ungleich, als eben möglich war, vorgestellt. Menschen aus allen fünf Welttheilen sind auf eben so viel Tafeln, auf jeder mehrere, meist von beiden Geschlechtern zugleich, und oft ungemein schön und charakteristisch abgebildet.

HAMBURG, b. Bachmann u. Gundermann: *Geschichtsbüchlein für Kinder und Volksschulen* als Vorkenntniss zur allgemeinen Weltgeschichte in Vortrag und Fragen gefasst. 1792. 324 S. 8. (22 gr.)

Das Merkwürdigste, Gemeinnützigste und Unterhaltendste aus der Geschichte der wichtigern Nationen für den ersten geschichtlichen Unterricht ausgehoben. Die jedem Abschnitt untergesetzten Fragen sind für den Lehrer zum Gebrauch bey der Wiederholung bestimmt. Die Nützlichkeit dieses Büchleins können wir aus eigner Schulerfahrung bestätigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Erfurt*, b. Keyser: *H. E. Rumpel über Versorgung der Armen auf dem Lande und Abstellung der Betteley.* 1791. 22 S. 4. (3 gr.) — Man sieht es dieser Arbeit an, dass sie zur Vorlesung in einer Akademie der Wissenschaften verfertigt ist: den gewöhnlichen Vorschlag, die Armen nach ihren Kräften und Fähigkeiten unter Aufsicht arbeiten zu lassen, und sie ohne Errichtung eines besondern Hauses „an genug „einzelne Nachbarn, welche Geschicklichkeit und Menschenliebe „besitzen, in Wohnung, Kost und Kleidung zu verdingen," dann aber das Betteln zu verbieten, findet man hier ohne einige Berührung der Schwierigkeiten unter eine Menge von Gemeinplätzen begraben. Z. B. „So wenig *der gebratene Ochse* bey Kaiserkrönungen dem Dürftigen ein Stück zur Erquickung *gewährt*, „vielmehr manchem allzu gierigen seinen Finger oder die ganze „Hand *kostet*, manchen, der so glücklich war, etwas davon zu „erbeuten, mit Verlust der Beute *in den Koth wirft*, und überall „weiter nichts, als den Zuschauern ein wildes Vergnügen zu „verschaffen, oder allenfalls den Abstand des Standes der rohen „Natur, wo Occupation (?) und Stärke alles vermag, vom mildern Bürgerzustande, dem Volke zu zeigen, *zur Absicht zu haben scheint:* eben so wenig wird eine jede ohne Ordnung (?) „ausgespendete Mildthätigkeit Gutes stiften, und dem Freygebigen Freude über seine Gaben erwecken." Eine ingeniöse Parallele zwischen einem Freygebigen und einem gebratenen Ochsen!

Der S. 16. beygefügte Auszug aus der Allmosen- und Betelordnung des eisenachischen Amts Grossen-Rudestedt vom 26. Aug. 1790 kann gute Anleitung zu ähnlichen Vorkehrungen geben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. May 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell, Gessner, Füssli u. Comp.: *Franz Xaver Bronners Schriften.* Erstes Bändchen. 248 S. Zweytes Bändchen. 310 S.

auch unter dem Titel:

Neue Fischergedichte und Erzählungen von F. X. Bronner. I. II.

Drittes Bändchen. 268 S. Auch unterdem Titel:

Frühere Fischergedichte und Erzählungen von F. X. Bronner. Mit neuen Gedichten vermehrte und durchaus verbesserte Ausgabe. 1794. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Der Vf. dieser Idyllen trat im Jahre 1787 zum erstenmale mit einer Sammlung von Fischergedichten auf. (s. A. L. Z. vom J. 1787. Nr. 121. S. 357.) Man erkannte in ihm einen glücklichen Nachahmer der Muse unsers unsterblichen *Gessners.* Man rühmte den Reichthum seiner Erfindungen, die Wahrheit seiner Gemälde, und das, worauf diese zum Theil gegründet war, seine aufmerksame Beobachtung der Natur. Diese nemlichen Vorzüge sind auch in den neuen Fischergedichten desselben Verfassers sichtbar, und sein Geschmack scheint an Richtigkeit gewonnen zu haben. Er vermeidet die tändelnde Sprache, welche in seinen ersten Versuchen hie und da herrschte; seine Beschreibungen sind weniger üppig und seltner mit jenen kleinen Zügen überladen, die, wie wahr sie auch immer seyn mögen, die Wirkung des Gemäldes nicht verstärken, sondern schwächen. Viele seiner neuen Idyllen verdienen deshalb entweder ganz, oder doch theilweise, unter den besten zu stehen, welche unsere Sprache aufzuzeigen hat. Wir zeichnen vornemlich folgende aus. I. Theil. S. 63. *Der betrogene Lauscher.* S. 89. *Kindestreue.* S. 106. *Aedon der Genesene.* S. 120. *Das Geleit.* S. 133. *Der Büssende* (besonders wegen des meisterhaften Dialogs im Eingange.) S. 164. *Halys.* S. 177. *Die Gründlinge im Glase.* S. 181. *Aedon im Windstillen.* (Ein vorzüglich schönes Stück, wo wir doch die *geweihten, undurchdringlichen Mauern* wegwünschten.) Zweyter Theil. S. 31. *Der Argwohn* (die Erzählung ist nur etwas allzu gedehnt.) S. 82. *Der Sommerabend.* S. 91. *Die Geschenke* (ihres vortreflichen Einganges wegen.) S. 190. *Gefälligkeit* u. a. m.

Wenn wir den Eindruck, den die Lectüre dieser Sammlung in unserm Gemüthe zurückgelassen hat, mit dem vergleichen, was wir bey *Gessners* Idyllen jedesmal fühlten, so bemerken wir zuerst, dass auch die besten Stücke derselben doch die Seele nicht mit jener stillen Sehnsucht, jenem sanften Verlangen nach dem Genusse der ungeschminkten Natur, unschuldiger Freuden und glücklicher Eingeschränktheit erfüllt, wozu *Gessners* Dichtungen einladen. Wir möchten sagen, es sey in der Darstellung unsers Vf. allzuviel Licht. Das Auge fährt bewundernd über eine besonnte Ebene; aber nur bey dem Anblicke einsamer Schatten, stiller Thäler und düsterer Haine sehnt sich das Herz nach dem Genusse der Ruhe. Wir vermissen hier die Farbe edler und zarter Empfindungen, welche überall durch die Gessnerischen Dichtungen schimmert, und die mannichfaltigsten Bilder mit einem unbeschreiblichen Zauber durchdringt. Denn wie verschieden auch immer die Gestalten seyn mögen, welche die spielende Einbildungskraft dieses Dichters erzeugt, so ist es doch immer *sein* Herz, welches in den glücklichen Menschen seiner Schäferwelt schlägt, *sein* Gefühl, womit er sie aussteuert. Wir streiten dem Nachahmer dieses unerreichbaren Dichters weder ein edles Herz, noch ein feines Gefühl ab; auch in seinen Werken zeigt sich beides; aber wenn dort das Sittliche sich *hervordrängt*, so wird es hier *eingeschoben.* Hr. *Bronner* geht oft auf moralische Anwendungen aus; aber ob er sie gleich seinen Personen in den Mund legt, so scheinen sie doch fast immer aus dem Munde des Dichters gegangen zu seyn. Sie erhalten dadurch das Ansehn der Absichtlichkeit, welches *Gessner* gar wohl zu vermeiden wusste, und erreichen demnach den edeln Zweck, das moralische Gefühl zu schärfen, gerade nicht mehr, als jede Predigt und jede moralische Vorlesung. Endlich vermissen wir auch in der Sprache unsers Vf. die Einfalt und Ungezwungenheit des Gessnerischen Ausdrucks. Sie ist bisweilen gekünstelt und selbst etwas kostbar; und auch da, wo sie am gleichförmigsten und ruhigsten fliesst, ist doch der Aufwand etwas grösser, als ihn der zu machen pflegt, der bloss das Vergnügen der Mittheilung sucht.

Hr. B. hat dem zweyten Bande dieser Sammlung eine kurze Geschichte des Fischergedichtes vorgesetzt. Er bestreitet bey dieser Gelegenheit das Vorurtheil, welches *Fontenelle* und einige andre Kunstrichter gegen diese Gattung erregt haben. Die Gründe, auf welche sich dieses Vorurtheil stützte, waren seicht genug; aber auch die Gründe unsers Vf. sind nicht aus der Tiefe geschöpft. Fasst man den richtigen Begriff der Idylle überhaupt, so kann über die Zulässigkeit der Fischer, Jäger und ähnlicher Stände, ganz und gar keine Frage seyn. Aber eben so wenig scheint uns auch das *Fischergedicht,* wie der Vf. uns bereden möchte, einen gegrün-

gegründeten Vorzug vor dem *Hirtengedichte* behaupten zu können. Es mag wohl wahr seyn, dass die Züge des Fischerlebens eine gewisse Neuheit haben, welche den Zügen des Hirtenlebens abgeht; aber leicht möchte der Werth dieser Neuheit höher in Anschlag gebracht werden, als sie in poetischer Rücksicht verdient; sie, welche so leicht zum Fehler wird, und oft von den Kenntnissen dessen, der nach ihr strebt, eine günstigere Meynung als von seinem Geschmacke erregt. Der Reichthum der Natur, selbst in ihren gewöhnlichsten Erscheinungen, ist noch nicht erschöpft, und kann es nie werden, so lange diese Erscheinungen noch auf den Spiegel einer fruchtbaren und schöpferischen Einbildungskraft fallen können. Das, wodurch die Idylle ihr höchstes Interesse gewinnt, die Darstellung der sittlichen Natur unter den einfachsten Umständen, erhält nicht den geringsten Zusatz, wenn man an die Stelle der Hirten Fischer setzt, in deren Lebensart kein Grund einer Veränderung des Charakters liegt, welchen die idealisirende Einbildungskraft einfachen Naturmenschen beyzulegen berechtigt ist. Denn dass, wie hier behauptet wird, das Glück der Fischer auf einer frohen Thätigkeit, das der Hirten auf der Geschäftlosigkeit beruhe, können wir nicht recht einsehn. Es mag nun von dem idealen Leben, in welchem jeder nur so viel betreibt, als die Natur fodert, oder von der wirklichen Welt, wo fremder Wille und verwickeltere Verhältnisse eine grösere Thätigkeit heischen, die Rede seyn; so dünkt uns, in der einen wie in der andern sind dem Hirten- und Fischvolk Musse und Arbeit ungefähr mit demselben Maasse zugemessen.

Wie unbedeutend der Einfluss dieser Umstände auf das Wesen der Dichtungsart sey, erhellt wenigstens aus zwey Drittheilen dieser Sammlung. Ein grosser, ja der gröste, Theil der Handlungen ist nicht auf die Lebensart der Fischer gegründet; und oft darf man nur den einen oder den andern Ausdruck ändern, um jede Spur des Fischerlebens wegzuwischen. Die Sache würde also von gar keiner Bedeutung seyn, wenn nicht der Vf., seiner Absicht und seines Versprechens immer eingedenk, so oft Bilder und Vergleichungen aus dem Leben der Fischer eingemischt hätte, wo sie von ganz und gar keiner Wirkung sind; z. B. S. 68. sein schmerzlicher Unmuth fiel ihm vom Herzen, *wie satte Blutegeln*, und seine Seele ward auf einmal erhellt. In der Fülle der Wehmuth sagt ein Verliebter S. 75.: O dürfte ich dich mein nennen! Aus jedem befriedigten Wunsche an deinem Busen würden tausend neue Freuden entsprossen, *wie aus wenigen gereiften Saamenhäuptern zahllose Binsen im Teiche.*

Was aber ohne Zweifel weit wichtiger ist, der Einbildungskraft des Dichters scheint kein reines Bild des Gegenstandes vorgeschwebt zu haben, den er zu schildern unternahm. Sie schwebte zwischen der idealischen und der wirklichen Welt; oder, was vielleicht noch schlimmer ist, die Lage der Menschen, welche er aufführt, ist die Lage wirklicher Fischer; ihre Gesinnungen sind oft die Gesinnungen der höhern Stände. Daher sieht man hier Menschen, welche von allen Mühseligkeiten ihrer Lebensart gedrückt werden, mit einem Vorrathe von Maximen ausgestattet, deren man nur in den verwickelten Verhältnissen des städtischen Lebens bedarf; Menschen, welche die Tiefen ihres eignen Herzens erforschen, sich selbst beobachten und mit Gründlichkeit zu philosophiren verstehn. Wir wollen einige Beyspiele dieser Art anführen. II. T. S. 134. „Neidische Nachbarin, der Anblick unsers Glücks sey deine Strafe! du lehrst mich anschaulich genug, dass die erste Thorheit, zu der uns blinde Leidenschaft hinreisst, einer trächtigen Schlange gleicht, die *in kurzer Zeit* giftige Nachkommen ohne Zahl gebiert. Eifersucht verführte dich zu einer ganzen Reihe niedriger Handlungen. Wisse, sie ist der sicherste Probierstein eines redlichen Herzens! Wer von ihr gelockt, dem Biedersinn nicht untreu wird, dessen Tugend ist ächt wie Gold u. s. w." Es gibt in der Fischerwelt unsers Vf. schlaue Buhlerinnen und Spötter keuscher Sittsamkeit. „O du ekler alberner Junge," sagt (I. Th. S. 190.) der Fischer Mikon zu seinem Freunde, „gerade was du so warm mir anpreisest, diese Sittsamkeit deines schüchternen Mädchen, hindert dich am vollen Genuss des süssesten Vergnügens, und hält euch von einander entfernt, wie ein beschwerliches Gitter. Nenne mir das nicht Herzensreinigkeit, nicht Tugend, was von kindlicher (kindischer) Unerfahrenheit herstammt." Ist diess nicht die Sprache eines verdorbnen Städters, der sich hier nur in dem Costume eines Fischers zeigt? Aber auch die Sprache eckler und faselnder Thörinnen hört man hier aus dem Munde — einer Nereide. II. S. 76. „Hier gähne ich wieder langweilig und einsam, nirgends eine Seele gleichgestimmt mit der meinigen. — Jener abgelebte Glaucus mit seinem Barte glaubt, sein Geschwätz töne treuherzig und kurzweilig, und ach! es ist wie Staarengeplauder, einfältig und *fade*. — Meine Schwestern dort auf den Klippen — gefallen sie sich nicht selbst mehr als prangende Pfauen? Listige dünken sich weise, Liebelnde liebenswürdig, Gezierte schön, und Schäckernde witzig. Alle kränkeln an der Putzsucht; alle plaudern zu sehr ohne Geist und Gefühl, immer nur von Liebe und wieder von Liebe, wie einfältiges Landvolk von Gespenstern; sie scheinen gar keine Ohren zu haben, sobald ich von wichtigern Dingen spreche: und was ist der Lohn meiner besten Urtheile?" — Dieser Geist, welcher nie der Geist der idealen Welt seyn, und noch viel weniger unter wirklichen Hirten und Fischern spucken kann, offenbart sich hie und da auch in einzelnen Wendungen und Redensarten. Die Fischer haben *Launen*; sie bemerken *Aberwitz*, womit man sie in der Stadt *begossen* habe (I. 47.) man *zieht sich zurück*, um den andern nicht zu stören, was dergleichen mehr ist. Dass auf der andern Seite, obwohl nur äuserst selten, wie z. B. II. S. 223., der Schmutz des gemeinen Lebens auch mit gemalt ist, wird gewiss jedem Leser von einigem Geschmacke auffallen.

Diese und ähnliche Fehler wünschten wir um desto mehr entfernt, je gröser die Schönheiten sind, deren reinen und ungestörten Genuss man wünscht. Wir setzen zur Probe nur einige Stellen hieher, die sich durch neue

neue und feine Züge auszeichnen, und ein schwacher Beweis von dem glücklichen, mit Geschmacke verbundenen, Beobachtungsgeiste des Vf. seyn können. I. S. 59. „So sprach Idas leise, und schritt durch die rauschenden Halmen hinüber. Die aufgestörte Lerche flog erschrocken daraus empor, und *wo ein Schatten hinfiel, da schwieg das Zirpen der Grillen.* S. 66. Die schalkhafte Sylvia hüpfte heraus *wie ein Rosenblatt*, das der Zephyr über nickende Kleeblumen dahinjagt. S. 184. Ich bebe erschrocken zurück, wie ein Landmann, der einen gährenden Haufen beregnetes Heu unbesorgt mit beiden Händen ergreift, und augenblicklich prasselndes Feuer vor sich auflodern sieht. II. Th. S. 112. Seine Schmeichelworte gewährten ihr einige Labung. So labt sich ein Dürstender auf dem Gebirge zur Noth mit Wassertröpfchen, die von hängenden Grashalmen an feuchter Felsenwand sparsam herabgleiten. S. 114. Mein Ruder soll dich ans Ufer hinüberwiegen, so sanft und wohlbehalten, wie eine Biene im duftenden Kelche einer wankenden Blume gewiegt wird."

Der dritte Band dieser Sammlung enthält eine Umarbeitung der frühern, oben von uns erwähnten Fischergedichte. Wie viel oder wie wenig darin geändert sey, können wir nicht beurtheilen, da wir die erste Ausgabe nicht zur Hand haben. Doch scheint der Vf. von den gegründeten Kritiken seiner Recensenten (z. B. in der N. Bibliothek der sch. Wiss. XXXIII. S. 37 ff.) nicht immer Gebrauch gemacht zu haben.

FRANKFURT a. M., b. Zessler: *Travestirte Fabeln des Phädrus* mit einem Anhange mysteriöser Gesänge von *Karl Dieffenbach.* 1794. 122 S. 8.

Seit Lafontaine hat eine Menge von Dichtern versucht, den einfachen Vortrag der alten Fabulisten durch eingestreute komische Züge zu beleben, und der Handlung selbst, durch Anwendungen auf die Begebenheiten ihrer Zeit und die Sitten ihrer Zeitgenossen, ein grösseres Interesse mitzutheilen. Einige mit Glück; die mehresten ohne Erfolg; aber wohl schwerlich einer auf eine so kunst- und witzlose Art, als der Vf. dieser travestirten Fabeln. Man müsste es denn für witzig halten wollen, wenn das Schaaf der *Wöllner* oder der *Wollenmann*, der Bock der *Parfümör der Thiere*, der Esel der *Gnome aus Graubünden* genannt, oder der Wolf mit *Sir Wolf* und *mein gnädiger Grossfultan* angeredet wird. Oder es müsste für geistreich gelten, dass die Thiere, (in der Fabel die Repräsentanten der Menschen,) hier von neuem in Menschen verwandelt, und z. B. aus dem Stiere ein *Schweizer* gemacht wird, der dem Löwen mit *verruchter Dämons-Freude* die Hellebarde in die *hohlen* Eingeweide stösst; so wie gleich darauf der Eber, als der *Ingeniör* der Thiere, demselben eine *Mine in die Leber gräbt.* Doch bisweilen erhebt sich der Witz unsers Vf. zu Accomodationen und Anspielungen, wovon wir nur zwey, als vollgültige Belege unsers Urtheils, anführen wollen. Der Pudel, welcher hier *der Thiere Genius* heisst, schwimmt durch den *Kozytus* (?)

> In seinem Mund trug er den Lieblingsbraten
> von manchen Magistraten.
> Ihr Leser werdet rathen?
> Es war ein *Schöpsenbraten.*

S. 81.:

> Schliesst Polen mit den Türken *Allianzen;*
> so muss der Poln'sche Bär nach Achmets Pfeife tanzen.

Auf der 36. S. sinkt der Witz so tief, dass er nicht einmal Sinn mehr hat:

> So brüstet mancher Bube sich
> mit Federhut und Degen,
> Dem man vergönnt (?), es sey nur königlich
> den Nachtstuhl auszufegen.

Dass sich ein Mann von diesem Geschmacke um Richtigkeit der Sprache, der Reime und des Sylbenmaafses nicht bekümmere, ist in der Ordnung. Daher beobachtet er den Wechsel der männlichen und weiblichen Reime, die Länge und Kürze der Sylben, wie es ihm gut dünkt; bald reimt er, bald reimt er nicht; aber — Κλαζομενιοις ἐξεστι ἀσχημονειν. Die angehängten mysteriösen Gesänge mögen sich in den Hallen eines B...... recht gut singen lassen.

BERLIN, b. Unger: *Die neue Cecilia.* Letzte Blätter von *Karl Philipp Moritz.* Zweyte Probe neu veränderter deutscher Druckschrift. 1794. 76 S. 8.

Dieser kleine Nachlass eines geistreichen und beliebten Schriftstellers ist der Anfang eines Romans, von welchem er die ersten Züge entworfen hatte, und in dem er, wie es scheint, die Bilder, welche seine Seele erfüllten, Bilder von Rom, seinen Gegenden und Kunstwerken, aufzustellen gesonnen war. Diese Absicht verräth sich, wie es uns wenigstens scheint, in der Sorgfalt, mit welcher in den hier abgedruckten Briefen so manche Aussicht und Gegend geschildert wird; einer Sorgfalt, welche hin und wieder der dichterischen Absicht des Vf. Eintrag thut. Wenn z. B. Cecilia, eine eingeborne Römerin, an ihre Freundin, welche ebenfalls in Rom wohnt, schreibt: „Ich muss Ihnen gestehn, dass ich unsern Balcon *an der Tiber* zu den Glückseligkeiten meines Lebens rechne. — Der Hafen *Ripetta zu meiner Linken*, mit Schiffen und Arbeitsleuten, die ein- und ausladen, macht einen lebhaften Anblick von Geschäftigkeit und Gewühl, wodurch die einsame Stille auf eine angenehme Weise unterbrochen wird. *An den über den Fluss gezognen Tau* sehe ich den Tag über das Boot *zum Uebersetzen* unzähligemal hin und wieder fahren, und wie eine bewegliche Brücke die beiden Ufer vereinigen. — *Den reizendsten Anblick gewährt in der Ferne der Montemario, mit dem dunkeln Cypressenhaine auf seiner Spitze und der Villa Madama an seinem Abhange* u. s. w." —; so erkennt man in dieser topographischen Genauigkeit, in dieser Erwähnung kleiner Umstände, die nur dem Publicum, aber nicht der Freundin, unbekannt waren, den beschreibenden Reisenden, der von einer Römerin nur den Namen gelie-

hen hat. Ueberhaupt aber ist für die Erhaltung der Illusion viel zu wenig gethan, und der Leser wird allzu oft gewahr, dass die schreibenden Freunde eine Rücksicht auf ihn genommen haben, die er ihnen gerne schenken würde. Bisweilen wechseln die Briefe des Marchese Mario an Maratti, und Ceciliens an Augusten so mit einander ab, wie die Verse eines Duetts, bey welchem keine von beiden Personen die andre sieht, und doch jede ihre Reden nach den Reden der andern einrichtet. Uebrigens enthält das, was hier geliefert wird, nur die Exposition der Geschichte, und kann schon aus diesem Grunde kein sonderliches Interesse einflösen; denn wir sind weit von der Meynung des Nachredners entfernt, welcher glaubt, dass diese Briefe ein Ganzes für sich ausmachten, und niemand den Künstler hätte tadeln dürfen, wenn er hier den Pinsel niedergelegt und sein Werk ausgestellt hätte. — Wir bemerken noch, dass diesen Bogen eine Vorrede von Hn. Unger vorgesetzt ist, womit er die zweyte Probe seiner veränderten deutschen Druckschrift in die Welt einführt. Die Bemühungen dieses geschmackvollen Mannes, seine Kunst zu vervollkommnen, verdienen den Dank und Beyfall des Publicums, auch desjenigen Theiles, welches den *Resultaten* dieser Bemühungen seinen Beyfall versagt. Die *widersprechenden* Urtheile, die seine vorigen Versuche erfahren haben, und über welche er in der Vorrede klagt, dürfen ihn billigerweise nicht wundern, noch auch seinen Enthusiasmus vermindern, da seine Arbeiten hierin das Schicksal jedes Products der schönen Künste theilen; aber noch überdiess das Vorurtheil der Gewöhnung zu verdrängen haben. Daher mag es wohl kommen, dass das erste Urtheil diesen neuen Formen selten günstig war; dass sie dem einen zu rund, dem andern zu spitzig vorkamen; niemand aber leicht im Stande war, die Fehler einzelner Züge bestimmt anzugeben. Uns hat es geschienen, als gewöhne sich das Auge leicht an dieselben, und als fände es bey einiger Gewöhnung Vergnügen an ihnen.

Altona, b. Hammerich: *Erzählungen und Sprüchwörter, nebst einer Nachricht von den Troubadours.* Aus dem Französischen des Hn. von *Cambry* übersetzt. 1791. 151 S. 8.

Cambry's *Contes et proverbes* sind für eine müssige Stunde eine ganz angenehme Unterhaltung. So wenig auch seine Bemerkungen aus der Tiefe geschöpft sind, so besitzt er doch das Talent, auch das Bekannte und oft Gesagte auf eine geistreiche Weise vorzutragen, und ihm durch einen glänzenden Stil den Anstrich der Neuheit zu geben. Das Buch ist keinem schlechten Uebersetzer in die Hände gefallen; und es ist wenigstens ein Theil des Geistes, welcher das Original belebt, in der Uebersetzung erhalten worden. Diese würde sich indess noch weit besser lesen lassen, hätte ihr Vf. manche Unrichtigkeiten der Sprache vermieden, und hätte er nicht seinen Stil durch neue, oder undeutsche Wörter zu heben gesucht. Fehlerhaft ist z. B.: S. 5.: Ich würde *ein gutes Schlag* Menschen finden. S. 12. Für Körperleiden bedarf's einer Arzney, für Gebrechen des Beutels — *eine offne* Börse. S. 77. Pläne. — Jünglinge in *Lein* gekleidet. — Undeutsch: S. 41. Von aller eiteln Weltliebe *entfreyt;* und auf derselben Seite: Wohlan! sie sind jener Bande *entknüpft*, wofür man *entledigt* sagt. S. 65. Ich hatte mich *verfrüht* (*j'avais devancé l'heure*,) nach *verspätet* geformt. Wir fürchten, dass dieses neue Wort kein Glück machen wird. S. 79. Ihre *Augenhärchen;* ein kindischer Ausdruck statt *Augenwimpern.* — Ihr Gang war langsam und *unfest*, statt *schwankend.* S. 113. Die gährende Leidenschaft *übermächtigt* (übermannt) ihn. — An einigen Stellen ist der Sinn des Originals verfehlt; S. 21. Die Quelle seiner *Unregelmässigkeiten* ist bekannt. Aus dem Zusammenhange erhellt, dass von Vermögensumständen die Rede ist. Im Original wahrscheinlich *dérangement.* S. 69. Sie wissen von keiner *Einbildungskraft; imaginations* sind auch die *Traume und Täuschungen der Phantasie*, von denen in dem folgenden die Rede ist. S. 90. Sie steht auf, legt sich wieder hin, fährt auf und sinkt *belastet* (*accablée*) nieder. S. 95. sind die unverständlichen, vielleicht von einem Druckfehler entstellten Worte: Eine Arbeit, die ich der Trägheit zu liefern, und die *sonach* (demnach) allgemein gefallen wird. — Der Uebers. erlaubt sich, eine *imposante* Miene, meine *Ridicülen* u. dgl. zu schreiben. Auf diesem Wege werden unsre Uebersetzungen bald wieder einen Uebersetzer nöthig haben. — Die griechischen Namen sind durchgängig französirt: *Egle, Pherecides, Sapho, Egeisches Meer*, und endlich gar der *Pene-Fluss* statt *Peneus.*

PHILOLOGIE.

Bremen, b. Wilmans: *Florilegium Plautinum*, seu praecipua loca et sententiae, quae occurrunt in comoediis M. Accii Plauti. Collegit et edidit *Frider. Christ. Sickel*, Theol. et Philol. cultor. 1794. 52 S. kl. 8.

Der Titel zeigt hinreichend, was man in dieser Sammlung zu erwarten habe. Der Herausg. zeichnete sich beym Lesen des Plautus die in demselben vorkommenden Sentenzen aus, und fand dann für gut, sie nach der Ordnung der Comödien abdrucken zu lassen. Er hofft dadurch für manchen eine angenehme und nützliche Arbeit unternommen zu haben. Besser wäre es wohl, jeder machte sich sein Florilegium selbst; indessen wollen wir auch einer solchen Sammlung ihren Nutzen nicht ganz abstreiten. Der Druck ist ziemlich fehlerfrey, und fällt gut in die Augen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. May 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Religionsunterricht für Kinder*, von M. F. D. *Fabrizius*. Zweyter Theil. Erstes Bändchen. 1792. 326 S. Zweytes Bändchen. 1793. 542 S. 8. (1 Rthlr.)

Der *erste Theil dieses Religionsunterrichts*, der *die natürliche Religion* in sich fasst, ist in Nr. 16. des Jahres 1792 angezeigt worden. Der *gegenwärtige* enthält *die biblische Geschichte*, die *des alten Testaments* im *ersten*, die *des neuen Testaments im zweyten Bändchen. Der dritte Theil* wird *die Lehren der christlichen Religion* abhandeln. *Biblische Geschichte* ist allerdings für Kinder, die man etwas weiter führen will, als bey dem gewöhnlichen Schulunterricht es zu geschehen pflegt, sehr nützlich und gewissermassen nothwendig, weil sie auf die Lehren Jesu und der Apostel viel Licht wirft, und als ein Theil der Geschichte des Menschengeschlechts zu vielen nützlichen Belehrungen Gelegenheit darreicht. Auch *die Geschichte des alten Testaments* kann zu diesem Endzweck benutzt werden. Rec. hält es auch für den natürlichsten Gang, bey dem Unterricht der Kinder, dass man sie zuerst mit den Lehren der natürlichen Religion bekannt mache, sie alsdenn auf das Entstehen und den allmählichen Fortgang der geoffenbarten Religion führt, und endlich auf die Lehren der christlichen Religion selbst übergeht. Dabey ist es im Allgemeinen sehr zu billigen, dass der Vf. den Grundsatz angenommen hat, manche Begebenheiten, besonders diejenigen, bey welchen mehrere wahrscheinliche Erklärungen statt finden, nur kurz zu erzählen, um dem Lehrer mehrere Freyheit zu lassen, manche, die für die Jugend nicht recht brauchbar sind, ganz wegzulassen, andere hingegen, die das Ganze erläutern und für die Jugend lehrreich sind, desto weitläuftiger abzuhandeln. An vielen Orten hat der Vf. dieses auch wirklich gethan, besonders sind alle der Jugend anstössige Erzählungen, z. E. von Loths Blutschande mit Recht übergangen worden. Das Wunderbare in den Begebenheiten sucht er mehr zu mindern, als zu vermehren. So ist die Geschichte des Falles der ersten Menschen ganz simpel erzählt, ohne des bösen Geistes, der Unterredungen mit der Schlange und mit Gott zu gedenken. Im 1. B. S. 39 ff. wird zwar gesagt, dass Gott dem Abraham manches Zukünftige geoffenbaret habe, aber auch bemerkt, dass man nicht bestimmen könne, wie dieses geschehen sey, und dass es menschliche Vorstellungen wären, wenn gesagt werde, dass er den Menschen erschienen sey und mit ihnen geredet habe. Ueber manche Begebenheiten des A. T. hat er sich sehr vorsichtig ausgedrückt, und bey verschiedenen erinnert, dass man nicht wissen könne, wie die Sache eigentlich zugegangen sey. Eben so hat sich der Vf. über manche wunderbare Begebenheiten des N. T. über die Versuchung Christi in der Wüsten, die körperlichen Besitzungen und Versuchungen des Satans, den Engel, der bey dem Teiche zu Bethesda das Wasser bewegt hat, die Stimmen vom Himmel, die bey dem Tode Jesu aus den Gräbern hervorgegangnen Todten u. s. w. sehr freymüthig erklärt. Doch ist der Vf. seinen Grundsätzen nicht immer getreu geblieben. Ueberhaupt ist die Einrichtung im Ganzen nicht so, wie Rec. glaubt, dass sie bey einer biblischen Geschichte für Kinder seyn müsse. Zuerst muss die ganze Geschichte pragmatisch behandelt werden, so dass die Kinder den Zusammenhang der Begebenheiten im Ganzen, die nahen und entfernten Wirkungen übersehen lernen; man muss sie in die Lage eines jeden Zeitalters zu versetzen suchen, die Sitten und Gebräuche desselben, den Fortschritt der Religion und Sittlichkeit, oder den Verfall derselben, und die dabey sich offenbarende Vorsehung Gottes bemerklich machen. Die Religionslehren müssen ihnen alsdann historisch beygebracht werden, so wie sie in den verschiedenen Perioden auf eine unvollkommene Weise und dann in einer immer grössern Reife von den Menschen sind erkannt worden. Alle Begebenheiten und deren Verbindungen, Handlungen und Schicksale der Menschen müssen endlich auf der moralischen Seite vorgestellt und deswegen die Charaktere der Nationen, des Zeitalters und einzelner Personen genau entwickelt werden. Das alles hat Hr. *F.* aber zu sehr aus der Acht gelassen, da doch *Hess*, den er sich zum Führer gewählt hat, ihm manchen Wink dazu würde gegeben haben. Er begnügt sich damit, die einzelnen Begebenheiten chronologisch zu erzählen, und es ist nicht zu leugnen, dass er dieses in einem leichten, anständigen und fliessenden Stil gethan habe, und dass die in den Noten beygefügten Erläuterungen diese einzelnen Begebenheiten sehr deutlich machen. Aber desto weniger ist auf das Ganze Rücksicht genommen und in den Geist der Geschichte eingedrungen worden. Manche weggelassene Begebenheiten verdienten eben sowohl eine Stelle in der Geschichte, als andere, die oft umständlich erzählt worden sind, z. E. in der Geschichte *Davids*, der Vorfall mit dem *Nabal* 1. Sam. 25, welche die Roheit der damaligen Zeiten sehr sichtbar macht; besonders die mit der *Bathseba* und dem *Urias*, die so viele Gelegenheit zu lehrreichen Betrachtungen gibt, aber von dem Vf. scheint übergangen zu seyn, um die böse Seite des Charakters Davids den Kindern zu verbergen. *Salomo's* merkwürdige und lehrreiche Geschichte ist auf zwey Seiten

Seiten abgefertiget, und vom *Tempelbau* kommt gar nichts vor. Da der Vf. die *drey Männer im Feuerofen* erscheinen läst, so konnte *Daniel in der Löwengrube* dieses auch verlangen, oder die erste Geschichte konnte auch wegbleiben. Auf die *Religionslehren des A. T.* hat sich Hr. *F.* gar nicht eingelassen, die *Reden Jesu* sind zwar paraphrasirt und nach richtigen exegetischen Grundsätzen erklärt, aber die Hauptlehren desselben, seine Absichten und deren Ausführung nicht im Zusammenhange vorgestellt. Von *Charakterschilderungen* findet man wenige Spuren und *praktische Anmerkungen* werden auch zu selten gemacht. Unter andern hätten über *Josephs Betragen* gegen Potiphars Weib und gegen die Aegyptier, über den *verstellten Wahnsinn Davids bey dem Philisterkönig Achis*, über die *Versuchungsgeschichte Christi* und über die *Verleugnung Petri* viele lehrreiche Betrachtungen angestellt werden können. Unterdessen kann man mit dem zufrieden seyn, was Hr. *F.* wirklich geleistet hat, und sein Buch kann dieser Mängel ungeachtet als ein nützliches und brauchbares Lesebuch für die Jugend betrachtet werden.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Evangelia* auf alle Sonn- und Festtage des Jahres, in Sturmischer Manier, ausgezogen aus den völlig ausgearbeiteten Predigtsammlungen der vorzüglichsten deutschen Kanzelredner. Erster Jahrgang. 1794. gr. 8. 404 S. (1 Rthlr.)

Der ungenannte Vf. dieser Entwürfe, welche die Verlagshandlung im Intell. Blatt der A. L. Z. d. v. J. Nr. 94. ankündigte, ist seinem daselbst gethanen Versprechen in diesem ersten Jahrgange vollkommen nachgekommen. Er liefert ziemlich vollständige, und in ihrem Inhalte den gegenwärtigen Zeitbedürfnissen anpassende Auszüge aus den Predigtsammlungen eines Zollikofer, Reinhard, Löfler, Rosenmüller, Morus, Marezoll, Koppe, Sintenis u. s. w. deren Werth das Publicum längst anerkannt hat. Rec. glaubt daher sehr gern, der Vf. werde durch diese angelegte Sammlung solcher Entwürfe, die nach seiner Vermuthung etwa zu 4 Jahrgängen anwachsen dürfte, seine doppelte Absicht erreichen: Prediger, denen der Ankauf der Werke jener Männer zu schwer fällt, auf eine wohlfeilere Art mit ihrem Geiste bekannt zu machen, und andern, die es bedürfen, ein gutes Hülfsmittel mehr an die Hand zu geben, besser, zweckmäsiger, erbaulicher predigen zu lernen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

AUGSBURG, b. Rollwagen u. Breue: *Neues Gesangbuch für die Evangelischen Gemeinen* der freyen Reichsstadt Augsburg. 1794. 518 S. Gebete, vorzüglich für den öffentlichen Gottesdienst. 64 S. 8.

Die Sammlung ist mit vielem Fleiss veranstaltet und gehört unstreitig zu den vorzüglichern neuen Liedersammlungen, und wenn Rec. gleich noch manche Unvollkommenheiten anzuzeigen für nöthig findet, so wird doch der Werth desselben an sich dadurch nicht aufgehoben. Die Lieder sind nach einer sehr natürlichen Ordnung classificirt. Die erste Abtheilung, welche der Hr. Diak. *Heckel* zu St. Jacob bearbeitet hat, enthält die theoretischen, die zweyte, welche Hr. D. *Krauss* zu den Barfüssern veranstaltet hat, die praktischen Gesänge, und die dritte die Lieder für besondere Zeiten und Umstände. Diese Abtheilungen enthalten wieder eine Menge von besondern Rubriken, so dass man zu jeder Materie leicht ein passendes Lied finden kann. Doch möchten einige Abtheilungen nur in dem Ausdruck liegen, z. E. Verbindung mit Gott und Jesu, welche von den andern Nebenclassen, Vergebung der Sünden, Weisheit, Rechtschaffenheit, Ruhe u. s. w. nicht wesentlich verschieden ist. Wer denkt nicht dabey an das Capitel der alten Dogmatik: *de unione mystica?* Auch die Materien von den Vortheilen der christlichen Tugend und dem seligen Zustande gebesserter Christen sind wohl im Grunde einerley. Die Auswahl der Lieder ist auf eine zweckmäsige Weise geschehen, und man findet einen Reichthum von guten und zum Theil sehr schönen Gesängen von aller Art. Doch vermisste Rec. bey der grossen Anzahl von 673 Liedern sehr ungern einige in andern neuern Liedersammlungen befindliche Gesänge, die billig mit andern von geringerm Gehalt hätten vertauscht werden sollen, z. E. *Der Herr ist Gott und keiner mehr, frohlockt ihm alle Frommen*; umsonst, umsonst verhüllst du dich; von Passionsliedern: *Mein Erlöser auch für mich*; von der Auferstehung Jesu: *Lobt den Höchsten, Jesus lebet*, und von der Himmelfahrt: *Ueber aller Himmel Heere.* Dagegen sind einige dem Rec. bisher unbekannte vortreffliche Gesänge aufgenommen worden, z. E. Nr. 108. *Zu dir erhebt sich mein Gemüthe*, statt des gewöhnlichen: *Heiland deine Menschenliebe.* Ueber die Lehre von den Engeln sind 6 Lieder fast zu viel. In den Liedern von dem Versöhnungstode Jesu herrscht der strenge kirchliche Lehrbegriff, doch ist derselbe sehr praktisch gemacht, aber bey denen in allgemeiner Noth dreht sich alles um die Idee von Strafgerichten Gottes, Zorn und Rache herum, z. E. Nr. 645. *Du Rächer*, Gott! wie schrecklich drohn uns deines *Zornes Flammen!* In der Abtheilung für besondere Umstände und Zeiten vermisst man Lieder für die Lebensalter, Jünglinge, Alte, Geburtstagslieder u. dgl. welche andere neue Gesangbücher liefern. Von alten Gesängen findet man hier mehrere als in irgend einer andern Sammlung, welches wohl Localumstände nöthig gemacht haben. Einige sind durchaus und mehrentheils gut verändert, als: *Allein Gott in der Höh' sey Ehr, O Welt sieh hier dein Leben, Nun ruhen alle Wälder*, (hier: *Die Sonne senkt sich nieder*). Andere gute kernhafte Lieder sind nur wenig aber so glücklich geändert, dass alles Anstössige und alle Härten wegfallen, als: *Wer nur den lieben Gott lässt walten, Sey Lob und Ehr dem höchsten Gut.* Hingegen haben manche noch ein sehr obsoletes Ansehen behalten, und müssen den in andern Gesangbüchern befindlichen weit nachstehen, als: *Wie soll ich dich empfangen*, und: *Wir glauben all' an einen Gott.* Matte und niedrige Ausdrücke kommen selten vor, als Nr. 519. *Erstaunlich*

reicher

reicher Herr der Welt. Die Lieder sind auch wohl etwas zu lang, viele von 12 bis 16 Versen, bey welchen die christliche Gemeine sich leicht heiser singen kann. Dagegen ist das einem sehr schädlichen Vorurtheil entgegenarbeitende Lied: *Du sagst, ich bin ein Christ*, auf 4 Verse reducirt, wodurch mehr treffliche Gedanken verloren gegangen sind. Das Gellertsche Lied: *Der Wollust Reiz zu widerstreben* ist in zwey Lieder getheilt und auf eine andere Melodie accommodirt worden. Dadurch hat es aber ziemlich seinen Geist verloren. Da Nr. 510. die darauf passende Melodie vorkommt, hätte es billig unverändert sollen beybehalten werden.

Die *Sammlung von Gebeten* muss der Liedersammlung weit nachstehen. Es fehlt ihnen zu sehr an Geist und Salbung, und es herrscht in ihnen der gewöhnliche Fehler, dass die Gedanken zu sehr ausgedehnt und durchwässert, und eine lange Reihe Bibelstellen zusammengesetzt sind, dass oft da bloser Lehrton statt findet, wo Empfindungen ausgedrückt seyn sollten, und Gott um etwas gebeten wird, was blos von uns abhängt, z. E. lass uns das heil. Abendmal öfters halten, lass uns dasselbe nicht aus bloser Gewohnheit etc. gebrauchen; als wenn das nur auf Gott ankäme, dass wir dieses thun. Das *Formular bey der Feyer des Abendmals* ist übermäsig lang, in einem trockenen, weitschweifigen und kraftlosen Lehrton abgefasst. Wie leicht würde es nicht gewesen seyn, aus den vorhandenen neuern liturgischen Sammlungen eine auserlesene Anzahl geistvoller Gebete und Formulare auszuwählen!

Das Gesangbuch ist übrigens auch in kleiner Baseler Schrift abgedruckt, welches gut in die Augen fällt, und den Gebrauch bequemer macht, so wie überhaupt das Buch durch gute Schrift und fein Papier sich auszeichnet.

1) Augsburg, b. Rollwagen: *Sammlung auserlesener Beicht- und Communionandachten.* 1794. Beichtandachten 120 S. Communionandachten 136 S. 8.

2) Dresden, b. Gerlach: *Beicht- und Communionbuch,* von M. *Johann Friedrich Heinrich Cramer,* Diakonus an der Kreuzkirche in Dresden. 1794. 207 S. 8. (8 gr.)

Ob es uns gleich an guten Communionbüchern jetzt nicht mehr fehlt, so ist es doch für die Beförderung reiner Religionsgesinnungen sehr heilsam, wenn mehrere Prediger, die in einem gewissen Kreis in einigem Ansehen stehen, dergleichen herausgeben, weil dies das einzige Mittel ist, die Schmolkischen und andere ältere Communionbücher, (deren mystisches Gaukelspiel die Köpfe gemeiner Christen verwirrt und der Moralität offenbar zum grosen Nachtheil gereicht) nach und nach zu verdrängen. Die gegenwärtigen Communionbücher werden gewiss viel dazu beytragen, wenn sie gleich dem Ideal, welches sich der Rec. von einem guten Communionbuche gemacht hat, nicht durchaus entsprechen. Der Vf. von Nr. 1) Hr. D. *Wilhelm* zu den Barfüsern in Augsburg, hat gröstentheils aus andern Erbauungsschriften von *Zollikofer, Tobler, Seiler, Hermes, Rosenmüller, Niemeyer, Meister, Frank, Förster* u. a. gesammelt, Hr. C. aber alles selbst ausgearbeitet. Beide haben diess mit einander gemein, dass Betrachtungen und Gebete mit einander abwechseln und dem Leser vernünftige Belehrung über Beichte und Abendmal ertheilt wird. Doch hat darin Nr. 2. einen Vorzug, weil hier weniger gebetet und mehr Unterricht von dem Ursprunge und der Absicht der Beichte, von der Absolution des Predigers, von dem Beichtformular u. dgl. ertheilt wird als in Nr. 1. Die Anleitung zur Selbstprüfung ist in jenem auch weit vollständiger, und geht mehr auf die mannichfaltigen Pflichten, Gesinnungen und verschiedenen Verhältnisse des Menschen, obgleich auch hier zu wenig auf die Reinheit der Gesinnungen im Gegensatz von Eigennutz und Heucheley Rücksicht genommen ist. Die Selbstprüfung bey dem heil. Abendmal ist mit Recht von der allgemeinen Selbstprüfung unterschieden worden. In beiden sind auch besondere Betrachtungen für Kinder, die das erstemal zum heil. Abendmal gehen, befindlich. Dagegen ist besonders in Nr. 1. ein gewöhnlicher Fehler, dass die Betrachtungen und Gebete zu einförmig sind und auf die Verschiedenheit der Gesinnungen eines frommen Christen und eines Lasterhaften, der zum Nachdenken gekommen, nicht genug Rücksicht genommen ist. Die Gebete sind auch hier zu sehr gehäuft, zuerst ein Morgengebet am Beichtag, dann ehe man sein Haus verläst, um zur Beichtandacht zu gehen, Gebete in der Kirche vor der Beichthandlung, ein anderes, ehe man die Beichthandlung begeht, Gebet um wahre Andacht und andere Unterhandlungen während der Beichthandlung etc. so auch bey der Communion, besonders die gewöhnlichen Seufzer beym Hinnahen zum Tisch des Herrn, beym Empfange des gesegneten Brodes und des gesegneten Kelches etc. Rec. zweifelt, ob es gut sey, den Communicanten mit so vielen Gebeten zu überladen, und ob es nicht besser sey, dass er auch für sich nachdenken lerne und während der Communion das Communionlied mitsinge. Sonst wird die ganze Handlung gar zu maschinenmäsig werden. Ueberhaupt hätte Rec. auch gewünscht, dass eine kurze Anweisung gegeben wäre, wie man Communionbücher zweckmäsig gebrauchen solle, so wie einige Beichtformulare sehr nützlich seyn würden. Uebrigens sind die Betrachtungen und Gebete in Nr. 1. sehr geistvoll und drücken starke Empfindungen aus, ohne jedoch der Gemeinverständlichkeit zu schaden, die in Nr. 2. sind planer, aber auch weniger geschickt, lebhafte Gefühle zu erregen. In Absicht auf den Lehrbegriff stimmt zwar Rec. mit beiden Vff. nicht immer überein, es würde aber unnöthig seyn, darüber zu streiten. Ein jeder folgt seiner Ueberzeugung. Doch glaubt er bemerken zu müssen, dass es sehr gefährlich sey, die Vorstellungsart des alten Testaments, dass *Gott alle unsere Sünde in die Tiefe des Meeres werfe, dass ihrer ewig nicht mehr gedacht werde,* zu gebrauchen, so wie es Nr. 1. S. 97. geschehen ist, weil es nur sichere Sünder macht, und ein jeder Wüstling sich, in Absicht auf sein lasterhaftes Leben dabey beruhigen und immer darauf lossündigen kann.

kann. Der Ausspruch Pauli: *ein jeglicher wird empfahen, nachdem er gehandelt hat in seinem ganzen Leben,* wird gewifs sicherer zur Besserung führen.

1) Stuttgart, b. Helfferich d. jüng.: *Liederverse zu dem Hannöverischen Katechismus*, aus dem neuen Wirtembergischen Gesangbuche. Ohne Jahrszahl. 23 S. 8.

2) Giessen, b. Heyer: *Erinnerungen und Zweifel gegen die Brauchbarkeit des Neuen Hannöverischen Katechismus*, von einem Freunde des christlich-vernünftigen Jugendunterrichts. 1793. 32 S. 8.

Nr. 1. ist, wie man sieht, zum Nutzen der Wirtembergischen Lande verfertigt. Weil der Hannöverische Katechismus in denselben eingeführt worden, und die darin befindlichen Liederverse nicht alle im neuen Wirtembergischen Gesangbuche stehen, hat man dafür andere gesetzt, die in dem letztern zu finden sind. Diese Harmonie kann allerdings ihren guten Nutzen haben.

Nr. 2. ist eine gründliche und wohlgemeynte Rüge der mannichfaltigen Fehler und Unvollkommenheiten des neuen hannöverischen Katechismus, wovon Rec. wünscht, dafs alle diejenigen sie wohl beherzigen mögen, welche denselben ohne alle Verbesserung gebrauchen und wohl gar als Landeskatechismus einführen wollen. Es ist keine einzige Bemerkung, welcher er nicht mit voller Ueberzeugung beyträte.

Ulm, b. Wohler: *Leichen- und Abdankungsreden zur Beyhülfe für Landschulmeister*, herausgegeben von *C. F. Moser*, Pfarrer zu Wippingen und Lautern im Wirtembergischen. *Zweyter Theil.* 1794. 538 S. 8. (16 gr.)

Wo es eingeführt und nicht abzuändern ist, dafs die Landschulmeister bey gewissen Gelegenheiten als Leichen- und Hochzeitredner auftreten müssen, da kann eine Sammlung Reden, wie diese, manchen guten Dienste leisten. Auch bey sogenannten *Leseleichen* ist sie zu empfehlen. Es ist auf alle mögliche Fälle darin vorgearbeitet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. Rouen: *Memoire sur la culture des Pommiers dans toute l'etendue de la republique françaife.* l'an trois. d. l. R. (1795) 53 S. 8. — Diese kleine Schrift, deren Vf. sich unter der Vorrede *Renaud* nennt, enthält nicht unwichtige Beyträge zur Pomologie Frankreichs. Bekanntlich bauen mehrere Provinzen dieses Reichs, vorzüglich die nördlichen, deren Klima dem Weinbau nicht günstig ist, eine grofse Menge verschiedener Obstarten, besonders Aepfel und Birnen, wovon ein beträchtlicher Theil nach Norden ausgeführt wird, der Ueberrest aber im Lande selbst, theils verspeiset, theils zu Cider verbrauet wird. In den ersten drey Abschnitten handelt der Vf. vom Anbau der Aepfelbäume, den er bey dieser Gelegenheit mehreren Departementern empfiehlt; er zeigt einige Verbesserungen an, die er den Einwohnern der Normandie aus eigner Erfahrung mittheilt, weil besonders in dieser Provinz, mehrere Oerter fast ausschliesfend vom Obstbau leben. Er beschreibt alsdann die in der Normandie vorzüglich cultivirten Aepfelbäume nach den äufsern Kennzeichen deutlich, macht einige Bemerkungen über ihren geschwindern oder schnellern Wuchs, und zeichnet einige Arten namentlich aus, die sich des reichhaltigen Ertrags wegen zum Anbau mehr als die übrigen empfehlen. Wiewohl der Vf. aus eigner Erfahrung zu sprechen scheint, so dürfte doch in Deutschland aus diesem Theile der vorliegenden Schrift wenig neues zu schöpfen seyn, da in des sel. *Hennens Anleitung, wie man eine Baumschule im Grofsen anlegen* müsse, dieser Theil sehr vollständig abgehandelt ist. Der vierte und bey weitem wichtigste Abschnitt, enthält ein genaues Verzeichnifs, der zur Verfertigung des Ciders dienlichsten Aepfelarten. Der Vf. theilt diese Aepfel in drey Classen. Die erste begreift diejenigen, die am Baume selbst reif werden, sich nicht lange halten, und daher, sobald sie gepflückt worden, zu Cider verbrauet werden müssen; die Anzahl dieser Aepfelarten wird hier auf 14 verschiedene angegeben; die sonderbaren Provinzialnamen, machen einen grofsen Theil derselben aufser der Normandie unkenntlich. In der zweyten Classe spricht er von den *halbweichen* Aepfeln, die hier *demi-tendres* genannt werden, und die er unter 15 verschiedne Namen aufführt; er versteht hierunter diejenigen Aepfel, die man zu Anfang des Novembers zu Cider verbrauen mufs. Die dritte Classe endlich begreift die harten Aepfel *Pommes dures*, die langsam nachreifen, und die man daher vom December an, bis zum März zu Cider verwenden kann. Er nennt hier 12 besondere Arten. Die Anweisung, die der Vf. am Ende mittheilt, durch die Vermischung verschiedener Aepfelarten einen bessern Cider als gewöhnlich zu erhalten, verdienet unstreitig Aufmerksamkeit.

Geschichte. Dresden, in der Waltherischen Hofbuchh.: *Feldzug des Herzogs von Rohan, im Veltlin, im Jahr 1635. Nebst einigen vorläufigen Betrachtungen über den Gebirgskrieg.* 1789. 6 Bog. gr. 8. — Zufolge des Vorberichts eine Uebersetzung aus einem, wie versichert wird, nach Originalbriefen und handschriftlichen Auffätzen des Herzogs von Rohan zusammengetragenen Werk, das in einer noch ungedruckten Geschichte der Kriege Frankreichs unter Ludwig XIII, XIV, XV, befindlich ist, mit dem sich ein berühmter, aber ungenannter General seit länger als 20 Jahren beschäftigen soll. So viel wir merken, sind diese Bogen nicht viel mehr, als eine Uebersetzung des zweyten Buches der *Mémoires et Lettres de Henri Duc de Rohan sur la Guerre de la Velteline, publiés pour la premiere fois et accompagnés de Notes géographiques, historiques et généalogiques; par M. le Baron de Zurlauben* (à Paris 1758. 3 Tomes in 8.). Sey es indessen damit, wie ihm will! die Schrift ist immer lehrreich, besonders für den Krieger. Die vorgesetzte Abhandlung über den Gebirgskrieg mag wohl von dem ungenannten General herrühren: sie enthält aber, nach dem Urtheil eines Kenners, dem Rec., welcher der Kriegskunst unkundig ist, sie vorlegte, gröfstentheils nur oberflächliche Bemerkungen. Was läfst sich auch über eine so wichtige Materie auf 10 Seiten Gründliches sagen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. May 1795.

NATURGESCHICHTE.

Marburg, b. Bayrhoffer: *Das Hessische Mineralien-Cabinet bey der Fürstl. Hessischen Universität Marburg* beschrieben — von *J. S. Waldin*, Prof. der Mathem. u. Physik. 1. St. 1791. 2. St. 1792. 3. St. 1792. 8.

Für einen Lehrer der Physik, für einen Auffeher einer geognostischen Sammlung auf der Universität Marburg ist vorliegende Schrift, welche Heftweise geliefert wird, eine auffallende Erscheinung. Jeder Schriftsteller sollte doch so viel Achtung für das Publicum haben, dass er sich mit den Fortschritten seiner Wissenschaft bekannt machte, um zu beurtheilen, ob er etwas neues (sey es Beobachtung oder Hypothese) liefern, ob er es in der Reinheit der Sprache ausdrücken könne, welche wenigstens von einem akademischen Lehrer zu fodern ist. Rec. würde sich dieser Rüge gern überheben, wenn nicht der elenden mineralogischen und bergmännischen Schriften jetzt so viele erschienen, wenn nicht durch dieselben bey angehenden Bergleuten, (welche bequemer Bücher lesen, als Gruben befahren,) irrige Begriffe über die Gebirgskunde so schnell und unaufhaltsam verbreitet würden. — Hn. W's. Idee, der Marburger Akademie eine vaterländische geognostische Suitensammlung zu verschaffen, ist überaus glücklich, und er hat sich dadurch ein ausgezeichnetes Verdienst um die hessische Gebirgskunde erworben. Möchte er doch der Versuchung, als mineralogischer Schriftsteller aufzutreten, noch widerstanden haben! Der reg. Landgraf, Wilhelm IX, hat durch seine Oberrentkammer zu Cassel allen Vorstehern hessischer Bergwerke und Salinen Befehl ertheilt, die Fossilien ihrer Gegend an Hn. W. einzusenden. Noch nützlicher wäre es, da die Gebirgsarten in ähnlichen Fällen oft unter so corrumpirten Benennungen (Horn, Wakke, taubes Liegende, Feuerstein) einlaufen, und jede geognostische Bestimmung nach einzelnen, von den Geburtsörtern entfernten Stücken höchst *unsicher* ist, wenn junge, mit geognostischen Kenntnissen ausgerüstete Männer Fussreisen anstellten, und die Fossilien selbst einsammelten. — 1. *St.* Der Vf. handelt in diesem Theile S. 15—32. von den Flözgebirgen und ihrem Ursprunge im Allgemeinen, von S. 32—92. von den hessischen Flözgebirgen. Die allgemeine Theorie der Flözgebirge, welche Hr. W. nicht Hypothese genannt wissen will, ist die unendlich oft vorgetragene von *Auflösungen* und *Niederschlägen*. Siehe Lehmann, Ferber, Charpantier, Werner, Gerhard, Voigt etc. Nach Hn. W. sind keine grosen Wasserbedeckungen nöthig, denn die *Flüsse* führen den Stoff der Flözgebirge ins Meer, auf dessen Boden nach den specifischen Gewichten der Theile die Niederschläge erfolgen. Aber sind die Bestandtheile vieler Flözschichten nicht sichtbar aus *chemischen* Auflösungen präcipitirt worden? Der Vf. dachte wohl nur an Sandstein und Grauwakke. Auch die Eisensteinflöze (S. 78.) *sollen* wie der Sandstein entstanden, und ihre Urstoffe von dem Flusswasser ins Meer getragen worden seyn. Wer das fasrige Gewebe des Glaskopfes aus den Flözgebirgen des Westerwaldes aufmerksam betrachtet, dem ist eine solche mechanische Auflösung des Eisens wohl nicht wahrscheinlich. Bey unserer Unbekanntschaft mit den plastischen Kräften der Natur sollten wir doch behutsamer mit den Erklärungen von der Entstehungsart der Fossilien seyn. Auch Hr. W. ist von dieser Erklärungssucht angesteckt. Er definirt 1) die *Steinkohle*, welche theils eine vom Bergöl des Meerwassers durchdrungene Erde, theils (nicht etwa nach der Hypothese der Vulkanisten, durch Lava verkohltes Holz, sondern) wirkliche Lava ist. Denn die Vulkane werfen S. 40. Harz, Schwefel, Salze, Kiese (?) Eisentheile und Erde aus, der Auswurf ist geschichtet, erhärtet mit der Zeit, und wird in Steinkohlen verwandelt!! 2) *Das Erdbeben*, welches theils von feuerspeyenden Bergen, theils von Steinkohlendämpfen, die sich in Hölen sammeln, herrührt. Rec. läugnet gar nicht, dass Vulkane und Steinkohlenbrände manches Erdbeben erregen mögen (s. darüber die Schriften der Herren DeLuc, Beroldingen und Werner,) aber lächeln muss er doch über die apodiktische Behauptung: „hieraus folgt, dass „in Ländern, die keine Steinkohlen in der Erde haben, „und von Vulkanen entfernt genug sind, keine Erdbe-„ben gespürt werden *können*.“ Auch mit den Höhlen bey den Steinkohlenflözen, deren Dach nur Schieferthon, Sandstein, Grünstein und wenig mächtiger dichter Kalkstein zu seyn pflegt, hat es seine Schwierigkeit. Dazu gibt es Erdbeben, die nur die obere Erdfläche erschüttern, und in mäsiger Tiefe nicht gespürt werden; 3) gar *alles Feuer*. S. 65. heisst es ausdrücklich und ächt aristotelisch: „Wir wissen zur Zeit noch keine an-„dere Ursache des Ursprungs des Feuers, als die innere „Bewegung in den Körpern, die sich entzünden.“ Noch unerwarteter ist die Unbekanntschaft des Vf. mit der neueren Chemie, wenn er S. 19. von der Wasserverminderung handelt, und die Fragen auflöst: ob Wasser vernichtet, zerstreut, oder in Erde verwandelt werden könne. Von der Zersetzung oder Auflösung des Wassers in zwey Gasarten wird gar nichts geahndet, wohl aber der Pythagoräischen Verwandlung der Elemente in einander erwähnt. Und doch ist gerade die Wasserzersetzung ein für die Geognosie so überaus aufklären-

des Phänomen. — Die specielle Beschreibung der hessischen Gebirge enthält Nachrichten vom Meissner, vom Habichtswalde und den Eisenflözen bey Hohenkirchen und Homberg. Die Schichtungen sind meist aus Cancrins Werken genommen, und die Benennung der Fossilien nicht wie man sie von einem Aufseher eines mineralogischen Kabinets erwarten sollte: „das Dachgestein am Meisner ist nicht Basalt, sondern eine Art „Hornstein" — „Lava vom Hohengrase, die eingesprengten fremden Theile werden für Kalkspath gehalten." — „Blanker Eisenstein von Hohenkirchen. Den Beweis, dass das „reine gediegene Eisen zwar nichts „mercurialisches und arsenikalisches, wohl aber Schwefel enthalte." übergehen wir. 2. *St.* System der natürlichen Ursachen der Revolutionen, welche auf der Erde vorgegangen sind. Von Gestalt der Erde. Von den Bergen, die „entweder Urgebirge oder entstandene" heissen. Urgebirge von Granit, Gneiss etc. sollen kein Erz enthalten. Ganggebirge sind frey von Versteinerungen, und hindern die Vegetation! Erze können in den Flözgebirgen darum seltner, als in den Ganggebirgen, *gediegen* gefunden werden, weil das Meerwasser alles auflöst. Von den brennenden und erloschenen Vulkanen. 3. *St.* Fortsetzung des vorigen. Vom grossen platonischen Jahre und dem Verrücken der Erdaxe. Der Vf. scheint die Regelmässigkeit der abnehmenden Schiefe der Ekliptik zu läugnen. Auf das Phänomen vergrabener Südproducte in der nördlichen Hemisphäre lässt sie sich nicht anwenden. Der ganze Cyklus ist nach Hn. la Place nur 1° 21', und näher kommen uns die Tropen nie. — In der speciellen Landesbeschreibung folgt hier die Herrschaft Schmalkalden. Allgemeine bergmännische Nachrichten darüber vom Hn. Amtmann Kröschel, neu und sehr reichhaltig, das beste im ganzen Mineralienkabinet. Ausser dem hohen Gebirgsrücken von Porphyr am Inselsberge (3172 Fuss über dem Meere) am grossen Hermannsberge, am Rupberge, gibt es noch eine Kette von Syenitbergen am mittlern Höhnberge. Vom Stahlberg, Mommel und Kuhberge. Berichtigungen der flüchtigen Cancrinischen Compilationen. Die 14 Stahlfeuer in der Herrschaft Schmalkalden liefern 4000 Centner Stahl. Wenn Hr. Kröschel aber sagt, dass das Hangende des Stahlberger Ganges (?) Glimmerschiefer, das Liegende eisenschüssiger Kalkstein sey, so bleibt dem Rec. hier einiger Zweifel übrig. Auch der Kobelt am Porphyrschiefer verdient genauere Untersuchung. — Von den Gruben bey Biber und Riegelsdorf. Beschluss.

BERLIN, in der akad. Kunst- und Buchh.: *Ueber die Umwandlung einer Erd- und Steinart in die andere,* eine Abhandlung, welche von der K. Preuss. Akademie den Preis für das Jahr 1791 erhalten hat, von *J. F. Widemann.* 1792. 268 S.

Der Preis über die Umwandlung der einfachen Erdarten in einander wurde von der kön. Akad. der Wissenschaften in Berlin im J. 1788 ausgesetzt. Da die, vor uns liegende, schon damals eingesandte Abhandlung nur darum der Societät nicht Genüge leistete, weil sie nicht durch neue und eigene chemische Versuche unterstützt war; so veranlasste dies den Vf. im J. 1791 diese Experimente nachzuholen, und der Akademie einen Nachtrag (S. 234.) zu seiner älteren Arbeit zu überreichen. Nun wurde Hn. W. der volle Preis von 100 Ducaten zuerkannt, und seine Abhandlung sammt den Zusätzen von der Akad. herausgegeben. — Wenn ein Schriftsteller sich durch spätere, wohlgerathene Arbeiten die ausgezeichnete Achtung des Publicums erworben hat; so ist es unedel, die früheren Producte seines Geistes mit eben der Strenge, als jene, zu behandeln. Diesem Gesetze der Kritik wird Rec. auch hier gehorchen, und über die Belesenheit und den sammelnden Fleiss des Vf., welcher überall rühmlichst aus dieser Preisschrift hervorblickt, die jugendlichen Nachlässigkeiten des Stils und den Mangel feinerer, vervielfältigter chemischer Versuche gern vergessen. In einer Zeit, wo Liebe zum Wunderbaren die Umwandlungstheorieen so beliebt gemacht hat, wird Hn. W's Arbeit gewiss mit vielem Nutzen gelesen werden. Sie zerfällt, ihrer Natur nach, in 3 Abschnitte. I. Beweise, dass wir nur 5 (jetzt 8 bis 9) einfache Erdarten in der Natur anzunehmen befugt sind. Der Vf. erzählt historisch die Entdeckung der Erdarten, und schaltet eigene, zum Theil recht scharfsinnige Bemerkungen ein. Was S. 5. u. 193. von den Ideen der Griechen und Römer angeführt ist, wünschten wir entweder ganz übergangen, oder (da es ein so interessanter Theil der Philologie ist) gründlicher bearbeitet. Reichhaltiger ist die Periode von der Elementarerde der Alchemisten bis zu den glücklichen Zeiten von Pott, Marggraf und Cramer. Sehr richtig sagt der Vf. „die „Fossilien gehen in einander über, indem einer ihrer „Bestandtheile quantitativ zu- und ein anderer abnimmt, „sie verwandeln sich aber so wenig als Mensch und „Urang-Utang in einander." Woltersdorf legte den Unterschied der einfachen Erdarten zuerst einem oryktognostischen Systeme zum Grunde. Entdeckungen von Pott, Justi, Vogel, Bomare, Baumer, Gerhard, Brünnich, Marggraf und Cronstedt. Chemische Prüfung der Cronstedtschen Grundsätze der Classification. Werners Reform der Oryktognosie und strenge Anwendung der Chemie auf mineralogische Eintheilungen. Werners scharfsinnige Ideen von chemischer, oryktognostischer und geognostischer Verwandtschaft, von vorwaltenden und charakterisirenden Bestandtheilen. Der letztere Unterschied gründet sich auf die *Umhüllung* der Elemente, eine Materie, von deren chemischer Beleuchtung Rec. noch viel erwartet. Gmelins Mineralogie. Bergmann. Dass dieser grosse Mann die Ideen zu seiner (bald vergessenen!) Sciagraphie aus Hn. Werners Schriften entlehnt habe, wie der Vf. zu glauben scheint, wagen wir zu bezweifeln. Ist es nicht wahrscheinlicher, dass er aus sich selbst schöpfte! Kirwans Mineralogie finden wir auch hier wieder mit einer Bitterkeit getadelt, die Hr. W. jetzt vielleicht selbst missbilligt. Die ungleichartige Aufnahme, welche Kirwan vor 6 Jahren in unserem Vaterlande fand, könnte allein den Zustand unserer mineralogischen Literatur charakterisiren! S. 72. folgen die Kennzeichen der älteren 5 Erdarten

arten. II. Untersuchung, ob die Natur die einfachen Erdarten in einander verwandle? Der Vf. geht diese Frage wieder nach den einzelnen Erden durch. In einer chemischen Schrift aus diesem Jahrzehend wünschten wir die Stelle weg, „die Hypothese, dass *die Luft* „aus Wasser entstehe, hat in neueren Zeiten *viel Schein* „bekommen." Desto schätzbarer ist die Untersuchung über Entstehung des Feuersteins und die Umwandlung der Kreide in dieses Fossil, S. 102. — III. Ist die Kunst vermögend, die Erdarten in einander umzuwandeln? Hier wurden am meisten die eigenen chemischen Versuche (zur Widerlegung zweyer berühmten und verdienstvollen Chemisten Mönch und Achard) vermisst. Im Nachtrag sind dieselben nachgeholt. Sie beziehen sich meist nur auf die Bereitung *reiner* Kiesel-, Talk- oder Thonerde. Kennzeichen der Diamantspath- und Zirkon-Erde, womit Hr. Professor Klaproth in Berlin, die Chemie bereichert hat. Jetzt dürfen wir noch die Strontian- und Austral-Erde hinzufügen. Widerlegende Versuche gegen die Metallkönige von Tondi und Ruprecht. — Das Resultat dieser gelehrten und schätzbaren Abhandlung ist demnach, dass wir bisher noch keinen chemischen Grund haben, die Umwandlung der (8 oder 9) einfachen Erdarten in einander anzunehmen. Rec. erinnert hiebey, dass der Begriff eines Elements relativ ist, dass was heute Element ist, morgen es nicht mehr bleibe, und dass die Erden allerdings Metalle seyn *können*, welche mit Sauerstoff so überladen, d. h. so oxydirt sind, dass wir sie nicht zu reduciren oder den Sauerstoff ihnen zu entziehen vermögen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG u. FRANKFURT a. d. O., b. Apitz: *Litterarisches Pantheon. Erster Band.* Januar. Februar. März. *Zweyter Band.* April. May. Junius. *Dritter Band.* Julius. August. September. (Jeder Band von 288 S. 8.

Der Plan dieses Journals ist auf dem Umschlage jedes Heftes angegeben. Es soll flüchtige Poesieen, Erzählungen, kleine Romane und andre Aufsätze für die Unterhaltung der Leser; Abhandlungen über den Geist merkwürdiger Männer aus dem mittlern Zeitalter; Aufsätze über interessante Gegenstände der ältern und neuern Geschichte; der Theologie, Philosophie u. s. w. enthalten. Man sieht wohl, dass in dieses Fachwerk sehr vieles passt, und dass dieser Plan so gut als gar keiner sey. Diese Eigenschaft oder diesen Fehler hat es mit den meisten deutschen Journalen gemein, so wie auch die, dass es sich im Ganzen genommen nicht über die Mittelmäfsigkeit erhebt, einige gute, viele unbedeutende und auch nicht einen vortreflichen Aufsatz enthält. Die *kleinen Gedichte* von Hn. von Rohr, Frau von Klenke, der Karschin u. a. sind sämmtlich kaum des Lesens werth; ein grösseres, *Pipian oder der Nasenring des Behemoth* (unvollendet) in der Manier des Wielandischen Wintermährchen, ist ohne Geist und Witz; nicht einmal sprachrichtig, und schlecht versificirt; z. B.

> Er schmälte, fluchte, kiff und schalt — —
> den Magdeburgischen Damen gleich,
> die an dem Markt in lampichten Reihen
> sich der verfeilschten Käs' erfreuen,
> und in dem Augenblick um eines Pfennigs Werth
> den Schlund mit fetten Schmähungen füllen u. s. w.

Scenen aus Charlotte Corday, einem republicanischen (?) Trauerspiel von F. von M. Einigen dieser Scenen fehlt es nicht an Geist und Beredsamkeit. Die Verse sind schlecht; auch ist die tragische Sprache oft verfehlt; z. B.

> Kennst du den Geist des Volks? es ist
> ein tausendköpfiges Gespenst, das wüthend
> sich selbst bekriegt, sich selbst verwüstet, wenn
> es anderswo mit fremdem Blut
> nicht seinen Tygerhals besänftigt.

Schwerlich dürfte je aus diesen Scenen ein Trauerspiel werden. I. Band. S. 26. *Aeltere Geschichte der ehemaligen bischöflichen Residenzstadt Lebus.* Ein nützlicher Beytrag für die Städtegeschichte; aber in einem für unterhaltende Lectüre bestimmten Journal ganz und gar nicht an seinem Platze. S. 45. *Ueber Malerey.* Einige Züge und Anekdoten aus der Geschichte der Malerey zur Zeit ihrer Wiederherstellung. Bekannte Dinge. S. 59. *Fragmente aus dem dritten Theile der schwarzen Brüder.* Der Vf. wünscht zu erfahren, ob das Publicum, welches die beiden ersten Theile dieses Buchs mit Beyfall aufgenommen habe, seiner Manier noch günstig sey. Rec. gehört nicht zu den Lesern und Bewunderern der *schwarzen Brüder*. Was hier mitgetheilt wird, ist weder dem Inhalte noch der Form nach vorzüglich. S. 118. *Alchwins* (Alcuins) *Biographie.* Die bekannten Dinge von dem Leben dieses im Mittelalter berühmten Mannes nebst einigen Stellen aus seinen Schriften. Alcuins Berufung soll eine von Carl des Grosen schönsten *Thaten* gewesen seyn! S. 135. *Das heimliche Vehm- oder Blutgericht.* S. 219. *Der Geist des Zeitalters beugt sich weder vor Gesetzen, noch vor Armeen*, von *Zschokke*. Um der Einheit des Systems willen werden hier Dinge als Ursache und Wirkung zusammengenommen, die schwerlich einen Zusammenhang haben dürften, Philalethen, Illuminaten, Universitätsorden, Ankerströms Complott. Der Vf. stellt den Satz auf: die Revolutionen des XVIIIten Jahrhunderts, insofern sie durch den Geist des Zeitalters erzeugt wurden, fliesen von der Kirchenreformation des XVIten Jahrhunderts her; allerdings, so wie die Reformation von Christo herrührt. Man muss zweifeln, ob der Vf. einen deutlichen Begriff von der *Aufklärung* habe, wenn man S. 242. liest: „Dem gemeinen Mann, oder besser dem Laien kann man die *abstracten Grundsätze der Weltweisheit* und andrer erusten Wissenschaften — nie in vollkommner Deutlichkeit und behaltlich mittheilen. Er bleibt immer nur an dem Oberflächlichen kleben, und ist schon stolz genug, wenn er diess kann. Man wird ihn nie zum *gründlichen Gelehrten* umschmelzen können, *um ihn mit Recht in die Zahl der Aufgeklärten einzuweihen.* S. 250. *Kleine Beyträge zur Geschichte der*

der Kunst und des Luxus im mittlern Zeitalter. S. 271. Wunsch für die Geschichte der neusten Literatur, vom Regierungsrath Schmid. Er wünscht, ein Gelehrter, etwa Hr. Eschke, möchte aus dem zweyten Abschnitte der Messcatalogen und aus den Zeitschriften, welche Avertissements aufnehmen, diejenigen Werke auszeichnen, welche angekündigt, aber nicht herausgegeben worden sind. Hr. Eschke hat dieses unternommen, und fodert im II. Bande 76. S. die Buchhändler auf, ihm sein Mscpt abzukaufen. Er verspricht in seiner Kraftsprache: vor verdienstvollen Gelehrten, wenn er ihre unerfüllten Versprechungen secire, weder zu kriechen, noch sie mit einem devoten Bückling zu salutiren; elenden Wichten aber will er das Messer bis aufs Fleisch bohren. S. 276. Briefe vom Rhein, welche durch alle Stücke laufen, und sehr wenig erhebliches enthalten. — Zweyter Band. S. 31. Ueber einige Prophezeyhungen, die französische Revolution, England, die Theilung von Polen u. s. w. betreffend. Von geringem Werthe. Der Vf. holt mit einer spielenden, gedehnten Allegorie sehr weit aus. S. 50. Ueber den Apostroph. Gegen den Missbrauch desselben. Unerheblich. S. 52. Literarischer Sansculotismus, eigentlich Charlatanismus, der immer in Gesellschaft der Gewinnsucht, Eitelkeit und Unverschamtheit geht. Leider könnten die hier angeführten luculenten Beyspiele noch gar sehr vermehrt werden. S. 82. Kunstsachen. Ueber den schlummernden Ziethen, von Schubert. S. 97. Cola di Rienzo und seine Revolution in Rom. Ohne historischen Geist. Die thörichten Handlungen des schwindelnden Cola werden mit einer Schonung und Nachsicht beurtheilt, die in dem bürgerlichen Leben vortreflich, in der Geschichte höchst tadelhaft ist. Es ist selbst aus der Darstellung dieses Vf. unverkennbar, dass Rienzo's Hochmuth durch den glücklichen Fortgang seiner Unternehmungen wuchs. Er fing an, nach den Auszeichnungen zu streben, die er als Bürger und Privatmann zu verachten affectirte, und deren er seine Feinde beraubt hatte. Eine sehr gewöhnliche Erscheinung! und doch heisst es hier S. 137.: Nicht sowohl aus Ehrgeiz, als vielmehr um seiner Nachkommenschaft willen (hat diess einen Sinn!) schmiegte sich der grosse Mann unter das wunderliche Gesetz der Convention, der Etikette, als er beschloss, in den römischen Ritterorden zu treten. Der Vf. ist übrigens unermüdlich in Beschreibung von prunkhaften Aufzügen und Festen, aber von dem Innern der Begebenheiten erfährt der Leser nichts. S. 158. Zeitungsschreibers Bravour, peccatur extra et intra. S. 162. Auch ein Wörtchen an die Männer von Geschmack von Selmar. Einiges zur Entschuldigung des wegen seines schlechten und ungleichen Geschmacks so oft und viel verschrieenen Publicums. Je mehr gute Schriftsteller desto mehr gute Leser. S. 182. Ueber die deutsche Sprache von Eschke an Heynatz. Eigentlich über die Zulässigkeit einiger neugebildeten oder noch zu bildenden Wörter. S. 186. Ohnehosen- und Bettler. Unbedeutend. S. 194. Die Schule der Aspasia. Anaxagoras: Warst du mit Thais unter vier Augen vergnügt, oder — Perikles (sich wälzend) Ho das ist längst vorbey. Anaxagoras. Wie? du scherzest. Hat doch Phöbus volles Antlitz kaum dreymal die Nächte geschmückt, seitdem du vor Thais Thür die ersten Seufzer verhauchtest. Perikles. Thais ist nicht die erste und wird auch nicht die letzte seyn, die mich verblendet hat. Anaxagoras. Sonderbar. Was bringt dich sobald zu dieser kalten Gesinnung. — Ohe! — Das ist Griechengeist und Griechendialog! S. 236. Eine (nicht vorzügliche) Uebersetzung von Robespierres Rede sur les principes de la morale politique qui doivent guider la convention nationale dans l'administration intérieure de la république. S. 270. Ueber die kursächsische Mundart, welche von Hn. Adelung für die einzige richtige und musterhafte erklärt wird, jedem unverwöhnten Ohre aber abscheulich ist. Dritter Band. S. 19. Ueber ein Decret des N. Convents, von Eschke. Es ist von dem Decrete vom 1. Febr. 1794 die Rede, durch welches der N. C. den Taubstummeninstituten die Unterstützung entzog, die ihnen von der ersten Nationalversammlung verwilligt worden waren. Der Convent hat seitdem sein Unrecht wieder gut gemacht. S. 41. Auszüge aus Hn. Jonas Jonassons Beschreibung seiner Reisen durch einen Theil von Abessynien. Mit Geist und Laune geschrieben, aber nicht überall in dem richtigsten Geschmack. S. 62. Eine Parallele von Eschke zwischen den ungewöhnlichen Religionsveränderungen in Frankreich und Preussen, nebst einigen gründlichen Bemerkungen über Robespierres Vernunftreligion und den symbolischen Glaubenszwang. S. 99. Kurze Nachricht von der Einführung der berittenen Artillerie bey der preussischen Armee, von Seidel. Die berittene Artillerie wurde bey der preussischen Armee zuerst im J. 1759 versucht. Der König hatte den Russen diese Idee zu danken. Ihre Consistenz aber erhielt die Einrichtung erst im J. 1782. Die Behauptungen des Vfs. werden durch das Zeugniss des Hn. von Tempelhof bestätigt. S. 196. Das Thurnier zu Neuruppin, welches Kurfürst Joachim im J. 1509 anstellte. Die Quelle, aus welcher die Beschreibung genommen ist, ist hier nicht angegeben. S. 218. Ueber den Gebrauch ausländischer Wörter in der deutschen Sprache, von Eschke. Nicht Raisonnement, über die Zulässigkeit der ausländischen Wörter, sondern vielmehr Vorschläge zur Verbannung einiger derselben. Hr. Zschokke sucht in der Antwort auf diese Zuschrift das Verdammungsurtheil gegen die fremden Wörter zu mildern und einzuschränken. S. 251. Kleine Beyträge zu einer Theorie der menschlichen Triebe. Der Vf. versucht eine Classification der Triebe, welche zu gleicher Zeit den Plan einer Geschichte der Cultur der Menschheit enthalten soll.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. May. 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Berlin, in der Buchhandlung der königl. Realschule: *Die christliche Lehre im Zusammenhang* (e). Auf allerhöchsten Befehl für die Bedürfnisse der jetzigen Zeit umgearbeitet und zu einem allgemeinen Lehrbuch (e) in den niedern Schulen der Preussischen Lande eingerichtet. 1792. 80 S. 8. (1 gr.)

2) Ebendas.: *Zergliederung des Katechismi Lutheri* zum Gebrauch (e) für die Schulhalter in den Landschulen von *O. F. G. Vogel*, Königlich Preussischen Consistorialrath und Probst zu Werben in Pommern. 104 u. 8 S. 8. (3 gr.)

3) Ebendas.: *Der Katechismus Lutheri mit Sprüchen, Liedern und Gebeten*, zugleich als Lesebuch für Landschulen zu gebrauchen, von *O. F. G. Vogel*, Königl. Preuss. Consistorialrath etc. 1792. 94 S. 8. (1 gr. 6 pf.)

4) Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Kurze Erklärung der im Schleswig-Holsteinischen Landeskatechismus enthaltenen Religionslehren*, von *E. Danielsen*, Rector der Kielischen Stadtschule. Neue Auflage. 1792. 145 S. 8. (5 gr.)

5) Frankfurt a. M., in der Jägerischen Buchh.: *Der Fuhrmannischen Ordnung des Heyls und der Seligkeit* erster und zweyter Theil, mit einer Zergliederung und schriftmässigen Erklärung aller Glaubenslehren und Lebenspflichten, nach einer leichten und fasslichen Lehrart eingerichtet, herausgegeben von *Karl Ludwig Köhler*, der Weltweisheit Doctor und Prediger bey der Evang. Luther. Gemeine des Kirchspiels Höchstenbach in der Grafschaft Sayn-Hachenburg. 1792. 325 S. 4. (15 gr.)

6) Wiesbaden, b. Frey: *Neues Spruchbuch* oder Sammlung biblischer Sprüche und Liederverse über die vornehmsten Wahrheiten der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, für die Schulen der Fürstlich-Nassauischen Lande. 1792. 134 S. 8. (1 gr. 6 pf.)

7) Berlin u. Stralsund, b. Lange: *Das Nöthigste von Gott, der christlichen Religion und Kirchenverbesserung*, Kindern aus gesitteten Ständen, zum Theil auch für Erwachsene nützlich. 1792. 238 S. 8.

8) Hildburghausen, b. Hanisch: D. *Martin Luthers Katechismus der christlichen Lehre*, verbunden mit des sel. D. Koppens ausführlichen Erklärung derselben, für die Stadtschule zu Hildburghausen von neuem durchgesehen und eingerichtet. 1793. 242 S. 8.

9) Breslau, b. Gutsch: *Versuch einer practischen Uebersicht der christlichen Religion*, von *Reichard Gottlob Reiber*, Pastor zu Diersdorf im Nimptschischen Kreise. 1793. 190 S. 8. (8 gr.)

10) Düsseldorf, in der Dänzerischen Buchh.: *Der kleine Katechismus Lutheri*, mit Rücksicht auf den alten Bergischen Katechismus, von neuem erklärt und mit Genehmhaltung zeitlicher Inspectoren des Ev. Luth. Ministerii in den Herzogthümern Gülich und Berg zum Druck befördert. 1793. 157 S. 8.

11) Erfurt, b. Görling: *Für die Katechumenen.* Zum Unterricht in den vorzüglichsten Lehren der christlichen Religion, nach Anleitung des Katechismus Lutheri; nebst einigen Betrachtungen und Gebeten bey der Feyer des heiligen Abendmals, von *Kaspar Friedrich Lossius*, Diakonus an der Predigerkirche und eines hochehrw. Ministerii Beysitzer. 1793. 132 S. 8.

12) Erfurt, b. Keyser: *Christlicher Religionsunterricht nach Anleitung des Katechismus Lutheri* für die Bedürfnisse unserer Zeiten verfasset von M. *Johann Gottlieb Lindner*, Rector in Arnstadt. 1794. 184 S. 8.

13) Wien, b. Seizer: *Anleitung zur gründlichen Erkenntniss der christlichen Religion* zum Gebrauch in den Schulen der Augsburgischen Confessionsverwandten in den Kaiserl. Königl. Erblanden, nach höhern Auftrag verfasst von *Johann Georg Fock*, Superintendenten, Consistorialrath und erstem Prediger der Kirchengemeine Augspurgischen Confession in Wien. 1794. 262 S. 8.

Bey einer so reichen Aerndte von katechetischen Lehrbüchern der christlichen Religion in einem Zeitraume von drey Jahren kann es nicht fehlen, dass nicht manche reife Frucht zur künftigen Aussaat für die Jugend sich darunter befinden sollte. Und wie sehr muss es Rec. nicht freuen, zu bemerken, dass in diesem Verzeichnisse von Katechismen wirklich mehr gute als schlechte und einige vorzüglich brauchbare Producte sich befinden.

Nr. 1. 2. und 5. haben freylich noch den ganz alten Zuschnitt, wie er vor 50 Jahren und noch früher gewesen ist, sowohl in Absicht auf die Form als den damals herrschenden Lehrbegriff. Dass bey Nr. 1. dieses vorzüglich der Fall ist, liegt nun freylich in den Umständen, da wegen der bey Einführung eines neuen Katechismus sich zeigenden Schwierigkeiten höhern Orts befohlen wurde, den seit 30 Jahren in den niedern Schu-

Schulen gewöhnlichen Katechismus neu bearbeitet wieder herauszugeben. Daher ist auch die alte Ordnung nach den vier Ständen des Menschen, der Unschuld, der Sünden etc. beybehalten worden, und in der Anordnung der Pflichten herrscht eine grosse Verwirrung, welche durch die Eintheilung derselben in innere und äussere mehr vergrössert als vermindert wird. Dem ungeachtet hätte doch die Sittenlehre, die etwas dürftig ausgefallen ist, mehr erweitert werden sollen, da z. E. der Feindesliebe und Versöhnlichkeit nur gelegentlich bey der Friedfertigkeit mit wenigem gedacht wird; dagegen die Glaubenslehre etwas abgekürzt und von den dogmatischen Subtilitäten mehr gereiniget werden, zumal da die Kinder den Katechismus gleich anfangs, so bald sie lesen können, erhalten sollen. Wie wollen diese Kinder alle die gelehrten Bestimmungen, z. E. von der Dreyeinigkeit S. 12. verstehen lernen? und wozu wird ihnen das alles helfen? Die Behauptungen S. 20 u. ff. dass der Wandel des Menschen im Stande der Sünden aus *lauter wirklichen Sünden* bestehe, wenn er gleich äusserlich nach dem Gesetze lebe etc. und dass er in einer *gänzlichen Untüchtigkeit zum Genuss und zur Ausübung alles wahren Guten* liege, will Rec. nicht rügen, und sie nur als eine Probe von dem angenommenen Lehrbegriffe anführen. Wenn aber dieser Lehrbegriff nun einmal bleiben sollte, so hätten doch diesem unbeschadet alle mystische und ganz unverständliche Vorstellungen, z. E. S. 40. *Die äussere Seligkeit besteht in der Heiligung aller Verbindungen mit andern Menschen*? deutlicher ausgedrückt, und die übermässig langen Antworten, die oft beynahe eine ganze Seite einnehmen, leicht in mehrere Fragen vertheilt werden können.

Nr. 2 und 5. sind blosse Zergliederungen des Katechismus in Fragen und Antworten, um dem Lehrer den Unterricht zu erleichtern. Von den darin herrschenden Begriffen wollen wir nur einige Beyspiele zur Probe anführen. Nr. 2. S. 53 f. Die bösen Folgen von den Sünden der Aeltern erstrecken sich auch auf ihre Kinder und Nachkommen, er straft diese Sünden auch an den Kindern, und belohnt die Frömmigkeit der Aeltern an den Kindern und Nachkommen. Nr. 5. S. 41. Das Verbot von der Frucht eines gewissen Baumes zu essen, war *ein Probegesetz*, wodurch die ersten Menschen sollten *auf die Probe gestellt* werden. Gott hat mit den ersten Menschen einen *Werkbund*, nicht einen *Gnadenbund* errichtet. Die weitläuftige Beschreibung vom Paradiese muss den Kindern sehr erbaulich seyn. Wie werden sie horchen, wenn sie vom Wasser *Pison*, *Gihon*, *Hidekel* und *Phrat*, vom *Onyxstein*, *Bdellion* u. dgl. hören? Ein Pendant dazu ist die weitläuftige Beschreibung von der Gebung des Gesetzes auf dem Berge Sinai. S. 43. hat sich Henoch in den Stand der Unschuld verirrt, und nach S. 97. haben wir die Erschaffung der Welt auch der Fürbitte Jesu zu verdanken. Die christliche Sittenlehre ist nach den 10 Geboten und den 2 Tafeln in einigen Bogen abgefertiget. Die von den Vff. gebrauchte katechetische Methode kann zum Muster dienen, wie man nicht katechisiren soll. In Nr. 2. ist die Ausführung der Sachen viel zu unvollständig, Begriffe und Wahrheiten sind fast gar nicht entwickelt. Die *Fragen* sind oft von der Art, dass sie in mehrere Fragen müssten aufgelöst werden, z. E. S. 7. wie lehrt uns Jesus Gott, *der ein Geist ist*, würdig anbeten! (Was ist Gott? Wenn er ein Geist ist, wie sollen wir ihn würdig anbeten?) Oft sind sie zu *lang*, als S. 26. mit den vorhergehenden Antworten gar nicht zusammenhängend, als S. 70. 71. oder zu leicht, als S. 19. Was sollen wir an Sonn- und Festtagen *besuchen*? (besser: thun?) S. 22. Kinder fallen vornemlich durch Leichtsinn und Muthwillen in Fehler; wovor müssen sie sich also in Acht nehmen? Vor Leichtsinn und Muthwillen; (wo die Antwort schon in der Frage liegt,) nicht selten auch zu *vag*, z. E. *was thun* die Fehler und Vergehungen der Kinder? Sie erzürnen und betrüben die Aeltern. In der Vorrede S. 4. wird die Regel gegeben: man muss auf das Wort in der Frage, welches auf die Antwort hinleitet, einen Nachdruck legen. Vernünftige Katecheten rathen gerade das Gegentheil. Die angehängten Schulgesetze (eigentlich Regeln des Verhaltens für Kinder) enthalten viel Gutes, dass aber Kinder an Sonn- und Festtagen nicht spielen sollen, ist doch wohl zu viel verlangt. In Nr. 5. sind die *Fragen* entweder *disjunctiv* oder so, dass die Kinder nur mit *Ja* und *Nein* antworten dürfen, z. E. S. 2 und 3.; oft sind sie auch zu gelehrt, als S. 16. Sind sie (die 3 Personen) nach ihrem Namen und *persönlichen Verhaltnissen* verschieden? oder *mystisch*, als S. 44. konnte sich der Mensch *der Gnadennähe seines Gottes* getrösten und versichern? Die *Fuhrmannische Ordnung* des Heils verdiente es überhaupt nicht, so sorgfältig zergliedert zu werden. Sie ist sehr dürftig, völlig nach dem alten Zuschnitte und zum Theil sehr dunkel. Nur eine Probe mag diess bestätigen. §. 36. S. 51. Warum nennen wir den Menschen im Stande der *Unschuld* (?) höchst elend? Weil er *die Larve des Teufels* an sich trägt. Denn wie der Teufel blind, verkehrt, lügenhaft und ungerecht ist, also ist auch der abgefallene Mensch *blind*, *verkehrt*, *lügenhaft* und *ungerecht*. Dabey hat Hr. K. noch manche gelehrte Anmerkungen beygefügt, die eigenen Worte des Grundtextes angeführt und darüber commentirt. Am Ende findet man noch 5 Seiten Druckfehler, welche der geneigte Leser zu verbessern hat.

Nr. 3 und 6. sind Sammlungen von Beweisstellen der biblischen Lehren und von Liederversen, die allerdings ihren Nutzen haben, weil Kinder doch etwas haben müssen, woran sich ihr Gedächtniss halten kann. Wo ein guter Katechismus eingeführt ist, kann man freylich eine besondere Sammlung von Sprüchen entbehren. In Nr. 3. sind die Schriftstellen nicht allezeit passend, z. E. S. 28. wo die Wörter Recht und Gerechtigkeit in den angeführten Stellen des A. T. nicht Gerechtigkeit gegen andere Menschen, (wovon im Spruchbuche die Rede ist,) sondern Rechtschaffenheit überhaupt bedeuten. In Nr. 6. sind jederzeit kurze Aphorismen vorausgesetzt und diesen die vornehmsten Schriftstellen, einige zum Auswendiglernen, andere zum Nachlesen nebst einigen Liederversen nach einer sorgfältigen Wahl beygefügt, so dass man das Buch auch als Katechismus gebrauchen kann. In der *Vorrede* hat der Vf. Hr. Sup. *Bickel* gute und richtige Grundsätze über die Einrichtung und Absicht eines

eines solchen Spruchbuchs geäufsert. Besonders verdient bemerkt zu werden, dass die Moral darin am weitläuftigsten und vollständigsten abgehandelt ist.

Nr. 4. ist ein sehr zweckmäfsiger und brauchbarer Commentar über den *Schlesswigholsteinischen neuen Katechismus* v. J. 1787 der sich durch viele gute Eigenschaften und besonders durch die vorausgesetzten und überall eingeflochtenen, zum richtigen Verstande der Lehren unentbehrlichen Begriffe, vor andern sehr auszeichnet. Diese Begriffe hat Hr. D. weiter entwickelt, die fehlenden hinzugesetzt und durch sehr passende Beyspiele erläutert, den Pflichten mancherley, obgleich nicht immer reine, Bewegungsgründe in bündiger Kürze beygefügt, auch auf die den Tugenden entgegengesetzte Laster mehr Rücksicht genommen. Die Begriffe sind oft weit richtiger als im Katechismus entwickelt, z. E. von der Verehrung und Liebe Gottes, verschiedene aber doch nicht richtig erklärt, als: Religion S. 18. (Unterricht von Gott und Erkenntnifs Gottes,) die verschiedenen Arten der Güte Gottes, S. 21. (die im Katechismus richtiger beschrieben sind,) Heiligkeit Gottes u. a. Die Beweise S. 48. sind wohl nicht bündig genug, und der Beweis von der Einheit Gottes S. 12. möchte wohl zu schwer und nicht ganz stringent seyn. Der Vf. zeigt im Ganzen viele aufgeklärte Kenntnisse und hat alles Gelehrte mehrentheils glücklich vermieden, besonders sind die Wirkungen des heil. Geistes, (den er als die göttliche Lehre Jesu vorstellt,) freyer als gewöhnlich erklärt. Dagegen stechen manche Aeufserungen sehr ab, als S. 35. dass der böse Geist die ersten Menschen verführt habe, (welches vermuthlich beybehalten wurde, weil es im Katechismus stand,) S. 128. dass bey der Taufe die drey Personen in der Gottheit *gegenwärtig* wären, S. 129. dass die zarten Kinder auch den *Glauben* haben, nach Matth. 18, 6. und S. 133. dass die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heil. Abendmale, eine Versicherung von der Vergebung der Sünden sey, wobey Hr. D. sich übermäfsig lange aufgehalten hat.

Nr. 7 und 9. sind keine eigentlichen Katechismen, sondern vielmehr Lesebücher zur Wiederholung der Religionslehren für schon unterrichtete Kinder, wozu sie auch allerdings brauchbar sind. Der Vf. von Nr. 7. besitzt besonders die Kunst, seinen Vortrag durch lichtvolle Darstellung und mancherley Beyspiele aus der Natur, der biblischen Historie, Profan- und Kirchengeschichte, (wozu auch die auf dem Titel genannte Reformationsgeschichte gehört,) anschaulich und interessant zu machen. In dem Lehrbegriffe ist der Vf. noch etwas zurück, so wie er unter andern die Stelle 1 Mos. 3, 15. noch als die erste messianische Weissagung annimmt; doch werden die Versuchungen des Satans von ihm geläugnet. Ein tiefer Denker ist er auch nicht. Das sieht man aus seiner Art zu beweisen S. 86. Die Auferstehung Jesu ist wirklich geschehen, denn wir sehen sie jetzt noch vor Augen, wir sehen sie an jedem Sonntage wie am Osterfeste; eben so auch die Ausgiessung des heil. Geistes, denn wir sehen sie an jedem Sonntage wie am Pfingstfeste, wir sehen die Apostel versammelt, wir sehen die Feuerflämmchen, wir hören sie in fremden nie gelernten Sprachen reden. Eben so könnte man auch in der römischen Kirche sagen: die Himmelfahrt Mariä ist wirklich geschehen, denn wir sehen es ja an jedem deswegen gefeyerten Feste, wie sie gen Himmel fährt. Nr. 9. enthält zwey Abschnitte. Der erste: *Gott hat uns zuerst geliebt*, ist theoretisch, der zweyte: *lasset uns ihn lieben*, praktisch. Der Stil ist rein und würdig, der Vortrag lebhaft, mehr rednerisch als plan, jedoch nicht unverständlich. Aber sehr tief denkt Hr. R. auch nicht. Die Materien sind zum Theil nur oberflächlich ausgeführt, leere Declamation vertritt oft die Stelle einer ruhigen Belehrung, z. E. bey der Lehre vom öffentlichen Gottesdienste, wo die Hauptabsicht desselben gar nicht berührt ist. Ueberhaupt besteht bey ihm alles in Gefühlen, und er geht auch nur darauf aus, Gefühle zu erwecken. Auf die neuen theologischen Vorstellungen ist gar keine Rücksicht genommen. Daher Jos. 7, 14. noch zu den messianischen Weissagungen gerechnet, die vertretende Genugthuung im strengsten Sinne aus den gewöhnlichen Gründen vertheidiget wird, ohne der entgegengesetzten Schwierigkeiten zu gedenken, und die Opfer des A. T. auf Christum bezogen werden. Doch hat sich Hr. R. auf die dogmatischen genauen Bestimmungen wenig eingelassen.

Der *Hildburghäusische Katechismus* Nr. 8. besteht eigentlich aus dem neuen Hannöverischen Katechismus mit Voraussetzung des kleinen Katechismus Lutheri und einigen Anhängen. Die Liederverse sind am gehörigen Orte eingerückt und einige wenige nützliche Zusätze gemacht worden, z. E. von den Haupttugenden des Charakters Jesu S. 63. Uebrigens ist der Hannöverische Katechismus mit allen seinen grofsen und zum Theil sehr nachtheiligen Fehlern, die von mehrern gerügt worden sind, unverändert beybehalten worden, welches in der That sehr zu beklagen ist. Dazu kommt noch der unangenehme Umstand, dass man sich genöthiget gesehen, aus dem bisher gewöhnlichen *deutschen Lesebüchlein* das Beste auszuheben und einzuschalten. Daraus sind denn viele Wiederholungen, dunkle, mystische und schwerfällige Fragen entstanden, und einige Lehren, besonders die von der Rechtfertigung und der Taufe sind sehr erweitert worden und haben vielen Unrath erhalten. Alle diese Unvollkommenheiten lassen sich vielleicht in der Zukunft noch heben, wenn man sich mehr an das Gute gewöhnt hat, die Fehler des hannöverischen Katechismus verbessert, und die Fragen aus dem alten Katechismus nach und nach wieder herausgeworfen werden. Alsdenn würde es ein überaus brauchbarer Landeskatechismus werden, ohne dass man nöthig hätte, wieder einen neuen einzuführen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

PHILOLOGIE.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Sophoclis Electra*, graece cum antiquis Scholiis selectis ex recensione Rich. Franc. Phil. Brunckii, varietate lectionis et perpetua

petua annotatione illustravit *Geo. Ant. Christ. Scheffer*, Phil. Doct. Gymnasii Wolfenbuttelani Conrector. 1794. 270 S. 8.

Wir glauben mit Recht diese Ausgabe der Electra zu den besten erklärenden Ausgaben rechnen zu können, welche von einzelnen Tragödien in Deutschland veranstaltet worden sind. Der Herausgeber zeigt eine genaue Bekanntschaft mit der Sprache der Tragiker, Belesenheit in den philologischen Werken der Neuern, eine richtige Beurtheilungskraft in Unterscheidung des Schwerern und Leichtern, des Zweckmäfsigen und Unzweckmäfsigen, des Richtigen und des Scheinbaren. Als Vorbereitung zur eignen Lectüre der Tragiker würden wir daher diese Ausgabe jungen Leuten vorzüglich empfehlen, in welcher sie eine nicht unbeträchtliche Anzahl philologischer Bemerkungen über einzelne Wörter und Wortfügungen, welche den Tragikern gewöhnlich waren, angeführt, und mehrere sogenannte *artificia interpretationis*, deren Kenntniss ihnen die Lectüre dieser Dichter ungemein erleichtern wird, auf eine geschickte Weise angewendet finden. Sie werden dabey zu gleicher Zeit lernen, nicht bey der Erklarung einzelner Wörter, noch bey der Erlernung einiger grammatischer Observationen stehen zu bleiben, sondern diese Kenntniss nur als eine *conditio sine qua non* bey dem Verständnisse des Ganzen anzusehn. Nicht leicht werden sie hier auf eine schwere Stelle stossen, deren Sinn nicht sorgfältig entwickelt wäre. In den meisten Fällen folgt der Herausg. der Brunckischen Erklärung. Wo er sie verlässt, weiss er gute Gründe anzuführen. Hier wollen wir einige Stellen bemerken, wo wir seiner Meynung nicht beytreten können. V. 1058 ff. bezieht er, mit mehreren Commentatoren auf die Chrysothemis, welche ihrem Vater nicht eifrig genug ergeben sey; und verbindet κηδομένους τροφᾶς τούτων, ὧν βλ. „die Vögel nähren ihre Aeltern und sorgen für sie; warum folgen wir ihrem Beyspiele nicht?" Nun aber gilt das, was der hier gegebnen Erklärung nach von allen Vögeln des Himmels behauptet wird, kaum von einem oder dem andern; und die folgenden Zeilen, in denen der Chor der Clytämnestra Strafe ankündigt, scheint zu beweisen, dass auch der Anfang des Gesanges auf das unnatürliche Verfahren der Clytämnestra gegen ihre Kinder bezogen werden müsse. Wir verbinden daher ἐσορώμενοι ἀφ' ὧν βλαστῶσιν (*parentes*) καὶ ἀφ' ὧν ὄνασιν εὕρωσιν (*nutritores*) *Videmus quidem victui prospicientes aves, videmus earum parentes et nutritores* (*eas ob iisdem et procreari et summa cum cura ali*) *neque tamen earum tam salubre exemplum sequimur.* — V. 1307. bemerkt der Herausg. die Schwierigkeit, dass Orest die Abwesenheit Aegisths noch nicht habe wissen können. Er sucht derselben dadurch vorzubeugen, dass er κλύω: durch *simul audiveris ex me, simul tibi dixero* übersetzt. Aber dann wäre es doch sonderbar, wenn Electra sagte: Du weisst was hier vorgeht. Denn wie solltest du es nicht wissen, sobald ich dir sage. — Vielleicht muss man lesen: οὐκ οἶσθα μὲν τἀνθένδε, πῶς γάρ; οὐ κλύων — *non vero nostis quae intus fiant. quid enim? nondum audisti.* — V. 1485. wird ganz recht ὁ μέλλων θνήσκειν mit βροτῶν verbunden. Aber schwerlich dürften die Worte ξὺν κακοῖς μεμιγμένων durch *sceleribus pollutorum* erklärt werden können. Auch scheint es uns viel natürlicher, dass Electra sagt: was gewinnt ein Unglücklicher, der dem Tode doch nicht entgehen kann, durch einen kurzen Aufschub? ξὺν κακοῖς μεμιγμένος ist dem Pindarischen κράτει μεμιγμένος (*victoriam adeptus*) gleich. — Hr. S. hat sich die Mühe gegeben, einige alte Ausgaben zu vergleichen, deren Abweichungen er nebst den von Brunck angeführten, unter den Text gesetzt hat. Diesen begleiten auch ausgewählte Scholien. Hiervon heisst es in der Vorrede: *interdum nugas veterum interpretum de industria retinui, ut adolescentes judicium exercere possent, atque et hic curvo dignoscere rectum assuescerent.* Eine Idee, die wir keinesweges billigen können.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Halle: Quid de Officiis et Amore erga inimicos graecis et romanis placuerit* exposuit Jo. Carol. Christ. *Fischer.* 1789. 74 S. 8. — Man vermisst in dieser Abhandlung einen festen und sichern Gang der Untersuchung. Der Vf. bestimmt nicht genau, was unter der *Liebe* gegen unsre Feinde (einer Sache, die sich nicht gebieten lässt) zu verstehn sey; und, indem er eine Menge Stellen aus den Alten anführt, unterscheidet er weder die Zeiten, noch die Gattungen, noch die Secten mit hinlänglicher Schärfe. Die Dichter hätten, unsers Bedünkens, gar nicht in die Untersuchung gezogen werden sollen; nicht einmal die sogenannten gnomonischen. Theognis spricht überall mit Leidenschaft; das Gedicht des Phocylides gehört in eine zu späte Zeit. Unbequem ist die Methode, welche der Vf. beobachtet, eine Menge Stellen anzuführen, welche den Hass der Feinde zu lehren scheinen; und dann hinterdrein zu zeigen, wodurch in jeder einzelnen entweder die Lehre ganz aufgehoben oder ihre Härte gemildert werde. Dass die Philosophen unter den Alten ein gerechtes, ja selbst ein billiges und mildes Betragen auch gegen Feinde empfohlen haben, wird ausser Zweifel gesetzt. Die Beyspiele einer solchen Handlungsweise, wie S. 40. 69. u. a. angeführt werden, hätten, wenn sie nicht zum Schmucke dienen sollen, füglich wegbleiben können. Es wäre schlimm und niederschlagend, wenn eine Tugend nicht eher unter den Menschen ausgeübt worden wäre, bis die Maxime dafür gefunden worden war. Hier sollte nur von dem die Rede seyn, was die Moralphilosophie des Alterthums aus Gründen gelehrt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. May 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

(Beschluss der in Nr. 129. abgebrochenen Recension von 13 Katechismen der christlichen Religion.)

Einen vorzüglichen Werth würde Nr. 10. haben, wenn die Materien darin besser geordnet wären. Die Fragen und Antworten sind mit vieler Leichtigkeit und einer zweckmäsigen Kürze abgefasst. Die kirchlichen Lehren z. E. von den beiden Naturen in Christo, der Dreyeinigkeit, der vertretenden Genugthuung Christi sind zwar beybehalten, aber nur im Allgemeinen ohne genaue Bestimmungen abgehandelt, so dass der Lehrer nach seiner Ueberzeugung darüber sprechen kann, und die Lehre von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heil. Abendmal ist sehr vorsichtig vorgetragen, so wie die Benennungen Prophet, Priester und König nur in einer Anmerkung angeführt sind. Zugleich ist alles sehr praktisch gemacht. Zuweilen stösst man auf einige Unbestimmtheiten, als S. 97. wo gesagt wird, dass die Reue aus der rechten Quelle entspringen müsse, ohne zu sagen, aus welcher; und S. 156. dass der Fromme nur Gott wohlgefällig beten könne, welches doch nicht allgemein kann behauptet werden. Vom *Glauben* S. 99. hätte auch der allgemeine Begriff desselben angeführt werden sollen, da dieser in den mehrsten Stellen des N. T. zum Grunde liegt, und der besondere Glaube an Christum nur einen Theil desselben ausmacht. Von eben der Beschaffenheit ist auch Nr. 11. welches zum Unterricht der Confirmanden und zur Wiederholung desselben bestimmt, zu diesem Zweck auch nicht wenig brauchbar ist. Das gewöhnliche Sytem liegt zwar auch zum Grunde, doch sind gelehrte Untersuchungen und Ausdrücke ziemlich vermieden worden. Die Lehren sind in einem zusammenhängenden Vortrage in bündiger Kürze und doch leicht und simpel abgehandelt. Die angehängten Gebete und Betrachtungen sind der Lage der Kinder angemessen und zugleich leicht und fasslich, mit Würde und eigener Empfindung abgefasst, und können wenigstens in den ersten Jahren die Stelle eines Communionbuchs vertreten.

Nr. 12. ist ein fürs gemeine Leben, besonders für Kinder von reifern Jahren sehr brauchbarer Katechismus, und zeichnet sich vorzüglich durch einen freyen Lehrbegriff, durch zweckmässige Kürze, Fasslichkeit und praktische Behandlung der Religionslehren aus, so wie durch manche Erläuterungen aus der Geschichte, Naturlehre und dem gemeinen Leben, die man in andern Katechismen mehrentheils vermisst. Nur einige Stellen sind dem Rec. beym Lesen als unrichtig und bedenklich vorgekommen. S. 37. Die Collisionsfälle der Liebe sind eine zu verwickelte Sache für Anfänger. (Einige allgemeine Grundsätze sind doch so schwer eben nicht, und wegen der oft vorkommenden Falle, wo sie solche anzuwenden haben, nothwendig; sehr verwickelte Falle sind ihnen freylich zu schwer, aber auch nichts nütze.) S. 47. Wer huret, sündiget an *seinem eigenen Leibe*, 1 Cor. 6, 18. ziehet sich dadurch *schwere* und *ekelhafte Krankheiten* zu, *kriegt Motten und Würmer zum Lohn*, *verdorret* etc. Sir. 11, 8. (Eine so genaue Beschreibung der Hurerey und ihrer Folgen möchte wohl Kindern mehr schädlich als lehrreich seyn, im reifern Alter ist es Zeit genug, davon zu sprechen.) S. 70. Bey unwissentlichen Sünden fällt die Moralität weg. (*Unwissentliche Sünden* sind von *Unwissenheitssünden* zu unterscheiden. Bey beiden Gattungen kann Moralität statt finden, besonders bey der letzten kommt es darauf an, ob es *ignorantia vincibilis* oder *invincibilis* war.) Die Bemerkungen für den Lehrer in Absicht auf die Methode des Unterrichts sind in einem Buche, das den Kindern in die Hände gegeben wird, nicht recht schicklich.

Die bey den letzten katechetischen Lehrbüchern bemerkten guten Eigenschaften, hauptsächlich in Ansehung des kirchlichen Lehrbegriffs finden sich auch in Nr. 13. die Rec. daher nicht wiederholen will. Bey einer Menge von Materien findet man viel Simplicität und eine grösstentheils gute natürliche Ordnung. Nur hätten mehrere Bewegungsgründe angeführt, die Besserung von der Tugend nicht getrennt, und zu den Besserungsmitteln noch Selbstbetrachtung, Unterredung mit andern und Lectüre nach einer guten Auswahl gesetzt werden sollen. Es ist unstreitig eins der besten Lehrbücher, die wir in der neuen Zeit erhalten haben.

Zur Vollständigkeit dieser Urtheile findet Rec. für nöthig, noch einige allgemeine Bemerkungen beyzufügen. Unter allen diesen katechetischen Lehrbüchern ist kein einziges, in welchem von *den Grundsätzen der reinen praktischen Vernunft* Gebrauch gemacht wäre. Alle gehen von Glückseligkeit aus, und machen diese zum höchsten Zweck des ganzen Religionsunterrichts, zum grossen Nachtheil der Reinheit der Tugend. Wer also für diese Grundsätze eingenommen ist, findet ein grosses Hinderniss im Gebrauch jener Lehrbücher, und muss sich an diejenigen halten, welche diese Grundsätze in Anwendung gebracht haben. In Nr. 13. findet man einige Spuren davon bey Anordnung der Pflichten, da Selbstachtung und Selbstliebe, Gerechtigkeit und Güte von einander unterschieden sind. Uebrigens sind aber die gewöhnlichen Grundsatze beybehalten. Diess lässt sich wohl daraus erklären, weil Hr. F. einen Katechismus, der von jenen Grundsätzen ausgeht, sehr benutzt hat, (welches billig in der Vorrede hätte angezeigt werden sollen,) und daraus das-

dasjenige aufgenommen, was in sein System paſste. Auſserdem hat es Rec. sehr gefreut, daſs die sehr unschickliche *Fragmethode* in den Katechismen sehr abgenommen hat, da nur Nr. 1. 8. und 10. diese beybehalten haben, die übrigen aber die Lehren in einzelnen Sätzen abhandeln. Hr. L. hat in der Vorrede zu Nr. 12. viel Wahres und Gutes darüber gesagt. Desto trauriger für ihn war es aber, daſs *die 6 Hauptstücke des Katechismus Lutheri nebst der Haustafel* noch immer die Grundlage mancher sonst guten Katechismen, als Nr. 10. 11. 12. ausmachen, und gewundert hat es ihn sehr, daſs Hr. L. N. 12., der doch sonst sehr aufgeklärt denkt, diese Methode in der Vorrede aus sehr unbedeutenden Gründen noch in Schutz genommen hat. Es ist gar nicht davon die Rede, ob die zehen Gebote der Materie nach noch gültig sind, sondern ob sie einen Grundriſs der *christlichen Sittenlehre* ausmachen könne, und ob es schicklich sey, alle Pflichten mühsam hineinzuschieben, von welchen selbst nach den Lutherischen Erklärungen kein Wort darin steht, die Selbstpflichten und Socialpflichten unter einander zu mengen, die allgemeinen Pflichten von den hypothetischen so zu trennen, daſs jene nach den 10 Geboten im Anfange und diese nach der Haustafel am Ende des Unterrichts abgehandelt werden, und überhaupt die natürliche Ordnung der Materien, welche den Unterricht nothwendig sehr erleichtern muſs, zu stohren und Materien zu trennen, die doch zusammen gehören, die ganze Glaubens- und Sittenlehre in die drey ersten Hauptstücke zusammen zu drängen und von drey Besserungsmitteln und einer Gebetsformel in drey besondern Hauptstücken zu handeln, sich endlich bey Dingen aufhalten, und sie drehen und wenden zu müssen, die man sonst übergehen könnte. Der Vorzug der Katechismen, welche eine freye Ordnung gewählt haben vor denen, welche den Katechismus Lutheri zum Grunde legen, fällt einem jeden leicht in die Augen. Daſs Luthers Katechismus noch ein kirchliches Ansehen hat, thut zur Sache nichts, denn er kann immer noch am Ende angehängt und bey dem letzten Unterricht erklärt werden, wie das auch bey mehrern Katechismen geschehen ist.

NATURGESCHICHTE.

BERLIN u. STRALSUND, b. Lange: *Versuch einer Naturgeschichte der Krabben und Krebse nebst einer systematischen Beschreibung ihrer verschiedenen Arten*, von *J. F. Herbst*. Zweyten Bandes Erstes Heft. 1791. 6 Bog. gr. 4. Tab. XXII – XXV. illum. (2 Rthlr. 12 gr.) schwarz (1 Rthlr. 12 gr.). Zweytes Heft. 1792. 4 Bog. Tab. XXVI – XXIX. (der nämliche Preis). Drittes Heft. 1793. 4 Bog. Tab. XXX – XXXIII. (derselbe Preis).

Der Vf. theilt in diesem höchst wichtigen naturhistorischen Werke die Krebse in folgende sechs Familien ein: 1) *Kurzschwänze* oder Krabben; 2) *halbe Langschwänze*; 3) *Weichschwänze*; die zwar einen langen, aber von Schildern entblöſsten, Schwanz haben; 4) die eigentlichen *Langschwänze*; 5) die *Gespensterkrebse*, mit sehr langem Schwanz, kurzer Brust, und mit Scheeren, die nur einen Finger haben, der bald einfach, bald mehreremal gespalten ist; 6) die von Pallas sogenannten *Garneelassel*, die mehr als acht Füſse und oft gar keine Scheeren haben. — Die Beschreibung der ersten Familie ist im I. Band vollendet. In diesem II. Band wird nun die Beschreibung der übrigen, nach der angegebnen Ordnung, fortgesetzt.

I. Heft. Zuerst von der zweyten Familie, den *halben Langschwänzen*. Die Anzahl der zu dieser Familie gehörigen bekannten Arten ist noch zu klein, um sicher bestimmte Familien Kennzeichen angeben zu können. Indessen hat doch der Vf. diejenigen Kennzeichen vorausgeschickt, die er von den ihm bekannten Arten abstrahirt hat. Es sind sieben Arten dieser Familie beschrieben. Einige derselben, die wir mit * bezeichnen wollen, sind zugleich abgebildet. 1. *Cancer Raninus* *. Linné sagt in dem Citat Lin. Mus. Lud. Ulr. (wo 430 statt 130 gesetzt werden muſs): *Margo anticus in quinque lacinias sectus, quarum exteriores bipartitae, trisidopalmatae*, welches mit der Abbildung nicht ganz übereinstimmt. Ob dieſs die Ursache sey, warum Fabricius diese Figur in seiner Ent. Syst. nicht angezogen hat, können wir nicht bestimmen. Indessen hält Rec. doch die Abbildung für den wahren Linnéischen C. Raninus. 2. *Cancer dorsipes* *. Der Vf. ist nicht ganz gewiſs, ob es der wahre Linnéische dieses Namens sey. Auch wir zweifeln an der Identität, so viel sich aus der Vergleichung der Linnéischen Beschreibung mit der des Vf. beurtheilen läſst. In solchen Fällen ist es wirklich am sichersten, dem abweichenden Naturaل einen andern Namen zu geben. Wenigstens machen dann doch die allzeit fertigen Citatoren nicht sogleich davon einen übeln Gebrauch. Auch Fabricius citirt diesen Herbstischen Krebs in seiner Ent. Syst. nicht bey seiner *Hippa dorsipes*. 3. *Cancer testudinarius* *. Wahrscheinlich eine neue Art, da sie von der citirten Gronovischen Abbildung doch in einem nicht ganz unwesentlichen Stücke abweicht. Uebrigens bemerken wir, daſs *Canc. testudinarius* und *C. emeritus* im Text ihre Stellen vertauschen, und in den Citaten der Abbildungen T. XX. f. 3. zu *Cancer emeritus* und f. 4. zu *Cancer testudinarius* gesetzt werden müsse. 4. *Canc. emeritus*. Der Vf. citirt den Gronov, welchen auch Linné und Fabricius bey dem ihrigen anziehn. Gronov sagt von dem Seinigen, daſs die Fühlhörner sehr kurz und zart sind. Dieſs veranlaſst Hn. H. zu sagen: „die Fühlhörner „müssen bey seinem Exemplar abgebrochen gewesen „seyn, oder sein Emerita ist nicht der meinige, denn „die Fühlhörner sind vielmehr sehr groſs." Ersteres ist doch eine mehr als gewagte Voraussetzung. Rec. hätte ohne alle Umstände den Herbstischen C. emeritus als eine neue Art aufgeführt, und dabey ganz ruhig abgewartet, bis jemand den schweren Beweis geführt hätte, daſs er der nämliche mit dem des Gronov sey. Es ist der Wissenschaft nicht so nachtheilig, eine schon bekannte Art als neu aufzuführen, als neue Arten für bereits bekannte auszugeben. Der Untersuchungsgeist wird bey dem letztern Wege mehr eingeschläfert. 5. 6.

7. Can

7. *Cancer adactylus*, *scaber* und *variolosus* gehören zur Fabricischen Gattung Hippa und sind aus Mangel der Originale blos beschrieben. Nun folgt in demselben Hefte die dritte Familie, die *Weichschwänze* oder die Fabriciusche Gattung *Pagurus*. Da aber Fabricius den entblössten Schwanz gar nicht als ein Kennzeichen seiner Gattung angibt, so kommen unter der seinigen auch welche vor, die nach unsers Vf. System in eine andere Familie gebracht werden müssen. Eine Haupteigenschaft dieser Familie ist, dass sie ihren weichen Schwanz in Schneckenhäusern verbergen. Zu dem Ende haben sie am Ende des Schwanzes eine hartschalligte doppelte Klaue, womit sie sich in dem untersten zugespitzten Ende des Gewindes fest halten. Die hieher gehörigen Arten sind: 1) *Cancer Bernhardus* *. 2) *C. Diogenes* *. — Auch bey diesem zweifelt der Vf. ob er der wahre sey, und das nicht ohne Grund; dem unerachtet passiert er hier unter der Firma Diogenes. — 3) *C. Miles* *. 4) *C. Clibanarius* * neu. 5) *C. clypeatus* *. 6) *C. Sclopetarius* * neu. 7) *C. oculatus*. 8) *C. Tympanista* * und 9) *C. Tibicen* * beide neu. Bey *Tibicen* ist f 6. im Citat auf die Abbildungen in f. 7. und bey 10. *C. Hungarus* * f 7. in f. 6. zu verändern 21. *C. excavatus* * neu. — Blos beschrieben sind 11. 12. 13. *C. Eremita*, *tubularis*, *Caput mortuum* L. et F. 14. 15. *C. alatus* und *araneiformis*. F. 16. 17. 18. 19. *C. Scaevola ambidexter*, *lagopodes*, *tinctor* Forskäl. 20. *C. Bahamensis* Catesby. — — In diesem Hefte fängt auch noch die Beschreibung der vierten Familie, der *langgeschwänzten Krebse (Astaci)* an, die der Vf. unter folgende Unterabtheilungen bringt: a) mit ordentlichen Scheeren, deren Finger von gleicher Länge sind; b) deren Scheeren nur einen einzigen eigentlichen Finger haben; c) nur mit einer Klaue und an der Stirn zwey Blätter; d) anstatt der Scheeren zwey lange starke Fühlhörner. — Zur *erstern Abtheilung* liefert das I. Heft: 1) *C. Latro* *. Die Abbildung ist nach dem Seba. 2) *C. Aniculus*. 3) *C. Astacus* *. 4) *C. Gammarus* *.

II. Heft. Fortgesetzte Beschreibung der ersten Abth. der 4ten Familie: 5) *C. capensis* * neu. 6) *C. strigosus* *. Rec. will zwar nicht bestreiten, dass die aus dem Sulzer angezogne Abbildung hieher gehöre, muss aber doch bemerken, dass die Füsse der Sulzerschen Abbildung nicht mit Dornen besetzt sind, auch fehlt ihr das letzte Fusspaar, das aber nach des Vf. Bemerkung den meisten Exemplaren mangelt, da es ungemein klein und dünne ist, daher leicht abbricht. Die Sebaschen Figuren haben auch noch ein Paar lange Fressspitzen, wovon in der Herbstschen Abbildung keine Spur zu finden. 7) *C. Norwegicus* *. Im Citat. *Ol. Wormii Mus.* (wo 247 statt 249 gelesen werden muss) wird gesagt: „*in dorsi crustis notae conspiciuntur nigricantes, quae priscas Monachorum literas quodammodo referunt, utrinque sex, quarum prima a cauda numeranda* T, *quarta et quinta* L, *sexta* I *utcunque exprimunt, ea figura, qua in vetustis manuscriptis codicibus visuntur.*" Mit einem ziemlichen Grade der Einbildungskraft möchte sich diese Aehnlichkeit wohl finden. 8) *C. Squilla* *. 9) *C. Jamaicensis* *. 10) *C. Bamffius* *. 11) *C. Carcinus* *. Die Scheeren der Sebaschen Abbildung sind ungefähr so lang als der Körper vom Kopfe bis zum Ende des Schwanzes; in der nach Originalen gemachten Abbildung unsers Vf. sind sie um die Hälfte länger; dem unerachtet zweifeln wir nicht, dass sie einerley Krebs vorstellen. 12) *C. Narval* *. Die zwey Paar Scheeren, welche dieser Krebs haben, und die lang seyn sollen, finden sich an der mitgetheilten Abbildung nicht. 13) *C. innocuus* *. Dabey wird Gronov citirt, der ihn allein beschrieben haben soll. Ob nun die Herbstsche Abbildung auch daraus genommen oder nach einem Original verfertigt worden, können wir nicht bestimmen, da wir jenes Werk nicht besitzen. Es würde doch von grossem Nutzen seyn, wenn man darüber nicht im Zweifel bliebe. Zuweilen führt Hr. H. an, dass sich das Original in seiner Sammlung befinde, und dann darf man freylich vermuthen, dass die Abbildung darnach gemacht, oder dasselbe wenigstens beym Abbilden mit zu Rathe gezogen worden sey. Da er aber diess bey manchem, was er doch wirklich besitzt, nicht bemerkt, so bleibt man immer zweifelhaft. 14) *C. Pennaceus* L. 15) *C. aculeatus* Ott. Fabr. 16) *C. carinatus* F. 17) *C. rugosus* F. 18) *C. gregarius* F. 19) *C. Cancharus* L. Die Beschreibung ist aus dem Mus. Lud. Ulr. genommen. Das „*Foliola margine pilosa: intermedio emarginato*" würden wir nicht die Flossen — in der Mitte ausgerundet — sondern *die mittlere ausgerundet*, übersetzen. *Depressae* heisst nicht zusammengedrückt, sondern *platt* oder *niedergedrückt*, wie es auch Hr. H. selbst schon an andern Orten richtig übersetzt hat. Diese Anmerkungen sind nichts weniger als Mikrologie, weil die Verschiedenheit dieser Uebersetzungen einen ganz andern Sinn gibt. 20. 21. 26) *C. sublucanus*, *C. Acanthurus* und *C. Kerathurus* Forskäl. 22) *C. Carabus* L. 23. 24. 25) *Cancer amplectens*, *C. coerulescens* und *C. fulgens* Fabr. — Die *zweyte Unterabtheilung* der vierten Familie enthält solche Krebse, welche zwar in Ansehung ihrer ganzen Gestalt den vorigen gleichförmig sind, aber an den Scheeren merklich abweichen. Gewissermassen haben diese nur einen Finger; dieser ist eine bewegliche Klaue, die gemeiniglich eine Zähne hat, sondern sich an den Vorderrand der abgestutzten Hand wie die Klinge eines Taschenmessers in seine Schaale legt. Dieser Klaue pflegt gemeiniglich gegen über ein kurzer Zahn zu stehen. Hieher gehören: 27) *C. Elephas* *. 28) *C. Boreas* * mit einer vergrössert abgebildeten Scheere. Rec. hat dergleichen vergrösserte Abbildungen mancher Theile öfter gewünscht. 29) *C. Crangon* *. Rec. bemerkt bey dieser Gelegenheit, dass in der Beschreibung F. Svec. 2035 von diesem Krebs Zeile 4 *a praecedenti* anstatt *a sequenti* gelesen werden müsse. Denn der darauf folgende ist *C. Norwegicus*, der mit jenem gar nicht verglichen werden kann und vielmal grösser ist, da er doch nach der Beschreibung beym *C. Crangon* kleiner seyn soll, welches mit den noch übrigen angegebenen Unterscheidungsmerkmalen beym vorhergehenden dem *C. Squilla* richtig zutrifft. Dergleichen Irrthümer hat Rec. in der Fauna schon mehr bemerkt, die man sich

auch dadurch sehr natürlich erklären kann, dass nach den eingetragenen Vermehrungen zur alten Ausgabe, das nicht in der alten verändert worden, was wegen des Einschaltens verändert werden musste, oder dass es durch ein Versehn nicht an den rechten Ort eingetragen worden. 30. 31. 32) *C. varius, histrio* und *Tettigonus.*

III. Heft. Erstens die Fortsetzung der zweyten Unterabtheilung der vierten Familie: 33. 34) *C. malabaricus* und *C. Grönlandicus* Fabr. — Dann die *dritte Unterabtheilung*; Krebse, die anstatt der Scheeren zwey über einandergehende gezähnte Blätter an der Brust haben, oder *Scyllari* Fabr. Dahin gehören: 35) *C. Arctus* *. 36) *C. Ursus major* *. Hier herrschen einige Verwirrungen. Linné und nach ihm Fabricius ziehn bey ihrem *Arctus* Seb. Mus. t. 20. f. 1. an. Diese Figur kömmt der Herbstschen Abbildung des *Ursus major* nahe, die er auch bey demselben citirt. Die Linnéische Beschreibung vom *Arctus* scheint indessen auf keinen genau, doch aber noch eher auch auf den Herbstschen *Arctus* als auf den Linnéischen nach der Sebaschen Figur zu passen. Es könnte daher doch wohl seyn, dass der Herbstsche *Arctus* f. 1. auch der Linnéische wäre, und dass nur Linné bey dem seinigen den Seba unrichtig angezogen hätte. 37) *C. Ursus minor* *. Gesner hatte ihn freylich *Ursa minor* genannt; aber der Vf. hätte uns schicklichere Benennungen als die, des *grossen* und *kleinen Bär*, geben können. Unter *Ursus major* und *minor* denkt man sich Abänderungen einer Art, welche *Ursus* heisst. 38) *C. australis* F. Ferner die *vierte Unterabtheilung*. Dahin sind gebracht: 39) *C. Homarus* *. Rec. zweifelt gar nicht, dass dieser Krebs mit dem aus dem Seba angezognen einerley sey. Doch war ihm die Verschiedenheit in der verhältnissmässigen Länge der Fühlhörner unter beiden auffallend, da der Herbstsche nochmal so lange Fühlhörner hat als der Sebasche. 40) *C. longipes* *. 41) *C. polyphagus* * neu. 42) *C. Neptuni* Lin. Ap. Der Vf. ist noch ungewiss, ob er zu dieser Familie gehöre. — — Noch wird in diesem Hefte die Beschreibung der *fünften Famili* angefangen, welche die *Gespenstkrebse* oder *Squill n* enthält. Da wir unter den Insecten bereits eine Gattung *Mantis* haben, so hat Hr. H. gar nicht wohl gethan, dieser Familie der Krebse den nemlichen Namen beyzulegen. Es war schon übel, dass der bereits unter den Gewürmen existirende Gattungsname *Strongylus* auch zu einem Gattungsnamen bey den Insecten angewendet wurde, aber weit übler ist einerley Gattungsname in der nemlichen Classe des Thierreichs. Denn wenn nun künftig von Mantis geredet wird, so muss immer hinzugesetzt werden, ob von der Heuschrecken oder Krebsartigen Mantis die Rede sey. Die zu dieser Familie gehörige Arten sind: 43) *C. digitalis* * ist Squilla Mantis F. Die Benennung ist verändert worden, weil der Name Mantis für eine Gattung verbraucht ist. 44) *C. arenarius* * Fabr. hat ihn in seiner Ent. Syst. unter dem Namen *Squilla arenaria* aufgenommen. Die Abbildungen in diesen Heften scheinen uns nicht alle mit dem Fleisse gemacht zu seyn, wie die der vorhergehenden. Wir sind indessen auch überzeugt, dass diess nicht immer in der Gewalt des Vf. stehe.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Salzburg*, b. Mayer: *Ueber anonymische* (anonyme) *Schriften und deren Gesetzwidrigkeit.* Ein Kapitel aus dem Bücherrechte. Von *Judas Thaddäus Zauner.* 1794. 47 S. 8. (3 gr.) — Nachdem auf 32 S. aus älteren Reichsgesetzen bewiesen ist, dass, wo nicht der Verfasser, doch der Verleger und der Druckort einer Schrift auf dem Titel derselben angegeben werden müsse, und ein Kaiserliches Circularschreiben von 1793 angeführt worden, in dem diese Gesetze wieder aus der Vergessenheit gezogen werden, wendet sich der Vf. zu den *politischen Gründen*, auf denen das Verbot anonymer Schriften beruhen soll, und setzt solche in der dadurch sicher zu bewirkenden Einschränkung der Vielschreiberey überhaupt und der Anzahl der anstössigen Bücher insbesondere. So unwahrscheinlich es nun ist, dass die vielen deutschen Staaten über diesen Punkt je einerley Maassregeln ergreifen sollten: so wenig scheint auch aus jenen ungewissen politischen Gründen das Recht der Regierungen, die Anonymität der Schriften zu verbieten, entwickelt werden zu können, und ganz unmöglich würde es immer bleiben, wenn man nicht die Pressen zum Regale machte, der falschen Münze zu steuern und der *Pseudonymität* des Autors, Verlegers und Druckorts Einhalt zu thun, durch welche selbst das allgemeine Verbot seinen Endzweck verfehlen würde. Eine andere Frage möchte die seyn: ob ein Autor, der sich nicht nennt, und doch Facta bekannt macht, deren Werth mit dem Gewicht seiner Glaubwürdigkeit steigt und fällt, sich und seine Schrift nicht selbst herabsetzt, und die letztere hiedurch ihres sonstigen Einflusses grösstentheils beraubt; aber der Verlust würde immer unersetzlich und ohne Vergleich grösser als der Nachtheil *gemissbrauchter* Anonymität seyn, wenn man die ersten Versuche des ungeprüften und daher zaghaften Talents durch neugieriges Forschen nach dem, aus Bescheidenheit oder furchtsamer Eitelkeit sich verbergenden, Autor in der Geburt erstickte, und die vielen guten Köpfe, die in Verhältnisse verwickelt sind, welche ihrer Freymüthigkeit Fesseln anlegen, auch noch verhinderte, *ungenannt* neue Ideen zu verbreiten und auf diese Art unentgeldlich den Schatz gemeinnütziger Kenntnisse zu vermehren, deren Auswechselung nicht selten aus *politischen Gründen* unerlaubter Schleichhandel genannt und gelegentlich gerügt wird, wenn die Aufklärung auf Gegenstände fällt, denen die Finsterniss vortheilhaft ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. May 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GOTHA, b. Ettinger: *Theophanis Nonni* Epitome *de curatione morborum*. Graece et latine, ope codicum manuscriptorum recensuit notasque adjecit *Jo. Steph. Bernard.* 1794. XL u. 463 S. 8.

Die letzte und unstreitig vollendetste Arbeit eines der gelehrtesten unter den neuen Aerzten, mit welcher der Verleger gewiss allen Philologen und Literatoren ein sehr angenehmes Geschenk gemacht hat. Der verstorbene Vf. hatte eine besondere Vorliebe für die *neuen* griechischen Aerzte, die sie wahrlich nicht verdienen, da sie mehr oder weniger aus den ältern Vorgängern geschöpft haben. Aber diese sonderbare Vorliebe für die unwissenden Schriftsteller des Mittelalters hat auch selbst unsre Landsleute, *Ackermann* und *Bernhold*, bey ihren gelehrten Arbeiten geleitet. Rec. weiss den Fleiss sehr zu schätzen, den diese Männer auf ihren *Priscian*, *Scribonius Largus*, *Apulejus* und *Apicius* verwandten; aber hätten sie nicht ihren kritischen Fleiss an Schriftstellern eines bessern Zeitalters weit würdiger üben können? Sind *Cassius* der Jatrosophist, *Paul* von Aegina, *Alexander* von Tralles und selbst *Aëtius*; ja ist *Galen* schon so bearbeitet, wie sie es verdienen? Bey jenen neuern sehr gelehrten Ausgaben geht der *praktische* Arzt völlig leer aus. Dieser wird, Rec. muss es leider gestehen, auch aus unserm *Theophanes* nichts lernen. Denn der letztere ist fast der ärgste und gewissenloseste von allen Compilatoren des Mittelalters; und Rec. hat sich sehr darüber gewundert, wie B. sich in der Vorrede gegen diese Behauptung sträuben kann, und doch fast unter jedem Kapitel die Vorgänger angibt, aus welchen *Theophanes* oft wörtlich seine empirische Weisheit genommen. Der Schriftsteller wurde sonst gewöhnlich *Nonus* genannt. In einigen Handschriften heisst er *Theophanes*. In der Vorrede zeigt B., dass er *Nonnus*, ein Mönch, genannt werden müsse. Er lebte im zehnten Jahrhundert, und verfertigte auf Befehl *Constantins VII* πορφυρογεννητος, diese Epitome. Rec. setzt noch hinzu, dass dieser *Theophanes* höchst wahrscheinlich der Πρωτοβεσταρχης gleiches Namens am byzantinischen Hofe war, dessen Georgius *Cedrenus* (Chronic. p. 625. ed. Paris) beym Jahr 917 erwähnt. Die Würde eines Protovestarchen, oder Garderobenmeisters, ward, wie *Constantin* in seinem Ceremonien-Buch selbst, und *Du Cange*, bezeugen, den Leibärzten oft ertheilt. Es wäre überdies zu wünschen, dass B. in der Vorrede kurz den Geist des Zeitalters und die Beschaffenheit der Medicin im Orient zu den Zeiten des *Theophanes* geschildert hätte, wozu ihm seine reiche Belesenheit den besten Stoff dargeboten haben würde.

Der Text selbst, mit gegenüber stehender Version, ist ziemlich treu und richtig abgedruckt. Der Verleger rühmt die genaue Aufsicht, welche zwey junge Männer, *Gumpert* und *Sparr*, auf die Correctur verwendet hätten. In den Noten kommen indessen mehrere Druckfehler vor; besonders ist der bekannte *Balduin Ronsseus* beständig *Rousseus* gedruckt. Dass der Text vollkommen emendirt wäre, können wir nicht geradezu behaupten. *Bernard* konnte vier Wiener, und einen Pariser Codex benutzen. *Ferro* verschaffte ihm Abschriften der ersten, und *Villoison* durch einen Griechen *Cores*, eine treue Copie des Letztern. Diese Pariser Handschrift ist auch unstreitig die richtigste, und der Herausgeber hat, mehrentheils nach ihr, die sinnlosen Stellen verbessert. Aber er hat dies nicht oft genug, und nicht mit hinreichender Freymüthigkeit gethan. Hievon wollen wir Beweise anführen. S. 6. hätte nach συναγωγης nothwendig γραψαι βουλομενος aus dem Pariser Codex aufgenommen werden müssen. Ebendaselbst σαφηνειας πασης, besser σαφ. πασαν την ιατρικην. S. 102. steht das sinnlose κατεωναν im Text. Warum nicht gleich κατκιοναν? S. 120. könnte εὐκρατου τονου ὀντος leicht in ἐυκρατου του νου ὀντος, S. 170. πωματα ἀπαρετοις leicht in πωμ. παρετοις. S. 172. προσεσμουμενον in προσδεσμουμενον. S. 206. κεκαυμενου του σωματος in κεκ. του ὀμματος, S. 214. δια τα ὑγρα in διαιτη ὑγρα umgeändert werden. S. 239. ist sicher μεθ' ὑδατος ausgelassen. S. 328. muss παχυτητας offenbar τραχυτητας heissen. S. 372. ist και κουφιζομενην ganz unverständlich. Warum nicht gleich μη κουφιζομενων? S. 456. ist ὁμοτριβες ἐλαιον augenscheinlich ὠμοτριβες ἐλαιον. An andern Orten ist der Vf. zu keck, und möchte gern etwas ausmerzen, was doch, dem Gefühl das Rec. zufolge, stehen bleiben muss. S. 123. ἐμφορουμενοι των σαρκων, von Wahnsinnigen. *Bernard* glaubt, dieser Ausdruck sey aus einem *Glossema* entstanden. Warum nicht gar? *Lucian* sagt: ἐμφορεισθαι των ὀψων: auch ist dies Wort bey einer unmässigen Begierde zu seltsamen Speisen sehr gewöhnlich. S. 200. will er βαττου φυλλα in βατου φ. verändern. Das möchte hingehn. Doch war das Blatt des σιλφιον, sowohl unter dem Namen μασπετου, als auch unter dem Namen του βαττου bekannt. (*Salmas.* exercit. in Solin. p. 254.) S. 412. versteht *Bernard* das θαλασσοροφον gar nicht. Er lässt es unübersetzt, oder will es in την δια ῥοβων, oder gar in ὠον ῥοφητον verändern. Rec. lässt es stehen; es ist *Sempervivum globosum Jacquin.* ἀειζωον ὁ θασσει τοις ὀροφοις, *quod insidet muris et tectis*: die südliche Hauswurzel.

Was die zahlreichen Noten betrifft, so enthalten sie einen reichen Schatz antiquarischer und philologischer Gelehrsamkeit, den man zwar mit vieler Mühe zu entdecken suchen muss, der aber die darauf verwandte Mühe ansehnlich belohnt. Rec. will auf einige Stellen aufmerksam machen. S. 11. von dem täglichen Salben des Kopfes bey den Alten. S. 16. Dass man in den Bädern allerdings gegessen habe. S. 51. Ueber den Begriff, den man in spätern Zeiten mit dem Ausdruck φυσικη δυναμις verband. S. 67. und an mehrern Orten über die äussern Verhältnisse der Aerzte bey den Griechen. S. 70. Ueber die Sage, dass die Datteln Kopfschmerzen machen. S. 72. Die Sitte sich zu bekränzen, wurde von den Christen anfangs, als heidnisch, verworfen, zu *Sidonius Apollinaris* Zeiten aber wieder angenommen. S. 81. Dass αυτο öfters ὁλον bedeute. Vergl. Il. β. 238. θ. 98. S. 86. und an vielen andern Orten, über die eigenen Fehler der Abschreiber, η in ην, ει in η zu verändern, die Geschlechter zu verwechseln, die Anfangsbuchstaben wegzulassen. S. 108. wird richtig bemerkt, dass die Alten ganz andere Pflanzen unter denselben Namen beschreiben, als wir. S. 130. πολυαρχιον sey διαδημα. S. 134. Ueber den Unterschied zwischen παλαιος und ἀρχαιος. S. 138. καθοδος heisst im Plural auch *vices*. S. 139. Unterschied zwischen χαμινων und νοσων, aus *Chrysostom.* in Psalm. 8. S. 159. Ueber die Schiffsnägel, als *physische* Mittel. S. 161. Im 4ten Jahrhundert untersuchte man die Wunden oft nur mit den Fingern. S. 190. Τζιμουριον, welches *Martius* nicht übersetzen konnte, sey ein *Holzbock*. S. 234. Ueber die Trypheren, richtig durch τα τρυφερα φαρμακα erklärt. S. 244. Die Fabel des Proteus medicinisch und sehr sinnreich erläutert. S. 246. Νυκταλωψ hat eine entgegengesetzte Bedeutung: bald heisst es das Unvermögen am Tage, bald die Unfähigkeit in der Dämmerung zu sehen. S. 340 Ueber den Gebrauch der Hundsmilch. . . Gelegentlich werden auch Stellen in andern alten Werken verbessert, und oft sehr glücklich, z. B. S. 79. *Homer.* hymn. in Apoll. v. 49. και πιοτερη περ ἐουσα in κ' ἠπιοτερη π. ε. *Tryphiodor.* de excid. Il. v. 149. ὡ κεν ἑκαστος in ᾧ κ' ἐκεκαστο. S. 456. *Aret.* acut. II. 8. κατα την ἀρχην in κ. τ. ῥαχιν.

Was aber in diesen Noten vorzüglich Tadel verdient, sind die auffallenden Spuren von Mangel an Sachkenntniss bey dem gelehrten *Bernard*. Die Medicamente hätten die umständlichste Erörterung verdient, und diese übergeht er entweder trockenes Fusses, oder beruft sich statt aller Neuern auf den *Dioskorides* oder *Mattioli*. Ueber die Euphorbien, das Alcyonium, den kyrenaischen Saft erfährt man gar nichts. Offenbare Unrichtigkeiten sind unter andern folgende: S. 134. „Der armenische Stein sey eine Bolus-Erde gewesen." Nichts weniger! Es war mit Bergblau durchzogener Kalkstein, der oft Glimmer und Quarzkörner enthält, und von den Alten, wegen des Kupfergehalts, in geringen Gaben als Brechmittel gebraucht wurde. S. 145. „*Avicenna* solle die Melancholie einen Dämon genannt haben." Nach den schlechten Uebersetzungen des *Alpagus* etc. scheint es wohl so. Aber im Original wird *Dschenun* gelesen, welches bloss den Wahnsinn bedeutet. *Dschenan* aber heisst der Dämon. Man hat also Elif und Wau verwechselt. S. 180. „Die Griechen hätten keinen Zucker gekannt." Nicht unsern Zucker, aber doch ein σακχαρον, oder ἁλς ἰνδικη, μελι καλαμινον das *Tabaschir* der Araber, aus dem Bambus-Rohr hatte man schon sehr früh. Und selbst unsern Zucker, aus dem Zuckerrohr, kannten die spätern Griechen, *Johann*, des Zacharias Sohn, und *Nicolaus Myrepsikus*: denn die Saracenen pflanzten schon zu Ende des zwölften Jahrhunderts das wahre Zuckerrohr in Cyprus. (*Bongars gesta Dei per Francos*, vol. II. p. 270.). . Sehr seicht ist die Anmerkung S. 62. über die ἀναθυμιασις des *Heraklit*. S. 140. hätte leicht manche historische Nachricht über die Vertheilung der Seelenkräfte in einzelne Fächer des Gehirns angegeben werden können. S. 198. glaubt er, dass das σταγμα ῥοδου doch wohl kein destillirtes Rosenwasser, sondern Abkochung sey. Dagegen streitet zu vieles: für den abgekochten Saft hatte man weit mehrere Ausdrücke: aber σταγμα, von σταζω, kommt bey den Alten nie vor, und scheint also eine neuere Kunst der Destillation voraus zu setzen, wovon diese Stelle im *Theophanes* die erste Spur ist. In einem Wiener Codex fand B. unter den Augenkrankheiten die Rubrik περι λοιμωδων ἑλκων. Er hält dies für die *Pocken*. Rec. zweifelt daran, weil man diese Rubrik sonst nicht unter die Augenbeschwerden, sondern unter die allgemeinen Krankheiten geschrieben hätte. S. 50. steht im Texte: βατραχιον πεφρα μεθ' ὑγρας πισσης ἁμα ἀναληφθεισα. Dies ἁμα hält B. für einen Beweis der Neuheit des Schriftstellers, aus welchem *Theophanes* diese Stelle genommen; die Alten hätten in dieser Verbindung allemal ὁμου gesagt. B. erinnerte sich wohl nicht an die Abhandlung des *Aristoteles* περι του ἁμα in den *Kategorien* (p. 46. ed. *Pac.*), wodurch auch dieser Sprachgebrauch, als alt gerechfertigt wird.

Einen sehr nachtheiligen Eindruck macht auch die zwecklose Weitschweifigkeit der Noten, in welchen ohne Geschmack die Parallelstellen der leichtesten und gewöhnlichsten Redensarten, bis zum Ueberdruss, angehäuft sind; z. B. S. 6. sagt *Theophanes* μηδεν κατα δυναμιν των ἀναγκαιων ὑστερουν. B. setzt in die Note: *Marc.* IX. v. 22. ἀλλ' ἐι τι δυνασαι. S. 20. wird der Gebrauch des εἰς mit dem Accusativ, statt ἐν mit dem Dativ, unnöthig gelehrt erläutert. S. 73. weitschweifig die bey den Griechen äusserst gewöhnliche Verwechselung der Numerorum durch Beyspiele bewiesen.

Uebrigens verdient der Verleger Lob, wegen des Aufwandes, womit er dies Werk ausgestattet hat. *Theophanes* selbst ist sicher dieses Aufwandes nicht werth.

WEIMAR, im Industrie-Comtoir: *Asclepiadis Bithyni fragmenta.* Digessit et curavit *Christianus Gottlieb Gumpert.* 1794. 188 S. 8.

Dergleichen Monographien, wie die vor uns liegende ist, *haben ihren grossen Nutzen*, weil die Verfasser derselben, wenn es ihnen sonst Ernst ist, immer viel tiefer schöpfen, und sich mehr in die Details der Geschichte

schichte einlassen können, als es bey Werken, die einen grössern Zeitraum; oder gar den ganzen Umfang der Geschichte beschreiben, möglich ist. Auch hat Hr. *Gumpert* so sorgfältig und treu gearbeitet, und so vorsichtig die Quellen benutzt, dass wir dieses Werkchen im Ganzen immer als ein Muster anpreisen können. Ein vorzüglicher Fehler aber, den er sich zu Schulden kommen lässt, besteht darin, dass er aus Vorliebe für den Schriftsteller, dessen Dogmen er aufstellen will, bisweilen ihm offenbaren Beyfall gibt, wo die Grundsätze desselben doch augenscheinlich irrig sind. Er nimmt ihn z. B. S. 65. gegen den *Galen* in Schutz, wenn *Asklepiades* keine Grundkraft des thierischen Körpers, als die συγκρισις των ὀγκων, annimmt, und scheint die Inconsequenz gar nicht zu fühlen, die darin liegt, dass die ὀγκοι ἀποιοι (*ohne Eigenschaften*) seyn, und doch den Grund aller körperlichen Veränderungen enthalten sollen, und dass, nach dem System des *Asklepiades* und der eleatischen Schule, zu welcher er gehörte, ohne allen Beweis, eine ewige Bewegung der Grundkörperchen statuirt wurde. Dann scheint bisweilen Hr. G. absichtlich die Irrthümer des *Asklepiades* zu übergehen, z. B. bey dem Grundsatz, dass durch die Kunst des Arztes allein die Heilung der Krankeiten vollbracht werde. (*Cael. Aurel.* acut. I. 14.) Ein Grundsatz, der mit den übrigen Meynungen des Bithyniers vollkommen übereinstimmt. Auch verdreht Hr. G. an manchen Orten die eigenthümliche Meynung des *Asklepiades*, um ihr Beyfall zu verschaffen, z. B. S. 65., wo die πορoι die Gefäfse, und die ὀγκοι überhaupt die festen Theile des Körpers vorstellen sollen. Dies ist durchaus dem Sinn des eleatischen Systems entgegengesetzt. Hätte der Vf. *Galen*. de theriac. ad Pison. p. 458. (ed. Basil. graec.) genau angesehn, so würde er in diesen beträchtlichen Irrthum nicht verfallen seyn. Allein alle diese und noch mehrere Fehler können auf den bedachtsamen Leser keinen nachtheiligen Einfluss haben, da Hr. G. mehrentheils treu citirt (S. 140. Not. f. ist ein falsches Citat, statt p. 211. muss es p. 215. seyn,) und der Leser sich also gleich selbst von der Wahrheit oder Falschheit seines Räsonnements überzeugen kann. Die Einrichtung dieser Schrift ist folgende. Zuvörderst werden, *more majorum*, die gleichnamigen Männer, und zwar, welches Rec. sehr billigt, nur die gleichnamigen Aerzte angeführt. Hiebey bemerkt Rec., dass Asklepiades *Pharmacion*, nach verschiedenen Stellen im *Galen*, wirklich scheine später als *Andromachus* und *Dioskorides* gelebt zu haben. Wahrscheinlich gehört er in die Zeiten des Trajan. Den Beynamen eines andern Asklepiades, *Philophysicus*, glaubt Rec. von den *remediis physicis* oder abergläubigen Mitteln (Vergl. Schol. *Aristoph.* Plut. 884. *Reines.* V. L. III. 4.) herleiten zu müssen, welche lange vor dem *Galen* schon in Rom beliebt waren, und die ein gewisser *Andreas* in Gang brachte. (*Galen.* facult. simplic. VI. p. 68.) Ueber das Vaterland unsers *Asklepiades*. In der Isagoge des *Pseudo Galen* heisst er Κιχος. Hr. G. zeigt aber, dass *le Clerc's* Conjectur, der statt dessen ἐκεινος las, nicht ungegründet sey. Zu *Cicero's* und *Crassus* Zeiten kam offenbar *Asklep.* nach Rom, also 100 Jahr vor Christo... Hr. G. scheint den *Plinius* ziemlich willkührlich benutzt zu haben. Er tadelt ihn sehr bitter, dass er den *Askl.* vorher zum Redner macht, und doch ist dies auch aus andern, von Hn. G. selbst nicht verschwiegenen Zeugnissen, so klar, dass man nichts dagegen einwenden kann. Den Ruf des *Mithridats* an *Askl.* nimmt er auf das Zeugniss des *Plinius* an: es fällt also *Askl.* Aufenthalt in Rom wieder auf 100 Jahr vor Christo, und doch verwirft er nachher, was *Plinius* von der *sponsione Asclepiadis cum fortuna facta, ne medicus crederetur, si unquam invalidus fuisset ipse*, sagt. Die Schriften des *Askl.* werden vollständig angegeben... Ueber die Philosophie der Römer zur Zeit des *Askl.* S. 36. sagt er: *Askl.* sey einer der ersten gewesen, der das System des *Epikur* unter den Römern eingeführt habe: und doch behauptet er nachher, *Askl.* sey kein Epikureer gewesen, und das epikurische System habe nie viel Beyfall in Rom gefunden. Was die letztere Behauptung betrifft, so wird diese durch *Cicero's* Schriften hinlänglich widerlegt. Wir berufen uns hier nur auf *fin. bonor. et malor.* I., wo es heisst: *Et quod quaeritur saepe, cur tam multi sint Epicurei, sunt aliae quoque caussae: sed multitudinem hoc maxime allicit, quod ita dici putat ab illo, recta et honesta quae sint, ea facere ipsa per se laetitiam, id est, voluptatem.* Ausser dem epikurischen System hat gewiss der Synkretismus, aber am wenigsten die reine akademische und stoische Schule, Anhänger in Rom gefunden. Nie hatten die Römer Geschmack an speculativer Philosophie; daher war ihnen das System des *Epikur* und der Synkretismus so angenehm. *Asklepiades* selbst aber konnte kein ächter Epikureer genannt werden, und also das System nicht in Rom einführen. Er hatte sicher den Grundsatz des *Heraklides* von Heraklea angenommen, der aber so wenig Epikureer als Akademiker war, obgleich er den *Plato* gehört hatte. *Sprengel* hatte sich (Gesch. der Arzneyk. Th. I. S. 436.) geirrt, wenn er den *Asklepiades* zum ächten Epikurer machte. Auch hat er jetzt schon (Beyträge zur Gesch. der Medic. II. S. 76.) ehrlich widerrufen. Rec. glaubt noch bestimmter angeben zu können, warum *Heraklides* von Heraklea und sein späterer Anhänger *Asklepiades* keine ächte Epikureer seyn konnten. *Heraklides* lebte nemlich lange vor dem *Epikur*, der erst ein Jahr nach *Plato's* Tode geboren wurde. Auch sind die ὀγκοι des *Heraklides* und *Asklepiades* ganz verschieden von den Atomen des *Epikur*: denn die letztern sind unveränderlich, jene aber sind theilbar. Der *locus classicus* hievon ist *Sext. Empir.* adv. physic. II. 318. Es scheint also sowohl *Heraklides* als *Asklepiades* mehr dem System des *Leukippus*, als dem epikurischen, angehangen zu haben. Aber sehr zweifelhaft (Rec. will nicht sagen, irrig,) kommt uns die Idee des Vf. vor, die auch *Ackermann* schon vor ihm vortrug, dass sowohl *Demokritus*, als auch *Epikur* selbst, einen Unterschied der Atome festgesetzt haben, dass nemlich die συγκρισεις vielleicht eine grössere Art von Atomen seyen. Die Stellen, besonders *Lucretius* II. v. 132., sind offenbar von der Entstehung sinnlicher Kör-

per aus unfinnlichen Principien zu verstehen. Rec. erinnert sich auch gar nicht, einen ähnlichen Gedanken der ältern oder spätern Epikureer gelesen zu haben. *Didymus* Zeugniss beym *Eusebius* gilt so viel wie nichts. Die συγκρισεις sind eben die Anhäufungen der Grundkörperchen, wodurch die sinnlichen Korper zusammengesetzt werden. . . S. 75. hätte der Vf. den Ausdruck την ψυχην ειναι την γυμναστιαν των πεντε αισθησεων, der im Geist des *Askl.* ist, aus den *Defin. med.* noch ausführlicher erläutern sollen. Es steckt viel Wahres darin. Endlich gibt Hr. G. die Definitionen und Kurmethoden einzelner Krankheiten nach dem *Askl.* an, worin Rec. seine Sorgfalt ebenfalls bewundern muss. Aber die Erklärung des *Askl.* vom Fieber (*S.xt Empir.* adv. geometr. 5.) bleibt, nach allem, was Hr. G. darüber sagt, unbegreiflich, und vielleicht hat sie *Askl.* selbst nicht verstanden. Was ist ενςασις? Was sind die μερη του ὑγρου και πνευματος, ὰ συνηραυισχι δι' αιωνας ανηρεμητα? Auch sind merkwürdige Stellen des *Askl.* über die Alopecie und über die Verrenkungen aus innern Ursachen, abgedruckt.

Der lateinische Ausdruck ist rein und richtig. S. 124. kommt ein barbarisches Wort, *miscela*, vor, welches wenigstens keine Auctorität hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Thomas: *Antoinette.* Ein Roman aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. 1794. 246 S. 8.

Ein Roman von ganz gewöhnlichem Schlage, voll Abentheuer, Unwahrscheinlichkeiten und Abgeschmacktheiten, die nur einen Neuling in dieser Art von Lectüre einen Augenblick unterhalten können. Die geringste Unwahrscheinlichkeit ist, dass eine tugendhafte Frau ihren Liebhaber des Nachts in ihre Kammer bestellt, um ihn abzudanken; aber was soll man zu dem Glücke dieses nemlichen Liebhabers sagen, welcher am Tage den ihm unbekannten Vater seiner Geliebten aus den Handen von Raubern rettet, in der darauf folgenden Nacht ihren Bruder, den er eben so wenig kennt, gegen den Ueberfall von Banditen vertheidigt, ihren Gemahl aus der feindlichen Gefangenschaft, und endlich sie selbst aus einem Gefängnisse befreyt, in welchem sie ihren Tod erwartet? – Zu den Abgeschmacktheiten gehort unter andern die Erscheinung eines Geistes, welcher Rache gegen seinen Mörder fodert, sich in einer rührenden Rede bey seinem Racher bedankt, und ihm zur Dankbarkeit die Stunde seines Todes voraussagt; eine Verurtheilung zum Tode ohne alle Beweise einer Uebelthat; ein Novize, welcher Beichte hört u. dgl. m. Dass diese Siebensachen eine Uebersetzung, (wahrscheinlich aus dem Englischen) sind, verschweigt der Titel; obschon der Inhalt, die Art des Vortrags, und der deutsche Ausdruck selbst gar bald zum Verräther werden. In folgenden Perioden zum Beyspiel erkennt man den schleppenden Stil einer englischen Romanschreiberin: S. 8. *Da nun* die schöne Antoinette *war zu* gewohnt war, dem Beyspiele ihres Gemahls zu folgen, und den Marquis weiter nicht kannte, als nach der Schilderung, die *ihr ihr* Gemahl von *ihm gegeben* hatte; *so war wohl* nichts natürlicher, als dass sie ebenfalls eine sehr günstige Meynung von ihm hegte u. s. w. S. 41. Er war überzeugt, dass das Kammermädchen der Gräfin, dem er, *als dessen Liebling*, manches ansehnliche Geschenk gemacht hatte, etc.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Leipzig*, b. Heinsius: *Versuch über die Einrichtung einer Dorfordnung* auf Veranlassung der von Sr. kurf. Duchl. zu Sachsen deshalb bekanntgemachten Preisaufgabe von *Carl Gottfr. Theodor Chlodenius*, Accisinspectorn, Senatorn und Rechtsconsulenten zu Hayn. 1791. 70 S. 8. (3 gr.) — Die Einrichtung einer Dorfordnung ist unstreitig von gutem Nutzen, wenn dabey vorsichtig genug zu Werke gegangen wird, damit nicht geringe Uneinigkeiten, die sonst hätten gütlich abgethan oder vergessen werden können, dadurch, dass etwas darüber zu Papier gebracht werden soll, (womit der Landmann eine für ihn wohlgegründete Wichtigkeit verknüpft,) zu Streitigkeiten und Processen Anlass geben. Der gegenwärtige *Versuch*, (der besser *Anleitung* heissen könnte,) ist in der ersten Person an den Bauer gerichtet, gibt ihm *Faulheit* und *Dummheit* (S. 21.) Schuld, wenn er verlorne Erb-, Fluhr- und Dienstbücher nicht herstelle, nennt S. 27. ein ordentlich eingerichtetes Gemeindebuch das *Orakel* des ganzen Dorfs, belehrt ihn (S. 29 bis 35.) über die Mängel seiner Viehwirthschaft, dergestalt, dass die hier geäusserten seichten Vorschläge *Gemeindegesetz* werden sollen, und sagt (S. 11.): „Gelehrte und erfahrne Wirthschafts„verständige haben, besonders seit den letztverflossenen zehn Jah„ren, so viel zu Emporbringung eurer Feld- und Viehwirth„schaft im Drucke bekannt gemacht, dass, wenn ihr nur nach diesen „weisen (?) Regeln hättet handeln wollen (?), ihr vielleicht dem „Ziele der Vollkommenheit (?) nahe seyn, und euch des besten „Zustandes würdet haben erfreuen können." Es ist so leicht nicht, mit dem Bauer zu reden, wer ihn wie ein Kind behandelt, über den lacht er, aber er folgt ihm nicht. Der Vf. hat die Schwierigkeiten in der Vorerinnerung gefühlt, aber nicht vermieden.

Nach dem Vorschlag des Vf. soll ein Gemeindebuch in 4 Abschnitten 1) von den Personen und Einwohnern des Dorfs, deren Obliegenheiten und Diensten, 2) von den Besitzthümern, Grundstücken, Fluren und Grenzen, 3) von dem Viehstande (eigentlich wohl bloss vom Triftrechte), und 4) von allerley nöthigen Dorfnachrichten handeln. Die drey Beylagen gewähren ältere Beyspiele von Dorfordnungen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. May 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien, b. Schmidt: *Magazin der Kunst und Literatur.* Erster Jahrgang. I—IV. B. 1793. Zweyter Jahrgang. I—IV. B. 1794. 8.

Die beiden grossen Gegenstände, die in diesem Magazin der Kunst und Literatur in Betrachtung gezogen werden, sind *die Illuminaten* und *die französische Revolution.* Die Meynung des Herausgebers (Hn. *Hofstätters* in Wien) und der übrigen Vf. besteht kürzlich darin: es existirt, im buchstäblichen Sinne des Worts, eine *Verschwörung* der Philosophen und Schriftsteller, deren Ursprung sich wohl noch über das Zeitalter des *Pomponatius* hinaus setzen läfst, und die zur Absicht hat, alle bürgerlichen und kirchlichen Verfassungen umzustossen, dagegen aber den dogmatischen Atheismus und die — Universalmonarchie einzuführen. In unsern Tagen ist es insbesondere der Illuminatenorden in Deutschland, den man als den Mittelpunkt jener Verschwörung ansehen muss, indem dieser Orden die ganze Literatur (mit Einschluss der A. L. Z.) beherrscht, und da, wie man hier mit Erstaunen erfährt, sogar der Plan zur französischen Revolution von zwey deutschen Illuminaten herrührt, die deswegen eigens nach Paris gereiset sind. — Eine ausführliche Widerlegung dieser finnreichen Hypothese wird man von einem Rec. der A. L. Z. nicht erwarten. Wir beschränken uns vielmehr auf einen blossen Bericht, wobey wir die eigenen Worte der Vf., so viel als möglich, beybehalten wollen.

Erster Jahrg. 1—6. Heft. Einige Artikel, die Kunst betreffend, können wir füglich überschlagen. Es sind sehr wortreiche Beschreibungen von Gemälden, woraus wenig zu lernen ist; auch findet man deren nur in den ersten Stücken. — *Gleichheit der Menschen.* Es wird, mit gehöriger Umständlichkeit, dargethan, dass die Menschen auf eine sehr natürliche Weise in einen Zustand der Ungleichheit gekommen sind. Ganz gut. Allein die Gegner sagen, man frage nicht, was *geschehen*, sondern was *Rechtens* ist. Dieser Aufsatz ist übrigens mit einer Mässigung geschrieben, wogegen das gleich folgende sonderbar absticht. Hr. *H.* empfiehlt sehr andringend „eine allgemeine Menschen„liebe, frey von dem schändlichen Geiste der Verfol„gung, von der gräslichen Sucht zu verläumden und „anzuschwärzen, und von den *Traumgesichtern* (en) „*angeblicher Verschwörungen* etc.“ — *Religionsduldung.* Hier kommt nun die obgedachte Verschwörung schon zum Vorschein. Hr. *H.* fängt gleich mit dem Satze an: „Es gab Jahrhunderte, in welchen durch Intoleranz „die Throne(en) erschüttert wurden; heute stürzen „sie *durch Duldung* ein.“ — „Ich verstehe die Men„schenfreundin unter der frommen Maske, die alles dul„det, nur das Christenthum nicht u. s. f.“ Was für ein Christenthum zunächst gemeynt sey, zeigt sich bald hernach. „Die Bischöfe standen noch in einem engen „Bande mit dem Haupte der Kirche — — und *Män„ner aus verschiedenen Orden* hatten noch Zutritt in „den Häusern der Grossen, so wie sie von dem Volke „geehrt und geliebt wurden.“ Sobald nun aber die Prärogative des Pabstes eingeschränkt, und die Mönche um ihr Ansehen gebracht waren, so war, wie jedermann von selbst sieht, nur noch ein Schritt bis zum Atheismus und zum Umsturz aller Staaten. (Hr. *H.* eifert hiebey gegen *die Feigheit des Volkes* in Frankreich, das sogar ruhig zusah, als sich die constituirende Nat. Verf. an den *Einkünften* der Geistlichkeit vergriff.) — *Die Universalmonarchie.* Wird des Weitern erzählt, wie es die Philosophen anstellten, um sich den Weg zur Universalmonarchie zu bahnen. Einer ihrer schlimmsten Streiche war, dass sie ihr eigenes Project einem *ohnmächtigen* und *wehrlosen* Orden (den Jesuiten) untergeschoben, und sodann dessen Aufhebung bewirkt haben, „weil sie wohl wussten, wie *kräftig* er (der obenge„dachte *ohnmächtige* Orden) sich dem Unfug entgegen„gestemmt haben würde.“ Hr. *H.* spricht von den Jesuiten nie anders, als mit Begeisterung. Als eine literarische Merkwürdigkeit führen wir noch die Perioden S. 176 ff. an, weil sie wahrscheinlich die längsten in deutscher Sprache sind. — *Unterricht, Irreligiosität und Atheismus zu verbreiten, an die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts.* Diese geheime Instruction, die den Oberhäuptern der Verschwörung selbst in den Mund gelegt wird, ist mit unter ziemlich stümperhaft und albern. Bemüht euch fürs erste, heisst es, Bischöfe, *Mönche* und *Nonnen* lächerlich zu machen. „Dann „seyd unbekümmert, ihr habt *die wahre Toffana* ge„reicht; Religion, Gewissenszwang, Aberglauben und „Moralität (das hat Hr. *H.* alles in Einem Sacke,) stirbt (sterben) allmählich dahin u. s. f.“ Die Religions- und Thronenstürmer werden angewiesen, sich mit Protestanten und Jansenisten (sogar die abgeschmackte Neckerey mit den letzteren kann Hr. *H.* nicht unterlassen,) genau zu verbinden; und im Uebrigen werden ihnen *Aufklärung, Toleranz* und *Pressfreyheit*, als die eigentlichen Mittel, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, eifrig empfohlen. — *Die Seelengrösse.* S. 250. erhält Ludwig XIV wegen der Aufhebung des Edicts von Nantes den gebührenden Lobspruch. — *Die Aufklärung.* Nach Hn. *H.* ist unsere Aufklärung grösstentheils nichts als Täuschung und Betrug. „Keinem Weisen ist es je in „den

„den Sinn gekommen, dem Volke in allen Stücken „wahre Aufklärung zu geben." Die Griechen und Römer waren aufgeklärt: „allein ihre Bemühungen gin- „gen weder auf religiöse Meynungen, noch auf Grü- „beleyen über Staatsverbesserungen hinaus." (Gut gesagt, Hr. *H.!*) Unsere Schriftsteller klärten das Volk auf, um es gegen Kirche und Staat aufzuwiegeln, und dann dessen Herren zu werden. Das ist auch der Grund, wie Hr. *H.* versichert, „warum man die Leute so flei- „ssig *lesen lehrt.*" Hr. *H.* gehört bekanntlich zu den Schriftstellern, welche die neumodischen Schimpfwörter *Aufklärung*, *Aufklärer*, auch wohl *Aufklärerling*, immer in Bereitschaft haben, um diejenigen, die sie noch für etwas Schlimmeres, als für Diebe und Mordbrenner wollen gehalten wissen, damit zu brandmarken. Hiernächst will aber unser Vf. auch gar viel Neues und Gründliches über diesen Gegenstand vorgebracht haben. Allein wenn man seine verwirrten Vorträge von allem Nichtssagenden, Schiefen, Uebertriebenen, oder gänzlich Unvernünftigen gereinigt hat; so bleibt höchstens etwa der magere, und hoffentlich doch nicht neue, Satz zurück, dass die Aufklärung gemissbraucht werden könne. Das Wenige, was von seinen Gedanken sonst noch haltbar ist, trifft vielleicht eine gewisse Periode der französischen Literatur, aber gewiss nicht die deutsche, wenn man anders nicht einige, grösstentheils sehr unbedeutende, Schriftsteller für die deutsche gelehrte Welt ausgeben will. *Die bürgerliche Freyheit. Ein Gespräch.* Der Vf. beweist seinem Freunde *A.*, einem Manne von wunderbar langsamen Begriffen, dass „die natürliche Frey- „heit durch jede Staatsverfassung eingeschränkt wer- „de." Die Vf. stellen sich, als ob sie überhaupt die ersten wären, die dergleichen tiefsinnige Sätze auch nur berühren. Allein der Leser müsste in seinem Schulunterrichte sehr vernachlässigt worden seyn, wenn er hier etwas Neues erfahren sollte. Hierzu kommt noch, dass die Vf. sogar nichts von der Gabe der Popularität besitzen, und also, schon deswegen, für die ungebildete Classe der Leser eben so wenig geniessbar sind, als für die Unterrichteten. — *Was hat das Volk an der Seine durch seine blutige Revolution gewonnen?* Aufsätze, wie dieser, haben den Vff. gewiss nicht den Widerspruch vernünftiger Männer zugezogen. Man wird das meiste von dem, was hier gesagt ist, gern unterschreiben, wenn man auch wünschen muss, dass es besser und instructiver gesagt seyn möchte. — *Beyträge zur Geschichte der französischen Gewissensfreyheit.* Angeblich aus Dijon. — *Der Funke*, eine Ode von *L. L. Haschka.* Die gewöhnlichen Gedanken der Vf. des Magazins von einer philosophischen Conjuration, in Verse gebracht. Die Vf. berufen sich hiebey häufig auf Burke, Rehberg, Girtanner u. a. Allein wenn diese Männer sagen, dass Schriftsteller, namentlich Voltaire, die Encyklopädisten und Rousseau, einen Einfluss auf die französische Revolution gehabt haben; so ist doch das keine *Verschwörung*, nach der ausschweifenden Vorstellungsart der Vf. d. M. — *Sind die Menschen seit Entstehung der Buchdruckerey besser und gesitteter?* Anfangs, und so auch am Ende, scheint Hr. *H.* zwar gestehen zu wollen, dass die Buchdruckerkunst eine nützliche Erfindung sey: aber was er im Allgemeinen etwa zugibt, nimmt er im Einzelnen durchaus wieder zurück. Die Ausbreitung der Bücher soll sogar wenig Gutes, und so unendlich viel Böses gestiftet haben, dass man nach Hn. *H.* Meynung, diese Erfindung nothwendig für höchst verderblich halten muss. Alles Gute, was man etwa noch den Wissenschaften und den Büchern zuschreiben möchte, weiss der Vf. aus ganz andern Gründen zu erklären; ja er findet es sogar *lächerlich*, dass sich die Schriftsteller für wichtig genug halten, um irgend eine heilsame Veränderung in der Welt hervor zu bringen. Hingegen gibt er dieselben Bücher und Schriftsteller beynahe für allmächtig aus, wenn es darauf ankommt, die Welt umzukehren. Mit eben so viel Consequenz spricht Hr. *H.* die Religion, (sogar die in Aberglauben ausgeartete Religion,) und die Priester, von allen *etwanigen* Uebeln los, welche die Welt in den finstern Jahrhunderten gedrückt haben, während er alle Zerrüttungen und Greuel eines aufgeklärten Zeitalters der Philosophie und den Gelehrten, ganz unbedingt, beymisst; ohne zu bedenken, dass dasjenige, was er zur Rechtfertigung der erstern anführt, von den letzteren eben so wohl, und noch eher, gelten müsste. — Dieser ganze Aufsatz verräth einen solchen Grad von Unwissenheit und Unverstand, und zugleich eine so verkehrte Sucht zu witzeln und am unrechten Orte Possen zu treiben, dass man ihn nicht ohne einen lebhaften Widerwillen gegen den Vf. durchlesen kann. Nur einige Proben. „Auch ohne die Vortheile der Buchdruckerey würden *Könige* und *Minister* noch so viel darauf wenden können, aus den geschriebenen Büchern, *so lange es ihnen behagen würde*, sich eben so gut als aus *gedruckten* zu belehren." „Nur so viel weiss man, dass sie (die *Druckerey*) ihr möglichstes beygetragen hat, einen der gütigsten Könige zu schlachten etc." — „Zeiget immer auf die Bluthochzeit hin; ein Schwall von Schmähschriften, durch eure Pressen umhergestreut (?), hat sie herbeygeführt." — Die *Kreuzzüge* nennt Hr. *H.* ein *sehr weises* Unternehmen; er beklagt nur, dass sie nicht mit mehr Eintracht und *Anstrengung* geschehen sind. „Die *Inquisitionskerker*," sagt er, „sind ein anderer Ge- „genstand, den unsere Aufklärer in ihren *ritterlichen* „Ausfällen auf Religion *liebgewonnen* haben." — „Im- „mer klage man wider (über) die Strenge dieses Ge- „richts, aber *ihr dankt Spanien seine Erhaltung!* Wenn „es in der Folge weiter, *als es unsere Aufklärer ertragen* „*können*, um sich griff, wenn es sich in seinen Urtheilen „*übereilte* u. s. w.: so ist ihm das Loos aller menschli- „chen Dinge zu Theil (ge) worden, die oft in ihrer „Entstehung *wohlthätig*, und in ihren Fortschritten „*nachtheilig* sind." „Inzwischen ist es auffallend, dass „Spanien von dreyssigjährigen Kriegen etc. freyge- „blieben ist, indess *anderswo* zwar kein Gericht den „Holzstoss gezündet, aber *die Gewissensfreyheit* Millio- „nen Bürger geschlachtet, volkreiche Städte einge- „äschert hat u. s. f." — *Eine Nachricht über* (?) *die französische Revolution, merkwürdig für Deutschland.* Das Resultat dieser wundersamen Nachricht wird so aus-

ausgedrückt: „Nicht die Franzosen sind also die eigentlichen Erfinder des grossen Projects, die Welt umzukehren; diese Ehre kommt *den Deutschen* zu. „Aus „dem in Deutschland entstandenen, (und jetzt mehr als „jemals ausgebreiteten) Illuminatismus sind die *Comités „politiques* entstanden, die dem Jacobinerclubb sein Da„seyn gegeben haben." Hier fangen nun auch die namentlichen Denunciationen an, die in der Folge immer zahlreicher werden. So findet man neben Orleans und Marat auch die Namen: Teller, Archenholz, Schlözer, Nikolai u. v. a. Wir machen es uns zum Gesetz, diese elenden Angeberlisten überall mit Stillschweigen zu übergehen. — *Anekdoten von der constitutionellen Hierarchie in Frankreich.* Das Geschichtchen S. 209. schmeckt etwas stark nach der Legende. Zu welchem Gebrauche dergleichen Dinge unter das Volk gebracht werden, lässt sich übrigens errathen. — *Commentar über zwey merkwürdige Abschnitte aus Tolands Pantheisticon.* Woraus erhellen soll, dass sich die mehr besagte philosophische Conjuration zu Anfang dieses Jahrhunderts schon sehr weit ausgebreitet hatte, indem die Grundsätze der heutigen Illuminaten und Jacobiner in der angeführten kleinen Schrift von Toland bereits zu finden seyen. Uebrigens thut Hn. H. das Geheimniss einer esoterischen Philosophie, das er hier entdeckt haben will, sehr gute Dienste, um jeden, auch den orthodoxesten, Schriftsteller oder Religionslehrer, sobald er nur will, verdächtig zu machen. *Was werden die Niederlagen der Jacobiner fruchten?* Da die Gesellschaft der Jacobiner in Frankreich, nach der Meynung des Hn. H., nur ein unbeträchtlicher Theil einer *allgemeinen geheimen Verbindung* ist; so wäre es vergebens, dieselbe im offenen Felde besiegen zu wollen. Der Vf. weiss ein Mittel, womit er aber ungemein zurückhaltend ist. Worin es bestehe, werden wir in der Folge etwas deutlicher vernehmen. — *Azan, oder die drey Inseln. Eine Erzählung.* (Wird fortgesetzt.) Die alten, immer wiederkommenden Gedanken des Vf., etwas anders aufgestutzt. Wir übergehen solche Artikel lieber ganz. Man muss ein Rec. seyn, um sich durch diesen Schwall von nichts sagenden Phrasen durchzuarbeiten. Ein paar schiefe oder schlechtverstandene Grundsätze, einige unbegreifliche Grillen, die für wichtige Entdeckungen ausgegeben werden, einige ausschweifende oder schwer zu errathende Projecte, und dieses alles in einer äusserst affectirten, widerwärtigen Schreibart vorgetragen; das ist der schriftstellerische Charakter dieses Magazins, dessen Vf. als die Gegner der gefährlichsten und glänzendsten Genies unter den Franzosen, Deutschen und Engländern auftreten.

7 — 12. Heft. *Ueber die Mittel, einer geheimen Verbindung zur allgemeinen Umwalzung entgegen zu arbeiten.* Angeblich an den Herausgeber, in der That aber, wie leicht zu sehen ist, von ihm selbst. Nach den üblichen Complimenten, (woran es sich Hr. *H.* nirgends fehlen lässt,) tritt er mit dem oben erwähnten geheimnissvollen Vorschlage etwas mehr ans Licht. Man merkt, dass es ihm Ernst ist, und dass er damit durchzudringen hofft. Der Vf. geht von dem Grundsatze aus: „*Wie die Religion durch Reinigung, so wer„den Staaten durch Verbesserungen umgewälzt.*" Man sucht zuerst das Volk *auf Kosten des Adels* und der Unterordnung zu *erleichtern:* „das ist der erste Schritt. „Das Volk wird zu kleinen Empörungen aufgelegt" u. s. w. — Sein Rath ist also: *principiis obsta!* Die Unterdrückung der Denkfreyheit, die Einschränkung der Presse, (bemerkenswerth ist es, dass diese Leute gelegentlich selbst sehr bitter über Presszwang klagen,) und sogar die Inquisition, obschon sie ihr Gutes haben mögen, hält Hr. H. in dieser Absicht doch lange noch nicht für hinlänglich. Das Mittel, das er vorschlägt, ist eine *geheime Gegenverbindung.* Ueber die nähere Einrichtung einer solchen Verbindung lässt er sich natürlich nicht heraus. Er dringt fürs Erste nur auf die Errichtung einer *Cassa*, wozu der begüterte Adel, die bepfründete Geistlichkeit u. s. w. nach Vermögen beysteuern sollen. Hiernächst macht er auf den Umstand aufmerksam, dass auch die Propagande „Schriftsteller „*in den Sold genommen*, und dabey keine Kosten ge„spart habe." S. 41. erfährt man noch, dass, *vor kurzem* (?) ein ähnlicher Entwurf, Hr. *H.* weiss nicht, ob aus Gemächlichkeit oder aus Unvorsichtigkeit, von der Hand gewiesen wurde. Wir wollen hoffen, dass es ihm seitdem besser gelungen ist! — Folgende Stelle gegen die Denkfreyheit kann zugleich für eine Probe der launichten geist- und geschmackvollen Manier unsers Vf. gelten. „Es wäre in der That ewig Schade, „wenn ihre Freyheit zu denken beeinträchtigt würde; „woher kämen uns auch sonst die schönen Missgebur„ten von Irreligion, von Sittenverderbniss u. s. f. Oh„ne diese *selige* Freyheit hätte das edle Volk (die Fran„zosen) die Fesseln der Menschlichkeit und Religion nicht „so grossmüthig entzwey gerissen, hätte seine Brüder „nicht menschenfreundlich *gebraten*, hätte das Blut der „Geschlachteten nicht getrunken, *nicht gegessen das „Fleisch der Gebratenen*, und mit den Eingeweiden der „Röchelnden ihre Heldenschläfe nicht umschlungen" etc. — *Ueber die rothe und blaue Loge.* In dem hier angeführten Eid der sogenannten rothen Loge liest man mit Entsetzen die Worte: „Ich schwöre, die *Aqua Tof„fana* in Ehren zu halten, als ein *sicheres, fertiges und „nothwendiges Mittel, die Erde zu reinigen.*" Wenn nun ferner behauptet wird, dass diese Loge in Deutschland ihren Sitz, und auf beynahe *dreyssig deutsche Höfe* Einfluss habe, dass schon *mächtige Fürsten* eingeflochten seyen etc.: was soll man von einem Journal denken, das dergleichen aus der Luft gegriffene, wenn nicht vielmehr absichtlich erdichtete, Nichtswürdigkeiten ausbreitet, unter dem feinem Vorwande, „dass „die Zeit die etwa falschen Züge wohl auswischen „werde." — *Ueber Aufklärung, zwey Gespräche.* Der Unterschied, den Hr. *H.* zwischen Aufklärung und Aufklärerey angibt, ist äusserst dürftig, und führt zu nichts. Wo Aufklärung seyn soll, da muss auch der Missbrauch derselben wenigstens möglich seyn. Wenn der Staat eine Einschränkung der Federn für nöthig hält, so geschieht dies, wie bisher, am füglichsten vermittelst

 einer

einer vernünftigen Cenfur. Hr. H. geht auf lauter unerhörte Projecte aus, wobey fich nichts Kluges denken läfst; es fcheint faft, er wolle fich zum Aufklären *privilegiren* laffen. Beyläufig (S. 195.) werden die Jefuiten als Mufter der ächten und rechten Aufklärung vorgeftellt, und zugleich (S. 107.) in Rückficht auf diefen Orden verfchiedene Winke gegeben, mit deren Auslegung wir uns nicht aufhalten wollen. — *Das Sittenverderbnifs*. Ein förmliches Pasquill auf eine der vorzüglichften deutfchen Univerfitäten, die gleich in den erften Zeilen als *moralifche* Mördergruben charakterifirt werden. Was übrigens die fehr katholifchen Vf. des M. für eine befondere Verpflichtung haben, für die Aufrechthaltung der *reinen lutherifchen Lehre nach der unveränderten Augsburgifchen Confeffion* etc. zu wachen, ift fchwer einzufehen. — Als ein Pröbchen von dem Witze der Vf. in Verfen, und zugleich von den Freyheiten, die fie fich auch wohl gegen Regierungen herausnehmen, folgendes Epigramm:

Fr. Warum, Herr! *pred'gen* Sie nicht gegen die Franzofen,
Und denken diefer Mörder nicht im *Kirchgebeth?*
Antw. Das Minifterium *ift ohne Hofen*,
Und *unfer Hof* ift für *Neutralität*.

Deutfchlands Völker an Deutfchlands gute Fürften. Ein blutdürftiges Gefchrey um eine allgemeine Profcription der Illuminaten, zu denen, wie man weifs, jedermann gezählt wird, der, aus was immer für Gründen, nicht ganz nach dem Sinne der Vf. ift. — *Ueber einige Stellen in der Minerva.* Es wird dem Hn. v. Archenholz fehr übel genommen, dafs er die zwecklofe Graufamkeit eines öfterreichifchen Soldaten gerügt hat, u. dgl. — *Disharmonie der Propheten.* Zwey Stellen, (eine aus Voltaire's Correfpondenz, die andere von Helvetius,) welche eine Ankündigung der Revolution enthalten follen, und wovon die letztere offenbar vielmehr das Gegentheil ausfagt. Allein Hr. H. weifs die beiden Schriftfteller durch eine ungemein künftliche Conjectur zu vereinigen. — *Die Parallelen.* Hr. H. gibt, nach dem Mufter des Gemeindeprocurators von Paris, in 10 Numern die Merkmale an, woran man erkennen foll, ob jemand ein heimlicher Jacobiner ift; wobey er denn, wie billig, feine künftigen Rec. nicht vergeffen hat. — *Ueber das Recht des Staats, den öffentlichen Unterricht anzuordnen.* Hr. H. erklart fich die Zweifel, die im XVIten Th. des *Revifionswerkes* in Abficht auf diefes Recht geäufsert werden, aus dem Umftande: dafs zu der Zeit, als Hr. Campe fein Bedenken niederfchrieb, Cuftine und Dumourier fich den Grenzen Deutfchlands genähert hatten! — *Schreiben an den Herausgeber*, von Hn. *Hafchka*, das mit den Worten anfängt: „Glück zu, l. F., der erfte Jahrgang ift geendet, *nützlich für Ihre Lefer, rühmlich für Sie!*" — *Die Antwort des Herausgebers* enthält eine befcheidene Anerkennung feiner eigenen Verdienfte, und die Verficherung, dafs er völlig fo fortfahren werde, wie er angefangen hat.

(Der Befchlufs folgt.)

Von folgenden Büchern find neue Auflagen erfchienen:

Berlin, in der Voffifchen Buchh.: *Friedrichs des Zweyten, Königs von Preuffen, bey feinen Lebzeiten gedruckte Werke*, A. d. Franz. überfetzt. 4ter Th. N. A. 1794. 416 S. 8.

Frankfurt u. Leipzig, b. Brönner: *Biblia, das ift die ganze heilige Schrift A. und N. Teftaments*, nach der deutfchen Ueberfetzung D. Martin Luthers mit jedes Capitels neuen Summarien und auserlefenen richtigen Schriftftellen, und mit einer kurzen Anweifung, wie die heilige Schrift zur Erbauung zu lefen D. *J. Ph. Frefenii*. 14te Aufl. 1794. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Prefsburg*, b. Landerer: *Befchreibung der Feyerlichkeiten bey der erwünfchten Krönung Sr. jetzt fo glücklich als weife regierenden Kaif. Königl. Apoftol. Majeftät, Leopold des Zweyten*, den 15. Nov des 1790ften Jahres, in der Königl. freyen Krönungsftadt Prefsburg. 1790. 51 S. 8. Obgleich fchon in *Schwandtners* Scriptt. Rer. Hungaric. Tom. II. ausführliche Befchreibung von den Krönungsfeyerlichkeiten *Karls VI* und *Marien Therefiens* eingerückt find; auch *Windifch* in feiner Geographie des Königr. Ungarn, fie nicht vergeffen hat überhaupt anzuzeigen: fo ift doch auch gegenwärtige Nachricht nicht überflüffig, da theils manche kleine Verfchiedenheiten fie vor den ältern auszeichnen; theils das Cerimoniel an fich ein Denkmal von mancherley Rechten und Sitten der Nation abgiebt. Nur hätte die alte, nunmehr in Ungarn felbft hinlänglich berichtigte Erzählung, dafs der Pabft *Sylvefter II* dem heil. *Stephanus* die königl. Krone überfandt habe, nicht S. 4. wiederholt werden follen. In der übrigens ziemlich gut abgefafsten Befchreibung hätte S. 43. anftatt *fchmackhaft beleuchtet*, und S. 47. *fchmackhaft gekleidet, gefchmackvoll* gefetzt werden follen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. May. 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIEN, b. Schmidt: *Magazin der Kunst und Literatur* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.)

Zweyter Jahrgang. Dieser ganze Jahrgang enthält wenig Neues. Es sind immer dieselben Grundsätze und Behauptungen, wo möglich noch schlechter und weitschweifiger vorgetragen. Die persönlichen Ausfälle auf deutsche Schriftsteller werden mit immer steigender Erbitterung fortgesetzt. Diese gehören nicht vor das Forum der Kritik, und das Uebrige ist fast durchgehends unter derselben. Wir können uns daher in dem Folgenden kurz fassen. — 1 — 6tes *Heft. Spartacus.* Gegen den Artikel dieses Namens in der *Encyclopedie methodique* und gegen *Saurin.* — *Revision einiger neugemachten Entdeckungen im Reiche der Wahrheit.* Wider einen Aufsatz im *Schleswigischen Journal.* Der Vf. spricht völlig in dem Ton eines Mannes, der an der Spitze und im Namen aller Völker und Regierungen Europens, das Wort führt. — *Miscellen*, worin sich Hr. *H.* beyläufig mit Cicero und Bacon vergleicht, und zu verstehen gibt, dass diese Männer von der Philosophie nicht besser dachten, als er. — *Lamballe*, von *L. L. Haschka.* Diese Ode nimmt, mit den Scholien, (denn Hr. *H.* pflegt sich immer selbst zu commentiren,) 43 Seiten ein. Nur Einen Zug!

> Dünkel ist der Götze *von heut* mit schwindelndem Kopfe,
> Leerer Scheitel (!) und *weit*
> *Aufgerissenem Maul*, aus welchem die Gauche des Schimpfes
> *Armsdick* sprudelt —

Geschichte der neuen Androgynen. In einer Reihe von Briefen. Hier wird nun die Verschwörung der Philosophen im Zusammenhange vorgestellt. Die witzige Benennung *Androgynen* ist, man sieht freylich nicht recht wie oder wozu, aus dem Plato entlehnt. *Kant* soll den Conspiranten gegenwärtig das seyn, was ihnen Aristoteles im sechzehnten Jahrhundert war u. s. w. — *Ueber Aberglauben und Vorurtheil.* Die Hinfälligkeit der menschlichen Vernunft, der Widerstreit der Meynungen u. s. f. wird in ein starkes Licht gesetzt. Der Vf. spricht von einer „*einzelnen*, jedem einzelnen Menschen eigenen Vernunft, die so verschieden in ihrer *Entstehung*, in ihren Wirkungen ist" u. dgl. Hieraus sieht man schon, wie gewagt es sey, gewisse Meynungen für Aberglauben zu erklären. Indessen glaubt der Vf. doch, dass *etwas* geschehen könne; nur komme alles darauf an, wer dabey die Hand im Spiele hat. S. 290. wird dem Domitian wegen der Vertreibung der Philosophen ein Compliment gemacht, wovon sich unsere Regierungen vermuthlich ein Beyspiel nehmen sollen. — *Offenbarung einer Gans* (?). Das Ding soll eine Satire auf die Schriftstellerey, oder wohl gar auf die Schreibekunst seyn. — *Rede über den Illuminatenorden.* Nur ein Blümchen aus dieser Rede. „In Lyon machte man einen *Esel* zum Erzbischof; und erzeigt man nun *eine eben so verdiente Ehre* dem Redacteur der oberdeutschen A. L. Z., so ist hoffentlich in wenig Jahren unser deutsches Vaterland *sanscülottisirt.*" — *Das zweygehörnte Thier.* Ueber eine kleine Schrift von dem protestantischen Prediger *D. Klesch*, (Merseburg 1686.) worin ein Ludwig XVI als das apokalyptische Thier und als der letzte französische König vorgestellt wird. (Kl. setzt jedoch seinen Ludwig ins J. 1720.) Darüber läfst sich nun der Vf in einem äusserst abgeschmackten, beissenden Ton, gegen diesen armen Schwärmer sowohl, als gegen die Protestanten überhaupt, heraus. S. 247. sagt er geradezu: „die Menge der Propheten von gleichem Schlage bringt mich auf die *sehr natürliche* Vermuthung, dass sie vorhersagten, was *sie wünschten*, oder wozu sie allmählich *vorbereiten* wollten;" und eben daselbst: „Die Erfinder dieser Weissagung hatten *gewiss* ihre Absichten, vermuthlich, warme Köpfe mit der Idee zu familiarisiren, deren Ausführung der Lieblingswunsch ihres Herzens war!" — *Das deutsche Revolutionsgericht, ein Traum.* Diese Revolutionsgerichte sind unsere kritischen Journale. Hr. *H.* träumt, dass er vor einem stehe; seine Eitelkeit läfst ihn auch hier lauter Complotte sehen. Er sagt sonst sein Schicksal ziemlich richtig voraus, wozu freylich keine grosse Divinationsgabe nöthig war.

7 — 12tes *Heft. Unerwartete Aufschlüsse über die französische Revolution.* Eine umständlichere Nachricht von der lustigen Reise der beiden Illuminaten, die man, nach der Versicherung der Vf., als die eigentlichen Urheber der franz. Revolution anzusehen hat. Die Ernsthaftigkeit, womit die Vf. solche läppische Mährchen behandeln, ist ganz unvergleichlich. — *So klärt man auf.* Ein Ausfall auf den Herausgeber der *Oesterr. Monatsschrift.* Die Gegenschrift des letztern, und die dadurch veranlassten Vorstellungen des Censors, zogen dem Magazin ein Verbot zu, das aber, wie es scheint, nachher wieder zurück genommen wurde. Die fünf letzten Hefte, die nach dieser Krisis sehr schnell auf einander folgten, scheinen mit der grössten Eilfertigkeit zusammengerafft zu seyn. Daher mehrere Artikel, wie die folgenden, die man in einem Journal, das durchgehends

gehends gegen Aufklärer und Illuminaten gerichtet ist, schwerlich suchen wird: — *Ueber den Ausbruch des Vesuv.* — *Heraldische Bemerkungen über die zwey Greife im Oesterr. Wappen.* — *Ueber die Witterung in Wien.* — *Von dem Erbauer der Neustadt in Oesterreich* u. dgl. — Von den Aufsätzen im gewöhnlichen Geschmack der Vf. zeichnen wir nur noch einige aus. *Eine Betrachtung über Luc. 14. v. 18.*; worin es einem Rec. der A. L. Z. hoch angerechnet wird, dass er bessere Beweise gegen die Illuminaten u. dgl. verlanget, als unsere, und ihnen ähnliche, Vf. gewöhnlich vorbringen. — *Ueber Limons Schrift: la vie* etc. Hr. H. beweist sehr streng, und mit grossem Eifer gegen Hn. *v. Retzer*, dass eine gewisse päbstliche Rede nicht von den Jesuiten herrühre, welches der letztere auch nirgends im Ernste behauptet hat. — *Ueber die Theilnahme der Philosophie an der franz. Revolution.* Vornemlich gegen Voltaire. — *Interessante Nachrichten über literarische Verbindungen in Deutschland.* Ein beynahe buchstäblicher Abdruck der, auch im nördlichen Deutschland bekannt gewordenen Schrift: *Endliches Schicksal der Freymaurerey* etc., welches hier nicht einmal angezeigt ist.

STOCKHOLM, b. Lindh: *Kongl. Vetenskaps Academiens nya Handlingar för Månaderne Januar Februar. Mart. Tom. XV.* (Neue Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1794. *Erstes Quartal*, 80 S. mit 1 Kupf. *Zweytes Quartal*, mit 3 Kupf.

Dies erste Quartal enthält nur 4 Abh. 1 Gu. *Westrings* vierte Abth. seiner Versuche, aus den mehresten Flechtenarten Farbestoffe zu bereiten, welche der Wolle und Seide schöne und hohe Farben geben; hier mit den Blattflechten, (*Lich. foliac.*) angestellt, die in Schweden häufig auf Bäumen und Büschen auch auf der Erde unter den Moosen wachsen, als mit *L. Juniperinus, Sepincula, Ciliaris Tenellus, Furfuracens, Islandicus, Aculeatus, Perlatus, Nivalis, Cucullatus, Farinaceus, Prunastri, Calicaris, Fraxineus, Scrobiculatus, Glaucus,* und *Caperatus.* Jede wird beschrieben, und wie sie sich beym Färben verhält nach Versuchen bestimmt; auch wird angezeigt, wozu sie sonst gebraucht werden kann. Unter mehr als 200 mit diesen Flechtenarten angestellten Versuchen hat der Vf. gefunden, dass gleichviel Salpeter und Kochsalz den Farbestoff weit besser auszieht, als sonst nach der gewöhnlichen Methode durch Salpeter und Salmiak geschieht. Ja, die Farben, die auf die Art erhalten werden, sind viel beständiger und lassen sich nicht so leicht durch Säuren oder Laugensalze ausziehen oder verändern; sie können so gar langsam in Seifenwasser gekocht werden. Durch diese beiden so wohlfeilen Salze erhält man z. E. aus der Lungenflechte eine sehr schöne Orange- und Carmelitfarbe, die vermuthlich Stand halt, da man nach dem gewöhnlichen Verfahren nur eine Art unbeständiger braunlicher Farbe daraus bekommt. Seit den ältesten Zeiten sind zwey dieser Blattflechten, nemlich das so genannte Isländische Moos und die Lungenflechte, wegen ihrer vortrefflichen Wirkung in der Medicin bekannt gewesen. Was ersteres anbetrifft; so kommt es nur darauf an, es recht zu gebrauchen. Wenn es 24 Stunden in kaltes Wasser gelegt wird; so wird dadurch das Bittere, welches abführend ist, ausgezogen. Dann muss es getrocknet und hernach in Milch und Wasser gekocht werden. Vermuthlich kann man aus der vielen darin enthaltenen Gallert, eine Art Chocolade mit Mandeln und einigen dienlichen Gewürzen bereiten, die so gesund als schmackhaft ist. Die nährende Kraft desselben übersteigt alle Vermuthung. Der Vf. hat gesehen, dass Lungensüchtige Personen davon fett geworden sind. In Schweden wächst es in grosser Menge, sowohl im Holz als auf freyem Felde. Es soll nach Olaffens Bericht nach drey Jahren wieder hervorschiessen. Nach Prof. Scopoli Erzählung sollen die Bauern an einigen Orten in Deutschland ihr altes mageres Schlachtvieh damit füttern, das in drey Monaten davon fett wird. In Schweden könnte man an manchen Stellen viele 100 Schiffpf. davon sammeln, die nun verwesen. Auch die Lungenflechte ist schon lange als ein gutes Mittel in Brustkrankheiten und Blutspeien angesehen worden. Schon der Geschmack gibt ihre medicinische Kraft zu erkennen. Sie enthält etwas weniges Harz, (resina) noch mehr Gummi, und nach Hn. Georgi's chemischen Versuchen einige wenige Eisenerde. Sie kann vermuthlich eine sehr wirksame Arzney werden, doch nach des Vf. Erfahrung, ist sie ein noch besserer Farbestoff, und könnte, da sie so häufig in Schweden wächst, eine sehr nützliche Handelswaare werden. In Siberien wird sie statt des Hopfens zum Bier gebraucht. Das Isländische Moos dagegen hat mehr medicinische als färbende Kraft. Auch mehrere dieser Flechtenarten können in der Medicin nützlich werden. L. furfuraceus schmeckt sehr bitter, der China etwas ähnlich, und hat viel von der Eigenschaft, die Linné für die wirksamste der China halt, und die er inquinans nennt. Der Stadtchirurgus Philippi, hat Versuche damit gemacht, es im Spinnhause für das kalte Fieber zu gebrauchen; es verursacht weder Erbrechen noch Abführung und bey einem Patienten blieb das Fieber, nach viertägigem Gebrauche weg. Man sollte mehrere Versuche damit anstellen. Einige dieser Flechtenarten, die wenig oder gar keinen Farbestoff geben, können als Nahrungsmittel gebraucht werden, als L. Ciliaris, Fraxineus, und Calicaris. Sie enthalten ungemein viel Gallerte, und haben keinen übeln noch bittern Geschmack. L. Juniperus kann man auch zum Leinwandfarben gebrauchen, doch kann er keine zu grosse Hitze vertragen. Er hat wenig Geschmack, aber riecht etwas süsslich beynahe wie Saffran, wenn er aufgelöst wird. Der Bauer gebraucht ihn in der gelben Sucht. — 2) Gr. *Hellenius* gibt Nachricht von einer fruchtbaren Zucht, die er von einem mit einem Schafbock gepaartem Rehe erhalten. Das Reh brachte alle Jahr ein junges; die weiblichen Jungen glichen mehr der Mutter, die mannlichen aber dem Schaafbock. Der Vf. hat sich diese sowohl unter einander als einen jungen Bock davon mit einem finnischen Schafe paaren lassen, und davon wieder Junge erhalten; von deren meh-

mehrern oder mindern Aehnlichkeit mit dem Rehe und dem ersten damit gepaarten Schafbock Nachricht gegeben wird. — 3) Hr. Bergmeister *Swab* von der Amalgamations Methode beym Goldbergwerk zu Aedelfors. Schon im 2 Quart. d. J. 1792 hatte Hn. Bar. Hermelin Nachricht ertheilet, dafs zu Aedelfors eine solche Methode nach von Borns Verbesserungen eingeführt sey. Da sich aber solche doch von der Bornschen in manchen Stücken unterscheidet, und vor den sonst gebräuchlichen Schmelzungsarten manche Vorzüge hat; so ist hier nun eine genauere Beschreibung derselben geliefert. Statt des sehr künstlich zusammen gesetzten Bornschen Ofens zum Rösten, bedient man sich hier eines gewöhnlichen Streichofens. Auch wird hier hernach der durchgesichtete Schleich nicht mit 10 sondern nur mit 8 Procent Kochsalz vermischt. Beym Verquicken sind statt der Bornschen kupfernen Kessel, die so bald vom Quecksilber angegriffen werden, hölzerne cylinderförmige Tonnen angenommen, und ist die kalte Verquickung vorgezogen worden. Die damit angestellten Versuche sind angeführt. Auf die Art hat man zu Aedelfors nun schon die Verquickung seit drey Jahren verrichtet, und das blofs mit einem Verlust von höchstes $\frac{1}{16}$ Loth silberhaltigem Gold, auf dem Centner. Beym Waschen hat man auf jeden Centner Schlich beym Verquicken nur 3 höchstens $3\frac{1}{2}$ Loth Quecksilber verloren. — Um der Ungelegenheit vorzukommen, die daraus entsteht, dafs man so oft das Quecksilber aus einem Gefäfs in das andere schütten mufs, hat der Vf. eine besondere Verquickungsanstalt beschrieben, wobey das Quecksilber ungerührt in der Tonne liegen bleibt, und das Waschen in demselben Gefafs verrichtet werden kann; doch scheint diese Einrichtung ziemlich zusammengesetzt zu seyn, und noch mehr Versuche zu erfodern. — 4) Hr. D. *Hedenberg* über eine Verhaltung des Urins. Es ist eine ausführliche Krankengeschichte eines Mannes von einigen 70 Jahren, die viertehalb Jahre dauerte. Eine rhevmatische Schärfe, die viele Schmerzen im Rücken, Armen und Knien verursacht hatte, verlor sich mit einemmal, dagegen fand sich eine schmerzhafte Verhaltung des Urins ein, die blofs durch häufigen Gebrauch des Katheters gehindert werden konnte. Durch denselben bemerkte man in der Blase ein Hindernifs, das von einem weichen Körper, den man für keinen Stein hielt, herrührte. Dadurch ward die Wirkung des Katheters oft verhindert, und solcher mit verdicktem Blut angefüllt, welches durch Aussaugen endlich weggeschaft ward. Die *Tinctura Thebaica* zu 20 bis 60 Tropfen auf einmal, schaffte dem Kranken, ohne dafs sie ihm Hitze oder Kopfschmerzen verursachte, Linderung. Der Kranke starb doch, nachdem er viel ausgestanden, und zuletzt immer im Schlummer gelegen hatte, im 76sten Jahre seines Lebens. Bey der Leichenöffnung fand man doch wirklich ein paar Steine in der Blase.

Das zweyte Quartal enthält 1) Hn. D. u. Provinz. Med. *Acharius* Beschreibung einiger neuer und weniger bekannten schwedischen Flechtenarten. Die Gattung der *Lichenum* ist die zahlreichste unter allen Gewächsen, und ihre Abarten sind eben so vielfältig als schwer zu unterscheiden. Sie müssen oft mit vieler Mühe an sehr unzugänglichen Orten aufgesucht werden. Gleichsam dazu bestimmt, auch die Stellen unserer Erdkugel nützlich zu machen, wo aus Mangel an Nahrung und Wärme keine andere Gewächse fortkommen können, finden sie sich auf sonst ganz nackten Steinen, auf den höchsten Bergen und steilsten Klippen, auf der trocknen Baumrinde, in sumpfigen Morästen, und dem unfruchtbarsten Boden. Mit einer gewissen, wenn man so sagen darf, *vi vegetativa reviviscenti* begabt, scheinen sie von einer trocknen Luft und der sonst alles lebendigmachenden Kraft der Sonne zu vertrocknen und zu vergehen, von einer feuchten kühlen Luft aber erquickt zu werden. Sie trotzen den strengsten Veränderungen der Jahreszeiten und der Härte des Climas, und sind in bester Flor und Blüthe, wenn die übrigen Gewächse schon ihr Ansehen verloren haben, und hinsterben. Obgleich die Naturgeschichte derselben in neuern Zeiten von grofsen Naturforschern besser auseinander gesetzt worden; so gesteht doch Hofmann selbst, *determinatio verarum specierum Lichenum multis etiam nunc magnisque premitur difficultatibus*. Hr. A. hat daher hier mit einer genauen systematisch bestimmten Beschreibung derselben einen Versuch, und zwar mit den Bergflechten (*umbilicaria*) gemacht; wobey er die Hülfe der Hn. Swarz und Westring rühmt. Da hier so leicht Verwechselungen entstehen können, so hat er sie durch beygefügte Zeichnungen noch kenntlicher gemacht. Es sind folgende beschrieben: 1) *Lichen erosus*; peltatus nigricans utrinque laevis, inciso lobatus laciniatus, cribrosus, subtus cinereo fuscus; sonst noch nie abgezeichnet. 2) *Lich. hyberboreus*; peltatus, fusco nigricans rugoso-papillosus, laciniatus subtus laevis obsolete, lacunosus. 3) *Lich. griseus*; peltatus, cinereus, laeviusculus lobatus, subtus nigro-fuscus papillosus. 4) *Lich. polirrhizos*; peltatus cinereo-glaucus punctulatus lobatus rigidus, subtus ater, hirsutus villis ramosis. 5) *Lich. glaber*; peltatus nigrovirens lobatus utrinque laevis, subtus nigricans. 6) *Lich. hirsutus*; peltatus cinereus laeviusculus lobatus, subtus fuscus hirtus, pilis simpliciusculis. 7) *Lich. pellitus*; peltatus fusco aeneus laevis lobatus, subtus ater hirsutus villo ramoso flocculoso. 8) *Lich. velleus*; peltatus laevis integer latissimus utrinque cinereo fuscus, subtus hirsutus, villo ramoso. - - 2. Ein *Locus geometricus* vom Hn. D. *Melanderhjelm*, mit dazu gehörigen Figuren. Man sieht unter andern aus der hier gegebenen Analysis, wie leicht man sich in dem Theil der Algebra, der sich mit *Locis geometricis* beschäftiget, irren, und glauben kann, dafs ein solcher Locus von einem höhern Grade sey, als er wirklich ist. Auch sieht man, dafs die Anwendung der Geometrie, so viel möglich, ehe man zur algebraischen Analysis schreitet, immer zur grofsten Simplicitat führet. 3. Hr. Pr. *Nordmark* entwickelt eine Schwierigkeit bey Erklärung der Strahlenbrechung aus der anziehenden Kraft. Newton, Gravesand, Maclaurin und Euler haben bey dieser Materie

terie schon einen Beweis von einer der herrlichsten Anwendungen der Geometrie zur Erklärung physischer Phänomene gegeben. Keiner von ihnen aber hat noch gewiesen, wie aus zwey gegebenen Stralenbrechungs-Verhältnissen, blos durch Hülfe der Theorie von der anziehenden Kraft, das dritte aus beiden zusammengesetzte Verhältniss hergeleitet werden kann. Dies hat Hr. N. hier gezeigt, und dabey bewiesen, dass nicht allein die Versuche nicht im geringsten der Lehre von den anziehenden Kräften der Mediums wiederstreiten, sondern dass letztere auch die erstere völlig erkläre. — 4) Hr. *Lejonmark* Methode das Maximum und Minimum zu suchen, wodurch diese Frage vom Maximum ein bloss geometrisches Problem wird. — 5) Hr. *Gadolin* untersucht eine schwarze schwere Steinart aus dem Steinbruche zu Ytterby in Roslagen. Hr. Ob. Dir. Gejer hat zwar schon in Crells chemischen Annalen einige Eigenschaften derselben, so wie Hn. Rinmans in seinem Bergwerkslexicon solche unter dem Namen *Pechstein* beschrieben. Aber nirgends ist doch die Natur dieser Steinart so genau als hier untersucht und entwickelt und durch chemische Versuche bestätiget. Die specifische Schwere desselben wird hier zu 4,028 bestimmt. 100 Pf. dieser Steinart enthalten ungefähr 31 Theile Kieselerde, 19 Theile Alaunerde, 12 Theile Eisenkalk und 38 Theile einer unbekannten Erdart. Mit letzterer sind besondere Versuche angestellt. Aus den gefundenen Eigenschaften derselben schliesst der Vf. dass sie in einigen Stücken der Alaunerde gleiche, in andern aber mehr mit der Kalkerde übereinstimme, übrigens aber von beiden so wie von allen bisher bekannten Erdarten abweiche, und also unter die einfachen Erdarten zu gehören scheine, in so weit die angestellten Versuche keine Anzeige geben zu glauben; dass sie aus mehrern Stoffen zusammengesetzt sey. Um darüber mit Sicherheit zu entscheiden, werden noch wohl mehrere Versuche erfodert. — 6) Hn. *Odhelius* Kur eines Krebsschadens in der Nase. Schon mehrere Aerzte haben behauptet, dass nicht alle Krebsschaden unheilbar seyen, und dass solche bisweilen durch Arsenik geheilt worden. In Frankreich hat Le Febure schon vor mehrern Jahren seine Versuche darüber herausgegeben. In England ward diese Wirkung des Arseniks aus Eigennutz geheim gehalten und Guys Pulver, womit der der seel. Assessor von Bierken viele glückliche Kuren in Schweden gemacht hat, so wie es auch die Hn. Schulzenheim und Gahn thun, musste für einen theuren Preis von da verschrieben werden. Der verstorbene Staatsrath Rönnow hat seine glücklichen Kuren in Krebsschäden mit Arsenik der Akad. der Wissenschaften bekannt gemacht. Auch hat ein gewisser Bergmann in Ostgothland scheussliche Schäden geheilt, ob man gleich bey den Angaben solcher Leute sehr vorsichtig seyn muss, da sie selten Krebsschäden von andern schweren Eiter gebenden Wunden venerischer, scorbutischer und scrophulöser Art gehörig unterscheiden können. Der Vf. bekam im königl. Lazareth einen Mann von 28 Jahren mit einem solchen Schaden an der Nase in die Kur. Nachdem er ihm vorher vergeblich Mercurialia innerlich, und Saturnina ausserlich gebraucht hatte, um zu sehen, ob auch der Patient noch venerisch sey, die Nase aber dabey immer schlimmer ward, und da eben so auch hernach eine 14 Tage lang gebrauchte starke Auflösung von Sal marinum nichts half, so liess er die Nase täglich mit in Wasser abgekochten weissen Arsenik bestreichen, und wenn der Schmerz zu heftig ward, ward die Nase mit kaltem Seewasser abgekühlt. Schon nach acht Tagen ward Geschwulst und Röthe geringer, der Umkreis der Wunde verminderte sich; es fielen nachgerade einige fleischartige harte Stücke, aber keine Knochenscherben ab, es floss immer weniger scharfes Wasser aus der Wunde, und dieser Mann ist dadurch, da er mit dem Bestreichen immer fortgefahren, jetzt völlig geheilt worden.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, b. Maurer: *Demokrit.* Eine komische Oper in 3 A. vom Vf. der grossen Toilette. In *Musik* gesetzt von *C. Kalkbrenner.* 1791. 72 S. 8. Demokrit spielt eigentlich die unwichtigste Rolle in diesem Stücke. Er hält sich in einer wilden Gegend auf, beschäftigt sich, Criseis, die Tochter eines Bauers, zu unterrichten, und unvermerkt mischt sich etwas Liebe in dies Geschäft. Agelas, König von Athen, jagt einst in dieser Gegend, sieht Demokriten, Criseis, ihren vermeintlichen Vater Dales, und besiegt von den Reizen des Mädchens — ladet er sie alle ein, nach Athen zu kommen. Hier werden sie prächtig bedient, und - ausgelacht. Strabo, Demokrits Diener, findet in Cleanthis, einer Hofdame, seine Frau, die er vor 20 Jahren verlassen hat; es wird entdeckt, dass Criseis des von Agelas Vater vertriebenen Königes Creon Tochter ist; Agelas will ihr das Reich abtreten; aber Criseis, die sich bey dem ersten Blick ebenfalls in Agelas verliebt hat, gibt ihm freudig ihre Hand, und von Demokriten ist keine Rede mehr. — Es ist beleidigend für den Leser von Geschmack, auch in einer *Posse*, deren Schauplatz im alten Griechenlande ist, *Maitres d'hotel, un philosophe de Cour, Wägen mit Schwungfedern, Bediente in Livreen etc.* zu finden. Die Verse der Gesänge sind bald Jamben bald Trochäen, und der Hr. Vf. macht sich kein Gewissen, auf einen jambischen Vers unmittelbar einen trochäischen, oder auch wohl schlichte Prose folgen zu lassen. Eben so wenig gewissenhaft ist er in Rücksicht auf die Reinheit der Sprache. Er erlaubt sich zu sagen: „Denk an keine Faunen nicht" — und des Reims wegen, und alle, die hier seyn (sind). Die Scene, wo Strabo in Cleanthis seine Frau wieder findet, gibt zu Erklärungen Anlass, die der Vf. unanständig vorgetragen hat. Und endlich ist es auffallend, im Dialoge bald *Sie*, bald *Du*, bald *Ihr* und *Euch* zu lesen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. May 1795.

PHILOSOPHIE.

JENA, in d. Cröcker. Buchh.: *Versuch einer Moralphilosophie*, von *Carl Christian Erhard Schmid*, Prof. in Giessen, 2te verm. Ausg. 1792. XII und 840 S gr. 8.

Da die erste Ausgabe dieses so schätzbaren Handbuches, von einem andern Rec., mit einer für die Wichtigkeit des Werks verhältnismäsigen Ausführlichkeit angezeigt worden ist, und sowohl die Anordnung des Ganzen als die Principien des Vf. unverändert geblieben sind: so will der jetzige Rec., zumal da er mit dem Urtheil des vorigen über den Werth des Ganzen völlig einstimmig ist, hier nicht wiederholen, was dieser von dem Verdienst des Vf. mit Recht gesagt hat, sondern sich auf einen blosen Nachtrag zu jener Recension einschränken.

Die Vorzüge der neuen Ausgabe bestehen fast durchgängig in näherer Entwicklung der in der ältern vorgetragenen Lehren; nur die Lehre von der Freyheit ist völlig umgearbeitet worden, jedoch mit Beybehaltung der ältern Meynung. Diese Lehre hat aber in die übrigen Theile der Moral in der neuen Ausgabe einen stärkern Einfluss erhalten, als sie in der alten hatte, und wenigstens in den Theilen, die nahe mit ihr zusammenhängen, eine gänzliche Abweichung von Kants Behauptungen hervorgebracht, die nach des Rec. Urtheil dem System nicht zum Vortheil gereicht, indem es selbiges, mit dem bisher von den meisten Menschen in ihrem Gefühl bewährt gefundenen Urtheil über den moralischen Werth der Handlungen, in Widerspruch bringt. Nur von dieser Seite aus wird Rec. seine Bemerkungen dem Vf. zur Prüfung mittheilen, da die metaphysische vom vorigen Rec. hinlänglich berührt worden ist.

Die Art zu schliessen, die den Grund der Abweichung des Vf. von Kant in diesem Punkt enthält, findet sich §. 249., wo es heisst: „Die Möglichkeit nicht moralischer und unmoralischer Handlungen kann nicht in eben demjenigen hinreichend gegründet seyn, worin sich die Möglichkeit sittlicher Gesinnungen und Handlungen gründet — also nicht in der moralischen Freyheit des Menschen, sondern in dem Mangel derselben." Dieser Schluss setzt voraus, dass unmoralische Handlungen sich denken lassen, ohne dass man Freyheit als den Grund ihrer Möglichkeit ansieht; und dass die moralischen ein nothwendiger Effect eines ungestörten Vermögens seyen. Diese Vorstellungsart widerspricht sich aber selbst; denn wenn die unmoralische Handlung nur durch den Mangel des zur Moralität erforderlichen Vermögens gedacht wird; so findet sie nur dann Statt, wenn von Moralität gar nicht mehr die Rede seyn kann. Da ferner die moralische Handlung als der nothwendige Effect der Freyheit gedacht wird, so bald sie nicht durch etwas ihr fremdes gehindert wird, so findet auch bey ihr so wenig Moralität (wie dieser Begriff den nicht sophistisirenden Menschen ins Herz gelegt ist) Statt, als bey dem richtigen Sehen mit gesunden Augen. Diese Art zu schliessen hebt alle Moralität auf, und ist dem Kantischen System direct entgegengesetzt. Eben diess kann man von der Behauptung sagen (S. 336.): „Der Mensch ist zu der Zeit, da er Unrecht verübt, nie *völlig bey Sinnen*, d. h. er hat den Gebrauch seiner moralischen Freyheit nicht." Ist es verschuldet oder unverschuldet, dass er ihn nicht hat? wenn das erste ist, hatte er Freyheit, und er hat in der Handlung den Gebrauch der Freyheit blos deswegen nicht, weil er ihn nicht haben wollte; ist aber der andere Fall, so hatte er nie Freyheit, und war also kein moralisches Wesen. Durch solche Behauptungen wird das Wesen der praktischen Vernunft aufgehoben, und wenn sie die Resultate einer Kritik derselben wären, so würde durch solche das Vermögen der praktischen als ein Unding, so wie in der Kritik der theoretischen Vernunft die Erkenntniss derselben, als Schein dargestellt werden. Gehört aber überhaupt die Untersuchung über die Freyheit, in soferne nicht blos gezeigt werden soll, ob wir ohne Widerspruch der speculativen Vernunft unserm innern Bewusstseyn derselben trauen dürfen, sondern in soferne als auch die Art und Weise bestimmt werden soll, wie wir uns ihr Verhältniss zu unsern Handlungen in der Erfahrung vorstellen können, zur Kritik der praktischen Vernunft, wo sie bey dem Vf. ihre Stelle findet? Rec. behauptet, nein! Die Kritik der praktischen Vernunft hat Nichts zu untersuchen, als ob die Anmasung der Vernunft, Einfluss auf unsere *Handlungen* zu haben, gegründeter sey als die Anmasung, unsere *Erkenntnisse* ohne Erfahrung zu vermehren. Das Resultat der Kritik nach Kant ist: die theoretische Vernunft kann ihre Anmasungen nicht rechtfertigen, weil sie die Realität ihrer Erkenntnisse nicht objectivgültig erweisen kann, ja nicht einmal, um nur diesen Versuch zu machen, ihre Einsichten mit dem Realen, Erfahrbaren (der Welt) in Verbindung zu bringen, zur Einigkeit mit sich selbst gelangt; die praktische Vernunft kann aber ihre Foderungen auch durch sich selbst realisiren, und ihnen also diejenige Realität, zwar nicht für die Erkenntniss eines andern Subjects, aber doch für sich mit gänzlicher Einigkeit mit ihr selbst, ertheilen, die den Ideen der theoretischen abgeht. Was über diese Resultate hinaus-

anliegt, es mag nun die Vorschriften der theoretischen Vernunft für die Verbindung der Erfahrungen zu einem systematischen Ganzen, oder die Gesetze der praktischen für die zweckmäſsige Eintracht der Handlungen betreffen, gehört zur Metaphysik. Daher gehört auch die nähere Untersuchung der Freyheit, in soferne sie nicht bloſs als Bedingung der Realität der Foderungen der praktischen Vernunft, sondern als Antheil an wirklichen Handlungen habend untersucht werden soll, in das Gebiet der Metaphysik der Sitten. So wie aber die Ideen der theoretischen Vernunft auf den Schematismus des Verstandes bezogen werden müssen; so müssen die Foderungen der praktischen auf den Stoff, den ihr das Begehrungsvermögen anbietet, angewandt werden. Ehe also der Begriff des Willens genau bestimmt ist, kann man nicht hoffen, über die Freyheit desselben etwas sicheres auszumachen. Der §. 252. zeigt, wie sehr sich der Vf. von den Behauptungen Kants dadurch entfernte, daſs er das auf den reinen Willen übertrug, was nur von dem niedern Begehrungsvermögen gilt; denn nur in soferne der Mensch von diesem geleitet wird, kann man sagen: „Das Böse als Böses können wir weder wollen noch begehren; sondern wir wollen nur das an sich Gute; (welchen Begriff soll man hier mit dem an sich Guten und dem Bösen verbinden?) wir begehren nur das sinnlich angenehme und nützliche." In der Anmerkung heiſst es: „Also haben wir keine Freyheit, keinen ursprünglich innern Bestimmungsgrund, das Böse zu wollen. In dieser Rücksicht sind wir bloſs abhängig." Wenn hier die Freyheit, das Böse zu wollen, und ein *ursprünglich innerer Bestimmungsgrund* dazu, gleichbedeutend seyn sollen, so kann sich Rec. schlechterdings nicht vorstellen, was Hr. *S.* sich unter Freyheit denken mag. Der Ausweg, den er sucht, um einigermaſsen sich mit dem, was durch den Gemeinsinn bisher für moralisch galt auszusöhnen, beruht vorzüglich auf der Unterscheidung zwischen dem Ich in der Erscheinung und als intelligibles Subject der Erscheinungen, dessen Bestimmungen nicht in die Zeit gehören, und das nur *in soferne frey ist, als es moralisch ist.* Ohne die letzte Behauptung wäre der Ausweg der nemliche, den Kant nahm, nicht um seine Lehre vor der Moral, — sondern um seine Moral vor der theoretischen Vernunft zu retten. Die Unterscheidungen, die Hr. *S.* öfters nöthig findet, um seinen Behauptungen das Anstöſsige zu benehmen, sind bisweilen etwas gesucht, z. B. S. 347.: „Das *Absolute* steht nur dem bedingten comparativen entgegen, nicht dem *beschränkten Endlichen.* Man kann sich also *Grade* der Freyheit denken, ohne daſs dadurch der Grundbegriff von *absoluter* Freyheit zerstört würde." Ungeachtet der Auswege, die Hr. *S.* sucht, ist er an andern Stellen wieder sehr consequent; z. B. S. 347. „Genau genommen sind also Bosheitssünden und Nachläſsigkeitssünden nicht specifisch, sondern dem Grad nach verschieden." S. 506. g. „In dem Urtheile des Unendlichen gibt es keine eigentliche Schuld, sondern nur *höheres* oder *niederes Verdienst.* Der Gedanke von Schuld (im specifischen Gegensatz des Verdienstes) beruht seiner Möglichkeit nach auf den Gedanken von Möglichkeit einer Vernunftwirkung ohne Wirklichkeit derselben. Die Gottheit sieht aber *keine Möglichkeit da, wo keine Wirklichkeit ist;* mithin fällt hier der Grund von der Zurechnung zur Schuld ganz und gar weg. Sie würde einen Mangel der Allwissenheit oder der Gerechtigkeit Gottes verrathen." Wie läſst sich da Verdienst denken, wo keine Schuld möglich ist? Auſser des Vf. Lehre von der Freyheit, ist es noch vorzüglich die Lehre vom Recht, worüber Rec. nicht einstimmig mit ihm seyn kann. „Was ohne Widerspruch, heiſst es S. 441. §. 304 a., eines Gesetzes seyn oder geschehen (oder unterlassen werden) kann, was keiner Pflicht widerspricht, was ich der Pflicht unbeschadet thun oder unterlassen darf, was praktisch möglich ist, das ist Recht." Dieser Begriff von Recht paſst höchstens nur für den Ausdruck, das ist *recht,* ohne ihn jedoch ganz zu erschöpfen, und umfaſst alles, was von der Moral gebilligt wird, (*Justum et aequum*) aber bestimmt nicht, was *Recht* (*jus*) in engerer Bedeutung ist, so wie der Begriff dem Naturrecht zum Grunde gelegt werden muſs. Die nähere Bestimmung §. 304. b. „Recht im moralischen Sinne ist, was durch die sittliche Nothwendigkeit selbst als sittlich *möglich,* folglich als eine sittlich *nothwendige Befugniſs* bestimmt ist: die Bedingung der Möglichkeit des sittlich nothwendigen; das, was vorausgesetzt wird, um sittlich handeln zu können," entfernt sich noch mehr von dem Begriffe des Rechts, der bisher allen juridischen Untersuchungen darüber zum Grunde gelegen hat. Die moralische Möglichkeit ist zwar die unnachläſsliche Bedingung von allem, was *überhaupt,* ohne auf nähere Bestimmungen in einzeln Fallen zu sehen, die öfters dem Gewissen überlassen werden müssen, moralischer Weise für Recht anerkannt werden kann; aber sie erschöpft den Begriff nicht. Die moralische Nothwendigkeit aber ist dem Recht entgegengesetzt, und erzeugt Pflicht. Das Recht fodert nicht allein moralische Möglichkeit, sondern noch die besondere Bestimmung, daſs ich in dem Falle des Rechts durch niemand beschränkt werden darf. Recht ist nicht bloſse Negation der Pflicht, sondern negative Pflicht, nicht bloſse Bedingung der Möglichkeit der Pflichterfüllung, sondern eine Befugniſs, die Anerkennung der Freyheit, in dem Gebrauche des Gegenstands des Rechts, von jedem andern als Pflicht zu fodern. Wenn Pflicht Beschränkung meiner Willkühr durchs Gesetz ist, so ist Recht Anerkennung meiner Willkühr durchs Gesetz. Nach Hn. *S.* Erklarung hätte der Mensch gar keine Rechte, er dürfte nur, weil er sollte. „Der Realbegriff vom Recht in moralischer Bedeutung, heiſst es §. 304. c. ist demnach dasjenige, was der Pflicht als Bedingung ihrer Moglichkeit zum Grunde liegt." Dieſs hebt das eigentliche Recht ganz auf, denn was zu meiner Pflichterfüllung erfodert wird, das *ist für mich* kein Recht mehr; denn ich habe keine Willkühr in Ansehung desselben mehr, nur aus dem Gesichtspunkt eines andern, der es entbehren muſs, und es also seiner Willkühr entzogen sieht, erscheint es als ein Recht auf meiner Seite. Das Recht auf etwas ist zwar überhaupt, als bloſser Rechtstitel, aus der Pflicht erkennbar, aber nicht aus der Pflicht dessen, der das Recht hat,

hat, sondern dessen, der es aufgeben muss, das Recht für den bestimmten Fall, wird aber directe aus dem Rechtstitel erkannt. Meine Rechte beziehen sich immer auf einen andern, und sind daher nicht weiter durch *meine* Pflichten aufzufinden, als sie nöthig sind, um nur als Person erscheinen zu können, nur in soferne sie unmittelbare Menschenrechte sind. Meine Rechte sind übrigens so wenig durch meine Pflichten bestimmt, dass ich Rechte haben kann, deren Ausübung mir die Pflicht verbietet, z. B. mich unter allen Umständen von meinem Schuldner bezahlen zu lassen. Die Abweichung vom gewöhnlichen Begriff des Rechts hat Hr. *S.* noch zu andern Heterodoxieen verleitet. Z. B. §. 325. das Recht in reines, formales und materiales, angewandtes Recht zu unterscheiden; (das Recht kann nie bloss formal seyn; es gibt nur Rechte auf, über und zu etwas). S. 687. „Das unveräusserliche Recht ist also vollkommen, das veräusserliche unvollkommen." (Diess widerspricht allen bisherigen Rechtslehrern; die Veräusserlichkeit des Rechts ist oft ein Zeichen der Vollkommenheit desselben. Ich habe z. B. kein vollkommnes Recht über ein Haus, das ich nur bewohnen, aber nicht verkaufen, darf. Vollkommne Rechte sind nur in soferne unveräusserlich, als sie das Recht Verträge zu schliessen selbst begründen; die übrigen sind es nicht.) S. 688. §. 542. a. „Ich darf nur dann zwingen, wenn ich soll" (hier liegt ein Doppelsinn im Worte dürfen, wenn es so viel heisst als; niemand darf es mir wehren, so ist der Satz offenbar falsch: soll es aber heissen: es ist mir nur moralisch erlaubt, so ist er nicht allgemein wahr, denn es gibt Fälle, wo nur das Erlaubtseyn, aber nicht das Sollen erkannt werden kann — — und gleichwohl Zwang verstattet ist. — — Die Begriffe von Freyheit, von Recht, die ängstliche Durchführung eines jeden Begriffs durch *alle* Kategorien und die Beybehaltung des bis jetzt für die Philosophie noch schwankenden Begriffs des Negativen haben diesem Lehrbuch an vielen Stellen geschadet, und es von den gewöhnlichen und noch nicht als unrichtig bewiesenen Begriffen von moralischem Werth, Recht und Schuld und von Kants Lehren zu sehr entfernt. Ausserdem was wir schon angeführt haben, um diesen Ausspruch zu rechtfertigen, wollen wir anstatt mehrerer Belege, die sich leicht finden liessen, nur noch zwey Beyspiele anführen. Das erste betrifft die Todesstrafen, das zweyte die Gnade. An mehrern Stellen erklärt sich Hr. *S.* wider *die Todesstrafen*. Im allgemeinen lässt sich leicht darüber streiten, aber in besondern Fällen lässt sich ihre Rechtmässigkeit nicht wohl verkennen, z. B. bey dem Mord. Die Gesellschaft garantirt mir die Unverlierbarkeit meiner Rechte durch Gewalt. Offenbar habe ich das Recht, dem Mörder das Leben zu nehmen, ehe er mir das meinige nimmt; durch den Zufall, dass ich mein Leben eher verlor, ist diess Recht nicht verloren; und, da nun auch kein Zweifel mehr Statt findet, dass er mich morden wollte: so tritt diess Recht in volle Kraft gegen ihn, und die Gesellschaft ist daher verbunden, diess Recht anstatt meiner auszuüben, so gut als sie verbunden ist, dem Dieb meine Habe wieder abzunehmen, die ich nicht gegen ihn schützen konnte. Wenn die Rechtfertigung der Todesstrafen, die Hr. *S.* S. 298. Anm. aus Hn. *Eberhards* Sittenlehre anführt (dass der Verbrecher nach dem Tode dadurch vollkommner werde) die äusserste Zuflucht wäre, um sie zu vertheidigen; so wäre freylich Nichts gründliches für sie zu sagen. Eine *ausser* der Gesellschaft Statt findende *Pflicht* mit dem Tode zu strafen, lässt sich wohl auch nicht erweisen; aber es ist genug, wenn das Recht mit dem Tode zu strafen, und die Verbindlichkeit der Gesellschaft, es auszuüben, gezeigt wird. Der Begriff *Gnade* wird S. 282. theils als leer theils als unmoralisch und für Gott ganz unschicklich dargestellt. Unter den fünf daselbst angegebenen Bedeutungen dieses Worts ist aber die eigentliche ausgelassen, die nemlich: Gnade ist das Gute, das ich von jemand erhalte, auf und gegen wen ich gar keine Rechte haben oder erlangen, der also für mich nie ein Gegenstand der Güte werden kann. Wenn man nur darauf sieht, welche Verhältnisse in der Welt gelten; so ist der Gutsbesitzer gegen seine Sklaven, der unumschränkte Regent gegen seine Unterthanen, gnädig. Der Titel *Gnade* wurde daher Personen beygelegt, die gegen gewisse Menschen in solchen Verhältnissen stunden, dass sie gnädig seyn konnten. Ausserdem würde aber nur der gnädig heissen können, der *nie* anderer Menschen bedürfte, und doch etwas für sie thäte. Dadurch würde die Würde der niedern nicht gekränkt. Wird also darauf gesehen, in wieferne ein solches Verhältniss sich sowohl mit der moralischen Würde des Menschen verträgt, als übrigens möglich ist, so ist niemand gnädig als Gott.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Rost: *Catalogue raisonné du Cabinet d'Estampes de feu Monsieur Brandes*, Secretaire intime de la Chancellerie Royale d'Hannovre, contenant une Collection de pieces anciennes et modernes de toutes les ecoles dans une suite d'Artistes depuis l'origine de l'art jusqu'à nos jours. Rédigé et publié par *M. Huber*. *Tome Premier renfermant les ecoles d'Italie et des Pays-Bas.* 1793. XVI und 592 S. *Tome Second renfermant les ecoles d'Allemagne, de France et d'Angleterre.* 1794. 644 S. gr. 8.

Es war wirklich ein Glück, dass die so beträchtliche Kupferstichsammlung, die der sel. Hofrath *Brandes* zu *Hannover* machte, nach dessen erfolgtem Tode, in die Hände der *Rostischen* Kunsthandlung zu *Leipzig* gekommen ist. Denn dadurch ist nun dieselbe, vermittelst des gegenwärtigen, von Hn. *Prof. Huber* zu *Leipzig* gefertigten vortrefflichen Catalogs, für das ganze Kunstpublicum brauchbar gemacht worden. Was von diesem Catalog bereits in einer vorläufigen gedruckten Anzeige, und nachher in der Vorrede desselben gesagt worden ist, will Rec. hier nicht wiederholen, doch kann er nicht unbemerkt lassen, dass der verstorbene *Brandes* nicht etwan als *blosser Liebhaber*, sondern auch

 als

als *Kunstgelehrter*, der seine Kenntniss dieser Werke der Kunst, von ihrer Entstehung an bis zu ihrer Ausbildung, über die Producte aller Nationen auszubreiten suchte, gesammelt, und eben deswegen die ausgebreitetste Correspondenz nach England, Holland, Frankreich und Italien unterhalten, und um diesem seinem so wichtigen Zwecke immer näher zu kommen, keine Kosten gescheut habe. Von dieser so grossen und wichtigen Sammlung hinterliess derselbe, einen, nach den Schulen eingerichteten, an und für sich musterhaften Catalog, der aber, um vor dem Publicum in einer ehrenvollen Gestalt erscheinen zu können, doch noch einige Berichtigungen, Verbesserungen und Zusätze erfoderte. Dieses Geschäft hätte wohl in keine bessere, als in Hn. *H.* Hände kommen können. Dieser hat das Manuscript durchgesehen, und mit seinen eigenen Kunstbemerkungen vermehrt. Dem Ganzen ist dadurch, dass dieser Sammlung verschiedene andere seltene und kostbare Blätter beygelegt wurden, ein höherer Werth gegeben worden. Die Blätter selbst sind, wie schon gedacht, nach den Schulen, und in denselben nach den Malern geordnet worden. Ueberall ist der Geburtsort des Künstlers, und das Jahr seiner Geburt und seines Todes angegeben worden. In Ansehung der Beschreibung der Blätter hat dieser Catalog einen merklichen Vorzug, selbst vor dem bekannten *Dictionnaire des Artistes*, indem dieselbe weit vollständiger ist, als man sie in dem eben gedachten Werke findet; auch ist überall die Höhe und Breite derselben nach dem Pariser Zollmaass angegeben, und die vorzügliche Schönheit und Seltenheit bemerkt worden. Wenn Verzeichnisse von den Werken dieses oder jenes Meisters vorhanden waren, so sind die Blätter nach demselben geordnet. Wir würden viel zu weitläuftig werden müssen, wenn wir nur einige der vorzüglichsten Seltenheiten dieser Sammlung anzeigen wollten; es wird genug seyn, wenn wir sagen, dass von *Raphael* über 1000 Bl., von *Albr. Dürer* 550 Bl., von *Golz* 474 Bl., von *Rubens* 1300, von *van Dyck* 700 — 800, von *Callot* 1800 Bl., von *le Brun* 300 Bl. in dieser Sammlung befindlich sind, woraus sich auf den Reichthum derselben überhaupt schliessen lässt. Noch müssen wir bemerken, dass dieselbe durch die grosse Anzahl der vortrefflichsten englischen Blätter, die sie in sich schliesst, vielleicht vor den meisten andern Sammlungen einen grossen Vorzug habe. Was nun diese so prachtvolle Sammlung in Zukunft für ein Schicksal haben werde, lässt sich gegenwärtig noch nicht bestimmen, da Hr. *Rost* dieselbe noch einige Jahre aufbewahren will, um vielleicht einen bemittelten Liebhaber abzuwarten, der auf das ganze Rücksicht nehmen möchte. Indessen wird der Catalog, so wie derselbe jetzt dem Publicum in die Hände geliefert worden ist, für jeden Kenner und Liebhaber immer ein schätzbares Handbuch bleiben.

Lemgo, in der Meyerischen Buchh.: *Geographie, Geschichte und Statistik der vornehmsten europäischen Staaten.* Vereinigte Niederlande, Fünfter Band. 1791. 1 Alph. 8. (16 gr.)

Die drey ersten Abtheilungen des vierten Bandes, wovon die dritte im J. 1789 erschien (vergl. A. L. Z. 1792. B. 2. S. 502 u. f.), enthielten Frankreichs Geographie und Geschichte bis auf das Absterben Ludwig XV.; eine vierte sollte die Statistik darstellen. Da diese aber vor dem Ablauf der jetzt noch fortdaurenden französischen Revolution nicht bearbeitet werden kann; so liefert der Vf. einstweilen in einem Bändchen Geographie, Geschichte und Statistik der vereinigen Niederlande, nach dem schon bekannten Zuschnitt, und mit derselben Genauigkeit, die wir an der letzten Abtheilung rühmten. Da überdiess das Werk für Liebhaber, nicht für Kenner der Geschichte geschrieben wird; so darf man es so streng nicht nehmen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Halle*, b. Dreyssig: *Beschreibung der Stadt Halle nebst umliegenden Städten* (oder Taschenbuch für Reisende ersten Bandes erster Theil) mit Kupfern. 1792. 64 S. 8. (4 gr.) — Es handelt vom Herzogthum Magdeburg und Fürstenthum Halberstadt, ist aber dem grössten Theil nach wördich aus *Gilberts* Handbuch für Reisende durch Deutschland hergenommen. Nur hin und wieder sind einige Zusätze und Anmerkungen im Geschmack des grünen Mannes nach Ungern gemacht, z. B. von der Anzahl der Studierenden welche 1790 zusammen 988, und auf dem Waisenhause allein an 150 betrug, der Cansteinschen Bibeldruckerey, welche bis 1784 in 274 Auflagen 1,286300 Exemplare geliefert hat, dem Pfingstbier der Halloren, den Kirschen in Ludwigs *Etcaetera* *), Bahrts Weinberg, dem Mährchen von Ludwig dem Springer, dem Merseburger Bierschank in Passendorf and auf der Maille, der freundlichen Aufnahme des Vf. im Ehrenbergischen Hause zu Mansfeld u. dgl. Als Volksbuch zu einiger Kenntniss des Vaterlandes mag es indessen doch manchem nützen können, der sonst kein Buch hat oder lesen will. Aber es scheint, die Hefträger (Colporteurs) müssen damit eben nicht glücklich gewesen seyn, weil gar keine Fortsetzung erscheint.

*) So heisst ein ehemals dem Kanzler v. Ludwig zuständiger Weinberg vor Glaucha bey Halle, der seinen Namen von einem Scherz über das *Etcaetera*, welches Ludwig allen seinen Titeln beyfügte, erhalten, welches *Etcaetera* ein Spassvogel auf die Erb- und Lehnherrschaft über diesen Weinberg deutete.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. May 1795.

PHYSIK.

WEIMAR, b. Hoffmanns Wittwe u. Erben: *Beytrag zur Berichtigung der antiphlogistischen Chemie, auf Versuche gegründet*, von *J. F. A. Göttling* Prof. zu Jena. Mit einem Kupfer. 1794. 208 S. 8.

Bey den beträchtlichen Aufschlüssen, welche die Lehre vom Licht- und Wärmestoff, durch scharfsinnige Untersuchungen mehrerer Naturforscher, in unsern Tagen erhalten hat, sind die Meynungen noch getheilt geblieben, ob man, zur Erklärung der dahin einschlagenden Erscheinungen zwey verschiedene, von einander unabhängige, Grundwesen annehmen müsse, oder ob beides nur Modification einer und derselben Materie sey. Nach der letztern Meynung, ist das Licht eine Zusammensetzung aus Brennstoff und Wärmestoff, und blosses Leuchten und wirkliches Verbrennen ein und dieselbe Operation; wobey es nur auf das quantitative Verhältniss des Brennstoffs zu dem Wärmestoff ankommt, ob blosses Leuchten, oder wirkliches Verbrennen, bewirkt werden kann. Der Schwefel, der Phosphor, die Metalle u. s. w. werden dagegen nicht als einfache Stoffe angesehen, sondern als aus unbekannten Grundstoffen und dem Brennstoffe zusammengesetzt. Dem zufolge geschiehet z. B. die Entzündung des Phosphors, indem sich dessen Substratum oder Basis, mit dem Sauerstoffe der reinen Luft zu Phosphorsäure, und dessen Brennstoff mit dem Wärmestoffe der reinen Luft zu Licht, verbindet. u. s. w. — Hierwider lässt sich nun Hr. G., im Vorberichte der gegenwärtigen Schrift, folgendergestalt vernehmen. „Wäre alles Leuchten des Phosphors wirklich eine wahre Verbrennung, und ist es ausgemachter Grundsatz, dass keine Verbrennung ohne den Zutritt der reinen Luft statt findet, so dürfte auch der Phosphor in einer reinen Stickluft gar nicht leuchten, in einer reinen Lebensluft aber müsse die Operation des Leuchtens am vollkommensten geschehen; wie dieses bisher allgemein angenommen wurde. Meine darüber angestellten Versuche, — haben mir aber das Gegentheil bewiesen, und berechtigen mich daher, den Lichtstoff als einen von dem Wärmestoff unabhängigen Stoff zu betrachten, und also auch die Erscheinung des Lichts ohne empfindbare Wärme, für keine wahre Verbrennung zu halten. Zugleich hoffe ich durch diese Versuche die Natur der bisherigen Stickluft — mehr ins Licht gestellt und bewiesen zu haben, dass in ihr der nemliche Grundstoff als in der reinen Luft gegenwärtig sey, und ihre Verschiedenheit bloss darin liege, dass diese den Wärme- oder Feuerstoff, und jene den Lichtstoff, in ihrer Zusammensetzung enthalte." — Diese Versuche bestehen nun vornemlich in folgenden. Zuerst, über das Verbrennen des Phosphors in der Lebensluft. Hr. G. bedient sich dazu eines Kolbens von Messingblech, der mit einer mit einem Hebel versehenen Schraube verschlossen werden kann, und um dessen Bauch ein blechernes Kühlgefäss angebracht ist, — von welchem wohlausgedachten Apparate die Zeichnung beygefügt ist. War die angewandte Lebensluft völlig rein, wie die aus dem durch Salpetersäure bereiteten rothem Quecksilberkalche, so war sie nach dem Verbrennen völlig verschwunden. Von der aus Braunstein getriebenen Lebensluft blieb ein weniges, und von der aus Salpeter noch etwas mehr Luft, übrig. — Bekanntlich hat nun diese Erfahrung des gänzlichen Verschwindens der Lebensluft, ohne, wie es nach dem phlogistischen System geschehen müsste, Stickluft zu erzeugen, mehrere der bisherigen Anhänger des Phlogistons in ihrem Glauben wankend, und dem neuen Systeme geneigter gemacht. (Rec. kann nicht unbemerkt lassen, dass man, wenn auch nicht geflissentlich, zu vergessen scheint, dass dieser nemliche Versuch, dem man jetzt auf der Prüfungswage des neuen Systems ein entschiedenes Uebergewicht zugesteht, bereits vor 18 Jahren von *Scheele* angestellt, und in seinem Werke über Luft und Feuer beschrieben worden. Rec. selbst hat schon vor mehreren Jahren diesen Scheelischen Versuch, ohnerachtet des, bey Anwendung gläserner Phiolen damit verknüpften oftmaligen Misslingens, (welcher mit gläsernen Gefäsen verknüpften Gefahr jetzt durch den obigen Apparat des Hn. G. abgeholfen ist,) öfters wiederholt, und seine dazu angewandte reine Luft aus Braunstein mehrmals gänzlich verschwinden gesehen. — Da nun das Leuchten des Phosphors bisher ebenfalls als eine schwache Verbrennung erklärt worden ist; so versuchte Hr. G. ob das Verschwinden des Luftraums auch bey einer so schwachen Temperatur, wobey der Phosphor bloss leuchtet, ebenfalls möglich sey. Zu dem Ende hing er, in ein, mit reiner Lebensluft gefülltes Glas, Phosphor an einem Faden auf, und trug es an einen dunkeln Ort; allein es war gar nichts leuchtendes, weder in einer kältern, noch wärmern Temperatur, zu bemerken. Hierauf stellte der Vf. den gleichen Versuch mit Phosphor in reiner Stickluft an. Wider sein Erwarten sahe er nun hier den Phosphor dampfen, und in einem viel stärkern Grade, als in der atmosphärischen Luft leuchten. Nach mehreren Stunden hörte diess Dampfen und Leuchten auf, und der Phosphor fand sich mit einer sauren Feuchtigkeit belegt, welche in wahrer Phosphorsäure bestand. Er nahm ihn heraus, trocknete ihn ab, und hing

hing ihn wieder hinein, worauf er, wie zuvor, dampfte und leuchtete, so lange, bis er aufs neue wieder mit saurer Feuchtigkeit überzogen war. Zu gleicher Zeit ward hierbey die Menge der Stickluft nach und nach verringert. — Ein Glas wurde mit reinster Lebensluft, in welcher der Phosphor gar nicht leuchtete, gefüllt, verstopft, und umgekehrt in einer Schale mit Wasser 4 Wochen lang dem Tageslichte blofsgestellt. Sie war dadurch merklich schlechter geworden. Bey hineingebrachten Phosphor hätte nun ein Leuchten statt, und es erfolgte nach einigen Stunden dessen Entzündung. — Mehrere Versuche, wozu der Vf. Luftsäure, brennbare Luft, und anderweitige Gasarten, angewendet hat, nebst den dabey bemerkten Erscheinungen, muss Rec. übergehen. — Den Resultaten dieser Versuche zufolge, nimmt der Vf. zwar mit den Antiphlogistikern an, dass der Wärmestoff ein eigenthümlicher Grundstoff sey, und dass er, mit dem Sauerstoff verbunden, die reine Luft ausmache; nur will er ihn aus nachher anzuführenden Grunde, nicht Wärmestoff, sondern *Feuerstoff*, und folglich auch die reine Luft *Feuerstoffluft*, genannt wissen. Da er zugleich auch den *Lichtstoff*, als einen eigenen, vom Feuerstoff unabhängigen Grundstoff ansieht, und er solchen vorzüglich in der Stickluft, mit Sauerstoff verbunden, gefunden zu haben glaubt, so nennt er letztere *Lichtstoffluft*. Dieser Stoff, welcher einen Bestandtheil aller brennbaren Körper ausmache, trete bey deren Entzündung, die nicht ohne Gegenwart der Feuerstoffluft geschehen kann, mit dem Feuerstoff zu *Feuer* zusammen; welche Vorstellungsart mit der des *de Luc* übereinkommt. Mit dem Wasserstoff mache der Lichtstoff die inflammable oder die *Wasserstoffluft*. Mit dem Phosphor — und Schwefelstoff setze er den *Phosphor* und *Schwefel* zusammen. Er gehe mit in die Verbindung der *Salpeterluft*, des *flüchtigen Laugensalzes*, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch der *Salzsäure* ein. Er könne sich auch mit den feuerbeständigen Laugensalzen und den Erden für sich allein, oder in Gesellschaft des Feuerstoffs, verbinden. Auch mache er einen Bestandtheil der *Metalle* aus. — Nach einiger nähern Auseinandersetzung dieser Begriffe erklärt nun der Vf., dass der Stickstoff aus der Reihe der einfachen Stoffe gänzlich hinausgeworfen werden müsse; da dasjenige, was bisher unter dem Namen *Stickluft* in der Atmosphäre angenommen worden, nichts anders seyn könne, als eine Zusammensetzung aus Sauerstoff und Lichtstoff; von deren vorgehenden Zersetzung durch den Phosphor das Leuchten in selbiger ohne Wärme die Folge sey. Da nun zu der dabey entstehenden Phosphorsäure der Sauerstoff nothwendig ist, so müsse also selbiger in der Stickluft enthalten seyn. Aus diesem Grunde könne nun die reine Luft nicht weiter Sauerstoffluft heifsen, sondern sie müsse den Namen *Feuerstoffluft* erhalten. — Um an einem Beyspiele zu zeigen, wie der Vf. nach den solchergestallt von ihm modificirten Lehrsätzen der Antiphlogistiker, die dahin einschlagenden Erscheinungen erklärt, will Rec. dessen Meynung von der Zusammensetzung der Salpeterluft, und der Salpetersäure, ausheben. — Da in der Salpeterluft der Phosphor nicht leuchtet; so hält er sie für Salpetersäure, die einen Theil ihres Sauerstoffs verloren hat, und wo der andere noch vorhandene Sauerstoff mit dem Licht- und Feuerstoff so genau verbunden ist, dass er nicht auf den Phosphor wirken, und seinen Lichtstoff losmachen kann; auch sey es ihm wahrscheinlich, dass der Lichtstoff darinn die Oberhand habe. Eben daher erklärt er sich nun auf folgende Art die Entstehung dieser Luft. Er betrachtet die Salpetersäure als eine Zusammensetzung aus Sauerstoff, Lichtstoff und Feuerstoff, die aber so enge zusammengedrängt sind, dass ihr Licht- und Feuerstoff beynahe Feuer ist. Wirkt nun diese Säure auf ein Metall, was nach seiner Erklärug aus seinem Metallstoff und Lichtstoff zusammengesetzt ist; so verbindet sich ein Theil des Sauerstoffs in dieser Säure mit dem Metallstoff, und macht ihn zu Metallkalk, dadurch wird der Lichtstoff des Metalls in Freyheit gesetzt, der mit etwas Sauerstoff und dem Lichtstoff, der schon einen Bestandtheil der Salpetersäure ausmachte, nebst einem Theil in der Salpetersäure ebenfalls vorhandenen Feuerstoffes in die Verbindung der Salpeterluft tritt; behält nun die Salpeterluft den Lichtstoff, den sie schon als Salpetersäure hatte, und nimmt sie noch einen Theil aus dem Metall an, so finde er sich berechtiget, darinn eine gröfsere Menge Licht — aber eine kleinere Menge Feuerstoff, anzunehmen. Ein Theil Feuerstoff, der vorher die Zusammensetzung der Säure mit ausmachte, bewirkt die bey der Auflösung statt habende Erhitzung, wenn die Säure nicht gar zu schwach angewendet wird, und der Feuerstoff nicht von der Feuchtigkeit eingesogen werden kann. Wird nun der Salpeterluft wieder Feuerstoffluft zugesetzt, so kann die Salpeterluft wieder in dem dazu nöthigen Verhältnifs mit soviel Sauerstoff und Feuerstoff zusammentreteten, als zur Entstehung der Salpetersäure nöthig ist. Dieses geschiehet mit bemerkbarer Wärme und rothen Dampfen. Die rothen Dämpfe zeigen an, dass hier mehr Licht- und Feuerstoff gegenwärtig war, als die Salpeterluft brauchte, um Salpetersaure zu werden; diese entweichen also als rothe Dämpfe, die er sich als ein sehr ausgedehntes Feuer denke. — Man würde ihm wahrscheinlich hier einwenden, dafs, wenn diese Erklärung der Entstehung der Salpetersäure wahr sey, die Atmosphäre beständig mit salpetersauren Dämpfen angefüllt seyn müfste, weil die atmosphärische Luft aus eben den Bestandtheilen bestehet. Dieser Fall könne aber nicht eher eintreten, bis sich die Lichtstoffluft mit Lichtstoff, wie bey gedachter Entstehung der Salpeterluft, übersättigen kann, etc. — Von der Salzsäure ist der Vf. geneigt, zu glauben, dass man darinn gar keinen eigenen Stoff, der mit dem Sauerstoff die Salzsäure zusammensetze, anzunehmen brauche, sondern dass ihre Abweichung von der Salpetersäure in Ansehung einiger Eigenschaften blofs in den verschiedenen Verhältnissen des Sauerstoffs, Lichtstoffs und Feuerstoffs liege. — Dieser Auszug würde hinlänglich seyn, die Physiker auf vorliegende interessante Schrift aufmerksam zu machen, und sie zu reizen, die Versuche, auf welche der Vf. seine Theorie gründet, und die überdem einfach und leicht anzustellen sind, mit Genauigkeit zu wiederholen. Da aber ein Zu-

Zufall die gegenwärtige Anzeige verspätet hat, so bedarf es dieser Aufforderung kaum, da bereits mehrere Personen in der Wiederholung dieser Versuche begriffen sind. Einem sichern Resultate dieser Prüfungen sehen wir mit desto grösseren Verlangen entgegen; da es einleuchtend ist, welchen grossen Einfluss deren Bestätigung auf die Berichtigung der Lehre von den einfachen Grundstoffen der Körper haben werde.

GESCHICHTE.

STOCKHOLM, b. Carlbohm: *Historiska Sammlingar. Första Delen.* (Historische Sammlungen. Erster Theil.) 1793. 1 Alph. 3 Bog. 8.

Hr. Oberstlieutenant und Ritter. *C. Adlersparre* fängt an, in dieser Sammlung eine Menge Originalbriefe und Actenstücke, fast alle aus dem königlichen Reichsarchiv, ans Licht zu stellen, die dem Geschichtforscher mehr und minder wichtig werden können. Er hat die Briefe und Stücke, welche einzelne Vorfalle und Begebenheiten betreffen, zusammengesammelt, und in chronologischer Ordnung abdrucken lassen. Die hier abgedruckten urkundlichen Nachrichten betreffen: 1) Das Kriegswesen während der Regierung K. Gustav I. mit einer Zeichung. Es sind in allen 27 Briefe des Königs an seine Söhne, Erich und Johann; Schreiben und Verordnungen an die Reichsräthe und Feldherrn; Berichte aus den Jahrer 1555—1556., besonders den damaligen Finnischen Krieg betreffend. S. 22. sieht man, dass die Soldaten damals im Winter Kleider von Seehundsfellen gebrauchten; S. 23, dass ein Schwed. Thaler oder Deutscher Rthlr. damals 3½ Mark betrug und die Mark so viel als jetzt 13 bis 14 Schl. Bancogeld war; S. 23. dass unter den für das Kriegsheer anzuschaffenden Sachen auch Branntwein vorkommt, und solcher also schon eher in Schweden bekannt gewesen seyn müsse, als man gemeiniglich glaubt, u. d. m. — 2) Nachricht von einer Stockholm 1625 betroffenen Feuersbrunst, in einem Bericht des Reichsraths und Statthalters Clas Horns, an den Reichskanzler Ax. Oxenstjerna. — 3) Nachricht von den Besuchen des Bürgermeisters, Peter Larsson, bey der Christina Ryning. Sie war eine Adeliche Dame; beide wurden in einem unerlaubten Umgang gefunden, der Bürgermeister ward zu 1000 Th. Strafe verurtheilt, die ihm doch der K. hernach zum Theil erliess, und die Ryning sollte alle ihre Erbgüter an ihre Brüder abtreten, worüber ein langer Rechtsstreit entstand. — 4) Des Reichsraths und Feldmarschalls, Herman Wrangels, Verhalten gegen den Dänischen Agenten, Prost Knudsen. Der Feldmarschall hatte ihn 1631 vor dem königlichen Schlosse, aus Jalousie wegen einer Dame, geprügelt. Knudsen, der unbewaffnet war, ging sogleich von Stockholm weg, und zeigte es seinem Hofe an, welches zu den hier abgedruckten Berichten und Schriftwechsel, ob dies bloss als eine Privatsache oder als eine Verletzung des Gesandschaftsrechts anzusehen sey, Anlass gab; das erstere ward von Schwedischer Seite, mit aller Schonung gegen den Dänischen Hof behauptet. — 5) Des Kammerherrn E. B. Rålambs Ungehorsam gegen K. Gustav Adolph, 1631. Der König befahl ihm zu Höchst, wo er verschiedene fremde Fürsten bey sich hatte, und da just keiner von seinen Cavalieren zugegen war, vor den Tisch zu treten und aufzuwarten. Allein Rålamb ging aus dem Zimmer, und von da weg, ohne dass man wusste wohin. Der K. nahm dies sehr ungnädig, meldete es dem Reichsrath in Schweden, liess alle seine und seines Vaters-Güter, weil er seinen Sohn nicht besser erzogen hatte, mit Arrest belegen. Die Sache ward doch hernach unter der K. Christina durch Vermittelung des Reichskanzlers beygelegt. — 6) 39 Briefe von K. Carl X. Gustavs Informator, Bengt Baar, an den Pfalzgrafen, Johann Casimir, in den J. 1641—1642 über alles, was damals in Stockholm und bey Hofe vorgefallen. S. 254 sehen wir, dass, nachdem die Reichsräthe, Joh. Oxenstjerna und Thure Bielke, nebst dem Hofcanzler Salvius, zu Abgesandten zum Friedenswerke in Deutschland verordnet waren, der erste, welcher vorweg reisete, so lange er allein war täglich 50 Rthr. Diätengelder haben sollte; alle drey sollten hernach zusammen täglich 100 Rthlr. haben, und überdem Ersetzung für Gastmäler, die sie etwa zu geben nöthig hätten, und für andere ausserordentliche Ausgaben. Wie die Krone damals betrogen worden, sieht man aus den hier vorkommenden Nachrichten von dem gegen den Camerier, Jost Hansson, angestellten Process. — Actenstücke, betreffend des Reichshistoriographen Arnold Johann Messenii und seines Sohnes Arnold Messenii Verbrechen und Bestrafung. Schon der Vater des ersten, Assessor D. Johann Messenius, war wegen beschuldigten Briefwechsels mit den Katholiken und Jesuiten in Polen in eine zwanzigjährige Gefangenschaft gerathen, doch ward ihm zuletzt erlaubt, sich in der Stadt Ulea aufzuhalten. Zu dieser Linderung trug sein in der Gefangenschaft ausgearbeitetes Werk, *Scondia illustrata*, viel bey. Sein Sohn Arnold, der anfangs bey ihm im Gefängniss gewesen, und den er dort selbst unterrichtet hatte, ging heimlich weg; da aber sein Vater neuen Verdruss davon hatte, kam er wieder, ward arretirt, und auf Kexholms Festung gesetzt. Man machte die Auslieferung der *Scondia illustrata* zu einer Bedingung seiner Freyheit. Allein sein Vater war inzwischen gestorben, und die Mutter war von da nach Danzig gegangen, wohin sie ihres Manns Schriften mitgenommen hatte. Nach 14 J. kam der Sohn los, holte seines Vaters Schriften aus Polen zurück, lieferte sie der Regierung ein, und insinuirte sich dadurch so, dass er verschiedene Gunstbezeugungen erhielt und zum Reichshistoriographen ernannt ward. Allein er war immer mit der Regierung unzufrieden und äusserte sich darüber oft gegen seinen Sohn Arnold. Dieser, ohne dem Vater etwas davon zu sagen, verfasste darauf eine Schrift in Versen, die er auch Carl Gustav zusandte, worin er sehr hart von den Vormündern der Königin redete, und Carl Gustav ermunterte, sich der Regierung zu bemächtigen. Dieser aber war so klug, die Schrift sogleich der Königin zuzu-

senden. Der Vf. ward bald entdeckt und arretirt, so wie sein Vater, von dem er, so wie er selbst gestand, die Materialien dazu hatte. Beider Verhör in Gegenwart der Reichsräthe, auch bisweilen der Königin selbst, ist nebst dem Urtheil hier abgedruckt. Beide würden hingerichtet. Das *Corpus delicti*, oder das sogenannte Pasquill selbst, findet man doch hier nicht. Chanut hat in seinen Memoiren davon einen Auszug geliefert. Darnach muss es hart genug verfasst gewesen seyn. Nach den hier abgedruckten Acten scheint es nicht einmal dem Fiscal anders als einem Inhalt nach, mitgetheilt geworden zu seyn.

STOCKHOLM, b. Carlbohm.: *Utkast til en Historia om Kongl. Sødermanlands Regemente.* VI. Stycket. (Abriss einer Geschichte des Südermannländischen Regiments 6 Stück.) 1794. ½ Alph. in 8.

Die vorigen Stücke dieser Geschichte des Südermannländschen Regiments, die so manche gute Beyträge zur Schwedschen Kriegshistorie enthält, sind in diesen Blättern angezeigt worden. In den Zeitraum, den diess Stück befasst, von 1719 bis 1771, fallen ausser den im Regimente selbst vorgegangenen Veränderungen nur der finnische Feldzug 1740, und der Pommersche, 1757 u. f. Beide hat auch diess Regiment mitgemacht und sich immer brav gehalten. Die Vorfälle des Pommerschen Krieges, die ausserdem nicht sehr wichtig waren, sind bekannt. Vom finnischen Kriege will Rec. ein paar Nachrichten hier auszeichnen. Als der General Wrangel den Befehl bekam, bey Wilmanstrand den Russen entgegen zu gehen, soll er sich geäussert haben, dass es besser wäre, wenn die Besatzung in Wilmanstrand mit ein paar Regimentern verstärkt worden, bis er und Buddenbrock mit vereinigter Macht den Russen Widerstand leisten könnten, aber weil er Befehl hätte, zu marschiren; so wollte er auch stehen, so lange er noch einen Mann übrig hätte. — Das ganze Treffen wird umständlich beschrieben. Es ist nicht zu läugnen, dass Graf Wasaborg den 24 Aug. zu weit vordrang, dadurch die Linie brach, und die Schweden hinderte, ihre eigenen Kanonen weiter zu gebrauchen. Als er aber, nach dem er die zweyte Linie des Feindes geworfen und ihre Kanonen erobert hatte, commandirte: *Halt!* riefen einige Soldaten im Regiment: *Alter bist du bange.* Hiedurch ward er so eifrig, dass er alle Contenance verlohr, vordrang, blessirt und gefangen ward. Dieser Graf Wasaborg war ein Enkel von Gr. Gustav Gustavsson, einem natürlichen Sohn K. Gustav Adolphs mit einer Tochter des Directeurs der Fischereyen, Cabelian. Als die Russen Wilmanstrand zum drittenmal stürmten und es eroberten, schossen Soldaten und Bürger daselbst aus den Fenstern und Thüren, wenn jene in solche eindringen wollten. Daher die Russen auch nicht des Kindes in der Wiege schonten. Bey dem Rückzuge riss der Fähnrich L. A. Hercules, von zwey Stangen die Fahnen herunter, zerschlug die Stangen, damit sie nicht in feindliche Hände kommen sollten, und brachte das zusammengewickelte Zeug der Fahne mit nach Fridrichsham. Die Russen waren bey Wilmanstrand 15 bis 18000 Mann stark, wovon 7 bis 9000 blieben. Die Schweden hatten nur 2500 Mann, wovon ungefähr 1000, die Blessirten mit eingerechnet, übrig blieben. Wären sie zu rechter Zeit mit 300 bis 400 Mann frischen Volks und einiger Artillerie unterstützt worden; so wäre kein Russe davon gekommen. Die Schweden hatten dreymal den Russen ihre Kanonen weggenommen; allein sie waren so schwach, dass sie solche weder gebrauchen noch vernageln konnten. Nach dem Frieden schenkte die Russische Kaiserin Graf Wasaborg und den andern Officiern, da sie bey der Gefangennehmung ihre Degen verloren hatten, mit eigener Hand, neue Degen, mit den Worten: wir hoffen, dass ihr sie nicht gegen uns gebrauchen werdet, und Gr. Wasaborg erhielte den kleinen Degen, mit einem goldenen Gefäss, den die Kaiserin am Tage der Revolution in Petersburg zu Pferde selbst an der Seite getragen hatte. — Dieser ganze Krieg hatte inzwischen Schweden ungefähr 50000 Mann, und an 130 Tonnen Goldes gekostet! Rec. muss hier doch bemerken, dass eine schwedische Tonne Goldes nur 100,000 Thaler Silbermünze, d. i. 16,666, ⅔ Rthlr. Spec. ausmacht. — Für die Schwedische Genealogie und Familiengeschichte ist diese Geschichte des Südermannländischen Regiments auch dadurch wichtig, dass von einem jeden Officier und Unterofficier, der nur genannt wird, in den Noten genaue biographische Nachrichten mitgetheilt sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Berlin*, b. Pauli: *J. C. Ploen* Stallmeisters der Königl. Ritter-Academie zu Berlin, *Anleitung zur äussern Pferdekenntniss* mit Kupfern. 1790. 112 S. 8. (21 gr.) Der Vf. bemerkt ganz richtig, dass die äussere Pferdekenntniss mehr durch mündliche Anleitung und eigene praktische Uebung als durch Schriften erlernt werden müsse. Inzwischen kann dieses Werkchen Anfängern allerdings nützlich seyn, nicht bloss die Benennung aller Theile des Pferdes, sondern auch wie sie beschaffen seyn sollen, ihnen bekannt zu machen. In dieser Absicht sind zwey mit Zahlen bezeichnete Kupfer beygefügt. Die Abhandlung zerfällt in drey Abschnitte nach der gewöhnlichen Eintheilung des Pferdes in Vorder- Mittel- und Hintertheil. Der Vortrag ist fasslich und der Vf. beweist durch diese kleine Schrift, dass man für Besserung der Pferdezucht gründliche Anweisungen erwarten könne.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. May 1795.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Lagarde: *Lud. Frid. Ancillon*, Eccles. Berolinens. Gallicae Past. Acad. Sc. Reg. Rothomagensis nec non Berolinensis Sodalis *Judicium de judiciis circa argumentum Cartesianum pro Existentia Dei ad nostra usque tempora* latis; quatuor in Academia Berolinensi habitis praelectionibus expositum et evictum. 1792. 150 S. gr. 8.

Der Vf. will nicht nur die Urtheile über den ontologischen Beweis für das Daseyn Gottes, wie ihn *Cartes* aufgestellt hatte, vorzüglich seiner Gegner, sondern auch die Versuche einiger neuern Philosophen, jenem Beweise durch eine andre Wendung mehr Kraft zu geben, prüfen. Man darf aber nicht eine Beleuchtung aller, sondern nur einiger Urtheile erwarten, und in sofern sagt der Titel zu viel. Der Vf. stellt zuerst den Beweis des *Cartes* selbst mit den eignen Worten des Philosophen auf, führt die Veränderungen an, welche *Leibnitz* und *Mendelsohn* mit demselben vorgenommen haben; sodann kommt er auf die Einwürfe, der ältern und mit dem Cartes gleichzeitigen Philosophen dagegen, und verbindet damit sogleich die Beantwortung derselben aus Cartes Objectiones, oder im Geist desselben. Das alles, bis auf den Beweis selbst, berührt der Vf. nur kurz, und die Einwürfe werden ohne Ordnung und ohne Anzeige ihrer Urheber neben einander dargelegt. Diess macht den ersten Theil der Abhandlung oder die erste Vorlesung aus, in den folgenden wird die Widerlegung des Werenfels weitläufig geprüft S. 37—111. Diess ist also der Hauptinhalt dieser Schrift. In dem vierten Theile wird der ontologische Beweis des Leibnitz und Mendelsohn, die oben nur angezeigt waren, näher, doch nicht so umständlich als Werenfels Einwürfe, beleuchtet. Zuletzt zeigt der Vf. noch die Unmögkeit eines Beweises für das Daseyn Gottes a priori überhaupt.

Ob es gleich scheinen könnte, dass eine solche Beurtheilung, nachdem Kant a priori bewiesen hat, dass die Existenz eines Dinges gar nicht a priori dargethan werden kann, überflüsig sey, so kann sie doch als eine speciellere Anwendung der allgemeinen kritischen Grundsätze von Nutzen seyn, wenn sie nur sonst zweckmässig eingerichtet ist. Von der gegenwärtigen können wir das nicht ganz vollkommen rühmen. Hr. *A.* gehet erstlich von keinen bestimmten Grundsätzen aus, und liefert mehr eine Censur als eine Kritik. Er hätte die Einwürfe nach bestimmten Gesichtspunkten classificiren und sie dann nach Principien beurtheilen sollen. Was er über Leibnitzens und Mendelsohns ontologischen Beweis sagt, befriediget in dieser Hinsicht schon mehr als die Beleuchtung der Werenfelsischen Einwürfe. Denn dort prüft er die Schlüsse nach den Regeln der Logik; hier aber führt er die Widerlegung stückweise an und begleitet sie mit seinen Gegenbemerkungen, ohne dass man seine und seines Gegners Gedankenreihe auf Principien und Resultate zurückführen kann. Zweytens ist diese Beurtheilung auch unvollständig, und sie leistet nicht, was der Vf. versprochen hat. Denn nicht zu gedenken, dass Gassendus, Crusius und andrer scharfsinnige Beurtheilungen ganz übergangen sind, so wird Kants Kritik aller ontologischen Beweise, welche *instar omnium* war, S. 110. kaum mit ein paar Worten angeführt, da es doch S. 23. heisst: *Anonymi plures, in ea operum Cartesii, quae Objectiones inscribitur; Werenfelsius et Kantius ita potius erunt excerpendi, ut ex argumentis, quibus contra Cartesium usi sunt, nullum sive aptum, sive secus transeat, quin qualemcunque nostram criticam curam experiatur; nam hic etiam valet quod dicitur: Iliacos intra muros peccatur et extra.* Kants Widerlegung thut ihm kein Genüge, und er findet allerley daran auszusetzen. *Negat quidem*, heisst es S. 110. *cum reliquis Anti-Cartesianis omnibus ex notione ipsa entis realissimi seu perfectissimi, sequi, illud revera existere, sed (quantum saltem de mente ejus mihi constare potest) frustra apud eum quaeras, quod tamen in isto argumento praecipuum et vere novum esset, quid sit in se existentia, et nuda rei extra nos positio; qui fiat ut eam nullo, quantum libet legitimo et stringenti, ratiocinio demonstrare valeamus; cur iste, quo per viam a priori plane nequit illa investigari, caracter, ei sit proprius et privus, dum alias (quod Idealista praefractus solus (?) neget) a nexu logico, ad nexum realem possit valere conclusio (?).* Drittens. Der Vf. macht sich vieler Partheylichkeit schuldig. Werenfels, der meistens die schwache Seite des Beweises sehr gut traf, und nur hie und da einer kleinen Nachhülfe bedarf, um seine Gegengründe völlig stringent zu machen, erfährt selten Gerechtigkeit vom Vf. So macht Werenfels S. 43. 44. mit Recht einen Unterschied zwischen objectiver (subjectiver) und realer Existenz, oder dem logischen und realen Seyn. Anstatt nun, auf diesen wichtigen Unterschied Rücksicht zu nehmen, hält sich Hr. *A.* bloss bey dem Ausdruck *existentia repraesentativa* auf und spöttelt darüber. S. 106. behauptet Werenfels: dass das Daseyn keines Dinges aus einer blossen Idee a priori bewiesen werden könne; Ancillon erwiedert S. 108. davon sey auch bey dem Cartesianischen Beweise nicht die Rede, sondern ob nicht durch Schlüsse das Daseyn Gottes könne bewiesen werden. Eine sonderbare Distinction? S. 111. heisst es nach Anführung der We-

renfelsischen Einwürfe und der Kantischen Kritik des ontologischen Beweises: *Sic contra Cartesium nostro saltem judicio, incertis et debilibus admodum armis pugnatum est.* Damit vergleiche man folgende Stellen: S. 140. *Hoc dicendum in fine habeo; sententiam Cartesianam nulli, quod ne minimam etiam soliditatis speciem prae se ferat, fundamento superstrui posse, idque ea de causa, quod existentia non dico Dei tantum (nam perinde est) sed nullius plane rei, valeat demonstrari a priori. Hocce principium vere et unice hanc intricatissimam litem a radice dirimens ne suspicati etiam sunt. Cartesii, qui eum undique insectati sunt, Coaetanei; Werenfelsius, si illud confuse menti oberrans habuit (de quo adhuc disputari potest) adhibere et quasi exhaurire nescivit.* S. 141. Man verdanke die deutliche Aufstellung dieses goldnen Princips und die allgemeine Aufmerksamkeit darauf *Kantio et μεγαλοφυεστάτῳ Sellio.* Läfst fich wohl eine gröfsere Partheylichkeit und zugleich Inconsequenz denken? Ist es nicht, als wollte Hr. *A.* fich und feinem Scharffinn felbst ein Compliment machen, dafs er zuerst die Untauglichkeit des Cartesianischen Beweises aus einem Princip demonstrirt habe, ob er gleich am Ende wieder etwas einlenkt? Es müfste denn feyn, dafs man das zum Theil auf die Unkunde der deutschen Sprache, welche er felbst S. 3. gesteht, und auf den Mangel einer vollkommnen Einsicht in die Kritik der reinen Vernunft rechnen wollte. — Am Ende der Abhandlung gibt fich der Vf. die Miene, als wenn die gelehrte Welt die völlige Deduction der Unmöglichkeit, das Daseyn eines Dinges a priori zu beweisen, erst aus feiner Feder zu empfangen hätte. S. 142. Wir können uns auf eine weitläuftige Prüfung dieser Demonstration nicht einlassen, fondern bemerken nur fo viel, dafs der Vf. nur analytische Sätze annimmt, und die Identität als das Princip aller Schlüsse betrachtet. Hieraus wird die Unmöglichkeit eines Existenzialsatzes, aber wie uns scheint, nicht eben fehr befriedigend dargethan. Denn um nur das Einzige anzuführen, wie wenig stimmt damit eine andre Behauptung des Vf. S. 110. dafs man von dem logischen Zusammenhange der Begriffe auf den Realzusammenhang richtig schliessen könne, überein. Das Resultat der ganzen Abhandlung ist dieses: Das Daseyn jedes Dinges, also auch Gottes, könne nur a posteriori, d. h. unter der Voraussetzung, dafs etwas existiere oder existiert habe, erkannt und bewiesen werden. Wir find begierig zu sehen, wie auf diesem Wege die objective Realität der Idee von Gott bewiesen werden soll. Uebrigens läfst fich diese Abhandlung, was die Sprache betrifft, gut lesen, bis auf Stellen, wo die Künstley zu fehr durchschimmert. Eine völlige Reinheit der Sprache ist nicht zu erwarten, und der Vf. entschuldiget fich deswegen. Aber der Gebrauch des *ne-etiam* anstatt *ne-quidem* S. 140. ist kaum zu verzeihen.

LITERARGESCHICHTE.

Altdorf, in Comm. der Monath und Kufslerischen Buchh.: *Georg Andreas Wills*, Kaiserl. Hofpfalzgrafen und ältesten Professors zu Altdorf, *Geschichte und Beschreibung der Nürnbergischen Universität Altdorf.* 1795. XVI und 380 S. gr. 8.

Von einem Gelehrten, dergleichen der verdienstvolle Hr. Prof. *Will* in *Altdorf* ist, der fich so viele Jahre hindurch mit dem Studium der Geschichte feines Vaterlandes beschäftigte, dem befonders die Geschichte derjenigen hohen Schule, um die er fich fo viele, unverkennbare Verdienste zu erwerben Gelegenheit hatte, von jeher fehr wichtig war, und der eben deswegen von langen Zeiten her alles auf das forgfältigste fammelte, was auf dieselbe Bezug haben möchte, und dem es über dieses alles unverwehrt war, die besten Quellen zu benutzen — von einem folchem Manne konnte eine Geschichte der Universität *Altdorf* erwartet werden, wie die gegenwärtige ist, die dem Kenner, einige Kleinigkeiten abgerechnet, nichts zu wünschen übrig läfst. Da der Vf. diese Arbeit zu einer Zeit übernahm, wo ihn feine kränklichen Umstände hinderten, an feine gewöhnlichen Berufsgeschäfte zu denken, fo ist es um fo mehr zu bewundern, dafs fie fo, wie fie uns jetzt vor Augen liegt, ausfiel. Man fieht aber daraus, dafs fich der würdige Mann längst darauf vorbereitet, und hier nur gleichsam die Resultate feiner frühern Untersuchungen geliefert habe. Wir hoffen unsern Lesern durch eine kurze Anzeige der wichtigsten Gegenstände dieser in 24 Abschnitten vorgetragenen Geschichte, nicht misfällig zu feyn. I. *Von der Stiftung der hohen Schule nach 4 Perioden.* Eine der gesegneten Folgen der Reformation für *Nürnberg* war unter andern auch das daselbst 1526 gestiftete, von *Melanchthon* eingerichtete, und mit den berühmtesten Professoren (unter welche aber *Böschenstein* nicht zu zählen feyn mochte) befetzte *Gymnasium bey Egidien.* Indessen wollte doch diese gute Anstalt in der Stadt felbst nicht gedeihen. Der vortreffliche *Joachim Camerarius*, der anfangs felbst an diesem Gymnasio glänzte, nachher aber bekanntermassen nach *Leipzig* zog, rieth daher zu einer Verlegung derselben auf das Land. Dieser Rath wurde befolgt, und aus guten Gründen das Landstädtchen *Altdorf* zum künftigen Musensitz auserkohren. Es wurde daselbst das noch stehende akademische Gebäude, das *Collegium* genannt, aufgeführt, und nach Vollendung desselben das Gymnasium felbst im J. 1575 feyerlich eingeweihet. *Valentin Erythraeus* war der erste Rector. Dieses Gymnasium kam bald in Aufnahme, fo dafs fchon im ersten Jahre 122 Studierende in die Matrikel eingeschrieben werden konnten. Der Nürnbergische Magistrat liefs es auch nicht an Ermunterungen des Fleifses fehlen, wovon die von 1578 bis 1626 geprägten und zu Prämien bestimmten kleinen Münzen, die eine eigene artige Sammlung ausmachen — ein Beweis find. Da dieser erste Versuch einen fo guten Fortgang hatte, fo war es natürlich, dafs man dabey nicht stehen blieb, fondern immer weitere Fortschritte zu machen fuchte. Kaiser *Rudolph II* gewährte die Bitte des Magistrats, das Gymnasium zur Akademie zu erheben, welches fchon 1578 geschah, mit der Erlaubnifs Baccalaureos und Magistros Philosophiae creiren zu dürfen. Dabey blieb es nicht. Im J. 1622 erhielt die Akademie von Kaiser

Fer-

Ferdinand II das Recht, Licentiaten und Doctoren der Rechte und der Medicin zu ernennen, wozu noch 1696 von Kaiser *Leopold I* das Privilegium kam, auch Doctoren der Theologie creiren zu dürfen. Der erste Gebrauch von demselben wurde im folgenden Jahre, an dem noch immer gewöhnlichen akademischen Petri und Pauli Fest gemacht, wo D. *Sonntag* dem Culmbachischen Superintendenten *Pertsch* und seinen beiden Collegen *Wegleiter* und *Lang* die höchste Würde in der Theologie ertheilte. II. *Von den Curatoren.* Dieses sind vier Rathsglieder in Nürnberg, welche unter dem Namen *der Scholarchen* und der obersten Vormünder der Wittwen und Waisen ein eigenes ansehnliches Collegium ausmachen. III. *Von dem Rector und dem akademischen Senat.* Diese Rectoren wechseln nach den Facultaten jährlich ab; doch muss derjenige, welcher gewählt werden soll, so lange in seiner Facultät seyn, dass er schon bey der Wahl eines Rectors aus dieser seiner Facultät gegenwärtig gewesen ist. Seit 1581 bis hieher sind derselben 214 gewählt worden, die auch von S. 36—45. namentlich angeführt werden. Nach den Statuten soll, bey Berufung eines neuen Professors, der Senat, oder wenigstens die Facultät von den Curatoren zu Rath gezogen werden. Dem Senat gebühret die gesetzgebende und dem Rector die executive Macht, welches aber wohl nicht immer so ganz genau wird genommen werden. V. *Von der akademischen Jurisdiction*, die sich über Disciplin-, Civil-, Matrimonial- und Criminalsachen erstreckt. In den erstern ist sie ganz uneingeschränkt, und kann ihr von dem dasigen Pflegamt nichts in den Weg gelegt werden. Sie kann Ehestreitigkeiten entscheiden und Ehescheidungen erkennen; die diesem oder jenem Theil aber zugelassene Wiederverheirathung muss von dem Magistrat in Nürnberg confirmirt werden. In Criminalsachen ist die Jurisdiction der Universität eingeschränkt, doch sind derselben gewisse Vorrechte zugestanden worden. V. *Von den Prokanzlern.* Dieselben sind bisher aus den Raths- oder Stadtgerichtsconsulenten in Nürnberg von den Curatoren bestellt worden. Sie bleiben auch allezeit in Nürnberg. Bey ihm müssen sich die Candidaten aller Facultaten anmelden, ehe sie zu den gewöhnlichen Prüfungen gelassen werden können. Bey den juristischen Inauguraldisputationen hat er die Censur. Bey öffentlichen Promotionen ist er in Altdorf gegenwärtig, und ertheilt den Decanen und Brabeuten die Vollmacht hiezu. Sie werden S. 62 u. f. wie sie auf einander folgten, namentlich angeführt, und man sieht aus diesem Verzeichniss, dass die Universität das Glück gehabt habt, immer sehr würdige und ansehnliche Männer zu Prokanzlern zu erhalten. VI—X. Diese Abschnitte handeln von den *Professoren überhaupt*, und dann von den *Professoren der vier Facultaten insbesondere*, sind sehr reichhaltig und beweisen, dass Altdorf immer Manner gehabt habe, die sich um das Reich der Wissenschaften ganz vorzüglich verdient machten. Ein vollständiges Verzeichniss, das aus der sogenannten Professorsmatrikel gefertiget worden ist, findet man unter den am Ende beygefügten Beylagen. Hier aber werden nur aus jeder Facultät einige der berühmtesten angeführt, von denen verschiedene von Altdorf ab und auf grössere Akademien berufen wurden. Die drey Professoren der Theologie haben zugleich die Seelsorge in der Stadt und auf den eingepfarrten Dorfschaften, wozu sie den Ruf von dem Landpflegamt bekommen, und in dieser Rücksicht stehen sie auch unter demselben. Doch waren auch einige, (z. B. *Feuerlein*, der nachher nach *Göttingen* kam,) die kein Pfarramt bekleideten. Als 1583 die Ordination der Kirchendiener im Nürnbergischen eingeführt wurde, waren es die Theologen in Altdorf, denen man dieses Geschäft auftrug, bey welcher Sitte es auch bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Der sel. *Döderlein* hat auch dieser Facultät die *Censurfreyheit*, welche bisher nur die drey andern Facultaten hatten, errungen. Die juristische Facultät hat immer vier ordentliche Professoren, und öfters einen ausserordentlichen *gehabt!* Die Actenfacultät, oder der *Schöppenstuhl* fing eigentlich 1593 an, und hatte noch immer guten Zugang. Es sind auch besondere Sammlungen von diesen Altdorfischen Rechtssprüchen im Druck erschienen. Die medicinische Facultät bestund fast immer nur aus drey Professoren. Bey der ausgebreiteten *auswärtigen Praxis*, die einige derselben hatten, scheint diese geringe Anzahl der Universität, und den daselbst studierenden jungen Aerzten eben nicht immer vortheilhaft gewesen zu seyn. *Heisters* Name macht Altdorf noch immer Ehre. Die philosophische Facultät hat immer die meisten Professoren gehabt. Sonderbar ist der, nach S. 98. noch in den neuern Zeiten in *Altdorf* entstandene Streit, ob ein Candidat der Philosophie *pro licentia* disputiren könne. Freylich nicht *pro licentia*, wenn dieses auf *deutsch* so viel heissen soll, als *um Licentiat* zu werden; aber doch wohl *pro licentia consequendi gradum supremum in sua facultate.* Unter den Professoren der Philosophie war wohl der ältere *Schwarz* einer der vorzüglichsten. XI. *Von den Decanen und den öffentlichen Promotionen.* Jene werden jährlich mit dem Rector in der Sacristey der Stadtkirche (denn in Altdorf existirt keine Universitätskirche) erwählt, und diese sind seit etlichen Jahren gänzlich unterblieben. Sie wurden ehehin am Petri und Paulifest, in Gegenwart zweyer Curatoren und des Prokanzlers gehalten, und durch ein darauf folgendes auf Kosten der Neupromovirten angestelltes Gastmahl solennisirt. Gegenwärtig geschieht es durch ein, nach gehaltener Inauguraldisputation angeschlagenes Programm. Die Kosten betragen in den drey obern Facultaten gegen 200 Gulden, und in der philosophischen 75 Gulden, ohne die Kosten der Inauguraldisputation zu rechnen. XII *Von den Lectionen der Professoren, den Disputationen und Declamationen.* Aus einem beygefügten allgemeinen Verzeichniss der Vorlesungen sämmtlicher jetzt lebender Professoren, sieht man, was von Zeit zu Zeit in Altdorf gelehret wird, woraus denn freylich die Folge könnte gezogen werden, dass ein ziemlich langer Aufenthalt erfodert würde, wenn man alles hören wollte, welches auf grössern Universitäten nun wohl der Fall nicht ist. Die Disputirübungen sind, wie

wie der Vf. sagt, wenn irgendwo, vorzüglich zu Altdorf, von jeher zu Hause gewesen. Das kann aber unmöglich *von den gegenwärtigen Zeiten*, am wenigsten von im Druck erschienenen Disputationen gelten; wenigstens sind Rec. Fälle bekannt, die das Gegentheil (z. B. aus den gedruckten Leichenprogrammen) augenscheinlich beweisen. XIII. *Von den Musiklehrern, den Lectoren der abendländischen Sprachen, den Bereitern, den Fecht- und Exercitienmeistern* u. s. w. XIV. *Von den Privatlehrern.* Derselben hat Altdorf immer einige gehabt, deren Namen man S. 132 u. f. finden kann. XV. *Von dem Notarius oder Secretär der Universität.* Derselbe ist auch Actuarius der Juristenfacultät und hat die Inspection über das Collegium. XVI. *Von dem Depositor, den sämmtlichen Studierenden* u. s. w. Ungeachtet die Deposition längst abgekommen ist, so ist doch der Name und das Amt des davon genannten Depositors geblieben. Der Studierenden, die in Altdorf von 1575 bis 1794 immatriculiert worden, sind gegen 20000. Dass daselbst auch mehrere Fürsten und Grafen studierten, wird mit einem Auszug aus der akademischen Matrikel bewiesen. Die Studenten geniessen eine vernünftige Freyheit, so wie der Senat immer für die Ehre derselben gesorgt hat. Sie haben zu den öffentlichen und Privatbibliotheken Zutritt. Arme, Landeskinder sowohl als Fremde, werden auf mancherley Art unterstützt. XVII. *Von verschiedenen gelehrten Gesellschaften.* Derselben werden 5 namhaft gemacht, von denen gegenwärtig nur noch die *sogenannte lateinische* existirt. XVIII. *Von dem Collegiengebäude, und dem, was darin befindlich ist.* Das gedachte Gebäude, welches auch auf der Titelvignette abgebildet ist, kann allerdings ansehnlich genannt werden. In demselben haben fünf der ältesten weltlichen Professoren ihre Wohnungen. Ausser diesen stehen in demselben die öffentlichen Bibliotheken, nemlich die alte, wirklich vorzügliche und zahlreiche Bibliothek, die jährlich vermehrt wird, die Stöberleinische philosophische und die Trewische bekannte sehr wichtige Bibliothek, wozu noch seit kurzem eine Sammlung gehört, die der jüngere *Schwarz* mit vieler Mühe von Schriften aller Art von Anfang der Druckerkunst bis 1550 zusammengetragen und der Universität vermacht hat. In diesem Gebäude sind auch die Auditoria, das anatomische Theater, das Alumneum, oder der *sogenannte 12 Knabenboden*, auf welchem 12 Alumnen reichlich versorgt werden, die Oekonomie, oder die Wohnung des Speisemeisters, der den Tisch der Alumnen, und anderer Studenten, die Freytische haben, besorgt, die Sternwarte u. a. m. XIX. *Von verschiedenen Anstalten ausser dem Collegium*, als von der Apotheke, von dem botanischen Garten, von den Buchdruckereyen (die erste errichtete *Nicolaus Talöus* im J. 1586.) von dem Buch- und Disputationshandel. XX. *Von den Wohlthätern der Universität* u. s. w. deren eine ziemliche Menge ist. Nur Schade, dass von dem, noch in den neuern Zeiten zur Vermehrung der Gehalte der Professoren (von welchem doch überhaupt eine kurze Nachricht hätte gegeben werden sollen) vermachten ansehnlichen Capital der grösste Theil *verloren gegangen ist.* XXI. *Von verschiedenen Merkwürdigkeiten*, unter welche auch das 1723 gefeyerte Universitäts-Jubelfest gezählt wird. Den alten Flor dieser hohen Schule wieder herzustellen, wurde 1729 eine eigne Commission dahin geschickt, bey welcher Gelegenheit auch die Verlegung der Universität nach Nürnberg zur Sprache kam, so wie in den ganz neuen Zeiten gar vieles von gänzlicher Aufhebung derselben geredet worden ist, womit nun freylich der Vf. gar nicht zufrieden ist, welches ihm, sollte gleich manches gegen seine Gründe eingewendet werden können, niemand verargen wird. XXII. *Von der Lebensart, den Sitten, Trachten und einigen Anstalten auf der Universität.* Der Student kann in Altdorf mit 300 fl. *nothdürftig*, mit 400 fl. *honett*, und mit 500 fl. *reichlich* auskommen. Ueber diese Summen möchte Rec. doch eine Berechnung sehen — um sie sodann mit dem *Gehalt* dieses oder jenes *würdigen Mannes*, der oft noch dazu eine nicht kleine Familie zu versorgen hat — vergleichen zu können. Bey dieser Gelegenheit hätte doch wohl auch bemerkt werden sollen, wie viel der Student ungefähr für Kost und Hausmiethe gewöhnlich zu bezahlen hat? XXIII. *Von dem Einfluss der Universität auf das Städtchen und die Bürgerschaft.* Die beträchtlichen Vortheile, welche die Altdorfischen Bürger von jeher von der Universität gehabt haben, werden hier ausführlich angezeigt, und daraus der Schluss gezogen, dass die Aufhebung der Universität gedachten Bürgern zu grossem Nachtheil gereichen würde. Dass die Altdorfer Bürger durch die Universität sollten *humaner* geworden seyn, wollte Rec. eben nicht behaupten. XXIV. *Von Monumenten und Grabschriften.* Ein Nachtrag zu *Baiers* Beschreibung von Altdorf. Den Beschluss machen XL Beylagen, unter denen das Verzeichniss der Professoren, die von Anfang der Universität bis auf unsere Zeiten daselbst gestanden haben, vorzüglich schätzbar ist. Was die neuen Doctoren der Theologie in Altdorf noch immer beschwören müssen — das werden sie schwerlich *alle* halten.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Wittenberg*, b. Kühne: *Demetrius.* Ein Schauspiel in 3 Aufz. Nach der Poesie des Metastasio aufs neue bearbeitet von *J. E. B.* 1791. 108 S. 8. — Diese Bearbeitung ist sehr ängstlich und steif. So einfach und schön Metastasio's Plan und Charaktere sind, so mittelmässig ist diese — fast sklavische Uebersetzung. In dem Dialoge herrscht bey den wärmsten, empfindungsvollesten Stellen eine beleidigende Kälte; der Ausdruck ist durchaus matt, oft fehlerhaft, und oft scheint er entlehnt aus den Zeiten der Banise, der häufigen Inversionen nicht zu gedenken. Folgende Stellen mögen zu Beweisen unsrer Behauptung dienen. „*Umsonst würde es jeder fremden Hand seyn*, andre Empfindungen meiner Brust einzupflanzen. Meiner *Sinnen* (Sinne); „Wer *höhern* (höhere) Wissenschaften lernen will. — Ich wollte „dich etwas von *ihn* (ihm) fragen. — Zürne dich fast etc."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. May 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BOLOGNA, in der Druckerey des heil. Thomas Aquinas: *De quodam Hegesippi fragmento et de nonnullis SS. Patrum Locis mendose hactenus editis*, ac nunc primum emendatis Opuscula duo posthuma autore *Francisco Florio* in metropolitana Utinensium ecclesia praeposito et vicario generali. 1793. superiorum permissu. 98 S. 4.

Der erste Theil dieser Schrift enthält Bemerkungen über die Geschichte der jüdischen Secten und ihrer Lehre nach Anleitung einiger Fragmente des *Hegesippus*, die sich beym *Eusebius* in der Kirchengesch. Lib. II. c. 23. und Lib. IV. c. 22. finden. Allein diese Wahl zeigt wenig Scharfsinn und historische Kritik; denn Hegesippus ist, wenn auch die hieher gehörenden Fragmente bedeutender wären, als sie sind, nicht der Mann, der bey historischen Untersuchungen zum Führer gewählt werden darf; schon die wenigen Fragmente, wozu noch andere aus einem Werke über die christliche Kirchengeschichte kommen, zeigen ihn als unkritischen Sammler und leichtgläubigen Sagenfreund, in dessen abentheuerliches Gewäsch oft nicht einmal Sinn und Zusammenhang gebracht werden kann. Unser Vf. scheint dies ganz übersehen zu haben; sein, auf einem so unkritischen Grund errichtetes, Gebäude bedarf folglich um so mehr einer sorgfältigen Prüfung. Hegesippus zählt 7 jüdische Secten, die, wie er sagt, weder Christi Auferstehung glauben, noch dass er kommen werde, einem jeden nach seinen Werken zu vergelten. Der Vf. erinnert, dass doch wenigstens die Pharisäer der Auferstehungslehre ergeben, worauf er dann den Zweck seiner Schrift näher angibt: „*Rem non inutilem, nec fortasse injucundam me facturum puto, si quae allatis Hegesippi verbis subsit sententia priusquam expendam, nova de judaicis sectis instituta disputatione, hoc potissimum inquirendum aggrediar, quinam inter Judaeos haeretici dogma resurrectionis a majoribus acceptum servaverint, quive illud respuere ausi sint?*" Rec. würde zuvörderst eine Sichtung der wenigen Nachrichten von diesen Secten vorgenommen haben, wo es sich vielleicht gezeigt hätte, dass, wenn auch nicht eine Reduction der Zahl dieser Secten nöthig sey, doch manchen nur eine precäre Existenz zukomme. Die Namen einiger derselben finden sich kaum anderswo verzeichnet, als bey dem fabelhaften Hegesippus, und den Nachschreibern desselben. — Unser Vf. hat sechs Abschnitte gemacht. Der erste handelt von den Essäern, die von den Essenern des Philo und Josephus nicht verschieden sind; dass sie es aber auch nicht von den Assidäern in den Büchern der Maccabäer sind, möchte sich schwerlich historisch deduciren lassen. Prideaux hatte die Essenische Lehre über Fortdauer nach dem Josephus entwickelt; damit ist Hr. *F.* nicht zufrieden, weil ihnen dadurch die Auferstehungshypothese abgesprochen wird; er will sie ihnen durchaus beygelegt wissen. Er beruft sich zu dem Ende auf Prediger 12, 7. und Röm. 7. und 8. Wir begreifen nicht, wie ihn historischer Sinn und exegetisches Gefühl so ganz habe verlassen können! Um zugleich eine Probe von seiner Darstellung zu geben, wollen wir die Stelle selbst hersetzen. Wenn man die Stelle des Josephus (*de bello jud. II.* 8.) kennt, so wird das Abgeschmackte in der Argumentation erst ganz auffallen. Auf eine ähnliche Art, wie Josephus von den Essenern, pflegen auch die sich auszudrücken, welche die Unsterblichkeitslehre annehmen. *Ecclesiastes enim duabus hominem partibus constare docet, quae natura sua differunt, corpore et spiritu: quibus morte disjunctis, illud quidem in terram solvatur, ex qua concretum est; spiritus autem ad Deum redeat, qui dedit illum. Neque vero conjicere licet, rejectam ab Essenis resurrectionem, quod animas corporibus exutas in libertatem quodammodo restitui dicerent; nam paria, ut notum est, extant Cap. VII et VIII Epist. ad Romanos. Admissa semel immortalitate animorum, facile sequitur, ut corporum resurrectio futura sit.* (Eben so gut kann man auch Seelenwanderung daraus folgern.) *Cum igitur Esseni docuerint, animas esse immortales, minus probabile est, errori fuisse addictos, quem ipsis affingit laudatus Prideauxius.* — Ist denn die Auferstehungstheorie, wie unser Vf. sie sich denkt, die einzige Modification des Glaubens an Fortdauer? Wäre Hr. *F.* mehr als ein Sylbenstecher, so würde er aus der Stelle des Josephus den Geist der Lehre der Essäer leicht haben fassen können.

Im zweyten Abschnitt wird gezeigt, dass auch die Galiläer die Auferstehung geglaubt haben, weil sie sich, einen Satz ausgenommen, ganz nach den Pharisäern richteten. Sie sollen Matth. 22. unter dem Namen der Herodianer vorkommen, und dass die Herodianer Freunde der Auferstehungslehre gewesen sind, wird aus *Philastrii Hist. Eccl.* cap. 28. erwiesen. In dem Excurs S. 13—19. haben wir nichts neues gefunden. Drittens: *Hemerobaptisten.* Dass diese je als eine jüdische Secte existirt haben, hat uns nie einleuchten wollen. Josephus erwähnt ihrer gar nicht; dies geschieht zuerst in den *Constit. Apostol.* Lib. VI. cap. 6., aber so, dass sie nicht einmal als jüdische Secte ausgezeichnet werden. Man weiss nichts Charakteristisches von ihnen anzuführen, als dass sie nie ungewaschen Speise zu sich nahmen. Aber war dies nicht allen Juden eigen

eigen? — Rec. glaubt, dafs man anfänglich mit diesem Namen nur einige jüdische Rigoristen habe bezeichnen wollen; dafs man ihn in der Folge auf die Juden insgesammt, und auch auf Christen, die noch nach jüdischer Weise lebten, übertragen habe. Epiphanius stempelte sie zuerst zu einer jüdischen Secte; allein man weifs schon, was man von diesem Sectenjäger zu halten habe. Unser Vf. will ihre Existenz als eine jüdische Secte aus *Justini Dial. c. Tryphone* cap. 80. erweisen. Dieser enumerirt zwar sämmtliche jüdische Secten, und noch mehrere als Hegesippus; aber er sagt nicht και Φαρισαιων και βαπτισων, sondern Φαρισαιων βαπτισων. Hr. F. führt nur die lateinische Version an, die freylich *Pharisaeorum et Baptistarum* lautet. Epiphanius behauptet, dafs sie mit den Sadducäern die Auferstehung geläugnet. So sehr der Vf. ihm sonst folgt, so weicht er doch diesmal von ihm ab, und zwar aus folgendem Grunde: *Cum frequentius lustralibus undis se mergerent, ut beatae vitae participes fieri possent; vix ambigere licet, quin impietatem execrarentur Sadducaeorum, qui nullo alterius vitae metu, aut spe movebantur!!!* — Viertens *Masbothäer*. Von ihnen wissen wir nichts gewisses, und was Hr. F. von ihnen sagt, macht die Sache noch dunkler. Sie sollen von den Dositheanern nicht unterschieden gewesen seyn. So ungewifs die Nachrichten von diesen sind, so würde Hr. F. doch mit Nutzen *Mosheim's Inst. Hist. Christ. Major.* Sec. I. p. 376—389. verglichen haben. Fünftens: *Samaritaner*. Von gleichem Gehalte mit den vorigen. Wir übergehen aber diesen Abschnitt, um noch Etwas vom sechsten und letzten zu sagen, der sich vor den andern auszeichnet, und mit Fleifs gearbeitet ist. Es wird die Frage untersucht: ob die Pharisäer Seelenwanderung gelehrt haben? Die Gründe, aus welchen man die Frage bejaht hat, werden angeführt und widerlegt. Aufser Josephus berief man sich auf Matth. 16, 14., Marc. 6, 16., Luc. 9, 10. Selbst die Apostel sollen (vergl. Joh. 9.) von diesem Wahn angesteckt gewesen seyn. Diese letzte Stelle läfst sich vielleicht aus dem Glauben der Juden an Präexistenz der Seelen erklären, (s. Hn. *Flügge's* Geschichte des Glaub. an Unsterbl. Th. I. Abschn. 3.); die vom Vf. vorgezogene Erklärung (*corpus male affectum homini congruere, qui pravus atque improbus esset futurus*) schmeckt zu sehr nach der Dogmatik. Der Ausspruch des Herodes Marc. 6, 16. wird so gefafst: *Jesum, de quo tot mira audio, Joannem esse crederem, nisi jam supremum diem obiisset.* Hr. F. glaubt auch, dafs die Sadducäer es den Pharisäern nicht so ungerügt würden haben hingehen lassen, wenn diese jener Lehre wären zugethan gewesen. Beym Josephus verweilt der Vf. am längsten. Er ist der, unter uns vor kurzem vorgetragenen, Meynung, dafs Josephus die Lehre seiner Secte, der Griechen wegen, um bey diesen nicht anstöfsig zu werden, in ein weniger auffallendes Gewand gekleidet habe. Der Sinn seiner Aussprüche wird so gefafst: die Seelen der Frommen sollen allein einen Körper wieder erhalten. Dies enthalte zugleich die Idee von einem glücklichen Leben nach dem Tode, das dem Gottlosen aber nicht zu Theil werde; zum Beweise führt er 2 Maccab. 5, 14., Luc. 20. 36., *Joseph. de bello Jud.* L. I. c. 23. §. 2. und *Justins Apol.* I. §. 21. an, wo er denn folgendes Resultat (S. 53.) zieht, das wir mit seinen Worten anführen wollen: *His in locis sermo est, non de immortalitate illa, quam Deus indidit substantiae natura sua simplici, sed de ea, quae beatis peculiaris est; quatenus nedum aeternum vivunt, sed feliciter apud Deum fontem vitae: quae enim impiis in altero seculo vita manet, licet aeterna sit, non vitae, sed potius secundae mortis nomine recte appellatur* (als wenn unsere Dogmatik den Sinn historischer Urkunden bestimmen könnte! Der Vf. war auf einem guten Wege, von dem er sich aber zu leicht abbringen liefs. Nach Josephus lehrten die Pharisäer weder Seelenwanderung noch Auferstehung, sie hatten ihre eigne Lehre, die sich aber nicht in einem Worte zusammenfassen läfst). *Cum igitur Josephus non omnibus generatim, sed solummodo justis revivifcendi facultatem, seu migrationem in aliud corpus permittat; hinc etiam consequitur, ejus doctrinam licet obscurius traditam, cum resurrectionis dogmate facilius componi posse, quam cum circuitu illo* u. s. w. — Am Schlufs gibt der Vf. noch den Grund an, warum er die ganze Untersuchung angestellt habe. Die Stelle des Hegesippus handele nicht von der künftigen Auferstehung, weil ja nur eine oder die andere jüdische Secte diese verworfen habe, sondern das „sie glauben nicht“ beziehe sich auf die Auferstehung und Wiederkunft Christi. Allein dazu hatte es seiner Deduction nicht erst bedurft, weil dieser Sinn der Stelle sich ja aus dem Contexte offen genug darlegt. — Uns scheint der Vf. die Stelle blofs zum Vehikel gebraucht zu haben, um seine Bemerkungen über die jüdischen Secten an den Mann zu bringen; aber wir wiederholen nochmals, dafs er keinen schlimmern Führer, als den Hegesippus, hätte wählen können. Der zweyte Theil enthält *adnotationes selectas in quaedam sanctorum Patrum loca*, die oft nichts weniger, als auserlesen sind. Unter den Conjecturen sind uns aber manche aufgestofsen, die sich besonders durch Leichtigkeit empfehlen. Die meisten Bemerkungen betreffen griechische Väter; aber seltner ihren Text, als die lateinische Version derselben. Wie leicht es aber auch hier ist, Fehler zu entdecken, und wie wenig oft dazu gehört, sie aus dem Original zu verbessern, darf wohl nicht erst gesagt werden.

PHILOLOGIE.

VENEDIG, b. Perrana's Erben: *Rustici latini volgarizzati. Marco Porcio Catone* de re rustica. con note. Tomo. I. 1792. 320 S. 8. *Lucio Giunio Moderato Columella* dell' Agricoltura. con note. Tomo. I. traduzzione del Dottor *Giangirolamo Pagani*. 1793. 8. LXX. und 271 S.

Es war zu erwarten, dafs, bey der Aufmerksamkeit, welche man seit einiger Zeit auch in Italien auf die Landwirthschaft zu richten anfängt, die italienischen Gelehrten ihre Blicke auf das Alterthum richten, und die Erfahrungen der neuern Zeit mit demjenigen ver-

glei-

gleichen würden, was die Römer, in den Zeiten der blühenden Agricultur gewufst und beobachtet haben. Noch hatten sich die wenigsten derjenigen Schriftsteller, welche über das Landwesen geschrieben haben, einer Uebersetzung in die italienische Sprache zu erfreuen gehabt; und kein italienischer Gelehrter hat sich, ausser Morgagni und Pontedera, in neuern Zeiten um ihre Erklärung verdient gemacht. Gleichwohl fallt es in die Augen, wie viel besser man in Italien als irgendwo anders Schriftsteller müfste erklären können, welche über italienische Landwirthschaft, aus eigner Beobachtung und Erfahrung geschrieben haben; und wie vieles dort auf der Stelle berichtigt und erläutert werden könnte, wo sich in dem Verlaufe mehrerer Jahrhunderte so wenig geändert, und vornehmlich in den Sitten und Gewohnheiten der niedern Stände so vieles aus dem frühesten Alterthume erhalten zu haben scheint. Durch die vor uns liegenden Uebersetzungen jener Schriftsteller wird vielleicht die Erfüllung dieses Wunsches befördert werden; denn erfüllt ist er durch dieselben noch keinesweges, wie man wohl bey dem ersten Anblicke der zahlreichen Anmerkungen erwarten dürfte. Der Vf. der Uebersetzung des Cato, von welcher in diesem Bande die ersten 22 Capitel geliefert werden, ist, wie wir aus der Zueignungsschrift sehn, der *Abbate Giuseppe Compagnoni*, welcher hier den ersten Versuch macht, den von Abschreibern und Epitomatoren so sehr gemifshandelten Cato in italienischem Gewande aufzuführen. Uns scheint diese Uebersetzung gut gerathen zu seyn, so schlechte Erwartungen auch die vornehme Miene erregt, mit welcher der Vf. an einigen Stellen der Vorrede von seinen gelehrten Studien spricht. Sie stellt die Manier des Originals mit ziemlicher Treue dar, und der Ausdruck hat an Anmuth gewonnen, was ihm an Kürze hat entzogen werden müssen; doch ist des letztern wenig; und man sieht mit Vergnügen, welcher Energie die reizende italienische Sprache fähig wäre. Wir geben zur Probe eine Stelle aus dem V. Capitel, wo der Autor von den Pflichten des *Villicus* handelt: *Se il Castaldo non vorrà che si faccia male; nol si farà. Se il permetterà, il Padrone nol lascierà impunito. Rimunerirà egli poi chi a fatto bene, onde piaccia agli altri seguirne l'essempio. Il Castaldo non sia girogavo; sia sobrio sempre; nè vada altrove a cena. Tenga in esercizio la famiglia; vegga che quanto il Padrone ha comandato si faccia. Non creda di saperne più del Padrone. Si tenga amici gli amici del Padrone.* u. s. w. Nur selten und an dunkeln Stellen wird die Uebersetzung zur Paraphrase; wie z. B. in den Worten: *uti eo cum introeas circumspicias, uti inde exire possit. In secondo luogo poi all'entrar, che farai nella possessione, della quale parliamo, osserva come possa uscirsene, sia per estrarre in generi comodamente, sia per venderla con vantaggio se mai avvenga, che tu voglia disfartene.* Was die jedem Capitel angehängten Anmerkungen betrifft, so enthalten sie zum Theil Rechtfertigungen der Uebersetzung in einzelnen Wörtern, zum Theil Erklärungen der Alterthümer, aber nur selten Erklärungen dessen, was sich eigentlich auf Naturgeschichte und Landwirthschaft bezieht. Einzelne Anmerkungen der letztern Art, wie z. B. S. 189. über die verschiednen Arten der Oliven, scheinen uns von keiner sonderlichen Bedeutung zu seyn. Vieles aber, was in den Anmerkungen der erstern Art vorkommt, ist Kleinigkeitskrämerey. Der Vf. übersetzt zum Beyspiel *pater familias* durch *capo di casa*, und gibt dafür S. 160. folgenden Grund an: *communemente noi chiamano Padron di casa quella, che i Romani solevano indicar col paterfamilias. Io ho creduto d'avicinarmi più all' idea romana adoperando l'espressione capo di casa. La romana libertà abborriva la parola Padrone; nè mai l'adoperava rapporto ai cittadini.* In Beziehung auf den *Villicus* und die Sclaven, von denen hier die Rede ist, konnte *padrone di casa* ganz füglich statt finden. Oft streut der Vf. seinen Anmerkungen Ermahnungen ein, und die Art, mit der er sich dabey benimmt, ist bisweilen etwas geniemäsig. Ueberhaupt findet man hier, aber noch öftrer in einem Briefe des Verfassers an den Uebersetzer des *Columella*, S. 13. Spuren des Genwitzes und eines nicht genug geläuterten Geschmacks. Wie seltsam klingt es, wenn er S. 171. in einer Anmerkung sagt; *In questo capitolo comincia a rilevarsi il disordine delle idee di Catone. Come diavolo mai salta egli a trattare della raccolta delle olive etc.* oder S. 17. von einer Verbesserung des Pontedera: *prima di tutto si esibisce tresuperbissime perle, più preziose di quelle grosse perle, che adornano il collo, o il turbante della Favorita de Sofì di Persia; et sono le tre bellissime parole circumspecias, exseire, posis, In secondo luogo poi ci caccia in istomaco quel viti eo etc.* In dem Briefe, aus welchem wir diese Stelle ausgehoben haben, führt er bittere Klagen über die Commentatoren, von denen er mit Recht verlangt, dafs sie bey unverständlichen Stellen ihre Unwissenheit gestehen sollten. Hätte der Abbate *Schneiders* vortrefliche Ausgabe der *Scriptorum de re rustica* kennen können, so würde sein Urtheil ohne Zweifel ganz verschieden ausgefallen seyn. In dem was über das Leben Cato und die Schicksale seiner Schriften vorausgeschickt wird, findet man die bekannten Dinge, aber nicht auf das zweckmäsigste zusammengestellt. Dafs die noch vorhandene Schrift dieses berühmten Römers nur ein verstümmelter und verworrener Auszug aus seinem eigentlichen Werke sey, ist auch von andern behauptet, und noch neulichst von *Schneider* mit den triftigsten Gründen unterstützt worden.

Bey der Uebersetzung des *Columella*, von welchem in der Mitte des XVI Jahrhunderts einige italienische Uebersetzungen erschienen sind, finden sich noch zahlreichere Anmerkungen, als beym *Cato*, in einer verschiednen Manier, aber ohne allen Plan aus den Schriften der ältern Ausleger zusammen geschrieben. Bey weitem den gröfsten Theil derselben füllt die Anführung der Varianten, welche aus der Gesnerischen Ausgabe entlehnt sind, selbst solcher, welche niemanden täuschen und daher auf die Beurtheilung der Uebersetzung ganz und gar keinen Einflufs haben könnten. Hin und wieder ist eignes Urtheil beygefügt, aber in den mehresten Fällen stimmt der Vf. dem *Pontedera* bey,

bey, dessen Anmerkungen er wörtlich anführt. Bisweilen fällt es ihm ein, einzelne Wörter zu erklären, die man in jedem Wörterbuche erklärt finden kann. z. B. *viridis aetas* für *robusta; mundus* für *coelum;* wobey denn die Citaten keineswegs gespart werden. Mit diesen Anmerkungen, von denen ein grosser Theil lateinisch geschrieben ist, und die also für den gelehrtern Theil der Leser bestimmt zu seyn scheinen, sind Erklärungen antiquarischer und literarischer Gegenstände verbunden, die selbst Anfängern nicht unbekannt sind. Um nur ein Beyspiel anzuführen, wo sie uns zu Duzenden in die Hände fallen, S. 69. heisst es: *Publio Virgilio Marone. Questi è il primo de' poeti latini era nato in un villagio presso Mantova. Ei discendeva da una Famiglia poco illustre. Suo padre si chiamava Maro et sua madre Maja. Si era prima dedicato alla medicina veterenaria; e per questo mezzo ebbe occasione de fassi conoscere fino al punto di diventar il favorito di Augusto etc.* Verlohnte es sich wohl der Mühe, dem *Donat*, oder wer sonst der Biograph des *Virgil* seyn mag, diese Armseligkeiten, die noch überdiess so ganz das Ansehn eines Mährchen haben, nachzuschreiben? Und von solchen Dingen wimmelt dieser Commentar. Als eine Probe der Uebersetzung führen wir die schöne Stelle der Vorrede an, in welcher Columella die Gleichgültigkeit seines Zeitalters gegen den Ackerbau mit so treffenden Zügen schildert: *E per verità noi tutti padri di famiglia (come M. Varrone ai tempi dei nostri avi si lamentò) lasciata le falce e l'aratro ci siam ritirati dentro le mura, e moviamo piuttosto le mani nei circi et nei teatri, che tra' seminati e i vigneti; e quali attoniti ammiriam con istupore i gesti di quegli uomini effeminati, che con atti muliebri singono quel sesso, che non ebbero dalla natura, ingannando così gli occhi degli spettatori; indi per essere in istato di ritonar alle taverne digeriamo le giornaliere indigestioni nelle stufe sudatorie, ed uscito che sia del corpo il sudore solletichiamo la sete: e consumando le notti nella lussuria e nell' ubbriachezza, e i giorni tra il sonno e il giuoco, crediam di esser felici, perchè tra noi non si vede nè nascer, ne tramontar il sole: e così a questa vita neghittosa succedon le malatie, poichè i corpi de' giovani diventano talmente deboli e snervati, che sembra non poter in essi recar cangiamento la morte.* Wir bemerken noch, dass jedem Bande dieser Uebersetzung ein *Specchio delle misure, de' pesi e delle monete romane*, und dem ersten insbesondre ein Verzeichniss der bey *Cato* vorkommenden technischen Ausdrücke, nebst kurzen Erläuterungen, vorgesetzt ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Breslau*, b. Gutsch: *Historisch-geographische Anzeige der natürlichen, indüstriellen und künstlichen Producte Schlesiens und der Grafschaft Glatz, von K. F. T. Hentschel.* Nebst einer Producten-Charte in zwey Blättern. 1793. 30 S. in kl. 8. Der *Zobtenberg* bey Zobten, und der *St. Georgen*- und *Breite-Berg* bey Striegau sollen (nach S. 9.) zu den *Thonschiefer-Gebirgen* (Gebirgsmassen) gehören; die Gebirge in der Grafschaft Glaz sind mit den *Flötzgebirgen* im Fürstenthume Münsterberg beynahe aus gleichen Bestandtheilen zusammengesetzt; (S. 12.) die Iserwiese und Katzbach sind *wahre Sammelplätze* von *Diamanten* und *Rubinen*; (S. 13.) Bey *Frankenstein* und *Johannisbach* bricht *Gold* und *Silber*. (S. 14.) Ein *beträchtliches Zinnbergwerk* ist bey *Gieren; Hasel* enthält *Bley in Menge;* (S. 17.) Bey *Kreuzburg* wird *Arsenik* gefunden; (S. 18.) *Vitriol* bey *Frankenstein* und *Johannsbach*, (S. 26.) steht *Johannisbach Frankenstein* und *Merzberg* unter den *vorzüglichsten Bergwerken* aufgeführt, und bey *Tarnowitz* soll eine *Silberwäscherey* angelegt seyn; zu Reichenstein soll man (S. 27.) *Kupfer* und *Bley* durch Scheidung gewinnen; das *Schmalte* (Blaufarben-) *Werk* soll zu *Gieren* seyn etc.

Mit diesen und ähnlichen Unwahrheiten beschenkt der (wenigstens im mineralogisch-metallurgischen Fache) sehr unwissende Vf. das Publikum. Wer Schlesien auch nur ein einzigesmal bereiset hat, und dabey *Gerhard's* mineralogische Werke, *Zöllner's Briefe*, wie auch die Schlesischen *Provinzial-Blätter* kennt, der wird wissen: dass der Zobtenberg am Fusse aus *Granit* übrigens aus *Hornblendgestein*, der *Georgen*- und *Breiteberg* aus *Mandelstein* und *Basalt* besteht; dass in der Grafschaft häufig uranfängliche Gebirgsarten, nemlich *Gneiss, Hornblendschiefer, Syenit* etc. aus den Flötzgebirgsarten emporragen; dass die *Iserwiese* und *Katzbach* höchstens weisse, gelbe und braune *Bergcristalle* (Rauchtopase), aber keine Rubine *noch Diamanten* liefern — geschweige denn *Sammelplätze* davon wären — dass weder bey *Frankenstein* noch bey *Johannsbach* noch bey *Merzberg* Bergwerke in Umgang sind, da weder hier noch dort Gold oder Silber oder ein anderes bauwürdiges Fossil bricht; dass das Zinnbergwerk bey Gieren in neueren Zeiten *nie beträchtlich* war, und schon seit einigen Jahren *ganz* zum Erliegen gekommen ist; dass *Hasel gar kein Bley*, *Kreuzburg keinen Arsenik* liefert; dass bey Tarnowitz nie eine *Silberwäsche* gewesen ist, wohl aber vor dem *Bleyerze* gewaschen wurden und noch gewaschen werden, welche *ein wenig Silber* halten; dass in Reichenstein nur Arsenik und *nichts Bley oder Kupfer* producirt wird; dass das *Blaufarbenwerk* in *Queerbach* und *nicht in Gieren* belegen ist etc.

Wie Hr. H. als ein *Schlesier*, im Stande gewesen ist so viele Unrichtigkeiten auf so wenigen Blättern zusammenzuhäufen, ist unbegreiflich; es sey denn dass er aus guten und schlechten alten Büchern seine Anzeige ohne Auswahl zusammengeschrieben, und nicht an die Veränderungen der Zeiten gedacht hat. Auch muss er nichts von alle dem, was er beschrieb, selbst gesehn haben.

Wie sehr man sich auf die beiden Karten verlassen könne, ergibt sich aus folgendem: Tarnowitz liegt *sieben* starke Meilen von dem Hüttenwerk *Malapane*, und *Jedlitze* ist eine kleine *halbe* Meile davon entfernt. *Auf der Karte* ist aber Jedlitze *noch einmal so weit* von Malapane entfernt *als Tarnowitz!* Ferner ist sehr unrichtig bey Malapane das Zeichen einer *Glockengiesserey*, bey Bunzlau das der *Porcellanerde*, bey Oppeln das einer *Lagerstätte von Steinkohlen* (o wäre sie doch in der Natur vorhanden!) angebracht; *Feldspathgräbereyen* stehen unter den *Sandsteinbrüchen* etc. kurz das Ganze wimmelt von Fehlern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. May 1795.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Crusius: *Versuch einer vollständigen Anleitung zur Kenntniss der Mineralien*, von D. *Johann Georg Lenz. Erster Theil. Erd- und Steinarten*, Salze und ölige mineralische Körper und Versteinerungen. 1794. 640 S. gr. 8. ohne Vorrede und Register.

Das vor uns liegende Buch ist nun seit wenigen Jahren schon das vierte mineralogische Lehrbuch, das der Vf. herausgibt. Wir misskennen zwar den Fleiss nicht, welchen sich der Vf. durch Zusammentragen vieler mineralogischen Bemerkungen und Fossilienbeschreibungen aus mehreren Schriften gegeben hat; allein er wird selbst so billig seyn, uns zuzugeben, dass doch noch etwas mehr, als blosses Sammeln dazu gehört, um ein gutes Lehrbuch in einer Wissenschaft zu schreiben, die, zumal gegenwärtig, von so vielen geschickten Männern bearbeitet wird.

Diesem ersten Theil, der in fünf Abschnitte abgetheilt ist, schickt der Vf. eine äusserst dürftige Einleitung von — zwey vollen Seiten voraus, der es nicht nur an dem ersten Bedürfniss eines Lehrbuchs, nemlich an Bestimmtheit der Begriffe, sondern auch an Richtigkeit und Ordnung fehlt, wie aus mehreren Beyspielen erhellen wird. Nach dieser Einleitung nimmt der Vf. zwey Naturreiche, ein *unorganisirtes* und ein *organisirtes* an, und theilt, wie es scheint, jedes wieder in besondere Reiche ab, denn §. 2. sagt er: „das „unorganisirte Naturreich besteht aus vier Haupttheilen, aus Luft, Feuer, Wasser und Erde.“ §. 3. „Das „*Erdreich* theilt sich in vier Klassen, in Erde und Steine, in Salze, in brennbare Stoffe, und in Metalle.“ §. 4. „Alle zum Erdreich gehörigen und darin befindlichen Körper werden Mineralien und Fossilien genannt; und diejenige Wissenschaft, welche diese Körper in einer systematischen Ordnung liefert: Mineralogie.“ §. 5. setzt der Vf. den Begriff von mineralogisch einfach und gemengt fest, und sagt alsdann: „Im ersten Fall werden dergleichen Mineralien *einfache* oder *gemischte* genannt, und die Wissenschaft, die von ihnen handelt: *Oryktognosie;* im zweyten Falle: *gemengte Mineralien.*“ Nachdem er nur ganz kurz, nach Hn. *Werners* Abhandlung von den äussern Kennzeichen der Fossilien, Leipzig, 1774., den Unterschied zwischen äussern, chemischen, physikalischen und empirischen Kennzeichen berührt hat, sagt er §. 8.: „Unter „allen diesen, jetzt beschriebenen vier Arten von Kennzeichen leiten die *äussern* zu den *chemischen*, *physikalischen* und *empirischen;* (was heisst das?) sie fallen „sogleich in die Augen; man trifft sie bey allen Gattungen, ja bey einem jeden einzelnen Stücke an; sie „sind zuverlässig, und zeigen die sichtbaren Verschiedenheiten der Mineralien; sie sind endlich leicht und „geschwind aufzusuchen, und daher allen übrigen „Kennzeichen vorzuziehen.“ Unerachtet der Vf. sowohl hier der chemischen, physikalischen und empirischen Kennzeichen erwähnt, als auch in §. 6. sagt, dass die Fossilien durch dieselben zu erkennen seyen; so findet man doch keine weitere Auskunft von denselben in diesem ganzen Buche, das doch eine *vollständige* Anleitung zur Kenntniss der Mineralien seyn soll.

Der 1. Abschn. handelt von den äussern Kennzeichen der Mineralien, und besteht aus einem kahlen und dürren Auszuge aus der Wernerischen Abhandlung von den äussern Kennzeichen der Fossilien, welcher für den Anfänger in der Mineralogie schlechterdings nicht befriedigend ist, es ist daher kein Wunder, dass viele mit der Wernerischen Methode unzufrieden sind, und sich nicht darin zu finden wissen, wenn sie dieselbe nach den Schriften eines Verfassers beurtheilen, der im Wernerischen Geiste schreiben will, und denselben doch fast ganz verfehlt, wie es der Fall bey Hn. *L.* ist. Die Idee, eine bestimmte Terminologie den Fossilienbeschreibungen vorauszuschicken, ist nicht nur sehr gut, sondern auch für den Anfänger sehr nöthig, weil die mineralogische Sprache noch nicht so ausgebildet und bestimmt ist, als sie es seyn sollte. Indessen muss eine solche Terminologie vollständig, und jeder Begriff von einem Ausdrucke bestimmt und richtig seyn, wenn sie nutzen soll. Diese Erfodernisse sind aber hier von dem Vf. nicht erfüllt worden; denn mehrere Arten von Kennzeichen, welche in den Fossilienbeschreibungen vorkommen, sind hier nicht bestimmt; z. B. die pistaziengrüne, spargelgrüne, haarbraune Farbe u. s. w. Ueberhaupt sind dem Vf. diejenigen Bestimmungen der äussern Kennzeichen, welche nach der Herausgabe der angezeigten Wernerischen Abhandlung gemacht worden sind, grösstentheils unbekannt geblieben; denn nur selten stösst man auf Stellen, wo der Vf. das Bedürfniss gefühlt, und selbst diesen oder jenen Ausdruck zu bestimmen gesucht hat. Leider ist er aber nicht ganz glücklich mit seinen Bestimmungen, wie z. B. S. 31.: „*Die Linse*, diese regelmässige Bildung tritt jetzt an die Stelle des *Keils*, welcher ehemals zu den Grundgestalten gerechnet worden. Sie besteht aus einer doppelten sehr flachen Pyramide, an welcher die Neigungswinkel der Seitenflächen gegen einander so stumpf sind, dass man sie kaum bemerken kann.“ Bekanntlich nimmt Hr. Wer-

Werner um die Abänderungen der Kryſtallifationen leicht zu beſtimmen, ſeine Zuflucht zu der Fiction, daſs er ſich vorſtellt, die Kryſtalle ſeyen anfänglich vollkommen geweſen, und erſt nachher verändert worden. Hr. L. hingegen ſcheint dieſs im Ernſte anzunehmen, weil er S. 31. ſagt, „die Veränderungen der Grundkryſtallen *geſchehen* 1) durch Abſtumpfung, 2) Zuſchärfung und 3) Zuſpitzung.

Der II. Abſchn. enthält ein trockenes Verzeichniſs von mineralogiſchen Schriften ohne alle literariſchen Notizen; es bleibt alſo der Anfänger in der Mineralogie ganz unbelehrt, welches Buch er vor dem andern leſen ſoll, oder welches einen Vorzug vor dem andern hat. Zugleich müſſen wir auch bemerken, was übrigens ſchon öfters gerügt worden iſt, daſs der berühmte ſchwediſche Mineralog nicht *Waller*, wie der Vf. ſchreibt, ſondern *Wallerius* geheiſsen hat, hoffentlich wird es ihm nicht einfallen, ſeinen Verleger *Cruſe* ſtatt *Cruſius* zu nennen.

Der III. Abſch. enthält eine tabellariſche Ueberſicht der mineralogiſch einfachen Mineralien nebſt beygeſetzten ſchwediſchen, däniſchen, engliſchen, italieniſchen, ungariſchen, ruſſiſchen, griechiſchen, lateiniſchen und deutſchen Trivialnamen.

In dem IV. Abſchn. fängt der Vf. an, die mineralogiſch einfachen Foſſilien näher zu beſtimmen, d. h. er läſst hier die äuſsern Beſchreibungen der Foſſilien, welche er aus mehreren Schriften zuſammengetragen hat, nach Hn. *Werners* Syſtem auf einander folgen, und theilt ſie übrigens ſo vollſtändig oder ſo unvollſtändig mit, als er ſie entlehnt hat. Von letzterem mag hier die äuſsere Beſchreibung des Diamantſpaths S. 129. als Beweis dienen:

„Man findet ihn *grünlichweiſs, grau, ſchwärzlichdunkel haar- und nelkenbraun.*

Er kommt *derb und in regelmäſsigen ſechsſeitigen ſenkrecht auf die Axe abgeſchnittenen Säulen vor.* (Was heiſst das?)

Sein äuſserer Glanz iſt *zufällig.*

Inwendig iſt er *ſtarkglänzend.*

Geſchliffen zeigt er eine Art von *Perlmutterglanz.*

Im Bruch iſt er *vollkommen geradblättrig*, und von *zwey*, auch *dreyfachem Durchgang der Blätter* etc.

Wenn der Vf. einen deutlichen Begriff vom Durchgang der Blätter gehabt hatte, ſo wäre es nicht möglich, daſs er einem Foſſil einen *zweyfachen* und *dreyfachen Durchgang der Blätter* zugleich hätte zuſchreiben können. Ueberhaupt aber ſehen wir nicht ein, warum hier der Vf. von Hn. Emmerling abgewichen iſt, den er doch bey dieſem erſten Theil ſo treulich benutzt hat. Bey jedem Geſchlechte ſchickt der Vf. eine allgemeine Charakteriſtik des ganzen Geſchlechts voraus. Wer nun weiſs, wie ſchwer es iſt, einen allgemeinen Charakter von den Geſchlechtern der Erd- und Steinarten anzugeben, der wird es bey Beurtheilung deſſelben ſo ſtrenge nicht nehmen. Allein wenn man Charaktere von einzelnen Gattungen unter den Eigenſchaften des ganzen Geſchlechts aufgezählt findet, wie es hier der Fall iſt, ſo weiſs man freylich nicht, was man ſagen, und von des Vf. Ideengang und Logik halten ſoll. Das Publicum mag nun ſelbſt urtheilen! S. 131. will der Vf. einen allgemeinen Charakter des *Kieſelgeſchlechts* entwerfen, ſagt unter andern, daſs die zu dieſem Geſchlechte gehörigen Steinarten mit Säuren nicht aufbrauſen, und fährt alsdann fort: „*Sie laſſen ſich ſchleifen, und erhalten dadurch noch einen gröſsern Glanz und mehr Feinheit.* (??) *Kieſel-, Thon-, Kalk- und Eiſenerde ſind ihre gewöhnlichen Beſtandtheile.* Der *Chryſopras führt auſser dieſen in ſeiner Miſchung noch Nickelkalk. Der Kieſelſchiefer, wie auch der Lydiſche Stein, Talkerde, der Kreuzſtein, ſchwere Erde und der Diamant ſoll nach der Vermuthung Bergmanns aus einem brennbaren Weſen, und aus einer eigenen Grunderde u. ſ. w. beſtehen.*"

Unter dem Kieſelgeſchlechte, ſo wie in dem ganzen Buch, vermiſſen wir zwey neuerlich bekannt gewordene Gattungen, den Lapidolit und den Veſuvian, anſtatt deren wir S. 247. den elaſtiſchen Sandſtein nach dem Laſurſtein als eine eigene *Gattung* aufgeführt finden; und es ſcheint uns ſogar, daſs der Vf. etwas ſtolz darauf iſt, daſs er den ſogenannten biegſamen Stein zuerſt unter den mineralogiſch einfachen Foſſilien aufführt; denn nachdem er in der Vorrede von den Veränderungen und den Zuſätzen geſprochen, welche das Kieſelgeſchlecht in neuern Zeiten erhalten hat, ſo ſagt er: „Auſserdem iſt die Reihe der Kieſelgattungen mit dem *Leucit* und *Kreuzſtein*, und von *mir* mit dem *elaſtiſchen Stein* aus Braſilien bereichert worden." Nach unſerm Dafürhalten dürſten übrigens die Mineralogen dem Vf. für dieſe Bereicherung nicht ſonderlich viel Dank wiſſen; denn 1) liefert der Vf. bloſs die ſchon bekannte, ſehr ſchätzbare Nachricht des Hn. Rendant Siegfried's in Berlin, aus dem 6. B. der Schriften der Berliner Geſellſchaft naturſor. Freunde, und ſagt alſo ſchlechterdings nichts Neues, gibt ſogar nicht einmal eine äuſsere Beſchreibung von dieſem Foſſil, — wahrſcheinlich weil er noch nirgends eine davon gefunden hat; 2) verdient dieſe *Abänderung* des Sandſteins nicht einmal unter den mineralogiſch einfachen Foſſilien als eine eigene, und noch dazu ſo ſehr vom Quarz getrennte Gattung aufgeführt zu werden. Der Vf. hätte daher gut gethan, wenn er auch hierin andern Mineralogen gefolgt wäre, und Verzicht auf die Ehre einer Bereicherung des Kieſelgeſchlechts gethan hätte. Ueberhaupt verirrt ſich der Vf., wenn es ihm ja einmal einfällt, die Fuſsſtapfen ſeiner Vorgänger zu verlaſſen.

Ob er gut daran gethan habe, die *Kohlenblende* nach Hn. Wieglebs Unterſuchung unter die Thonarten zu ſetzen, müſſen wir fernern chemiſchen Verſuchen zu entſcheiden überlaſſen, ungeachtet wir, nach den mit dieſem Foſſil angeſtellten Verſuchen daran zu zweifeln Urſache haben. Den Honigſtein ſetzt der Vf. als eine eigene Gattung zum Gyps; allein wenn es entſchieden iſt, daſs der Honigſtein nichts anders iſt, als ein durch Bergöl gefärbter Selenit, ſo erweiſt ihm der Vf. zu viele Ehre, indem er alsdann bloſs als eine Abänderung des Fraueneiſes anzuſehen wäre. Mangel an Autopſie hindert uns hier zu entſcheiden.

Nach des Vf. S. 481. gegebenem Begriff vom Salz iſt es unmöglich, ein Salz von vielen ſowohl mineraliſchen

lischen als vegetabilischen und animalischen Körpern zu unterscheiden; denn er sagt; „Salze sind mehr oder weniger einfache oder zusammengesetzte mineralische Körper, die auf der Zunge eine abwechselnde Empfindung von Kälte und Wärme, bald einen scharfen oder gelinden, bald einen salzigen der sauren Geschmack erregen. Sie sind insgesammt im Wasser auflösbar, theilen demselben ihren Geschmack mit, und bilden, wenn sie einen Theil des zu ihrer Auflösung nöthigen Wassers verloren haben, regelmäsige Körper.“ Wenn man bedenkt, dass sehr viele mineralische Körper im Wasser auflösbar sind, demselben einen Geschmack mittheilen, und mehrere Kristalle bilden, so wird man das Schwankende in dem gegebenen Begriffe fühlen.

Der V. Abschn. dieses Buchs enthält die Versteinerungen. Wir müssen hier dem Vf. das Zeugniss ertheilen, dass er in diesem Theile der Mineralogie weit besser zu Hause ist, als in den übrigen; daher auch dieser Abschnitt ungleich besser ausgefallen ist, als die vorhergehenden; nur finden wir es etwas unpassend, dass der Abschnitt das System unterbricht, und die brennbaren Substanzen von den Metallen, oder die dritte Klasse von der vierten, ohne alle Ursache trennt.

Stockholm, b. Zetterberg: *Tal om Natural-Historiens uphof och framsteg i Swerige; hållet för Kongl. Vetensk: Academ. — af Olof Swartz, Med D. Ledamot af Kayserl. Acad. N. C. etc.* (Rede vom Anfang und Fortgang der Naturgeschichte, vor der Akad. der Wissensch. gehalten von O. Swartz.) 1790.

Hr. D. Swartz, der sich selbst auf seinen Reisen grosse Kenntnisse in der Naturgeschichte erworben, und davon schon manche Proben abgelegt hat, hielt diese erst neulich gedruckte Rede schon 1790, als er das ihm aufgetragene Präsidium in der Akad. der Wissenschaften niederlegte. Er geht bis in die spätesten Zeiten zurück. Staatskunst und Götterlehre bildeten die alten Einwohner Schwedens zu jener beynahe unsinnigen Tapferkeit, wodurch sie sich auszeichneten. Bey einer solchen kriegerischen Neigung konnte die Lust zum Landleben wenig aufkommen. Doch kannte man von der Ankunft der Osen in Skandinavien nun schon Rocken und Gerste. Bis 1282 bestunden die Einkünfte der Könige blos in Producten des Landes. Man fing bald an den Anbau neuer Aecker als Eroberung eines neuen Landes anzusehen, die ohne jemand unglücklich zu machen geschehen konnte, und die Landwirthschaft als eine rühmliche Handthierung zu betrachten. Metalle kannte man auch schon in den ältesten Zeiten. In Daland verfertigte man Eisen; Kupfer war noch früher bekannt. Bernstein sowohl als eine Art schwarzen geschliffenen Agath's ward als vorzüglicher Zierath gebraucht. In Others und Wulfstans Reise von Norwegen nach Schleswig, einer der altesten Reisen in der Nordischen Geschichte, findet man schon allerhand Thiere und Fische bemerkt, die andern Völkern unbekannt waren. Mit dem 10 Jahrh. fing eine neue Periode der Oekonomie in Schweden an, und sowohl die Geistlichen als die Regierung trugen zu deren Emporkommen bey. Doch gab es noch nicht vielerley Arten Getraide. Waizen ward noch 1466 als eine neu aufgekommene Getraideart angesehen. Mahno schickte jährlich 300000 Tonnen-Getraide aus; wovon, so wie von den ausgehenden Victualien, die Lübeker den grössten Vortheil zogen. Mönchen hat man die erste Anlegung der Gärten zu danken. Schon im 10 Jahrh. hatte man Hopfen, Aepfel, Erbsen, Bohnen und Zwiebeln, umzäunte schon Weideland, und machte Kirschen ein. Die Bienenwartung war eine der ältesten Beschäftigung, und Meth war das vornehmste Getränk der alten Schweden. Honig war, so wie Getraide schon eine Handelswaare. Heringsfischerey wurde schon unter den Falkungarn getrieben. Die Lübeker, Schotten und Holländer, die den Schweden noch lange dabey halfen, zogen den grössten Vortheil davon. K. Waldemar und Magnus Ladulås beförderten den Bergbau; allein Ausländer führten das rohe Metall aus dem Lande. Während der betrübten Zeit der Calmarschen Union nahm, bey innerlichen Kriegen und ausländischen Gewaltthätigkeiten, der Landbau sehr ab; aber unter Gustav bekam alles neues Leben. Unter Erich XIV. kam zuerst die unglückliche Veredlung des Getraides zu Brandtwein auf; und der Taback kam unter der Regierung der K. Christina in Gebrauch. Mit der Medicin hatte es bisher nur schlecht in Schweden ausgesehen. K. Gustav Adolph verordnete den Chesnecopherus zum ord. Lehrer derselben, und er war der erste Schwede, der Proben seiner Einsicht in der Naturkunde gegeben hat. Sein Nachfolger Frankenius, Prof. der Botanik und Anatomie, gab ein Speculum botanicum heraus. Der ältere Rudbeck legte 1657 auf eigene Kosten einen botanischen Garten an, und arbeitete mit seinem Sohne die Campi Elysei aus in 12 B. wovon doch der unglückliche Brand zu Upsala 1702. wenig übrig liess. Einige Fragmente derselben sind mit der Linneischen Sammlung nach London gekommen, und da unter dem Titel Reliquiae Rudbeckianae neulich gedruckt. Nicht minder hatten Olof Bromelius in Stockholm durch seine Chloris Gothica, Palmberg zu Stregnäs in Serta florea Suecana, Nic. Grimm durch seinen Thesaurus Zeylonae u. s. w. Verdienste um die Naturkunde. Upsala hat doch besonders dem jüngern Rudbeck viel zu danken. Die K. Ulrica Eleonora schenkte ihm für seine Dissert. de propagatione plantarum 1686 hundert Dukaten. Seine Lapponia illustrata in mehrern Bänden, wovon doch nur ein Theil zu Upsala 1701 ans Licht getreten ist, war eine Frucht seiner Reisen ins Gebirge. Er legte schöne Sammlungen an, bereicherte die botanischen Gärten, beförderte die Errichtung der Societät der Wissenschaften in Upsala und arbeitete an einem Lexicon Harmonicum. Auch Prof. Roberg, und der Domprobst, und Prof. O. Celsius, dem K. Carl XI. 1000 Rthlr. zu seinen Reisen schenkte, arbeiteten für die Naturgeschichte. Seine Mutter hatte sich so um die Kenntniss der Pflanzen verdient gemacht, als Celsius, wie sein Catalogus plant. circa Upsaliam in

Act. Upſ. 1732. und Auctarium plant. Uplandicarum, in Act. Holm. 1740 bezeugen. — Nun kommt der Vf. auf den glänzendſten Zeitpunkt der Naturgeſchichte in Schweden. Griechenland konnte ſich ehedeſſen rühmen, einen Dioſkorides, einen Ariſtoteles, Italien einen Plinius, Teutſchland einen Bauhin und Gesner, England einen Ray und Moriſon, Frankreich einen Tournefort hervor gebracht zu haben; Schweden war eine noch gröſsere Ehre vorbehalten, das Vaterland eines Linnaeus zu ſeyn. Die Verdienſte dieſes groſsen Mannes um die Naturgeſchichte ſind hier ausführlich geſchildert. Sie ſind auch auſserhalb Schweden bekannt und verehrt; um ſo eher können wir eines weitern Auszugs hier überhoben ſeyn.

PHILOLOGIE.

Hamburg, b. Herold: Edw. *Gibbon's Verſuch über das Studium der Litteratur.* Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Johann Joachim *Eſchenburg.* Hof. und Prof. in Braunſchweig. 1792. XXII. u. 109 S. 8.

Die Seltenheit dieſer kleinen Schrift des berühmten Geſchichtſchreibers, welche im J. 1761. zu London in franzöſiſcher Sprache erſchien, mit Beyfall aufgenommen und einige Jahre nach ihrer Erſcheinung in das Engliſche überſetzt wurde, veranlaſste den Hn. Hofr. Eſchenburg, ſie durch eine Ueberſetzung bekannter zu machen. Auch war ſie dieſer Bemühung in der That nicht unwerth. Ob ſchon nur ein Probeſtück jugendlicher Kraft, trägt ſie doch den Stempel von *Gibbons* Geiſte, und verräth gleichſam den Keim der groſsen Talente, welche ſich erſt in der Folge, auf einem angemeſsenen Schauplatze, zur Vollkommenheit entwickelten. Man findet in den hier zuſammengedrängten Bemerkungen über die groſsen Vortheile, welche der menſchliche Geiſt aus dem Studium des Alterthums ziehen kann, den ſcharfſinnigen, tief eindringenden, ſich überall Licht ſchaffenden Mann; aber bey dem Streben deſſelben nach Kürze und Energie in einer Sprache, die nicht ſeine Mutterſprache war, nach einer gewiſſen Paradoxie des Ausdrucks, nach Mannigfaltigkeit, und nach Verwiſchung der Uebergänge, vermiſst man die Klarheit des Vortrags, der eben dadurch ein rhapſodiſches, unzuſammenhängendes Anſehn erhalten hat. Es fällt auch gar ſehr in die Augen, daſs es dem Vf. darum zu thun war, ſich einer Menge von Ideen zu entledigen, unbekümmert ob ihre Ausführung gerade hier an ihrer ſchicklichſten Stelle ſtände. Die Digreſsionen ſind zahlreich und ſtören die Einſicht in den Zuſammenhang. Am meiſten zeichnet ſich das aus, was über die Entſtehung der heydniſchen Götter und die Wichtigkeit kleiner Umſtände in der Geſchichte geſagt wird. Stellen aus einem vor dreyſsig Jahren erſchienenen Buche anzuführen, würde zweckwidrig ſeyn; wir überlaſſen es alſo unſern Leſern, den Kern der geiſtreichen Philoſophie, welche Gibbon in ſeinem bekannten Werke in Anwendung gebracht hat, ſelbſt hier aufzuſuchen. Die Ueberſetzung, welche gewiſs keine leichte Arbeit war, iſt ſo gerathen, wie man von Eſchenburg erwarten konnte. Nur an einigen Stellen ſind wir angeſtoſsen. S. 77. Aus gerechtem *Muthwillen* gegen dieſe *Ueberfeinerung*, und aus Miſsvergnügen darüber, daſs man allen Menſchen *Anſprüche beylegen* ſah, die man bloſs auf einen Philippus oder Cäſar hätte einſchränken ſollen, geriethen *natürlichere* Köpfe auf einen entgegengeſezten Abweg. S. 103. die menſchliche Bildung iſt nur darum ſchön, weil ſie ſich ſo wohl zu den *Gebräuchen* ſchickt, wozu ſie beſtimmt iſt. S. 67. fehlt in der erſten Periode der Anmerkung der Nachſatz.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Gieſsen*, b. Krieger: *Ueber das Läuten beym Gewitter, beſonders in Hinſicht der desfalls zu treffenden Policey-Verfügung.* Von *Carl Georg von Jungen.* 1791. 40 S. 8. Der Vf. hat es hier vornehmlich mit den Fragen zu thun, ob das Läuten bey Gewittern ein Gegenſtand der Policey ſey, und ob es von Policey wegen unterſagt werden könne. Er holt aber etwas weit aus, und fängt von *Erfindung der Glocken* an. Nach dieſem unterſucht er, woher die Gewohnheit bey Gewittern zu läuten entſtanden ſey. Ohne Zweifel verdankt ſie ihren Urſprung dem Aberglauben, daſs Gewitter, Hagelwetter u. dergl. von böſen Geiſtern, Zauberern u. ſ. w. hervorgebracht würden, und daſs geweihte und getaufte Glocken die Kraft hätten, ſie zu vertreiben. Schon dieſer Urſprung müſste ein Bewegungsgrund zur Abſtellung dieſer übeln Gewohnheit ſeyn; es kommt aber noch dazu, daſs ſie auch in phyſiſcher Rückſicht ſchädlich iſt. Hier beruft ſich der Vf. auf das Zeugniſs mehrerer Phyſiker. Er rühmt darauf die Verordnungen einiger Fürſten, wodurch das Läuten entweder ganz aufgehoben, oder doch zweckmäſsiger eingerichtet worden wäre. Endlich kommt er auf ſeine beiden Hauptfragen, die er aus folgenden Gründen bejaht: 1) weil das Gewitter-Läuten einem Orte gefährlich werden kann, und Vorurtheil und Aberglauben, worauf es ſich gründet, befördert; 2) weil es jeder Ortsobrigkeit, wenn ſie auch nur Patrimonialgerichtsbarkeit hat, obliegt, ſolche Verfügungen zu treffen, wodurch Gefahren abgewandt und ſchädliche Vorurtheile vermindert werden; 3) weil, wenn eine Sache auch übrigens ad eccleſiaſtica gehört, dies doch nicht hindert, daſs ſie nicht in gewiſſen Stücken der weltlichen Obrigkeit unterworfen ſeyn ſollte, wie dies z. B. der Fall mit der Verlegung der Kirchhöfe auſserhalb der Stadt iſt; endlich 4) weil alle Policeyſachen von der Art ſind, daſs ſie keine Nebenverhältniſſe zulaſſen, und in Anſehung ihrer ohne Rückſicht auf Perſonen oder anderweitige Verhältniſſe, folglich auch ohne Rückſicht auf das beſondere Verhältniſs des Orts-Geiſtlichen *der Regel nach*, verfahren werden muſs. — Ueberall hat der Vf. Beweiſe ſeiner ausgebreiteten Beleſenheit gegeben, und ſeine Behauptungen durch eine Menge von Citaten unterſtützt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 19. May. 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Neu aufgefundene Gedichte Ossians.* Aus dem Englischen. *Mit erläuternden Anmerkungen und einer Abhandlung über die Werke dieses Celtischen Barden.* 1792. 255 S. 8.

Wir verbinden sogleich das noch ebenfalls unbeurtheilte Original damit:

Antient Gaelic poems respecting the Race of the Fians, collected in the Highlands of Scotland in the year 1784. By *M. Young*, D. D. M. R. J. A. (Alte Galische Gedichte, die sich auf das Geschlecht der Fians beziehen, in den Schottischen Hochländern gesammelt im J. 1784. von *M. Young.*) In den *Transactions of the Royal Irish Academy.* 1787. Antiq. S. 43—119.

Unter allen Schriftstellern, die für und gegen die Aechtheit der von Macpherson in englischer Sprache bekannt gemachten Gedichte Ossians geschrieben haben, scheint keiner so unpartheyisch *zweckmässig* verfahren zu seyn, noch ein helleres Licht über diesen Gegenstand zu verbreiten, und eben deswegen mehr Aufmerksamkeit zu verdienen, als Hr. *Young*.

Das Interesse, welches von dem in- und ausländischen Publicum an dieser berühmten Streitfrage genommen wurde, veranlasste ihn, auf einer kleinen im Sommer 1784 unternommenen Reise durch die Schottischen Hochlande, alles fleissig zu sammeln, was zur Beleuchtung und zur endlichen Entscheidung dieser Frage beytragen könnte. Er war so glücklich, mehrere Originale zu erhalten, und theilte sieben davon nebst einer englischen Uebersetzung und einigen Erläuterungen der irländischen Akademie zu Dublin mit, von welcher er ein Mitglied ist. Sie sind sämmtlich treue Copieen derjenigen Handschriften, die gegenwärtig in den Hochlanden circuliren, jedoch mit Rücksicht auf die Verbesserungen, die sich in der zu Perth veranstalteten Ausgabe der Ossianischen Originale befinden. In der Uebersetzung hat sich Hr. *Y.*, wie billig, hauptsächlich der Treue beflissen, bekennt aber gleichwohl zur Steuer der Wahrheit, dass er vielleicht theils wegen der ungewissen und verdorbenen Orthographie, theils auch wegen einer nicht gar zu innigen Bekanntschaft mit der Sprache noch hie und da gefehlt haben könnte, welches jedoch bey der Beurtheilung des Ganzen nicht von Bedeutung zu seyn scheint. Es sind folgende: 1) *Ossian's courtship of Evirallin.* Dieses kleine Gedicht hat Macpherson als eine Episode in dem 4 Buche des Fingals angebracht. 2) *The Lamentation of the wife of Dargo.* Macpherson führt die Elegie nur in einer Note zu dem Gedichte *Calthon und Colmal*, und demungeachtet äusserst abweichend, d. h. verbessert und verschönert, an. 3) *The combat of Con Son of Dargo, and Gaul Son of Morne.* Hiemit soll *Cathula* in Smith's Galischen Alterthümern, und Macphersons Carricthura nebst dem Tode Cuthullins verglichen werden. 4) *The combat of Osgar and Ilian, Son of the king of Spain.* Dieses Gedicht findet sich in Macpherson nicht. 5) *The invasion of Ireland by Erragon.* Das Original zu Macphersons *Schlacht von Lora.* 6) *The Prayer of Ossian.* Dieses Gebets gedenkt Macph. in seiner Abhandlung über Ossian. 7) *The death of Oscar.* Auf dieses Gedicht ist die Episode von dem Tode Oscars in dem ersten Buche der Femora gegründet. — Freylich wird jedermann, der aus eigener Erfahrung die grossen Verschiedenheiten sowohl der schriftlichen als mündlichen Ueberlieferungen alter Poesien kennt, es immer noch zudringlich finden, wenn man das erste beste aufgefundene Exemplar sogleich für die Quelle erklären will, aus welcher Macpherson geschöpft haben soll, und seinen Vertheidigern den Hinterhalt nicht verwehren können, dass derselbe ein vollständigeres und richtigeres Exemplar besessen haben müsse. Rec. wenigstens ist seines Orts so billig, mit Hn. *Y.* zu glauben, dass Macpherson weder so ungerecht gegen sich selbst, noch so unbescheiden gegen das Publicum seyn konnte, um so vortrefliche und historisch-täuschende Gedichte für Uebersetzungen auszugeben, zu welchen doch überall kein Original sollte vorhanden gewesen seyn. Auch scheint sich bereits der kritische Theil des Publicums darin vereinigt zu haben, dass dieser scharfsinnige Kopf wahrhaft alte Stoffe nur, nach den Mustern der erhabensten Dichter und nach den Eingebungen einer zarten Beurtheilung des Schönen und eines feinfühlenden Herzens, ins Bewundernswürdige gearbeitet habe. Allein mit dieser Uebereinkunft ist der Streit noch nicht geendet. Man muss es auch beweisen, und zeigen können, wieviel davon dem alten Barden und wieviel dem neuern Bearbeiter angehöre, wenn man sich herausnehmen will, über diese Stufe der Cultur in der Geschichte der Galen aus dem Gehalte ihrer Poesie einen entscheidenden Ausspruch zu thun. Und hiezu, irren wir uns nicht, hat Hr. *Y.* in diesen mitgetheilten Originalen wirklich einen vortreflichen Beytrag geliefert. Wenn auch nur ein einziges darunter in der That dasjenige ist, welches Macpherson vor Augen gehabt hat: so ist für die Beurtheilung seiner Verfahrungsart schon genug gewonnen. Es müssen alle analogischen Schlüsse ungültig seyn, oder das hier

hier mitgetheilte Gedicht, *der Einfall in Irrland von Erragon* gehört zu diesen glücklichen Entdeckungen. Macphersons *Schlacht von Lora* findet ihren ganzen Stoff, ihren Gang und ihre Grenzen in diesem Originale vorgezeichnet. Urbild und Abbild sind sich in nichts als in der Farbengebung unähnlich; und wo das letztere von dem ersteren abgeht, geschieht es mit der scharfsinnigsten ästhetischen Berechnung der poetischen Wirkung. Künstliche Verschleyerung des Historischen, um dem freyen Spiele der Phantasie durch Annäherung der Gegenstände keinen Abbruch zu thun, Benutzung des Stoffes zur Rührung und Anziehung des theilnehmenden Herzens, Nachholung übergangener, Ausbildung nur hingeworfener, und Sammlung zerstreuter Züge, Vermeidung der volksmäfsigen lyrischen Wiederholungen, Ueberspringung der unpoetischen Nebenideen, Unterdrückung des Ueberflüssigen und Erhöhung des Schönen, kurz alles das, was der Schöpfer dem Bildner überlassen zu haben scheint, ist das Eigenthum der Macphersonschen Malereyen, die erst jene sanfte Schwermuth, jene Hoheit der Bilder, jene erhabenen und rührenden Charaktere, und jenes feyerliche Dunkel, mit einem Worte, diejenige bewundernswürdige ästhetische Vollkommenheit des Ganzen hervorbringen, die uns bey der eben so meisterhaften als schlauen Haltung des angenommenen antiken Tones getäuscht, an einem Barden auf den ersten Stufen der bürgerlichen Cultur in Erstaunen gesetzt, und die schärfer sehenden bald zur Verzweiflung der Aechtheit genöthigt hat. Und eben der Umstand, dafs das Macphersonsche Gedicht weder im Stoffe noch Gange, sondern allein in der Ausbildung, und zwar nur da, wo es der feinste Geschmack und die veredeltste Empfindung anräth, von dem Originale sich entfernt, bürgt uns eben sowohl für die Aechtheit des letztern, als er selbst von der Kunstkenntnifs eines Zeitgenossen des achtzehnten Jahrhunderts ein unverkennbarer Zeuge ist. Gerne wollten wir hier eine Probe sowohl von der Youngschen Uebersetzung des Originals, als von der Macphersonschen Bearbeitung desselben geben; allein Parallelen abgerissener Stücke würden nur eine mangelhafte Einsicht in den Werth des einen, und die Verfahrungsart des andern geben: eine vollständige Vergleichung aber läfst der Zweck und die Einrichtung dieser kritischen Blätter nicht zu. Indessen ist eine solche bey den Hn. Herausgebern zur beliebigen Einsicht und eigenen Ueberzeugung niedergelegt. Uebrigens bleiben diese alten Gedichte, auch ohne Macphersonschen Schmuck, immer noch schön und interessant, und das Studium der Originale (hätten wir sie nur sämmtlich und wären die Hülfsmittel zu ihrem Verständnifs ergiebiger!) gewährt erst einen reinen Gewinn für die Geschichte der Cultur und des Geschmacks.

Allerdings verdienten diese Gedichte eine deutsche Uebersetzung, und wir sind durch die vor uns liegende in der That sehr angenehm überrascht worden. Der oder vielmehr die ungenannten Verfasser derselben haben nicht nur jedem Gedichte besondere Erläuterungen und ihr eigenes Urtheil darüber beygefügt, sondern auch das Ganze mit einer schätzbaren Abhandlung über die Aechtheit Ossians begleitet, die von ihrer kritischen und literarischen Einsicht in diesen Streit eine unzweydeutige Probe gibt, und gewifs sehr lesenswerth ist. Demungeachtet haben wir gegen alle drey noch einige Einwendungen. Die Uebersetzung sollte durchaus auf kein anderes Verdienst, als das der Treue, Anspruch machen, und zwar der wörtlichen Treue; sonst wird die Vergleichung abermals schwankend. Das haben aber die Uebersetzer nicht beobachtet. Ein paar Strophen, wie sie uns unter die Hand fallen, mögen zum Beweise genug seyn:

The Lamentation of the wife of Dargo	Klagen der *Wittwe* des Dargo.
I am the wife of Dargo, son of Collath, a man who knew no fault. Every hero must at length be stretched out in death — sorrowful am I to-night.	Ich bin die *Gattin* des Dargo, Sohnes von Collath, *des Mannes*, der *Frevel* nicht kannte. *Ach! — selbst den tapfersten Krieger* streckt der Tod endlich hin — *Wehmuth und Gram quält mich* des Nachts.
— — —	— — —
Dargo, who took pleasure in them, to-night is buried in the Grave.	Dargo, dem diess *frohe Erholung gewährte*, der wird des Nachts im *finstern* Grabe verschlossen.

Solche kleine Erhöhungen des Lyrischen und ein einziges hinzugesetztes Beywort, das man bey Uebersetzungen, die blofs zur unterhaltenden Lectüre bestimmt sind, übersieht, können nicht anders als zum Vorwurfe gereichen, wenn sie die Stelle des Originals vertreten sollen, nach welchem die Untreue einer anderen Uebersetzung zu würdigen ist. Auch bey den angestellten Vergleichungen konnten wir uns aus dem nemlichen Grunde nicht genug wundern, dafs sie außer allen deutschen Uebersetzungen des Macphersonischen Ossians gerade diejenige wählten, die am meisten auf eigenes Verdienst ausgegangen, und also zu einer solchen kritischen Vergleichung gerade am wenigsten geschickt ist, nemlich die metrische Uebersetzung des Hn. *Denis*. Ueberhaupt, wenn eine Vergleichung zur Einsicht des deutschen Publicums angestellt werden sollte, so mussten sich die Vf. noch die Mühe geben, eben sowohl die Macphersonischen als die Youngischen Gedichte aufs neue mit möglichster Treue zu verdeutschen, und beide nach Verhältnifs ihres mehr oder mindern Zusammentreffens neben einander fortlaufen zu lassen. Nach der von ihnen beliebten Art aber wird die Vergleichung für den kritischen Leser ziemlich unfruchtbar bleiben. Was nun endlich noch die vorangeschickte Abhandlung betrifft, so verliert sie dadurch in den Augen des unpartheyischen Wahrheitsforschers, dafs die Vf. nicht *zu untersuchen*, sondern *zu vertheidigen*, ausgegangen sind. So scharfsinnig auch immer die Argumente sind, welche die Vf. diesen Documenten des Hn. Young entgegensetzen, so haben sie doch alle darum keine Beweiskraft, weil sie auf der erst zu begründenden Voraussetzung beruhen, dafs der Macphersonsche Ossian das wahre Original sey. Alles andre aber beyseite, so ist gewifs die Verschönerung von Seiten Macphersons zehnmal wahrscheinlicher als die

die den irrländischen Barden angeschuldigte absichtliche Verfälschung und Entstellung der Originalschönheiten, und gesetzt, wie es auch unabsichtlich durch die mündliche Fortpflanzung sehr leicht geschehen konnte, dass die historischen Umstände wirklich in Irrland verfälscht worden sind, so hat doch eines Theil Hr. Young seine Documente nicht in Irrland, sondern in den schottischen Hochländern gesammelt, und andern Theils kommen die kleinen historischen Abweichungen gegen die grosen ästhetischen auf dem Probiersteine der Aechtheit, und vor dem Tribunale des ästhetischen und philosophischen Publicums, wohin doch dieser Streit hauptsächlich gehört, in gar keinen Betracht.

Berlin, b. Maurer: *Julius Reichsgrafen von Soden* Schauspiele. 4ter Band. Enthält: *Ernst Graf v. Gleichen, Ignez de Castro, der rasende Roland.* 1791. 328 S. 8.

Die Geschichte des Grafen v. Gleichen ist nicht für die Bühne; so interessant sie als Erzählung ist, so wenig Theilnahme erzeugt sie als Schauspiel. Die wichtigen theatralischen Situationen dieser Begebenheit liegen zu weit auseinander, und als der Dichter sie zusammenrückte, mussten nothwendigerweise Lücken bleiben, die der Zuschauer im Augenblicke nicht ausfüllen kann. Die theatralische Wahrheit wird beleidigt, und das Interesse hört auf. Der erste Act spielt in Thüringen, die drey folgenden zu Alkair im 5ten ist Ernst v. Gleichen frey, und führt nach überstandener Sklaverey von mehrern Jahren Fatimen in seine Heimath. So gedrängt und kraftvoll auch der Dialog ist; so schön und wahr auch die Charaktere geschildert sind: so macht diess Stück doch die Wirkung nicht, die sich der Vf. davon versprach.

Ignez de Castro, Trauersp. in 5 Aufz. Dieses Trauerspiel muss, gut vorgestellt, die höchste Wirkung machen. Die drey ersten Aufzüge sind zwar nicht reich an interessanten Situationen; desto erschütternder aber sind die zwey letzten Acte. Die Scene in 4 Acte, wo Ignez mit ihren Kindern erscheint, und den König um Erbarmen anfleht, ist vortrefflich; empörend die gleich darauf folgende, wo Alvaro und Coelho den wankenden König bestimmen, in die Ermordung der schönen Ignez zu willigen. Gräslich ist der Auftritt, wo die Unglückliche von diesen Bösewichtern wirklich gemordet wird; dies Schauspiel empört die Menschheit — es ist zu schrecklich. Der Contrast der Charaktere ist stark gezeichnet, und keinem fehlt es an Haltung. Der Dialog ist kräftig; — nur scheint vielleicht der Ausdruck hie und da zu sehr gesucht. In der dritten Scene des 2ten Actes zwischen Don Pedro und Ignez, erinnert Pedro seine Geliebte, um sie zu beruhigen und alle Schuld auf sich zu nehmen, dass *er* es gewesen sey: „der die Aengstlichkeiten ihrer Unschuld in betäubenden Schlummer wiegte, und sich mit der *Beute ihrer jungfräulichen Keuschheit davon stahl.*" — Solche Dinge sollten auf der Bühne entweder gar nicht, oder nur mit höchster Delicatesse berührt werden. Auch wünschen wir nicht, dass der Schauspieler, der Pedro's Rolle spielt, in der ersten Scene mit der Königinn die Federn seines Hutes mit den Zähnen zerreisse, wie es vorgeschrieben ist.

Der rasende Roland. Sch. in 5 A. Wir halten es für sehr gewagt, solche abentheuerliche Helden in einem regelmäsigen Schauspiele auf die Bühne zu bringen; sie sind eher für das Singspiel, wo die Musik die Aufmerksamkeit des Zuschauers fesselt, und ihm nicht Zeit läfst, über die wunderbaren Geschöpfe der Einbildungskraft nachzudenken. Im sprechenden Schauspiele können diese fabelhaften Wesen keine Theilnahme erregen, sie sind zu weit von dem *Menschen* entfernt; und nimmt ihnen der Dichter das Fabelhafte und Abentheuerliche, womit der Romancier sie ausgestattet hat; so bleibt nichts übrig, als eine höchstlangweilige Person, und deren haben wir ja schon genug auf der Bühne; läfst man sie auftreten, wie sie sind, wie ist es dann möglich, sich für sie zu interessiren? — Auch *dieser* Roland wird als Schauspiel kein Glück machen. Ueberdiess sind Lücken in dem Plane, die sich freylich durch das Abentheuerliche der Geschichte selbst rechtfertigen liessen; allein das Theater vergibt keine Sünde gegen Wahrscheinlichkeit. Manche Scene ist bloss skizzirt; das Erscheinen mancher Person gar nicht motivirt. Wir sagen nichts von den Charakteren selbst; es sind ja Personen aus den Zeiten Karl des Grosen und der zwölf Pairs! — In dem Dialog ist uns verschiedenes aufgefallen, z. B. in der 2ten Scene des 3ten Actes sagt der *Magus*: „Meine Barke soll *dich hinabschwimmen*" — dieses Zeitwort wird in unsrer Sprache nie *thätig* gebraucht, es gehört zur *mittlern* Gattung. — In der 1ten Scene des 4ten Actes sagt Roland: „Deine Seele ist *aus ihren Angeln gestürzt*" — was heisst das? — Dann steht durch das ganze Stück: *befohl* statt *befahl*, dieses ist heut zu Tage gebräuchlich, jenes ist veraltet. *Verbörge* statt *verbärge*; Man sagt: *ich verbarg*, und nach den Regeln der Sprache wird bey dieser Kasse von Zeitwörtern die *jüngstvergangene Zeit* des *Conjunctivs* von der *jüngstvergangenen* des *Indicativs* gebildet, indem die Selbstlauter *a, o, u* in *ä, ö* und *ü* verwandelt werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, in der K. preuss. acad. Kunst u. Buchh.: *Neueste historische, politische und statistische Nachrichten von Savoyen, Piemont und den sammtlichen sardinischen Staaten.* Gesammelt und deutsch herausgegeben von *Fried. Leop. Brunn*, Prof. am Kön. Joach. Gymnas. Mit einer von Hn. Sotzmann neu entworfenen Karte dieser Staaten. 1 Abth. 1793. 155 S. in 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Sardinien hat durch seine Theilnahme an dem Franz. Revolutionskriege bey manchen wohl die Begierde zu einer nähern Bekanntschaft gereitzt, und diesen wird es allerdings angenehm seyn, durch eine solche Sammlung

lung von den mancherley über diese Staaten zerstreuten Nachrichten Belehrung und Unterhaltung zu finden. Hr. Prof. Brunn liefert hier zuerst einen Auszug aus dem 1791 zu Paris herausgekommenen berichtigten *Etat moral, physique et politique de la maison de Savoie*, einer Schrift, die schon im 2 B. des neuen göttingischen Magazins einen Widerleger gefunden hat. Nun meynt freylich der Herausg. den Mittelweg einzuschlagen, und das Beste dieser Schrift wie eine Biene den Honig aus Blumen giftiger Pflanzen zu sammlen; Rec. aber, der diese Schrift mit aller möglichen Aufmerksamkeit gelesen hat, zweifelt, ob überall in derselben so viel Honig aufzutreiben sey, dass er der Mühe des Sammlens wehrt war. Die Grundsätze, welche der Vf. in dieser Schrift aufstellt, sind ganz eines Neufranzosen würdig, der alles mit der Revolutions-Brille ansieht, alle Thronen in der Welt gerne umstürzen, und sich nach der alten nur jetzt anders modificirten Selbstgenügsamkeit seiner Nation bereden möchte, dass in der ganzen Welt keine bessere Verfassung, als die neufranzösische sey. Mag er hie und da auch auf wirkliche Blössen stossen; wo ist das Land, seine Regierungsform sey von welcher Art sie wolle, wo man nicht auch derselben genug anträfe? Die dem Könige so bitter vorgeworfene Vorliebe für das Militair mag wohl manche Bedrückungen und Unbilligkeiten hervorbringen, und die ungleiche Behandlung der verschiedenen Staaten, nach welcher Savoyen und Sardinien dem Piemont gleichsam dienstbar gemacht sind, eben nicht von den besten Folgen seyn: indess behält die Verfassung doch immer noch manche Vorzüge, unter denen das gewiss einer der wesentlichsten ist, dass die Clerisey so wie der Adel sich den Auflagen unterwerfen und alle Lasten des Staats mit dem Volke zugleich tragen muss. Was der Vf. sonst vom Turiner Hofe sagt, das liesse sich mit kleinen Abänderungen von allen Höfen in der Welt sagen, wo der Fürst nicht selbst regiert, sondern nebst dem Lande von seinen Grosen regiert wird. Piemont, sagt der Vf., theile sich in die Grosen, die Bürger und die sogenannten kleinen Leute. Die Classe der Bürger besonders in Turin sey gut unterrichtet, aber die Grosen wären zu stolz um zu studiren. Wem fällt das: *C'est tout comme chez nous*, nicht ein? Der Adel sey für Jedermann ohne Unterschied für 1000 Pf. zu kaufen. Der König finde sich seiner Verschwendung und Vorliebe für das Militair wegen, das von den 20 Mill. Einkünften allein 14 verschlinge, oft in dem Falle, von einem Juden 30—40000 Pf. borgen zu müssen, und ertheile ihm für diese Gefälligkeit die Erlaubniss, das gelbe Band am Knopfloche, ein sehr demüthigendes Unterscheidungszeichen, nicht tragen zu dürfen. II. Die *statistischen Nachrichten von den Sardinischen Staaten in Rücksicht auf Grösse, Volksmenge, Finanzen und Kriegsetat*, welche sich auch schon im Mag. des Herausg. 1 B. 3 St. in der Originalsprache befinden, haben Rec. ungleich besser als die einseitigen Raisonnements des franz. Republicaners gefallen. Nach denselben betragen die Staaten des K. v. Sardinien nach Abzug des Genfer Sees und des Lago Maggiore $2281/2$ franz. Quadrat Meilen. Die Volksmenge in den sämmtlichen Staaten des K. auf dem festen Lande betrug im J. 1774 nach einer ziemlich sichern Zählung 2,733,194, welches auf die Q. Meile 1197 Menschen gibt. Seitdem hat sich die Volkszahl noch stark vermehrt. Die sämmtlichen Einkünfte des K. mögen auf 23 Mill. piem. Lire steigen. Die Auflagen findet der Vf. so gering, dass man mit Wahrheit sagen könne, das Volk sey zu sehr begünstiget, und der König stehe hierin mit keiner Nation in Europa im richtigen Verhältniss. Auf den Kopf kommen kaum $7\frac{1}{2}$ Pf. Ein Deficit in den Finanzen wird auch hier zugegeben, das aber gegen die Angabe des Vf. des *Etat moral* sehr unbedeutend ist; und die ausserordentlichen Ausgaben werden nicht, wie dort, bloss auf Rechnung der Verschwendung des Königs, sondern auch auf die Vermählungen von fünf seiner Kinder, den beträchtlichen Korneinkauf zur Unterstützung des Volks, die Nizzaer Landstrase, die allein Millionen gekostet hat, und andere gemeinnützige Anstalten gesetzt. Ueberhaupt urtheilt der Vf. über den Turiner Hof und die Staatsverwaltung weit billiger und unbefangener als sein Vorgänger, und es ist sehr interessant, die beiden Aufsätze zu vergleichen. Eine gute von Hn. Sotzmann entworfene Karte, bey der wir nur die Angabe der Grade des Aequators vermissen, wird den Lesern dieser Nachrichten, deren Fortsetzung wir wünschen, sehr angenehm seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort, *Kurze charakteristische Schilderung und Anekdoten* von dem durchlauchtigsten wirklich regierenden *Herzog zu Wirtemberg* und dessen durchlauchtigsten Familie. 1794. 46 S. 8. Wir sind überzeugt, dass das öffentliche und Privat-Leben eines so edel denkenden Fürsten, als bekanntlich der reg. Herzog von Wirtemberg ist, weit interessantere Scenen darbiete, als die meisten der hier angeführten, und dass die Liebe der Wirtemberger für ihren Ludwig Eugen viel bessere Legitimationen aufzuweisen habe. Diese Anekdotensammlung könnte den Leser in Versuchung führen zu glauben, Wirtemberg sey 50 Jahre lang nicht gewohnt gewesen, Menschlichkeit mit Regentenwürde gepaart zu sehen. Unter den hier zusammengetragenen Nachrichten haben wir einen Beytrag zur gelehrten Biographie gefunden, dessen wir noch zum Schlusse erwähnen wollen. Der als Schriftsteller bekannte Hr. Geh. Hofrath *Schwab*, arbeitet jetzt als Staats- und Geschäftsmann an der Seite des Herzogs, und geniesst das volle Zutrauen dieses Fürsten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. May 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Voss u. Leo: *Geographie und Statistik der ganzen östreichischen Monarchie*, von *Karl Hammerdörfer*, Prof. in Jena. Erster Band. 1793. 1 Alph. 2½ Bog. 8. (1 Rthlr.)

Der im vorigen Jahre verstorbene Prof. *H.* war ein geschickter und nützlicher Compilator. Nicht lange vor seinem Absterben fasste er die glückliche Idee, die Verfassung der östreichischen Monarchie, wie sie unter der kurzen Regierung Leopold II. beschaffen war, folglich ihre neueste Gestalt, d. h. ihre Statistik, zu beschreiben, und die von Statistik nicht wohl zu trennende Geographie damit zu verbinden. Ohnehin hatten wir noch kein Werk, worin alle Theile jener Monarchie, nach einem gewissen festen Plan, nach einerley Symmetrie, nicht zu umständlich und nicht zu kurz, statistisch wären bearbeitet gewesen. Und diess ist dem Vf. in Ansehung der in diesem Bande enthaltenen Theile, nemlich *Nieder-, Inner- und Oberöstreichs*, der *Niederlande*, der *östreichischen Lombardie* und des *Grossherzogthums Toscana*, im Ganzen genommen, wohl gelungen. Voraus gehen *allgemeine Begriffe über die ganze Monarchie*. Es wird nemlich da, so wie hernach bey den einzelnen Theilen, unter numerirten Rubriken gehandelt: von der Grösse und den Grenzen, von den Gebirgen, Gewässern, vom Klima, von den Producten aus den drey Reichen der Natur, von der Zahl und Beschaffenheit der Einwohner, von ihrer Industrie, folglich von Ackerbau, Viehzucht, Manufacturen, Handel u. s. w. von dem Erziehungs- und Religionswesen, von der politischen Verfassung, und zuletzt von der geographischen Eintheilung und von den merkwürdigen Oertern einer jeden Provinz oder eines jeden Districtes derselben. Diess letztere voraus zu schicken, wäre wohl der Ordnung gemäser gewesen. Zu bedauern ist es, dass es dem Vf. nicht beliebte, die von ihm gebrauchten Hülfsmittel anzuführen. In einer kurzen Vorerinnerung versichert er bloss im Allgemeinen, nicht allein die besten Quellen, sondern auch manche handschriftliche Nachrichten benutzt zu haben, deren er beym zweyten und letzten Bande noch mehrere werde brauchen können, dem er auch, die schon zum ersten Bande gehörigen Belege-Tabellen u. dgl. m. beyfügen wolle. Da er sich über die ungedruckten Nachrichten nicht näher erklärt hat, und wir auf wenige oder keine uns unbekannte Umstände gestossen sind; so sind wir wohl mit Recht ein wenig mistrauisch gegen jene Versicherung. Was die gedruckten Quellen, oder vielmehr Hülfsmittel, betrifft; so haben wir deutliche Spuren gefunden, dass Hr. *H.* sich hauptsächlich des Abrisses der physicalischen Beschaffenheit der östreichischen Staaten von Hn. Hofr. *Hermann* und der Schriften des Hn. Raths und Prof. *de Luca* bedient habe: jedoch eben nicht des neuesten und besten Werks vom letztern, wir meynen das aus 5 Bänden bestehende, schon im J. 1790 erschienene geographische Handbuch von dem östreichischen Staate: wenigstens kommen darin neuere Angaben vor, als Hr. *H.* mittheilt. Hier und da bemerken wir auch Benutzung der *Nicolaischen* Reisebeschreibung und der Schlözerischen Staatsanzeigen.

Von unsern, bey'm Durchlesen gemachten Bemerkungen theilen wir nur folgende wenige mit. S. 12. wird vom Kaiser Leopold II gesagt, er habe, wider seine vorherigen Grundsätze, an der Sache der französischen Emigranten Theil genommen. Wie falsch! wie schief! An der Sache aller Könige und Fürsten nahm er Theil, an der Sache des deutschen Reichs, dessen Oberhaupt er war, und das, wider alles Recht und Billigkeit, von der französischen Nationalversammlung beeinträchtigt wurde. S. 21. heisst es, *Oestreich habe jetzt den besten deutschen Geschichtschreiber.* Wahrscheinlich ist damit *M. I. Schmidt* gemeynt: allein, dieser war kein geborner Oestreicher; und dann ist der Ausdruck: *bester deutscher Geschichtschreiber* sehr unbestimmt. Vermuthlich wollte der Vf. sagen: *den Mann, der die beste allgemeine Geschichte des deutschen Reichs in deutscher Sprache schrieb.* — Der katholische Bischof in Siebenbürgen hat seinen Sitz nicht in Hermannstadt (S. 27.), sondern in Weissenburg. — Die S. 28. angegebene Zahl der 1791 noch vorhandenen Klöster in der östreichischen Monarchie sollte S. 24. stehen. Bey *Tuln* S. 109. hätte die Wollenbandmanufactur nicht vergessen werden sollen. Unter mehrern Angaben von Wiens Volksmenge (S. 119.) hält Hr. *H.* die von 1792 für die richtigste, welcher zufolge dort sollen gelebt haben 239,100 Menschen, ohne die 11000 Mann starke Besatzung. Bey S. 120. hätten mit leichter Mühe neuere Zahlen der jährlich in Wien gestorbenen Menschen angeführt werden können. Im J. 1793 starben ihrer 13659; also zweymal mehr, als im J. 1754; und darunter 7154 Kinder. Doch, der Vf. wollte vielleicht nicht über Leopolds Regierung hinausgehen. — Die Instanz S. 132. gegen Hn. *Nicolai* finden wir unzweckmäsig und schief. — Bey Kärnthen hätte ein neueres Datum der Volksmenge, als von 1780, angeführt werden können, wenn Hr. *H.* das vorhin erwähnte Handbuch des Hn. *de Luca* benutzt hätte, welcher (B. 2. S. 212.) 295,000 Seelen für 1789 angibt. So auch bey Krain S. 187, wo für das J. 1781 420,000 Seelen angegeben werden: *de Luca* l. c.

l. c. p. 101. hat für das J. 1789 440,000. S. 240. ist der von diesem (B. 2. S. 600.) begangene Fehler nachgeschrieben, dem zufolge in der nur 2½ Quadratmeilen grofsen, rauhen und unfruchtbaren Grafschaft Falkenstein 42,000 Menschen wohnen sollen, da es kaum 4000, nach einer gewissen Angabe nur 3700 sind. — Wider den Titel und Plan seines Werks hat Hr. H. S. 340—352. eine kurze *Geschichte* der östreichischen Niederlande eingeschaltet.

Der Druck ist sauber und correct. Nur auf ein paar bedeutende Druckfehler sind wir gestofsen; nemlich S. 69. steht *Romangeln* statt *Remangeln* (eine Gattung Fische) und S. 72. *Pruegg* statt *Ponegg* oder *Ponecken*, wo eine grofse Wollenstrumpfmanufactur ist. — *Musäum* und *Lycäum* statt *Museum* und *Lyceum*. Doch ist diess ein Fehler, dessen sich mehrere schuldig machen. — Ein nicht vollständiges Register ist am Ende beygefügt. Sollte — wie wir sehr wünschen — ein anderer das Werk nach des Vf. Plan vollenden; so wünschen wir ihm kritische Bedachtsamkeit und Benutzung der allerneuesten Hülfsmittel, besonders mehrerer speciellen Schriften, als Hr. H. gebraucht hat.

LÜBECK, b. Donatius: *Historisches Handbuch für Kaufleute, oder darstellendes Gemählde der Handlung und des Verkehrs, die Europa — jetzt unterhält.* 1793. 412 S. 8.

Eine Uebersetzung des: *Tableau général du Commerce de l'Europe*, Londres 1787, welche, aufser mehrern zweckmäfsigen Zusätzen und Ergänzungen, das Verdienst einer correcten und fliefsenden Schreibart hat. Der eigenthümliche Werth des Originals ist ziemlich allgemein anerkannt. Die Statistik der westindischen Inseln, und des amerikanischen Handels überhaupt ist der reichhaltigste Artikel, und beide, der Vf. und der Uebers., sind den Amerikanern und dem Sklavenfreunde Wilberforce sehr hold. Zu kurz ist S. 67. der Abschnitt von Sierra Leona, auch hätten in der Uebersetzung die Veränderungen des französischen-afrikanischen Handels wohl nachgetragen werden können. Der Uebers., welcher sich in der Vorrede mit *I. C. S.* unterzeichnet, hat die Geldsummen ganz nach dem Kursächsischen Münzfufs berechnet. Hin und wieder findet man einige Ausdrücke, Ellipsen und Wendungen, (z. B. S. 40. *dumme* Schaafsköpfe, *fortschreiten* statt fortfahren, S. 153. *den Thee lassen* st. den Gebrauch des Thees entbehren u. s. w.) welche mit der Correctheit des Ganzen sehr contrastiren.

GESCHICHTE.

STOCKHOLM, b. Carlbohm: *Svea Rikes Historia under Konung Gustaf Adolf den Stores Regering. IV Bandet* (Geschichte Schwedens unter der Regierung König Gustav Adolphs des Grofsen. Vierter Band). 1794. mit fortlaufenden Seitenzahlen. 4104 S. 8. mit zwey Kupfertaf.

Mit Vergnügen führt Rec. in der Anzeige eines für die Geschichte so wichtigen Werks fort. Der vorige 3. B. schlofs mit den Friedensunterhandlungen zwischen Schweden und Rufsland unter englischer und holländischer Vermittelung. In der Periode von 1616 bis 1622, welche dieser vierte Band umfasst, kam dieser Friede nun endlich nach tausend von den Russen gemachten Schwierigkeiten, Ceremonienstreitigkeiten und oft unglaublichen Ansprüchen zu Stande, obgleich die Grenzberichtigung noch tausend Künste und weitläufige Unterhandlungen kostete, welche die schwedischen Commissarien unendlich ermüden mussten. Schon allein über die Titel ward lange gestritten, da die Russen für ihren Zar bald den Titel Obladatel durch *Ueberwinder* übersetzt, bald den eines *höchsten Herrn der ganzen Christenheit* u. s. w. verlangten. Endlich kam man zu Stolbowa überein, dafs die russischen Wörter im Titel des Zaren, Samoderschez und Obladatel auch im schwedischen unübersetzt gelassen werden. Gustav Adolph sich aber einen Herrn von Ingermannland nennen sollte. Es sollten nemlich gegen Entsagung der übrigen Ansprüche Schwedens an Rufsland, ein Theil von Grofs-Nowgorod, nemlich die vier Festungen Iwanagrod, Jama, Koporie und Noteborg, mit allen dahin gehörigen Landschaften abgetreten, und 24000 Rthlr. an Schweden bezahlt werden, Rufsland sollte allem Rechte auf Livland entsagen, zwischen beiden Reichen sollte freyer Handel und Wandel seyn, auch sollten die schwedischen Kaufleute in Nowgorod, Moscau und Pleskow eigene Handelshäuser und darin freye Religionsübung haben, so wie die Russen in Reval, Stockholm und Wiborg u. s. w. Endlich nach vielen Wendungen bekräftigte der Zar den 18. Jun. 1618 in Gegenwart der nach Moscow geschickten schwedischen Abgesandten den Frieden durch das hier S. 767. beschriebene feyerliche Küssen des Kreuzes. Mit Polen lief der zweyjährige Stillstand zu Anfang des J. 1616 zu Ende; allein Polens Unvermögen Schweden anzugreifen, war sicherer als der Stillstand selbst, denn die Polen hatten ihn nie redlich gehalten, und die vielen Gerüchte von Feindseligkeiten von Seiten Polens gegen Schweden, nöthigten letzteres sich dagegen immer in Bereitschaft zu halten. Es kam zwar ein Brief vom Könige von Polen an Gustav Adolph an, der aber, weil ihm nicht der Königl. Titel gegeben war, unerbrochen vom Senat zurückgesandt ward. König Sigismund rüstete sich nicht nur, sondern suchte auch die Hansestädte zu bewegen, allen Handel mit Schweden abzubrechen, und ihm, gegen Einräumung grofser Handelsvortheile, mit Volk und Geld beyzustehen. Danzig sollte alle dort befindliche Schweden mit ihren Waaren anhalten. Auch suchte er den Herzog Johann von Ostgothland durch Abgeschickte auf seine Seite zu bringen, und liefs durch seine Schmeifsfliegen, (wie sich G. A. ausdrückte,) allenthalben ausstreuen, dafs ihm der gröfste Theil der Einwohner in Schweden zugethan sey. Er wollte auch den Stillstand nicht erneuern, aufser blofs für Livland, und protestirte bey dem Zar gegen die von Rufsland an Schweden abgetretenen Provinzen. Des Herzog Wilhelms von Curland Feldherr, Farensbach, liefs sich mit G. A. in Unterhandlungen gegen Polen ein, und der Krieg brach wieder los; Pernau ward

ward auch erobert, allein Farensbach ging wieder zum Feinde über. Es kam zwar 1618 ein neuer Stillstand auf zwey Jahr zu Stande; allein man konnte sich so wenig auf die Polen verlassen, dass Schweden so wie im offenbaren Kriege immer in Bereitschaft seyn musste. Da auch alle für Polen noch so vortheilhafte Bedingungen zum Frieden nicht angenommen wurden; und selbst die englische und brandenburgische Vermittelung vergeblich war; so ging der Krieg 1621 wieder an, und der König eroberte Riga, und darauf Liefland und Curland.

Der deutsche Krieg, und K. Jacobs von England Versuche, Dänemark zu bewegen, sich der Protestanten anzunehmen, gaben 1619 zu Unterhandlungen zwischen Schweden und Dänemark, und zu einer persönlichen Zusammenkunft der Könige beider Reiche zu Halmstad Anlass. Dänemark gab auch nun Elfsborg wieder heraus, da in dem letzten Termin die volle Auslösungssumme von schwedischer Seite bezahlt ward. Das Geld dazu zusammen zu bringen, kostete ausserordentliche Mühe. Schweden musste nicht allein durch schwere Auflagen es zusammenschaffen, sondern noch von den Ausländern dazu aufleihen, daher sie den Dänen es lange nicht vergessen konnten, was ihnen Elfsborg gekostet hatte. Ein Glück für Schweden und K. Gustav Adolph war es, dass während dieser Periode 1618, Herzog Johann, ein schwächlicher etwas bigotter sonst tapferer Prinz, in der Blüthe seiner Jahre mit Tode abging, und seine kränkliche Gemahlin, die oft ganz von Sinnen war, ihm ein halb Jahr darauf folgte, und dass 1622 auch des Königs Bruder, Herzog Carl Philipp, in seinem 21sten Jahr zu Narva starb. Auch die verwittwete Königin, Catharina Stenboon, starb in diesem Jahr in einem hohen Alter. Durch diese Todesfälle fielen der Krone, die es bey den grossen Schulden, worin sie steckte, wohl bedurfte, nicht nur grosse Landschaften und Güter wieder zu, sondern der viele Streit, den die erblichen Herzogthümer so oft im königlichen Hause verursacht hatten, hörte damit völlig auf. Zwar war solcher unter Gustav Adolph noch nicht, so wie vorher, ausgebrochen; allein das Feuer lag doch immer unter der Asche verborgen, da man sich ohnehin schon stritt, ob der Adel in diesen Herzogthümern seinen Kriegsdienst unter dem Könige oder unter den Herzogen thun sollte, und G. A. Regierung würde sonst schwerlich im Reiche so ruhig abgelaufen seyn. — Die Reichstage, welche der König innerhalb dieser sechs Jahre 1616, 1617, 1620 und 1621 hielt, sind Beweise von seiner Neigung, alles mit den Ständen des Reichs gemeinschaftlich zu überlegen, und solche von seinem Eifer für die Ehre und das Beste seiner Nation, und seiner Begierde, allem Missvergnügen zuvorzukommen, zu überzeugen, wodurch er sich dann auch immer mehr und mehr allgemeines Zutrauen erwarb, das ihm hernach nicht wenig zu statten kam. Es waren so viele Unordnungen und Gewaltthätigkeiten eingerissen, dass der König ihnen kaum mit aller Mühe, die er sich gab, steuern konnte. Das Reich war in Bedrückung, und in Schulden, und doch muss man sich wundern, mit welcher Bereitwilligkeit die Stände alles übernahmen, was der König oft mit schwerem Herzen von ihnen zu fodern sich genöthiget sah. Zu der Krönung des Königs, die 1617 zu Upsala geschah, musste man aus Privathäusern Tischzeug und Küchengeräthe leihen, und von Finnland wurden dazu hölzerne Kannen, Schaalen und Löffel verschrieben. Die Krönungssteuer betrug 88000 Rthlr. Silbermünze. Der Statthalter in Åbo musste dazu 200 Tonnen stark Bier von 300 Tonnen Malz brauen lassen, und bekam dabey die Anweisung, nicht zu viel Malz, aber desto mehr Hopfen, dazu zu nehmen, damit es schwer im Magen liege und widerstehend wäre. Auch wurden aus Lappland 240 Rennthiere zum Schlachten verschrieben. — Uebrigens machte K. Gust. Adolph allenthalben vortreffliche Veranstaltungen in seinem Reiche. Er suchte den Missbräuchen abzuhelfen, die bisher bey der Einnahme der Königl. Gefälle eingeschlichen waren. Er machte gute Verordnungen, um den Städten aufzuhelfen und den schwedischen Handel zu erweitern und Manufacturen und Fabriken anzulegen. Es ward eine eigene Handelscompagnie errichtet, woran bloss Schweden Theil haben sollten. Er liess die Städte Söderhamn, Sundsvall, Umeå, Piteå, Luleå, Torneå, Alt- und Neu-Carleby anlegen. Da alle Verbote gegen den Landhandel nicht halfen; so suchte er ihn dadurch in Verfall zu bringen, dass er die Grenzen zwischen Stadthandthierung und Nahrung des Landmanns zu bestimmen suchte, und verordnete darüber gewisse Aufseher, Landprofose genannt u. s. w. Mit gleichem Eifer nahm er sich der Religion und der Studien an. Er beklagte sich, dass es so wenig geschickte Leute im Lande gäbe. Da die Lehrer auf Akademieen lauter Priester wären; so möchte der Unterricht in der Religion zwar einigermasen angehen, da sie aber selbst nicht verständen, was zur Regierung und bürgerlichem Leben gehörte; so könnten sie das auch andern nicht lehren. Von Johann Messenius, Prof. zu Upsala und hernach Mitglied des Hofgerichts, einem eiteln und heftigen Mann, der eines heimlichen Briefwechsels mit den Katholiken und Jesuiten in Polen beschuldiget ward, und daher ins Gefängniss kam, worin er auch starb, findet man S. 534. so wie von Laurentius Nicolai, auch Kloster Casse genannt, der die evangelische Lehre verlassen hatte, und unter K. Johann an Wiedereinführung der katholischen Religion in Schweden arbeitete, S. 977. Nachricht. An des ersten Unglück soll Axel Oxenstjerna viel Schuld gewesen seyn, dem als er einmal zu Messenius sagte: ich glaube, Messenius, ihr wollt zu zeitig Reichskanzler in Schweden werden, Messenius antwortete: und ich glaube, der Reichskanzler will zu frühzeitig König in Schweden werden. Unter den 4 Beylagen ist die Nachricht von Pleskows Belagerung mit den dazu gehörigen Kupfern die wichtigste.

ZÜLLICHAU u. FREYSTADT, in der Frommannischen Buchh.: *Geschichte der Mark Brandenburg* für Freunde historischer Kunde, von *Gottfried Traugott Gallus*, Conrector an der Stadtschule zu Krossen.

 Zweyte

Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Erster Band. *Aelteste Geschichte bis zu Ende der Luxemburgischen Herrschaft.* 1792. 1 Alph. 2 Bog. (20 gr.)

Die A. L. Z. kann sich mit gutem Grunde das Verdienst zuschreiben, den Vf. dieses Werks, das in der ersten Auflage *Handbuch der Brandenburgischen Geschichte* betitelt war, zuerst dem Publicum als einen guten historischen Kopf bekannt gemacht, den Vertrieb seiner Arbeit befördert und so diese zweyte Auflage veranlasst zu haben (vergl. A. L. Z. 1788. B. 2. S. 412 u. ff.). Es kam hernach die von dem nun verstorbenen Justizrath *Gercken* herrührende Recension in der allgem. deutsch. Bibl. (B. 82. S. 221 u. ff.) dazu, die zugleich verschiedene kritische Bemerkungen enthält. Diese hauptsächlich hat Hr. G. bey der zweyten Ausgabe seines Buches benutzt; wie wir aus einer genauen Vergleichung der beiden Ausgaben und dieser Gerckenschen Recension erkannt haben. S. 5. fangen die Veränderungen der neuen Ausgabe an; wo nemlich der Vf. das verbessert, was er in der 1sten Ausgabe S. 5. von den Sennonen und Longobarden nicht richtig genug gesagt hatte. S. 19. finden wir die zweyte Verbesserung, wo von der Eintheilung der alten Deutschen in Freye und Knechte die Rede ist. S. 39. ist eine Abänderung in Ansehung der Longobarden getroffen, auf Gerckens Fingerzeig. Auch nach dessen Erinnern ist S. 55—65. eine wichtige Abänderung und starker Zusatz bey der Materie von der Religion der Wenden, aus des Hn. Oberhofpredigers *Masch* Buch über die gottesdienstlichen Alterthümer der Obotriten, angebracht. Dass Albrecht der Bär dem ganzen Wilzischen Wenden-Staat ein Ende gemacht habe, ist S. 69. aus der ersten Ausgabe S. 70. Gerckens Erinnerung dagegen ungeachtet, beybehalten worden. Hingegen finden wir S. 72. desselben Bemerkung wegen *Hochbuchi* benutzt, dass es nemlich nicht, wie man ehehin glaubte, Homburg bedeutet, sondern ein altes Schloss an der Elbe im Lauenburgischen. So finden wir auch Gerckens Winke in Ansehung des ersten sichern Markgrafen, oder vielmehr Legaten, der Nordmark, Bernhard, und der beiden unhistorischen Grafen der Nordmark, Siegfried und Thankmar, benutzt. Ueberhaupt alles, was in jener für den Vf. und sein Buch so lehrreichen Kritik bemerkt worden ist. Ausserdem finden wir wenig verändert; ausgenommen S. 153 u. f. wo ein Zusatz von der Gründung verschiedener Oerter in der Mark Brandenburg durch Albrecht den Bären vorkommt, den Hr. G. aus Hn. *Nicolai's* Beschreibung von Berlin entlehnt hat. Alsdann (S. 178 u. ff.) einen Zusatz von den beiden Brüdern, den Markgrafen Johann und Otto. Auf Gerckens Erinnern ist Hr. G. S. 221 u. ff. bey der Geschichte des Markgrafen Waldemar von *Pauli*, dem er überhaupt, und besonders hierin, zu ungeprüft folgte, abgewichen. Auch S. 226. findet sich ein der 1sten Ausgabe fehlender Zusatz. So ist auch S. 227 u. ff. manches glücklich abgeändert; auch auf Gerckens Ermahnung. Ihr vermuthlich haben wir auch den Anhang von der innern Verfassung und Regierung der Mark, während der askanischen Herrschaft, zu danken. — S. 261. beginnt der 2te Abschnitt von 1324—1373, den wir aber nicht mit der ersten Ausgabe vergleichen können, weil wir den zweyten Band derselben, worin jener Abschnitt anfängt, nicht bey der Hand haben. — Die lange Anmerkung S. 288 u. f. von dem Königstuhl bey Rense gehört in keine Geschichte der Mark Brandenburg. — Die von uns gerühmte Schreibart der ersten Ausgabe ist fast ganz unverändert beybehalten worden; nur hätte S. 69. folgende Nachlässigkeit nicht in die zweyte herüberwandern sollen: „Karl richtete sein „Augenmerk auf die Sachsen, *einem Volke*" statt *ein Volk*.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERÄRGESCHICHTE. *Berlin*, b. Mylius: *Oratio funebris de Büschingio recitata in auditorio majori Gymnasii Berolino-Coloniensis à Georgio Ludovico Spalding*, Gymnasii Professore. 1794. 24 S. 8. — Der Vf. dieser Trauerrede, einer von Büschings würdigsten Schülern, entwirft hier in einem flüchtigen Gemälde den Charakter seines Lehrers, und stellt ihn seinen Zeitgenossen und Schülern als ein Muster der Nachahmung auf. Von ihm galt, was ein alter Tragiker von dem Amphiaraus sagte und das Parterr von Athen auf den Aristides anwendete, dass er lieber rechtschaffen seyn als scheinen wollte. Aufrichtigkeit, Unbefangenheit und eine erhabne Einfalt waren die Grundzüge seines Charakters. Sich selbst und andere stellte er aufrichtig und ohne Vorurtheil dar. Unablässig strebte er nach der Wahrheit, die er für das höchste Gute erkannte; und nie waren ihm seine eignen Meynungen zu theuer, um sie nicht immer von neuem zu prüfen und der bessern Einsicht aufzuopfern. Von diesem Geiste beseelt, reformirte er das Studium der Geographie, und trug nicht wenig zur Reinigung der protestantischen Dogmatik bey. Dabey verfuhr er eben so sehr ohne Furcht, als ohne Anmassung. Denn er war von Herzen fromm; aber den Vorurtheilen in der Religion nicht minder gram, als in jeder andern Wissenschaft. Dieses sind die vornehmsten Punkte, welche der Redner, vielleicht etwas zu kurz und trocken, aber in einer ächt lateinischen Sprache, durchgeht. Der Rede ist eine Elegie angehängt, welche in der schon hinlänglich bekannten Manier des Vf. geschrieben ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. May 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

SALZBURG, in d. Mayrschen Buchh.: *Nachrichten über Polen.* Erster Theil. XXIV u. 303 S. Zweyter Theil. 188 S. nebst einem Bogen unpaginirter Tabellen. 1793. 8.

Es ist interessant, die vornehmsten Züge zu dem Gemälde eines grosen Volkes und seiner Staatsverfassung fast in dem Moment noch aufgesammelt zu sehen, wo die gänzliche Auflösung von beiden in voller Ankunft war; um so interessanter, wenn der Mann, der eine solche Schilderung aufstellt, mit hellem Blick und richtigem Gefühl beobachtet hat. — Dem ungenannten Vf. dieser schätzbaren Nachrichten fehlt es nicht an den zu einem solchen Unternehmen erfoderlichen Eigenschaften. Er hat vieles selbst gesehen, einzelne Gegenden mehreremale und zu verschiedenen Zeiten, und noch 1791, *zum Behuf seines Werks*, wie er sagt, aufs neue bereist. Wo ihm Autopsie ganz oder zum Theil abging, folgt er immer authentischen Gewährsmännern. Rec., der einen grosen Theil des beschriebenen Landes durch eigne Ansicht, durch Bekanntschaft mit Originalschriften und ungedruckten Urkunden, und durch Umgang mit sachkundigen Inländern ziemlich genau kennt, trägt kein Bedenken, die Zuverlässigkeit des Ganzen, wenige Ausnahmen abgerechnet, zu verbürgen. Nichts desto weniger unterschreiben wir doch das bescheidene Geständniss, welches der Vf. am Schlusse der Vorrede ablegt, dass diese Nachrichten, so umständlich sie sind, die Leser nicht ganz in Stand setzen dürften, sich alle diejenigen Fragen über diese merkwürdige Republik zu beantworten, die sie vielleicht dem Urheber einer solchen Schrift zugedacht haben möchten. Nun zu dem Inhalte des Werks selbst!

Der vorberichtende Aufsatz *„eine Uebersicht der politischen Schicksale Polens,“* der blos für den weniger bewanderten Leser bestimmt ist, und deshalb nur auf einigen Bogen die allgemeinsten Angaben aus der polnischen Geschichte berührt, erläutert die gegenwärtige Verfassung und Lage der Republik aus den ältern Schicksalen des Staats, im Ganzen einleuchtend und kurz, obgleich hie und da noch manches minder erhebliche Detail, manche pathetische Auswüchse füglich hätten entbehrt werden können. Am ausführlichsten breitet sich der Vf. von S. 21 — 56. über die durch die Revolution vom 3ten May 1791 veranlassten Veränderungen aus. Neues, oder dem Vf. Eigenes, haben wir indess in dieser Auseinandersetzung nicht wahrgenommen; man müsste denn die S. 34 ff. über die Vergleichung der polnischen und französischen Statsrevolution angestellten Betrachtungen, oder die S. 38 ff. geäusserten Bedenklichkeiten über die bekannte Erklärung der sächsischen Kurprinzessin zur Infantin und Kronerbin Polens dahin rechnen. Was übrigens über die Organisation und Annahme der Constitution selbst beygebracht worden, das ist aus des Hn. *v. Glave* nun genugsam bekannter Broschüre gezogen, dem S. 41. noch ein Auszug der neuen Städteverfassung, gleichfalls aus bekannten Quellen, beygegeben ist. (Die Urkunde der neuen Städteverfassung, auf die doch genauer hätte verwiesen seyn sollen, ist im Original unter dem Titel: *Prawo pod tytułem: Miasta nasze królewskie wolne w Państwach Rzeczypospolitey uchwalone* etc. bekannt, 1791 d. 18 April. Warschau, b. Gröll. 23 S. 8. gedruckt, und eben daselbst unter der Aufschrift: *Gesetz unter dem Titel: Unsre königliche Städte für frey in den Staaten der Republik erklärt* etc. ins Deutsche übersetzt erschienen.) Die staatswirthschaftlichen Angaben über Einnahme und Ausgabe sind nach dem durch den Landboten Moszynski detaillirten Etat, doch gleichfalls zunächst aus dem politischen Journal, angegeben, so dass auch dieser Theil der Uebersicht hier keines umständlichern Auszugs bedarf. Befremdet hat es uns dennoch einigermassen, dass der Vf. für diesen Abschnitt nirgends, wie es scheint, Gebrauch von der Schrift des Kastellans von Słonsk, Kajetan Sierakowski, gemacht, der ungefähr in gleicher Absicht, den ganzen Zeitraum der polnischen Geschichte durchlaufen ist, und diese Selectcapitel in Beziehung auf die Constitution vom 3. May und die veränderte Staatsverfassung mit historisch-publicistischen Anmerkungen begleitet hat, die bey dem Entwurf der hier mitgetheilten Uebersicht auf einige belehrende Ideen würden geführt haben. Der Vf. urtheilt S. 45.: „dass seit der neuen Constitution binnen ein paar Monaten zum Besten,“ (wenigstens zu dem intendirten Besten,) „des Landes mehr geschehen sey, als vorher oft in einem halben oder ganzen Jahrhundert.“ Man kann ihm dieses zugeben, und immer dabey der Meynung bleiben, dass einige Schritte zu geschwinde, andere zu langsam oder zur unrechten Zeit geschahen; einige der Heiligkeit der Revolution gewidmete Opfer wenigstens hätten, *selbst dem Nationalkatechismus zufolge*, entweder *früher*, oder *nie* gebracht werden sollen; in Ansehung anderer Vorfälle dachte gewiss selbst der Biedermann, der einen gesunkenen Staat lieber emporgehoben und blühender gemacht, als vernichtet sieht, an das: *Quod cito fit, cito perit.*

Mehr in seinem Fache scheint der Vf. zu seyn, wenn er als Sittenmahler und Schilderer Polens auftritt. Er hat

hat es hier hauptfächlich mit der Lebensart und den Sitten des Adels, des Klerus und des Bauernstandes zu thun, da der polnische Bürger, namentlich der in kleinern Städten, sich zu einer von beiden gedachten weltlichen Hauptgruppen hinneigt; der grofsstädtische Bürger hingegen fast bis zur Unkenntlichkeit germanisirt, oder sonst dem Ausländer ähnlich gemacht ist.

S. 60. *Der mittlere Adel*, der von Güterpachtungen und kleinen Besitzungen lebt, und gerade noch so viel erwirbt, um seinen Stand zu behaupten, ist eigentlich der, bey dem man lernen kann, was *polnische Sitten* sind. Da auch dieser *auf Reisen* und ausserhalb seines Hauses, oder wenn man ihn *in seiner Heimath* antrifft, in ganz verschiedener Gestalt erscheint: so benützt der Vf. die Verschiedenheit dieser Auftritte recht artig, um dadurch das Frappante und die Sonderbarkeit jener Erscheinungen zu verstärken. Er führt demnach seinen Leser gleichsam in den Zirkel dieser häuslichen Auftritte, Familienscenen, Lust- und Geschäftsreisen mit sich herum; macht ihn auf alle Eigenheiten von jeder erneuerten Situation, auf den höchst auffallenden Contrast von Pracht, Frugalität und Armuth, auf jedes nationelle Gepräge in Decorationen und Geräthe, auf jede Abweichung nach Alter, Stand und Jahreszeit aufmerksam. Die „*sächsisch kleinen Schüsseln*" S. 65., bey denen mancher Mitspeisende zu kurz zu kommen fürchten möchte, dürfte man indessen doch gewiss mehr in halbgermanisirten Häusern in Grospolen angetroffen haben, wie Rec. bekräftigen kann, und nöthigen Falls, wenn es hierüber ernsthafter Beweise bedürfte, sich auf den Artikel „*Częstować*" in dem politischen Wörterbuche des *Jezierski* berufen würde; aber mit dem *deutschen Kaffe*" S. 68. geben wir dem Vf. vollkommen Recht. Das schwelgende Zutrinken ist, im Ganzen genommen, noch immer Nationalleidenschaft; zehen, zwölf und mehr Quart Wein nehmen viele in einem Nachmittage auf sich. Besonders tyrannisirt Lyäus die Priester der Themis, alle Processe werden mit Bouteillen angefangen, und mit Bouteillen geendet. Wer sich einen Patron (Advocaten) sucht, wer bey der Palästra (Kanzley) etwas zu verrichten hat, fängt das Geschäft mit Ungarwein an; (der beste und theureste Ungarwein trägt um deswillen den Namen *Patronenwein*). In die Gerichte werden dadurch die wildesten Unordnungen gebracht, und die Nachsicht gegen dieses Laster hat es unter allen Ständen verbreitet. So viel ist gewiss — und Rec. wüsste unzählige Belege dazu — dass der gröste Theil der Geschäfte in Polen, *noch in unsern Tagen*, in einem taumelnden Rausche abgethan wird. Die, der polnischen Nation eigene, bis ins Alter bleibende, Gewandtheit, und feine Gelenksamkeit, und die ganz unnachahmliche Grazie und mit Würde bekleidete Eleganz, die S. 80. selbst an bejahrten Greisen gerühmt wird, ist, wenigstens nach Rec. Erfahrung, nicht selten: so wie ihm ebenfalls die entsprechendsten Originale zu dem S. 81 u. 82. aufgestellten Portrait vorgekommen sind: „Die Frömmigkeit unsers Alten," so lautet die contrastirende Schilderung, „ist so gros, dass er es sich nicht vergeben würde, irgend eine Messe zu verabsäumen; er soll einer der ersten Wohlthäter bey mehrern Kirchbauen gewesen „seyn; stundenlang sehr oft im Gebet auf seinem Angesichte liegen; täglich mehr denn einen Rosenkranz „hersagen; noch nie an einem Fasttage sein Mahl anders, als mit Oel bereitet, verzehrt haben: demungeachtet hat ihm seine Grausamkeit gegen die Unterthanen, seine Härte gegen seine Bediente, seine Eigennützigkeit als Grodrichter, bereits den Unwillen „aller seiner Bekannten zugezogen, die sich doch eben „nicht durch die entgegengesetzten Tugenden empfehlen," so tief und so stark ist das *opus operatum* der, die Welt beherrschenden Möncherey in aller Gestalt, in den Nationalcharakter des zahlreichsten Standes eines ganzen Volkes eingedrungen. Ob wir nun gleich nicht läugnen können, dass in der S. 83 ff. angestellten Schilderung der nachtheiligen Seiten der polnischen Andacht oder Andächteley im Ganzen vielleicht nur wenig übertrieben sey, ja selbst noch andere Beyspiele anzuführen im Stande wären, wie sehr sich dort *Unsittlichkeit* mit *marianischer Andacht* verträgt: so verdenken wir es doch dem Vf., das *Gute* vergessen zu haben, was jeder wahrhaft religiöse Tugendfreund bey den öffentlichen Uebungen des polnischen Cultus nicht unbeachtet lassen kann. Wenn nemlich der deutsche Assembleenstolz unsre Kirchen, Kapellen, Emporkirchen und Altäre beynahe zu so vielen Logen, Parterren und Gallerien gemacht, wo, mitten unter den Regungen der gefühlvollesten Andacht, den stillen bescheidenen Beter die wankenden Strausfedern und tausend andre *ungottesdienstliche* männliche und weibliche Schnörkelwerke, bey jedem Aufstehen und Niedersetzen, in seinen Empfindungen zu stören drohen: so fand dagegen Rec. in den katholischen Tempeln der Polen, auch in den befürchteten Regionen des Luxus die liebenswürdigste Einfalt, den bescheidensten Anstand, den einfachsten, demüthigsten Anzug, selbst die jugendlichen Beter und Beterinnen in simpeln Gewanden und Trachten von den anspruchlosesten Farben, (wo bey unsern strotzenden Versammlungen alle ersinnliche Fabrik- und Geschmacksproducte, wie in einem *Cahier de luxe*, zu studieren sind,) ja wohl auch ganze Reihen weiblicher Beter noch in Flor verhüllt, und Stellung, Attitüde und Kniebeugung gewiss mehr zur innern Geistes- und Herzensandacht ermunternd und anfeuernd, als unsere rauschenden Kleiderstoffe. Beynahe fürchten wir also, der Vf. habe *diessmal* seine Originale mehr beym Pharaotische (S. 84.), als *da* studirt und aufgesucht, *wo* Rec. die Seinigen. Wahr und lesenswerth scheint uns dagegen, was S. 91. über den Mangel an Gerechtigkeitsliebe und öffentlicher Treue, S. 92. über die verminderte jungfräuliche Sittsamkeit und eheliche Tugend, S. 95 ff. über das Sittenverderbniss und die öffentlichen Ausschweifungen in der Hauptstadt, nach Lafontaine, S. 100 ff. über die Menge und Leichtigkeit der Ehescheidungen, über die zahlreichen ungleichen Heirathen, und über den zu freyen Ton verheiratheter Frauen beygebracht ist. Wie fein übrigens dieser Schriftsteller die conventionellesten und alltäglichsten Dinge, die hunderte übersehen, oder höchstens nur angaffen,

gaffen, aufzufaffen, und die Züge feiner Charakterfchilderung daraus herzuleiten, oder damit zufammenzufchmelzen weifs, davon ift uns dasjenige ein Beleg, was er S. 103 ff. über die den Polen gewöhnliche Art der Verbeugungen fagt. Auch über die, in Anfehung diefer Ceremonie bey dem Polen im Auslande bemerkte Modification, müffen wir dem Vf. Recht geben. Was er S. 105. hierüber bey den Damen erinnert, fcheint uns mehr auf individuellem Gefühl, oder wenigftens einzelnen Beyfpielen zu beruhen. Zu den Fehlern der Polen rechnet der Vf. auch die ausfchweifende Titelfucht. Die *Excellenz* darf aber bey den *soi disant* polnifchen Grafen um fo weniger auffallen, da dort felbft Canonicis und andern Perfonen, die unter den Deutfchen *Gradnirt* heifsen wollen, der Titel Excellenz von ihren Untergebenen ertheilt wird. Die Urfachen, warum der Pole in Ganzem auf feinen Landgütern fo fchlecht wohnt, greifen in das Innerfte der Verfaffung des polnifchen Adels, diefs ift S. 111. ff. gut erörtert: nur in Anfehung der Güterverwaltung hätte deutlicher beftimmt werden follen, wie *Arenda*, *Zaftawa* und *Dzierzawa* verfchieden fey. Was der Vf. S. 113. tadelt, ist wohl mehr *Zaftawa*, als *Arenda*, welche letztere fich mehr dem Deutfchen *in Pacht austhun*, *gegen einen Pachtzins auf Contract* austhun nähert; dahingegen die *Zaftawa* mehr eine Art von Sequefternutzung ift. Auch in landwirthfchaftlicher Rückficht ift diefer *Modus poffidendi* mit den nachtheiligften Folgen verbunden. Alte Stammhäufer guter Familien find dagegen zum Theil mit fchönen maffiven Gebäuden verfehen. Die Refidenzen der grofsen Polen gehören daher zu den fchönften Landfitzen in der Welt. Das merkwürdigfte in diefer Hinficht ift das, der Sulkowskifchen Familie gehörige *Reifen*, welchen prachtvollen Landfitze, zu deffen Ausführung kaum der Reichthum manches regierenden deutfchen Fürften hingereicht hätte, S. 116. und ff. eine ausführlichere Befchreibung gewidmet ift. Eines Urtheils über die mehr befürchtete, als erlittene Etiquette diefes Hofes, fcheint unfer Vf. fich itzt faft zu fchämen: „So urtheilte ich," heifst es, „zu „einer Zeit, wo die vollendete, aufgeklärte Ausbil„dung der polnifchen Grofsen, die *fo allgemein die* „*deutfchen Anhänger alter Etiquetten* be„fchämen, fich mir noch nicht von ihrer trefflichften „Seite gezeigt hatte!" Rec. unterfchreibt diefen Widerruf um fo lieber, jemehr Beyfpiele diefes zuvorkommenden, einnehmenden und zwanglofen Umgangs mit aufgeklärten Polen von Stande ihm felbft bekannt find. Das Unvollendete, das fich in Polen, bey den glänzendften Denkmälern erweift, führt den Vf. S. 122. auf die erneuerte Behauptung, dafs der Contraft das unterfcheidende Zeichen der polnifchen Nation fey. Gegen die Bemerkung, dafs der Contraft fich nicht zu einem nationalen Charakterzuge eigne, erinnert er, dafs hierunter nicht eben ein fpecififcher Charakterzug, fondern nur ein Merkmal, wodurch fich diefe Nation vor jeden andern auszeichnet, zu verftehen fey. (Um zu verftehen, wie fehr fich wenigftens in Polen der Contraft zu einem folchen Merkmal eigne, mufs man *gefehen*, und zwar viel und an vielerley Orten gefehen haben.)

Zu den beffern Eigenfchaften, die den Polnifchen Adel von der guten Seite kenntlich machen, rechnet der Vf. *Gaftfreundfchaft*, *perfönliche Bravour*, *Vaterlandsliebe*, *liebreiches Betragen der Männer gegen ihre Frauen*. Wir können ihm hier nicht ins Einzelne folgen. Eine richtig gedachte und fchön gefchriebene Stelle ift gewifs die S. 126. ff. die Klagen über verminderte Vaterlandsliebe betreffend. „Alle jene Auf„opferungen," heifst es unter andern S. 128., „die der „letzte Reichstag zu Stande gebracht, find mir eben fo „wohl ein Beweifs des Scharfblicks des gröfsern Theils „des Polnifchen Adels, als eine Beurkundung von dem „Patriotismus deffelben. Es fand hier eine Alternative „Statt, entweder mufs die Republik ihre Subftantia„lität aufs Spiel fetzen, oder fie mufs fich zu folchen „Aufopferungen verftehen etc. Beides wurde als ein „Uebel angefehen; die Klugheit rieth, das kleinere zu „wahlen. So entftand die neue Conftitution, und fie „eben beweifst es auf das Einleuchtendfte, dafs man „an der alten Verfaffung mit dem entfchiedenften Pa„triotismus fefthieng." u. f. w. Die letzten und verzweifeltften Verfuche diefes Adels machen es wohl zweifelsfrey, dafs es mit diefem Patriotismus keine andre Bewandnifs gehabt, und weifen diefen Patrioten, alles Mislingens ungeachtet, eben die Stelle in der Gefchichte, wie vormals das gewagte Unternehmen dem Haufe Braganza an. Die Zärtlichkeit des polnifchen Edelmannes, vor dem in feinem Dorfe alles zittert, gegen feine fchwächere Gattin S. 129. will Rec. zwar weiter nicht verdächtig machen, aber nur zu oft fchien ihm diefer Gatte nicht der gefällige, liebevolle Gemahl, fondern der eigennützige, felbftfüchtige, fchwache und weibifche Weichling, den man, in Ermangelung wirklicher Originale, zur Noth aus dem Charakter des Gaduluski im Landboten ftudiren kann. In Hinficht auf natürliche Gaben kann man den Polen auf keine Art dem Deutfchen nachfetzen; man findet aufserordentliche Genies. Ihr Scharfblick ift, fo wie alle ihre Handlungen, fchnell, und wenn fie das nicht leiften, was andere Nationen bereits geleiftet haben, fo dürfen fie fich gewifs nicht mit der ftiefmütterlichen Hand der Natur entfchuldigen. Die Vorliebe für das Studium der guten Mufter der Beredfamkeit nährte fchon die zeitherige Verfaffung. Selbft der König gehört zu den erften Rednern Europens; die Fürften Czartoryiski und Sapieha ftehen ihm, als folche, zur Seite; (den letzten Reichstag haben noch mehrere vortreffliche Genies, auch in diefer Betrachtung, merkwürdig gemacht, obgleich die wenigften zu allgemeiner Kenntnifs gelangt find). Das allgemeine Intereffe, das man in Polen an politifchen und ftatiftifchen Grundfätzen in den neueften Zeiten genommen, ift S. 132. ff. mit Wahrheit gefchildert, und felbft der Ertrag der neueften polnifchen Literatur fpricht für die allgemeine Verbreitung diefes Intereffe unwiderleglich. „Wer an den Landesgefetzen felbft Theil nehmen darf," fagt der Vf., „dem liegt Politik und Kenntnifs ächter „Grundfätze freylich näher am Herzen, als dem monar-

„chischen Unterthan Galliens, der, *vorher*, in der Hand „des Ministers, so wohl *in corpore* als *in individuo* ei-„nem leblosen Pilaster am *Palais royal* glich.“ — Nun folgt S. 141. ff. noch eine Skizze von den Vergnügungen des polnischen Adels, worauf S. 145. der Uebergang zu der Schilderung des Klerus und des Schulwesens in Polen geschieht. Mehreres, was der Vf. hier anführt, ist aus den: „*Freymüthigen Unterhaltungen* bekannt. S. 163. hebt die Beschreibung des Bauerstandes an. Unbedingten Gehorsam, Geschlechtsenthaltsamkeit, Seltenheit der Diebstähle, fleissige Besuchung des Gottesdienstes rechnet der Vf. zu den guten Eigenschaften des polnischen Landmannes; die entgegengesetzten sind, Faulheit, Trunk, Härte gegen die Seinigen, und unbändiger Zorn gegen einen Beleidiger seines Standes. Noch mehr ausserhalb unserm Gesichtskreis liegen die Betrachtungen, wozu den Vf. der Gedanke von Befreyung und Excolirung des polnischen Bauers in religiöser und politischer Hinsicht veranlasst, S. 169—177. Die Schilderung des polnischen Bürgers beschliesst S. 181. u. ff. das Sittengemählde Polens. Die traurige Lage der erbstädtischen Bürger, die zahlreicher als die königlichen sind, ist ebenfalls nach den *freymüthigen Unterhaltungen* beschrieben, doch auch manches eigene hinzugefügt. Die Polizeyanstalten sind die elendesten von der Welt. Die wohlthätigen Privilegien, welche die ältern Besitzer den Städten ertheilt und die Könige bestätigt haben, werden nicht respectirt, und die jedesmalige Bestätigung derselben bey veränderter Herrschaft wird eine Quelle willkührlicher Erpressungen für den neuen Erbherrn. Alles, was der Vf. S. 188. u. ff. von der Nothwendigkeit dem Bürgerstande in Polen aufzuhelfen so wahr und theilnehmend erinnert, hat auch jetzt seine Beziehung noch nicht verloren, so sehr die neueste gewaltsame Katastrophe den ganzen Auftritt verändert hat. Zum Beschlusse sagt der Vf. noch etwas über den Zustand der polnischen Juden, deren Anzahl er nahe an eine Million berechnet und mit deren Umschaffung sich nun die neuen Gesetzgeber zu beschäftigen vollen Spielraum haben.

(*Der Beschluss folgt.*)

Altenburg, b. Richter: *Sammlung kleiner akademischer Schriften über Gegenstände der gerichtlichen Arzneygelahrheit und medicinischen Rechtsgelehrsamkeit.* Aus verschiedenen Sprachen übersetzt und herausgegeben von D. *Friedrich August Waitz*, des Churfürstl. Sächsi. Amtes Eckartsberg und der Stadt Freyburg an der Unstrut Physikus. *Erster Band. Drittes Stück.* 1794. 157 S. 8.

Es sind juristische und medicinische Disputationen aus den auf dem Titel angezeigten Fächern, die Hr. W. hier in extenso übersetzt liefert. Wenn ja eine solche Sammlung nothwendig und räthlich gewesen wäre, woran doch bey der schon angelegten Sammlung des Hn. D. Schlegel zu zweifeln seyn möchte; so hätten die Disputationen im Auszug, und lateinisch geliefert werden sollen. Ersteres würde Raum für mehrere Schriften gewährt haben, woran dem Käufer bey der Menge von Büchern, die man jede Messe zu kaufen hat, viel liegen muss; und letzteres würde den Fall wenigstens seltener möglich gemacht haben, das lesen zu müssen, was die Vf. nicht sagen wollten. Dieses Stück enthält folgende Schriften: I. *G. G. W. Pez von Lichtenhof* Abhandlung von dem indirecte erwiesenen vorsätzlichen Kindermord, eine Altdorfische Probeschrift, die nicht 1792., wie Hr. W. sagt, sonder 1782. herauskam. II. *J. E. Gagel* Abh. dass der Selbstmord nicht allemal vor dem medicinischen Richterstuhl verschuldet sey. Jena, 1792. III. *F. A. Streibhardt* von den vor Gericht fast zweifelhaften Merkmälen des Selbstmords. Jena, 1793. IV. *J. L. F. Püttmann* Abh. dass der Unterschied zwischen dem directen und indirecten Vorsatz zu tödten aus der peinlichen Rechtsgelehrsamkeit weg zu lassen sey. Leipz. 1789.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Frankfurt a. M.*, in der Gebhard - u. Körberischen Buchhandl.: *Practische Anweisung für den Landwirth* vornehmlich in der Wetterau, wie derselbe sein Land nach der gemeinen Bauart zweckmässig bearbeiten, düngen und bestellen soll. Herausgegeben *von K. Geyer.* mit 1 Kupfer. 1794. 98 S. X S. Vorr. 8. Eine klassische Schrift, alles umfassend, was jedem Landwirth zu zweckmässiger Behandlung der Getreidefelder zu rathen ist. Die Einschränkung auf dem Titel, *vornemlich in der Wetterau* darf keinen Ausländer abhalten, sie zu brauchen, da die dasige Ackerbehandlung wenig eignes hat, sonst aber hier auch die fast für alle Gegenden die zur Kornbereitung anwendbare Belehrungen hier zusammengedrängt sind.

Bloss in dem Puncte S. 48. was Hr. G. mit einigen Theoretikern behauptet, dass *Fruchtbare Aecker dicker als magere bestellt werden* können, und dass er nach S. 55 und 56. pyramidenförmige Haufen eingekalkten Saamenweizens nie zehn Tage lang liegen lässt, können wir dem Vf. nicht beystimmen. In dem Kupfer hätte zu mehrerer Deutlichkeit die Schaar, ohne Verbindung mit dem Pfluge vorgestellt werden sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. May 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Salzburg, in d. Mayrschen Buchh.: *Nachrichten über Polen* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.*)

Eine *Ueberficht der polnischen Literatur alter und neuer Zeiten* (S. 192–296.) rührt nicht von dem Vf., sondern von einem protestantischen Polen her, der überall den glaubwürdigsten Schriftstellern gefolgt zu seyn, doch aber das meiste fast *ohne Bücher* niedergeschrieben zu haben versichert. Es sind drey Briefe. Der erste hebt mit Vincenz Kadluben, dem ältesten polnischen Geschichtschreiber ums J. 1223 an, und endigt mit der Regierung des milden und staatsklugen Stephan Batori; der andere beschreibt die Periode von der unglücklichen Regierung des schwedischen Sigismunds bis auf August III; der dritte befasst die Zeiten unter Stanislaus August, von J. 1763. an. Das Ganze ist für den, der nicht selbst die polnische Literatur zum Gegenstand seiner Untersuchungen gemacht, unterrichtend, vieles für einen solchen wohl gar neu; nur müssen es gründliche und unpartheyische deutsche Gelehrte nach gerade verbitten, die eben so unwissenden als impertinenten Urtheile eines Bielefeld und derer, denen er vermuthlich nachäffte, *sich* aufgebürdet zu sehen, wie hier S. 193 und 94. noch dieser Vf., vielleicht mit unzeitigem Unmuthe, sich erlaubt. Rec, wenigstens, ein dieser Nation von Herzen ergebener Deutscher, versetzt sich gern in jene Zeiten, wo Cultur und Liebe zu den Wissenschaften in Polen ihren Anfang nahmen, und kennt, schätzt und liest, die Producte der damals lebenden ersten Männer; um so bekannter und geläufiger waren ihm daher die hier gesammelten Nachrichten. Der Mangel an neuen, besondern Datis, und das wenige Eigene der Darstellung, das Rec. in mehrern Stellen auffallend war, scheinen doch nicht überall eine vorzügliche und innige Bekantschaft mit den Quellen zu verrathen. Man muss wenigstens in der Literatur der polnischen Geschichte nur beym Allgemeinen stehen geblieben seyn, wenn man von dem verdienten, aber eine Zeitlang verkannten, *Wapowski* (Vapovius) nichts mehr zu sagen weiss, als (S. 202.): *„er schrieb auch etwas in diesem Fache.“* Denn es ist doch wohl ziemlich ausgemacht, dass *er* die Geschichte ausgearbeitet, die Cromern so viel Ehre gebracht. Die Unrichtigkeiten in eigenen Namen und Zahlen legen wir dem Vf. aber keinesweges zur Last, so z. B. S. 195. den *„Marten Strzengski“* statt Strzempski; ebendaselbst die *„Latuskier,“* die die öffentliche Bibliothek in Warschau gestiftet, statt Załusker; die „800 (statt 200) Jahre, vor deren Verlauf Jan Zamoyski im Besitz der von ihm gestifteten Ordination war“; S. 227. *„den Reinhold und Heidenstein,“* die er unter den gelehrten Zeitgenossen des grosen Zamoyski aufzählt, da es doch nur *ein* Reinhold Heidenstein war. So heisst auch der polnische Dichter *Klonowicz*, mit dem lateinischen Namen keinesweges: *„Alcernus,“* wie S. 235. gesagt ist, sondern Acernus, welcher Name nach dem Polnischen Klon, dem das lateinische Acer entspricht, geformt ward u. dgl. Einige Namen scheint der Vf. blos aus den Registern des *Abrégé* der *Histoire de Pologne* in sein Verzeichniss aufgenommen zu haben, ohne dass ihn eine weitere Bekanntschaft mit den Schriften der registrirten Männer dazu bestimmte, so z. B. gewiss den S. 196. aufgeführten Johann von Stobnicza aus dem Abrégé S. 97., um doch auch einen Philosophen hier anführen zu können; Johann von Glogau, Michael von Bresslau aus Abrégé S. 101. und andre mehr. Da die frühern Könige in Polen und die republikanisch denkenden Grösern so viel für die Wissenschaften thaten, so läst sich eine Schilderung der damaligen Literatur nicht denken, worin nicht die Namen von beiden glänzen sollten; diess ist auch hier der Fall, wodurch zugleich die Lectüre mannichfaltiger und unterhaltender wird. Die Verdienste Sigismund Augusts und Stephan Batory, Piotr Tomicki, Jan Zamoyski u. dgl. sind daher ausführlich geschildert. Am längsten hält sich der Vf. S. 220 ff. bey dem wahrhaft grosen Zamoyski, dem Stifter der Universität Zamość, auf. Die bessern Schriftsteller unter der 45jährigen Regierung Sigismund III sind nur Ueberbleibsel aus den glücklichern Zeiten Sigismund Augusts und Stephans. Was der Ungenannte S. 240 ff., mit hoher Betheurung seiner unpartheyischen Wahrheitsliebe, von dem Orden der Jesuiten in Polen schreibt, gereicht den Vertheidigern derselben freylich nicht zum Ruhme; er verspricht aber, seine Behauptungen in einer Geschichte der Protestanten in Polen mehr zu documentiren. Die 66jährige Regierung der beiden sächsischen Auguste war für die polnische Literatur ein unfruchtbarer Zeitraum; der Eifer und die Bemühungen der Załusker bewahrten vielleicht die Nation vor der gänzlichen Barbarey. (Auch Rec. erhielt über beide mehrere Anekdoten aus derselben Quelle, die S. 257. namhaft gemacht ist,) und Stanislaus Konarski fegte, unter dem Schutz einiger mächtigen Beförderer, den jesuitischen Sauerteig aus dem jugendlichen Unterrichte und der Studienmethode aus. Der dritte Brief stellt gleichfalls ein Verzeichniss der verdientesten Beförderer der Wissenschaften, so wie

wie der merkwürdigsten Werke und auf Literatur sich beziehenden Ereignisse unter der letzten Regierung mit Betrachtungen und Urtheilen dar.

Der *zweyte* Band befafst mehrere Auffätze von sehr verschiedenem Inhalt, theils von dem Vf. selbst ausgearbeitet, theils nur aus dem polnischen übersetzt, oder aus neuern Schriften aufgenommen. Zu den eigenen Auffätzen des Vf. gehören vorzüglich die: *„Freymüthige Darstellung der bisherigen Staatsverfassung and Gesetzgebung in Polen und ihrer Mängel"* (S. 1 — 37.), und die *Beschreibung* dreyer *Reisen in Kleinpolen, Grosspolen* und *Litauen* (S. 100 — 179.) Die Staatsgebrechen, die in jenem Aufsatze, vielleicht mit etwas zu viel Wortaufwand, gerügt werden, sind die behauptete freye Königswahl, der blinde Eifer bey dem Zerreissen der Reichstäge, der Mangel an ausübender Gewalt, der egoistische Despotismus der Kron - Gross - Feldherrn und Schatzmeister, und die schlechte Verfassung der Justiz. S. 4. macht der Vf. zwar noch die, durch fanatische Geistliche betriebene Erziehung der Jugend unter diesen Mängeln namhaft; im Verfolg ist aber derselben weiter nicht gedacht. Obgleich nicht geleugnet werden kann, dass viele Missbrauche hier freymüthig aufgedeckt sind, so versteht es doch der Vf. zu wenig, seiner Darstellung so viel Licht und Ordnung zu geben, als zu einer einleuchtenden und fasslichen Ueberzeugung erfoderlich ist. Ein Beleg, dass er mit den vielen kleinlichen Details nichts rechts anzufangen gewusst, dünkt uns die Auseinandersetzung der polnischen Justizgebrechen S. 20 ff. zu seyn. Manches hätte insbesondere von der Seite gezeigt werden sollen, wo es seine nachtheiligen Einflüsse am meisten und am stärksten äusert. Im zweyten Auffatze werden die Städte Krakau, Posen, Kalisch, Gnesen, Wilna und Grodno beschrieben. — Zu den aus neuern Schriften und Staatspapieren gezogenen Abhandlungen gehört das: *„Summarische Verzeichniss der dissidentischen Kirchen in Grosspolen, Kleinpolen und Litauen* S. 180., und die *„Statistischen Angaben von Polen"* S. 186 ff. In Grosspolen, Kleinpolen und Litauen sind 83 luthersche Parochieen, und gegen 100 Prediger. Evangelischreformirte Kirchen sind in ganz Polen 47, und 48 Prediger dieser Confession. Die statistischen Angaben über Polen sind als eine Einleitung zu den gelieferten 7 Tabellen zu betrachten, die aber für diesen Raum keines Auszugs fähig sind.

Der aus dem Polnischen übersetzten Schriften sind zwey; beide zeichnen sich durch eigenthümliches Interesse aus. Die erste, von der uns das polnische Original unbekannt geblieben, ist überschrieben: *„Fragmentarische Betrachtungen über die Rangstufen des Adels, in beständiger Rücksicht auf Polen,"* von einem polnischen Edelmanne. Der Vf. derselben sucht das Nachtheilige adelicher Rangstufen für den Staat ins Licht zu setzen, und insbesondere seine Landsleute zu bewegen, keine erblichen Standeserhöhungen von irgend einer fremden Macht anzunehmen, die bereits eingeführten Prärogativen aber für die Zukunft aufzugeben, und den gesammten Adel unter sich gleich zu machen. Das andre Stück ist eine Uebersetzung von der so merkwürdigen polnischen Schrift: *„Ostatnia Przestroga dla Polski."* Der Herausg. hat dieser, vermuthlich nicht von ihm selbst herrührenden Uebersetzung, eine kurze Einleitung vorgesetzt, in welcher er den Vf. der Betrachtungen über das Leben des Zamoyski mit dem Vf. der hier gelieferten Schrift für einen und denselben hält. Der Vf. der *Przestroga* ist, wie Rec. zuverlässig weiss, der patriotische Hugo Kollątay. Die Uebersetzung übrigens ist, überhaupt genommen, so schlecht gerathen, dass sie in sehr vielen Stellen nicht einmal einen Sinn gibt. Dies ist um so viel mehr befremdlich, da der gelehrte protestantische Pole im 1 Theil dieser Nachrichten S. 194. sich über die schlechten Uebersetzungen polnischer Reichstagsreden in deutschen Zeitungen beklagt. Einige Belege muss Rec. doch für seine Behauptung anführen. Wer versteht z. B. folgende Stelle S. 60 u. 61.: *„Wären unsre Väter „dabey stehen geblieben, einen beträchtlichen „Theil des Landes einem Fürsten zur Lehnsherrschaft „zu lassen, welchen sein eigner Vortheil* etc., *von dem „übrigen Theile des republikanischen Staatskörpers un„terscheiden muss: so würden sie gewiss eingesehen ha„ben, in was für eine Gefahr sie uns und unsre Freyheit „gestürzt haben."* Im Original S. 10. heisst es: *„Gdyby „Oycowie nasi zastanowili się nad tym, iak była rzecz „niebespieczna zostawiać — poznaliby zapowne* etc., d. i.: Hatten unsre Vorfahren *erwogen*, wie gefährlich es sey: so würden sie gewisslich eingesehen haben u. s. w. S. 49. der Urschrift, wo der Vf. eine unangenehme Sache mit Stillschweigen übergehen will, heisst es im Polnischen: *„Spuszczam zasłonę nato"* etc. (ich lasse den Vorhang fallen). Der deutsche Uebersetzer macht S. 83. daraus: *„Ich übergehe den Vorwand zu demjenigen,"* und macht dadurch die Stelle *völlig unhistorisch.* In den eigenen Namen findet man die sonderbarsten Qui pro Quo. S. 64. soll *Radzieiowski* stehen, und dennoch liest man: *„Radziwil."* S. 68. steht der: *„Dniester,"* wo es *Dnjepr* heissen soll. S. 65. ist aus dem Fürsten Rakocy (S. 39. der Urschrift) gar der: *„Oesterreichische Kaiser"* gemacht. Es ist uns ganz unbegreiflich, wie diese, mehr denn einmal (S. 66.) wiederkehrende Namensvermengung statt gefunden, da dieses Siebenbürgischen Fürsten Bemühung um die polnische Krone, seine Verbindung mit dem Feldherrn der aufgewiegelten Ukrainer gegen den König Johann Casimir, so wie die Begünstigung desselben durch die Königin selbst, deren ehrgeizige Absichten Rakocy gegen das Haus Oesterreich befördern sollte, aus der polnischen Geschichte zur Genüge bekannt sind. Um so weniger tragen wir Bedenken, dieser unverständlichen, fehlerhaften und misslungenen Dollmetschung eine andre, unter dem Titel: *Letzte Warnung für Polen — Mit Schriften des Klosters Oliva*, im vorigen Jahr erschienen, entgegenzustellen, die von jenen Mängeln frey ist, und ausserdem auch noch brauchbare Erläuterungen enthält.

Erlangen, b. Walther: *Briefe über die beiden fränkischen Fürstenthümer Bayreuth und Anspach.* Auf einer

einer Sommerreise in den Jahren 1792 und 1793. geschrieben von *Johann Gottfried Köppel*, Registrator bey den Kaiserl. Landgericht B. N. in Anspach. Mit Kupfern. Erster Heft 1794. 3 Bog. und 4 Kupfer.

— — — Zweyter Heft 1795. 2½ Bogen und 6 Kupfer. In blaues Papier geheftet. gr. 8.

Mit musterhafter Bescheidenheit übergibt Hr. K. diese Briefe dem Publicum. Unsres Wissens ist er Dilettant sowohl im gelehrten als im artistischen Fache; aber er hat es in beiden weiter gebracht, als viele, die sich Meister darinn zu seyn wähnen. Schon durch verschiedene Aufsätze in Meusels Kunstjournalen und durch seine Zeichnung und Beschreibung der Eremitage zu Sanspareil hat er Kenner aufmerksam auf seine Bemühungen gemacht. Personen, die ihn noch näher kannten, empfahlen ihn dem letzten Markgrafen von Brandenburg - Anspach und Bayreuth, der ihn nachher auf seine Kosten die beiden Fürstenthümer bereisen liess, um die merkwürdigsten Alterthümer und reizendsten Naturscenen, deren nicht wenige sind, abzuzeichnen. Unter der jetzigen königlich - preussischen Regierung genoss er, durch Hardenbergs Verwendung, dieselbe Unterstützung. So entstanden diese antiquarisch - mahlerischen Briefe. Es sind ihrer in diesen beyden Heften sieben, nebst dem Anfang des achten; welcher von dem ökonomischen Verleger billig ganz hätte geliefert werden sollen, gesetzt auch, es wäre der Heft um einen halben Bogen stärker geworden. Allenfalls hätte man dem folgenden Heft dafür etwas von seiner Stärke entziehen können. Ein Paar dieser Briefe sind ganz so, wie sie der Vf. auf der Reise selbst an Freunde schrieb, abgedruckt worden; daher muss man es entschuldigen, wenn man darinn auf scheinbare Kleinigkeiten stösst.

Die erste Reise gieng von Anspach aus nach *Cadolzburg*, einem der merkwürdigsten Oerter in der brandenburgischen Geschichte, dessen Schicksale *Oetter* nach seiner Weise im J. 1785 beschrieben hat. Hr. K. hat sich hauptsächlich das dortige doppelte, alte und neue, Schloss zum Gegenstand seiner Forschungen gewählt, und es von zweyen Seiten hier abgebildet. Eine Stunde davon an dem Abhange des Dillenbergs ist der sogenannte *Druidenstein*, ein sonderbar gestalteter, isolirter Felsen, dessen Umfang 88 Schuhe beträgt; eine nette Abbildung von diesem ist dem 2ten Hefte beygelegt. Den Beschluss des ersten Briefs machen Nachrichten von Merkwürdigkeiten der Kirche zu *Veitsbrunn*, einem Anspachischen Pfarrdorfe. Der 2te beschäftiget sich mit dem unweit Erlangen liegenden Kloster und Dorfe *Frauenaurach*. S. 15. kommt in einem alten Rescript das Wort *Hofen* vor, welches der Vf. um der Nichtfranken willen hätte erklären sollen. Denn diese werden schwerlich errathen, dass man darunter einen *Topf* zu verstehen habe, den man in vielen Gegenden von Oberdeutschland *Hafen* zu nennen pflegt, woraus die gemeinen Leute, die überhaupt gerne das *a* in *o* verwandeln, *Hofen* machen. Uebrigens sind die antiquarischen und statistischen Nachrichten von Frauenaurach gleich angenehm. Eben dasselbe gilt von dem Städtchen *Bayersdorf* im 3ten Brief: doch hätten wir da gerne mehr Statistik gelesen. Wir möchten wohl wissen, woher der Vf. die Nachricht genommen, dass Karl der Grosse im J. 793. in kleinen Fahrzeugen an diesem Ort vorbey auf der Rednitz gefahren sey. Dass das bey Bayersdorf stehende, selbst noch in seinen Ruinen ansehnliche Schloss *Scharfeneck* nicht vergessen worden sey, lässt sich leicht vermuthen. Hr. K. hat sogar einen Situationsplan desselben, nach dem es Markgraf Christian ausbauen wollte, und den Prospect der noch bestehenden Ruinen gestochen beygelegt. Rec., der die schöne Architectur dieses Gebäudes mehrmals mit einer Mischung von Vergnügen und Wehmuth betrachtete, kann für die äusserst genaue Abzeichnung bürgen. Im 4ten bis 8ten Brief erscheint *Streitberg* mit seiner romantischen Gegend. Den Weg dahin hat der Vf. noch im 3ten Brief beschrieben. Vorzüglich werden die sonst schon sehr bekannten Höhlen bey Muggendorf geschildert. Es gehört dazu eine Abbildung des Hohlenbergs oder der Oswaldshöhle (Tab. 9. und 10 beym 2ten Heft). Besonders betrachtungswerth sind die beiden Prospecte von Streitberg (ebend. Tab. 7 und 8.) Im 5ten Brief gibt Hr. K. einige Nachrichten aus der alten Geschichte von diesem merkwürdigen Orte. Gefährlicher, als es wirklich ist, lautet es, wenn S. 46. versichert wird, die Streitberger müssten mit ihren bambergischen Gränznachbaren in beständiger Fehde leben, und wären keinen Tag vor feindlichen Anfällen sicher! Ueber jene Hölen gibt uns Hr. K. eigene noch nicht bekannte Bemerkungen. In den Noten werden für die Zukunft noch Abbildungen verschiedener interessanter Ansichten aus jener, in ihrer Art einzigen, Gegend versprochen.

KINDERSCHRIFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Merkwürdige Reisen der Gutmannschen Familie.* Ein Weihnachtsgeschenk für die Jugend. Von *Chr. Conr. Dassel.* I. Theil 1795. 237 S. 12. (12 gr.)

Ebendas.: *Exempelbuch zum Gesundheitskatechismus.* Ein Lesebuch für niedere Schulen, Aeltern, Lehrer und Kinder, die sich des Guten befleissigen wollen. *Erste Hälfte.* von *Aug. Carl Müller.* 1795. 154 S. 8.

Beide Schriftsteller zeichnen sich durch Liebe für die Zwecke der Jugendbildung und durch gute Anlagen zum erzählenden Vortrag für Kinder zu ihrem Vortheil aus.

Nr. I. hat folgende Einrichtung. Ein Hannöverischer Kaufmann reist mit seiner Frau und vier unerwachsenen Kindern, deren jüngstes nicht über sieben, und das älteste nicht über dreyzehn Jahre alt zu seyn scheint, *um diese mit der Natur und den Menschen bekannter zu machen.* Die Reise geht von Hannover aus durch das nördliche Europa, Dänemark, Schweden, Norwegen und Lappland; dann über Finnland nach

 Deutsch-

Deutſchland zurück, durch Sachſen, Franken, die Pfalz und Schwaben, nach der Schweiz und Italien. Dieſer Theil ſchlieſst mit dem Aufenthalt in Calabrien, von wo aus in den zwey folgenden verſprochnen Bändchen vermuthlich noch das übrige Europa durchſtreift werden wird. Es ſind eigentlich Durchflüge durch Länder und Gegenden, von denen allerhand Merkwürdigkeiten der Natur und Kunſt, (auch einiges über Menſchen und ihre Sitten) erzählt werden. Was den meiſten Kinderſchriften eigen iſt, daſs ſie vorzüglich bey der Naturgeſchichte verweilen, das findet man auch hier. Die Anläſſe zur Entwicklung aller Vermögen des Gemüths, vorzüglich aber zur ſittlichen Ausbildung und zur Lebensweisheit hätten theils häufigr herbeygeführt, theils ſorgfältiger benutzt werden ſollen, indem man billig von der frühſten Jugend an die Kinder vorzüglich darauf aufmerkſam machen muſs. Die hie und da eingeſtreuten ſittlichen Winke und Grundſätze ſind zum Theil zu allgemein, zu flach, nicht genug ans Herz greifend. Die Lieder, (welche nicht immer nach einem reinen Geſchmack gewählt ſind,) und Denkverſe werden oft die Wirkung, die ſie machen könnten, verfehlen, weil der Geſichtspunkt, aus welchem ſie der Empfindung nahe gebracht werden könnten, nicht gehörig gefaſst iſt. Welchen Eindruck könnte z. B. die S. 90 ff. angeführte Gellertſche Lobpreiſung des unbedingten Werthes der Tugend: *Durch ſie ſteigſt du zum göttlichen Geſchlechte* etc. auf ein unverdorbnes, empfängliches Kinderherz machen, wenn man ſie etwa als Erguſs des Herzens eines tugendhaften Mannes aufſtellte! Bey allem Nützlichen und Leſenswerthen, was dieſes Büchlein enthält, wird uns der Vf. verzeihen, wenn wir ſeine Einkleidung für ſehr verunglückt erklären, Es würde wenig Einſicht, Klugheit und ſelbſt wenig Sorgfalt für Kinder verrathen, wenn ein Vater mit ſeinen unmündigen Kleinen in den Jahren ihrer Jugend durch ganz Europa reiſen wollte, wo ſie weder fähig ſind, den wahren Nutzen aus dem Reiſen zu ziehen, noch ſtark genug, um alle die Gefahren und Mühſeligkeiten groſser Reiſen zu ertragen. Wirklich ſieht man ſchon in dieſem Bändchen die Gutmannſchen Kleinen mehr als einmal in die äuſserſte Lebensgefahr gerathen. Vor Sprachfehlern und Ausdrücken der niederſächſiſchen Mundart dürfte ſich der Vf. in der Folge noch etwas mehr zu hüten haben. Wir führen aus dieſem Theile an S. 40. *Ein Sticken-Etuis — Mutters Name.* S. 81. *kriegt* f. bekommt. S. 189. *Der groſse Coloſs Menſchen* f. Haufen. Vorrede S. VIII. ins *Detaille* gehen. Zu unbeſtimmten und unrichtigen Begriffen geben Ausdrücke, wie dieſe, Anlaſs: S. 42. die *unſchuldige* Kleidung der Kinder, S. 183. der Mond begleitete die Reiſenden nicht ſo *frey*, ſo *unſchuldig* und *vertraulich* mehr, als vorhin. Die Tauben würden wir nicht, wie S. 29. geſchieht, ſo ohne nähere Erklärung als Muſter der Liebe und Freundſchaft aufgeſtellt haben.

Nr. 2. Wer wird nicht dem Herausgeber dieſer Beyſpielſammlung zum *Fauſtiſchen* Geſundheitskatechismus Recht geben, *daſs Wahrheit, in Erzählung gekleidet, leichter zum Herzen dringt?* Der Geſundheitskatechismus iſt als Leitfaden für den Unterricht zweckmäſsig eingerichtet: aber Kinder mögen kein in Fragen und Antworten oder in kurzen Sätzen abgefaſstes Buch leſen, da ſie ſich hingegen durch jedes Geſchichtenbuch angezogen fühlen, und, wenn es ſo gut wie das gegenwärtige eingerichtet iſt, während ſie ſich bloſs zu beluſtigen ſuchen, auch unvermerkt manchen praktiſchen Nutzen daraus ziehen. Der Herausg. ſchrieb für Kinder und Layen, und hat ſich glücklich einer allgemein verſtändlichen, kunſtloſen Sprache befliſſen. Richtig iſt der Grundſatz, von dem er bey ſeinem praktiſchen Commentar ausging: „ich blieb der Wahrheit treu, ſo wie ich ſie ſah, wohl beherzigend, daſs jede Uebertreibung den Fortſchritten zum Guten hinderlich iſt" und den er faſt immer vor Augen behalten hat. Wir begreifen nicht, wie ein Rec. des F. Geſundheitskatechismus neulich ſo ganz gegen alle Erfahrung der Uebertreibung in Schriften der Art das Wort reden konnte, da alle gebildetern Menſchen vom Leſen ſolcher Schriften, die überſpannte Ideen enthalten, ſogleich zurückgeſchreckt werden, und da den Layen auch das wirklich Wahre durch jeden entdeckten Zuſatz und durch jede Uebertreibung gänzlich verdächtig wird. So ſchaden unſre philanthropiſchen Volkserzieher der guten Sache oft gerade dadurch, wodurch ſie ſie zu fördern meynten! Die in Beyſpielen und Erzählungen enthaltnen Geſundheitslehren umfaſſen die Hälfte des Geſundheitskatechismus. Ein zweytes Bändchen ſoll die Beyſpiele zu der andern Hälfte liefern. Ein Vorzug dieſer Sammlung iſt auch der, daſs der Vf. die Geſundheitregeln mit Vorſchriften der Sittlichkeit zu verflechten ſuchte, worin auch Fauſt ſchon vorangegangen war. Der Vorſchriften für die Geſundheit und der Gelegenheiten, wo ſie verwahrloſt wird, ſind ſo unzählich viele, daſs man freylich nicht erwarten darf, hier alles erſchöpft zu ſehen. So hätten wir bey S. 63. mehr über das Kochen in kupfernen Geſchirren und auch einige Winke über den möglichen Nachtheil des Gebrauchs der glaſurten irdnen Gefäſse erwartet. Zu den ſonſt meiſt vermiednen Uebertreibungen zählen wir S. 80. „ich ſchreibe dem Kaffee und den Romanen die übertriebne Reitzbarkeit des weiblichen Geſchlechts zu." Es iſt unphiloſophiſch und einſeitig, Erſcheinungen, die aus ſehr zuſammengeſetzten Urſachen eintſpringen, aus einer gemeinſchaftlichen Quelle, hier Kaffee und Romane! — abzuleiten. Auch iſts nicht unbedingt wahr, daſs, wie S. 90: verſichert wird, unſre Vorfahren mäſsig und tugendhaft gelebt und ihre Kinder nicht verweichlicht haben. Zu ſtarke Stellen, wo von der *Dummheit* der von Verurtheilen beſeſſenen Menſchen geſprochen wird, wo den Hausfrauen *Sauerey* und Unfläterey vorgeworfen wird, möchten mehr ſchaden als nutzen. Auch in dieſer Schrift finden ſich einige zu gemeine oder fehlerhafte Ausdrücke S. 9. eitles Brod — S. 76. ſie *ging* vor ein Fenſter *ſtehen*, S. 131. *er iſt angſt* f. ihm iſt angſt — *mal* für einmal.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. May 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ERLANGEN, b. Palm: *Nova Versio graeca Pentatevchi. Ex unico S. Marci Bibliothecae Codice Veneto* nunc primum edidit atque recensuit *Chstph. Fr. Ammon,* Phil. D. et Prof. Extraord. in lit. Univ. Erlangensi. *Pars II. Leviticum continens et Numeros.* 1790. 252 S. (mit einer Dedication an CR. Joh. Kapp in Bayreuth) *Pars III. continens Devteronomium, addenda, indicem, et Commentationem de usu, indole et aetate hujus versionis, cum tab. aeri incisa.* 1791. 118 u. 176 S. 8.

Die doppelte Schriftprobe aus Genes. 1. und Deuteron. XXXIV. zeigt, wie äusserst intricat die Schriftart im Original dieser in ihrer Art so sonderbaren Uebersetzung ist. Man wird sich deswegen nicht wundern, wenn bey einem genaueren Studium derselben die Leseart mancher Stelle, ob sie von Villoison bey all seiner Mühe und grossen Geschicklichkeit immer richtig copiert und errathen sey, zweifelhaft bleibt oder einer kritischen Emendation fähig scheint. Hr. *A.*, welcher ihre Bekanntmachung glücklich vollendete, hat noch bey dem III. Theil sein bestes gethan, sich von dem Oberbibliothekar der St. Marcus-Bibliothek, Hn. *Jac. Morelli* (welchem dieser Theil auch zur Dankbarkeit dedicirt ist) eine Revision des Mf. zu erbitten. Was *M.* antwortete, macht mit andern Bemerkungen des Herausg., die zugleich seine unpartheyische Wahrheitsliebe zeigen, die *Addenda* des III. Theils aus, und zwar so, dass Hr. Morelli sich auch noch über die aus dem nemlichen Mscrpt. zu Strasburg herausgegebenen übrigen biblischen Bücher in seiner Revision verbreitete, und also einen beym Gebrauch der ganzen Version unentbehrlichen Beytrag hier mittheilte. Die vorangeschickte *Commentatio* gibt zum Benutzen und zum Beurtheilen dieser Version schätzbare Beobachtungen des Herausg. Zuerst Bemerkungen zum *kritischen* Gebrauch. Der Uebersetzer nennt Gen. 17, 15. den ersten Namen von Isaaks Mutter (שָׂרָי) Σαραϊς, den veränderten שָׂרָה ξαρεἰ. Da er sonst שׁ durch σ, das שׂ und ס hingegen durch ξ ausdrückt; so dachte er sich also den ursprünglichen Namen mit *Schin* (Scharai) geschrieben, und den veränderten mit *Sin*. Ob im Codex ξαρει mit ει stehe, das mit der hebräischen Endung in *ah* gar nicht übereinkommt, wird uns zweifelhaft, weil in der Folge immer ξαρὰ gelesen wird. Sollte also nicht ει hier ein Schreibfehler, statt α, seyn? Für ארץ המוריה Genes. 22, 2. fand Hr. *A.* in Villoisons Abschrift την γην μοσχιτιν und vermuthet: diess sey aus מֶשֶׁךְ Pf. 120, 5. zu erklären. Dass es nach einer in der Vorrede angegebenen Deutung von μοσχος *vitulus* abzuleiten seyn möchte, weil ܡܘܪܝܐ Murjo von jungen Thieren weiblicher Art gesagt werde, scheint uns noch unwahrscheinlicher. Aber ehe wir zur Erklärung des Worts etwas versuchen möchten, können wir wieder die Frage: hat Villoison richtig entziffert? nicht unterdrücken. Stund vielleicht μωριτιν oder μουριτιν in der intricaten Handschrift so, dass man es für μοσχ. zunächst ansehen konnte? Wirkliche Varianten befolgt der Uebers. Genes. 10, 12. την Δαξην statt רֶסֶן (S. 34.) Gen. 34, 3. ויקבק und Exod. 12, 16. עליכם εφ υμιν statt על־כם auch Devt. 28, 32. ידיך αι χειρες σου, statt ידך, εκολληθη statt וידבר. Wenn hingegen Gen. 49, 22. בנות צעדה übersetzt ist: θυγατερες εβηματισαν, so kann diess eine *interpretatio ad sensum* seyn, welche nicht gerade צעדו als VL. voraussetzt. Und so sind auch die andern Stellen, wo man Varianten für den hebräischen Text zu finden beym ersten Anblick vermuthen möchte, bey genauer Ansicht für diesen Gebrauch wenigstens sehr zweifelhaft, also die Version aus dem Zeitalter, wo bereits in den hebräischen Manuscrpt. masorethische Uniformität durchgesetzt war. (Aus S. 24 u. 25. sehen wir gelegentlich, dass Hr. *A.* Vf. der 1790 zu Leipzig bey Bahrdt erschienenen Bearbeitung des Hohenlieds ist.) In der zweyten Section wird einige exegetische Ausbeute aus der edirten Version vorgelegt. Es ist darunter manches passende, das dem Vf. derselben Ehre macht. Z. B. Gen. 16, 12. αγριος ανθρωπος, Exod. 9, 10. ελκος ανθεν πομφολυγας, 15, 20. εν τυμπανοις και χοροις. Gen. 35, 4. μελια *fraxinus* für אֵלָה vgl. Iliad. V, v. 178 sq. u. dgl. m. Die Fortsetzung der Commentation beschreibt die Manier des Uebersetzers als ängstlich buchstäblich, begierig auf ausgesuchte Gräcisirende, besonders attische Worte, sogar frey in Bildung eigener Worte und Significate, wovon hier S. 87 sq. manche ausgezeichnet sind. In den Bedeutungen hebräischer Worte stimmt er zwar oft mit den Rabbinischen (so sehr willkührlichen) Deutungen überein, geht aber dennoch oft seinen eigenen Weg. Das Chaldäische im Daniel übersetzt er, wie schon bekannt, im Dorischen Dialekt. Dass er syrisch verstund, vermuthet Hr. *A.* aus einigen, für uns noch nicht sehr entscheidenden, Spuren. Der letzte Abschnitt berührt die Geschichte der Entdeckung der venetianischen Handschrift, ihre bisherige Aufnahme und Bearbeitung, nebst den verschiedenen Vermuthungen der Gelehrten über den Ursprung der Version selbst. Die

Die Handschrift zu Venedig ist nicht das Original. Denn sie ist nicht von Einer Hand S. 104. (Man müfste denn annehmen: der Ueberfetzer habe sie verschiedenen Copisten nach und nach dictirt.) Morelli und Hr. *A.* setzen sie nach ihrer Schriftart ins XIV. Jahrhundert. Der Anfang ist, wie bey Mscrpt. morgenländischer Sprachen auf der rechten Seite des Volumens. Die Paraschen sind durch die Aufschrift: *μερις* angezeigt. Sie hat in Buchstaben und Accenten viele Schreibfehler. Die Ueberfetzung selbst hält Morelli unpartheyisch für *medii aevi opus.* Cardinal Bessarion, welchem das Mscrpt. zugehörte, nennt sie auch schon: *νεα τινος ἑρμηνεια.* Punktirt scheint der Codex, in welchem der Ueberfetzer den hebräischen Text vor sich hatte, *nicht* gewesen zu seyn. S. 111. Für einen Juden scheint dieser zu viele griechische Sprachkenntnifs zu besitzen, auch würde Cant. 7, 2. schwerlich die Hecate vorkommen, oder Deuteron. 32, 17. *θεων θεοις.* Hr. *A.* muthmasst auf einen christlichen Mönch, der vielleicht zur Zeit, da die syrischen Christen viel mit griechischer Sprachkunde sich nach ihrer Art abgaben, diese Version zu verfassen zu seinem Geschäft gemacht habe. Ob in Syrien, Kleinasien, oder in Griechenland selbst, wagt er nicht, zu bestimmen. Cardinal Bessarion suchte vorzüglich aus Griechenlands Klöstern seltene Handschriften zu retten, f. Montfaucons Diar. Ital. c. 25. p. 366. Wer kann, ohne Entdeckung neuer Spuren, hier entscheiden?

INGOLSTADT, b. Krüll: *Septem Psalmi poenitentiales,* quos ex ipso fonte hebraico latinos fecit cum vulgata versione, e regione posita, exacte contulit, et perpetuis adnotationibus illustravit *Sebastianus Seemiller.* 1790. 41 S. 4.

Hr. *S.* wollte denjenigen von seinen Glaubensgenossen, welche keinen Commentar brauchen können, eine gute lateinische Ueberfetzung in die Hände geben, die ohne Commentar verstanden werden könnte; und es ist nicht zu leugnen, dafs er diese Absicht oft glücklich erreicht hat, wie man sich durch die Vergleichung der Vulgata, welche neben der neuen Ueberfetzung mit abgedruckt ist, leicht überzeugen kann: z. B. Pf. 6, 5. ist *Placare, Jehova, periculo exime vitam meam:* ohne Zweifel viel verständlicher, als die Vulgata: *Convertere, domine, et eripe animam meam.* Diefs gilt auch von V. 9. *nam inter mortuos nemo tui recordatur: in sepulchro quis te laudet,* wofür in der Vulgata steht: *Quoniam non est in morte, qui memor sit tui: in inferno autem, quis confitebitur tibi?* Zuweilen aber stöfst man doch auf nicht ganz lateinische und daher unverständliche Stellen, wie z. B. Pf. 32, 4. *Cum diu noctuque gravis esset supra me manus tua.* Diefs ist weder lateinischer, noch deutlicher als *quoniam die ac nocte gravata est super me manus tua,* wie die Vulgata hat. Pf. 102, 25. ist *in dimidio dierum meorum* aus der Vulgata beybehalten worden, ob es gleich hebräischartig Latein ist; *in media aetate* würde einem Lateiner deutlicher seyn. Auch Pf. 142, 7. klingt die neue lateinische Version eben so hebräischartig als die *Vulg. ne vultum tuum a me abscondas; alioquin ero similis descendentibus in foveam.* Die Vergleichung, die der Vf. mit der Vulgata angestellt und seiner Ueberfetzung beygefügt hat, war für seine Glaubensgenossen gewifs nicht überflüssig, um manchen unter ihnen die grofse Abweichung der neuen Ueberfetzung von jener alten begreiflich zu machen. Indessen trägt Hr. *S.* kein Bedenken, oft die Lesart des hebräischen Originals aus Gründen vorzuziehn. Pf. 6, 8. behält er: עתק mit dem Syrer und Chaldäer bey, weil der Parallelismus der Sätze die dritte Person verlangt, obgleich die Vulgata mit den LXX. dem Aquila, Symmachus und Hieronymus die erste Person ausgedrückt hat, und er die Lesart des hebräischen Textes *modernam lectionem* nennt. Pf. 102, 24. zieht er auch die Lesart des Originals vor: *deficiunt in via vires meae, abbreviantur dies mei,* obgleich die Vulgata mit den LXX. ganz anders las. Daher dürfen wir es nicht auf Rechnung seiner Vorliebe für die Vulgata schreiben, dafs ihm bisweilen die Lesarten dieser Ueberfetzung gefallen, wie Pf. 32, 7. wo er mit der Vulgata und den LXX. רני und מסובבני oder vielmehr מסובבי liest, *exultatio mea (tu es,) erue me a circumdantibus me,* eine Lesart, welche ebenfalls der Parallelismus der Sätze zu verlangen scheint. Die untergesetzten Anmerkungen geben Rechenschaft von den Lesarten und Auslegungen, denen Hr. *S.* gefolgt ist, und beweisen zur Genüge, dafs er die einsichtvollesten Kunstrichter und Ausleger für sich hat. Pf. 32, 6. verbindet er רק mit dem vorhergehenden Satze und übersetzt es *misericordiam,* indem er es mit den besten neuen Auslegern vom Arabischen רקק ableitet, *dum adhuc misericordiae locus est.* Pf. 38, 9. übersetzt er נפוגתי *dirigui* nach dem Syrischen und v. 13. הוות *interitum,* indem er es vom Arabischen הוי *cecidit* ableitet. Zu verwundern ist es aber, dafs er Pf. 6, 1. למנצח *posteritati* übersetzt, blofs weil נצח *in Pid continuavit* heifst. Diese aus den *Principes discutés pour faciliter l'intelligence des livres prophétiques* entlehnte Erklärung hat weit weniger für sich, als die jetzt fast allgemein angenommene Meynung, dafs diefs Wort einen Musikdirector bedeute. Denn da es 2 Chron. 2, 1. überhaupt einen Vorsteher anzeigt: so kann מנצח בנגינות wohl nichts anders, als der Director der Saitenspieler heifsen. Aus dem Angeführten ist doch so viel gewifs, dafs Hr. *S.* einer der besten Ausleger unter seinen Glaubensgenossen sey.

INGOLSTADT, b. Krüll: *Quindecim Psalmi Graduales* quos ex ipso fonte hebraico latinos fecit, cum Vulgata versione, e regione posita, exacte contulit et perpetuis annotationibus illustravit *Sebastianus Seemiller.* 1791. 30 S. 4.

Die äufsere Einrichtung ist hier eben so wie bey Ueberfetzung der 7 Bufspsalmen, dafs sie derselben auch an innrer Güte gleichkomme, kann Rec. mit Grunde versichern, wenn gleich der Vf. auch in dieser sich bisweilen einige, einem alten Lateiner nicht verständliche, Ausdrücke hat entwischen lassen. Auch hier beweist er sich als einen unbefangenen Kritiker und guten Ausleger, indem er bald die Lesart des hebräischen Textes, bald

bald die, welche die Vulgata ausgedrückt hat, in den beygesetzten Anmerkungen aus nicht zu verachtenden Gründen vorzieht, bald dieser, bald jener Erklärung folgt, je nachdem ihm die eine, oder die andre, wahrscheinlicher vorkommt. Durch Stufenpsalmen versteht Hr. *S.*, mit andern: Gesänge, welche bey der Rückkehr aus dem Exil oder bey der Reise zu den Festen nach Jerusalem gesungen wurden; eine Erklärung, welche die Bedeutung des Wortes עלות begünstigt und die Hr. *S.* schon bey Erklärung des 130. Ps. der zu den 7 Busspsalmen gehört, vorgetragen hat. In 120 Ps. ist die Abwechselung der Stimmen, welche Hr. *S.* v. 3 und 4 annimmt, sehr wahrscheinlich. Auch Ps. 121, 8 ff. hört er eine andere Stimme, nemlich die Stimme eines bejahrten Vaters, der seinen das erstemal nach Jerusalem reisenden Sohn mit Segenswünschen begleitet. Den 6ten v. des 132 Ps. übersetzt er so: *En! audivimus ea de re (de voto Davidici templi aedificandi) in Ephrata (i. e. Bethlehemi) Invenimus eam (rem i. e. templum, quod aedificare proposuerat David,) nunc quidem consummatam, in campis sylvosis, h. e. in area Ornan Jebusaei sylvosa et arboribus consita.* S. 2 Chron. 3, 1. Weil Ps. 122 und 124. der Name Davids bey den LXX. in der Ueberschrift fehlt: so ist Hr. *S.* geneigt, diese Psalmen dem David abzusprechen; doch können sie auch, wie er selbst zugibt, von David gedichtet, dann aber etwas umgeändert worden seyn, welches Rec. noch wahrscheinlicher findet, weil Ps. 53. mit Ps. 14. verglichen, wenigstens so viel beweist, dass man einen Davidischen Psalm, der von einem andern Dichter besondern Umständen angepasst worden, immer noch dem David zuzuschreiben pflegte. Da auch diese Psalmen, so wie die Busspsalmen, in der römisch-katholischen Kirche noch haufig gesungen werden: so hat Hr. *S.* durch die Uebersetzung und Erklärung derselben seine Verdienste um seine Glaubensgenossen in der That nicht wenig erhöht.

VOLKSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Crusius: *Der Mensch*, ein Volks- und Schulbuch, von D. *Samuel Gotthelf Crusius*, Arzte zu Lauban. *Erster Theil. Wie der Mensch beschaffen ist.* Mit 4 Kupfertafeln. 1794. XXXII und 188 S. 8.

Der Vorbericht soll nach der Ueberschrift von der Beschaffenheit und dem Nutzen der medicinischen Volksschriften handeln; über diesen Gegenstand aber sagt der Vf. so viel als nichts, viel mehr stellt er in buntem Gemisch die sonderbarsten Sätze zusammen. Er spricht von Kochung und *Verkochung* der Fiebermaterie; er behauptet, dass die *rohe Fiebermaterie* Jahre lang in den Körpern eingesperrt seyn kann; ihm ist ein Fieber bekannt, welches von der Schwangerschaft entstehet, u. s. f. Ohne Theorie kann nach seiner Meynung niemand Erfahrungen sammeln, und eine hundertjährige Erfahrung ohne Theorie ist in seinen Augen keine taube Nuss werth. Er will sich mit grösserer Zuversicht einen Studenten anvertrauen, der zwey Jahre fleissig studiert hat, als einem Arzte, welcher bey aller Erfahrung die Theorie vernachläsigt hat. Wir tappen, sagt er mit kurzen Worten, ohne Theorie mit aller Erfahrung in schwarzer Finsterniss. — Weil nun die Arbeit nicht so leicht ist, als man glaubt, *„eine Wissenschaft in eine Volksschrift zu verwandeln,"* so will der Vf. in diesem Werk, welches in allen Schulen gelesen und erklärt werden soll, und zwar in vier Theilen, (deren jeder wahrscheinlich einen Band ausmachen soll) 1) die Beschreibung des menschlichen Körpers, 2) die Diät, oder die Lehre, wie man der Natur gemäss leben soll, 3) die Behandlung der Scheintodten, 4) die Pflichten liefern, welche das Publicum jedem Einzelnen in Hinsicht auf Gesundheit und Leben schuldig ist, und welche wieder jeder Einzelne gegen die ganze Gesellschaft und gegen jeden insbesondere zu erfüllen hat. Er verspricht *sich* von diesem Werk sehr grosse Vortheile. Die Officiere werden aus demselben ihre Soldaten besser, als bisher geschehen ist, prügeln lernen, und er meynt, dass *aus dieser Ursache* die Kenntniss des Körpers wohl auch *eine Stunde* Unterricht in Kadettenschulen verdienen möchte. Nützlich meynt er auch werde sein Buch seyn, weil *„ohne Kenntniss des Körpers niemand die Bedürfnisse seines Lebens wissen könne."* Die Diät sey besonders sehr nützlich. Wenn man in dieser unterrichtet wäre, so würden die Kinder vornehmer Herren nicht so gegen die Luft verwahret werden, und man würde ihnen im Schlaf keinen Flor über das Gesicht hängen. Hier sollten die Hebammen besonders wirken: aber diese müsste man besser unterrichten. Die Kräfte im menschlichen Körper, besonders die Muskelkraft, sollte eine Bademutter genau kennen. Von schweren Geburten sollte man den Hebammen *nichts!* sagen. Man sollte sie lieber so eine Volksschrift, wie die des Vf., lesen lassen, die auch den Lehrlingen der Wundarzney nützlicher seyn würde, als etwa ein altes Compendium. So lange, als noch das Bartscheeren die Wundarzneykunst schändet, „sollten an jedem Ort für die Lehrlinge wöchentlich vom Stadtarzt *ein paar Stunden Schule* gehalten werden." — Einige Lehrer auf Schulen haben zwar *durch Betrachtungen des Menschen* Unterricht über ihn zu ertheilen gesucht: weil sie aber meistens keine Anatomie wissen, und sich nach Compendien richten, in welcher meistens nur die Namen der Sachen angeführt werden, und weil sie Sachen weitläuftig erklären, welche sie selbst nicht verstehen; so hat Hr. *C.* auch für sie dieses Buch geschrieben. Wenn er seinen Zweck erlangt, so hofft er grosen Gewinn für die Heilkunde davon. Wenn man sein Buch studirt hat, so wird man schon ohne Rath des Arztes wissen, dass man beym Bad den Kopf zuerst untertauchen, und dass man mässig leben muss. Wenn sein Buch recht studirt worden ist, so werden *„alle Reiter langsam und „mit Bescheidenheit ihr Pferd durch die Gassen gehen lassen. — So werden auch die lang gespannten Riempferde „in langsamen edlem Schritt um die Ecken gehen: denn es „könnte ein Alter; welcher seine Krafte im Dienste des Staa„tes so aufgeopfert hat, dass seine stumpfen Beine nicht mit „Schnel-*

„Schnelligkeit dem Pferde ausweichen können, niedergeritten werden, und der sonst so thätige Greiss konnte „sich die spröde Haut auf den Steinen zerschlagen, und „die Erde seinen, ihm höchst nöthigen Lebenssaft aufsaugen."

Alle diese grossen Zwecke sucht der Vf. durch das Buch zu erreichen, von dem wir den ersten Theil anzuzeigen haben. Seine Absicht ist in diesem Band über den Bau unsers Körpers und die Verrichtungen desselben einen fasslichen Unterricht zu geben; aber leider ist es nur bey der Absicht geblieben, und sein Unterricht ist weder fasslich, noch richtig, sondern unvollständig, ohne Noth an mehrern Stellen weitlauftig und mit Materien überladen, die nicht in den Plan des Vf. gehörten. Viele von seinen Sätzen sind unverständlich, ein Fehler, der in einem Buch, welches zum Unterricht der Jugend dienen soll, doppelt zu tadeln ist, und mehrere darunter sind falsch. So ist nach ihm die Härte thierischer Theile in die Augen fallend, wo Erde und Salz die mehresten Bestandtheile abgeben, wie bey den Knochen. Die Fetthaut besteht nach seiner Meynung aus den haarenförmigen Enden aller Gefässe, welche sich wie in einer lockern Filzsohle in einander hineinverlieren, und die man sich füglich so vorstellen könne, als die Sohlen von Pferdehaaren, welche oft von Menschen, die zärtliche Füsse haben, in die Schuhe und Stiefeln gelegt werden. — „Das Niesen ist ein „wohlthätiges Bestreben der Natur das Leben zu erhalten, um sich von den Lufttheilen, welche zur Beymischung des Blutes zu reizbar wären, so geschwind als „möglich zu befreyen, daher sie, so bald als die Luft „eiligst durch die Nase geschöpft wird, gleich mit aller „Kraft des Körpers diese Theile von sich stösset, ehe „sie dem Blute beygemischet werden." Er gibt sich besondere Mühe die Zahl der Theile des Körpers anzugeben. So soll sich die grosse Schlagader in mehr als ein paar Millionen ganz kleiner haarförmiger Schlagadern theilen, und in den Lungen „sind mehr als ein „paar Millionen kleine Zellen oder Bläschen, und eine „jede solche Zelle entsteht von einer kleinen Schlagader, „die von der grossen Schlagader, oder aus der grossen „Herzkammer ihren Ursprung hat." Aus diesen Stellen wird man sich von den anatomischen Kenntnissen des Vf. einen Begriff machen können. Rec. übergeht eine Menge von andern Stellen, die ihm beym Lesen auffielen: nur eine hebt er noch aus, die den Leser fast auf die Meynung bringen möchte, der Vf. habe den Kalendervortrag: Kinder in diesem Monat geboren, u. s. f. sich zum Muster gewählt. „Das cholerische Temperament soll durch grössern Zufluss der Galle ins Blut „entstehen. Diese Menschen sind sehr rasch, äusserst „empfindlich, haben ein wildes Ansehen, oft rothe „Haare. Sie halten bey allen Arbeiten gut aus, und „wegen ihrer Beständigkeit ist ihnen eine langsame Arbeit nicht lästig. Ihre Leidenschaft ist Stolz und „Herrschsucht, und ihre liebste Nahrung Fleisch. Durch „Veredlung und Richtung ihrer Anlagen können sie „grosse und wirksame Geschäftsmänner werden. Der „Geiz ist ihnen eigen; haben sie den Willen nicht edel „zu handeln, und sind sie z. B. Richter, so kann man „durch Geld sie zu grossen Niederträchtigkeiten verleiten." — Schlimm wäre es wahrlich mit uns allen bestellt, wenn das gemeine Volk das Temperament hätte, welches der Vf. das phlegmatische nennt, und dem gemeinen Volke fast ausschliessend zuschreibt. Solche Leute wünschen sich nemlich nach dem Vf. zwanzig Stunden zum Schlaf, zwey Stunden zum Essen, und zwey zur Arbeit, und in diesen zwey Stunden vollbringen sie doch nicht so viel, als der cholerische in einer halben Stunde! Der Vf. hat auch literarische Entdeckungen seinem Werke einverleibt, die bisher völlig unbekannt waren. So lehrt er, dass Sanctorius zu Ende des fünften, und zu Anfang des sechsten Jahrhunderts Professor in Padua gewesen sey. Auch den Namen *Gallen* (statt Galenus) möchten wir nicht für einen Druckfehler halten, da der Vf. ganz geringfügige Fehler, aber diesen nicht, angezeigt hat. Die Kupfer entsprechen dem Werthe des Buches. Der nackte Mann Tab. III. A. ist ganz verzeichnet, er hat den Bauch und die Brüste einer Frau, und die Waden eines Karrnschiebers. Die beiden Figuren T. III. B. scheinen aus irgend einer ältern Ausgabe von Kulmus anatomischen Tabellen entlehnt zu seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Frankfurt a. M.*, b. Fleischer: *Das Manuscript*, ein Schauspiel in 1 Aufz. von *Ferd. Ochsenheimer.* 1791. 48 S. — Dieses kleine niedliche Nachspiel, das auf einigen der berühmtesten deutschen Bühnen mit Beyfall aufgeführt worden ist, zeichnet sich unter so vielen neuen dramatischen Producten vortheilhaft aus. Der Plan ist einfach, das Interesse steigt; die Charakterzeichnung ist richtig; die Situationen sind natürlich herbeygeführt; die Sprache ist fliessend und rein. Vielleicht scheint manchem die Handlung etwas gedehnt; manchem fällt vielleicht die Scene auf, wo Luise Hochfeld dem jungen Blondheim sich selbst anträgt: indessen ist doch diese Scene die schönste des Stückes, der Vf. hat sie mit Delicatesse behandelt; überall leuchtet eine Achtung für Sittlichkeit und Anstand hervor, wodurch der Vf. selbst um so achtungswerther erscheint, da es seit einiger Zeit Ton wird, den Beyfall der Zuschauer auf Kosten der Sitten, der Schamhaftigkeit sogar — gewinnen zu wollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. May 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERN, b. Haller: *Des Hn. von Haller Tagebuch der medicinischen Literatur der Jahre 1745 bis 1774.* Gesammelt, herausgegeben, und mit verschiedenen Abhandlungen aus der Geschichte und Literatur der Medicin begleitet von D. *J. J. Römer* und D. *P. Usteri.* Ersten Bandes zweyter Theil. 1790. XC und 798 S. Zweyter Band. 1791. 436 S. Dritter Band. 1791. 612 S.

Die Herausgeber verstehen unter diesem Tagebuch der medicinischen Literatur des sel. Hallers die Recensionen über medicinische Bücher, die dieser in den Göttingischen gelehrten Zeitungen geliefert hatte. Diese Recensionen haben sie in chronologischer Ordnung, jedoch nach den Fächern der Heilkunde eingetheilt, mit Ausschluss der Chemie und Botanik, abdrucken lassen, und denen, die Sammlungen dieser Art lieben, können wir versichern, dass der Abdruck correct und auf gutem und haltbarem Papier veranstaltet ist. In diesen drey Bänden stehen die Recensionen bis 1753. Ausser einem kurzen Auffatz von Hn. Blumenbach über den Nutzen der gelehrten Zeitungen, und über das grosse Verdienst, welches Haller als Recensent hatte, ist dem ersten Bande noch eine Abhandlung von Hn. D. Römer beygefügt: *Ist, und unter was für Umständen ist den heutzutagigen Aerzten das Studium alter Aerzte nützlich?* Mit dieser steht eine andere, nachfolgende Abhandlung von Hn. D. Rengger in Verbindung: *Beytrag zur Würdigung der alten Aerzte.* Hr. Römer gibt drey Gesichtspunkte an, aus denen man den Nutzen des Studiums der Alten beurtheilen kann; man lernt aus ihnen medicinische Terminologie; man studirt grosse Muster, und man gewinnt vielleicht hie und da neue Aussichten zu einem vollkommenern Heilungsverfahren. In der nachfolgenden Abhandlung wird gefragt: Was hat das Studium der Alten Gutes gewirkt? Was kann es noch Gutes wirken? Man sieht leicht ein, dass Hr. R. das Studium der Alten, bey den drey Vortheilen, die er ihm zugesteht, dem Arzte, der nur Praktiker werden will, nicht empfehlen kann, dass er vielmehr glauben und behaupten muss, man könne den praktischen Scharfblick eines Boerhave, Friedrich Hoffmann und Stoll haben, ohne selbst zu wissen, dass ein Hippokrates und ein Galenus existirt haben. Auch der Vf. der nachfolgenden Abhandlung meynt, die Alten hätten ihr Gutes schon gestiftet, indem die Nutzung des Hippokrates und Galenus im Mittelalter (eigentlich nicht sowohl die Nutzung dieser beiden Aerzte, sondern die grosse Achtung gegen die Araber, die aus diesen Quellen geschöpft hatten), das Entstehen einer völligen Unwissenheit und Barbarey in der Heilkunde verhütet habe: jetzt aber sey das Gute, das sich von ihnen erwarten lasse, von keinem Belang. Die Vf. beider Abhandlungen scheinen dem Rec. zu einseitig geurtheilt zu haben, indem sie den Nutzen, den das Studium der Alten gewähren kann, fast bloss in Rücksicht auf die Praxis würdigten; denn die zwey andern Vortheile von dem Studium der Alten, die Hr. Römer angibt, sind nicht erheblich, und man lernt sicherlich die Terminologie in der Medicin aus jedem Buche leichter, als aus den Alten, so wie sich auch unter den alten Aerzten eigentlich nur drey Muster aufstellen lassen, Hippokrates, Aretäus und Galenus. Der grosse Vortheil, den die alten Aerzte dem Arzte leisten, der über das Handwerksmässige hinaussieht, ist, dass ihr Studium ihn mit den Fortschritten der Wissenschaft bekannt macht, und so wie die Geschichte überhaupt die gröste und bewährteste Lehrerin ist, so sind auch sie als Quellen der Geschichte der Heilkunde von höchster Wichtigkeit und von grossem Nutzen für jeden, der die Wege kennen lernen will, die die Wissenschaft gehen musste, bis sie das wurde, was sie jetzt ist. Jeder andere Nutzen der alten Aerzte, den man angeben will, ist geringer. Das Studium derselben hat sogar der Heilkunde grossen Schaden gebracht, so oft es nicht von richtigem Gesichtspunkt ausging, und nicht richtig geleitet wurde. Rec. will nur ein Beyspiel anführen, das der Semiotik. Wir haben noch kein einziges semiotisches Lehrbuch, das nicht mit entweder falschen, oder halbwahren Sätzen angefüllt ist. Selbst die Werke des Prosper Alpin und des Lommius, diese so geschätzten semiotischen Schriften, gehören unter diese Zahl. Die Ursache davon ist keine andere, als dass man, verleitet durch das kanonische Ansehen des Hippokrates, und zum Theil des Galenus, in diesem Fache alles gern und willig aufnahm, was diese Aerzte gesagt hatten, ohne selbst an das System zu denken, welches bey fast jedem ihrer Sätze, besonders beym Galenus, zum Grunde liegt. — Es folgt eine dritte Abhandlung von Hn. Usteri: *de ratione et utilitate historiae aegritudinum epistola ad Albertum Rengger, medicum Bernensem,* in welcher der Vf. etliche gute Ideen an die Hand gibt, wie die Geschichte einer jeden einzelnen Krankheit zu bearbeiten seyn möchte, von dem Zeitpunkt an, wo sie zuerst beobachtet worden ist, bis auf unsere Zeiten. Wir haben solche Geschichten von der Lustseuche, dem Schaarbock und der Kriebelkrankheit: es wäre zu wünschen, dass ein dieser Arbeit gewachsener Arzt wenigstens eine schon den Alten bekannte Krankheit historisch behandeln und zeigen möch-

möchte, wie man sich dieselbe in den verschiedenen Zeitpunkten gedacht, was für Theorieen man untergelegt, und wie man sie, eben auf Veranlassung dieser Theorieen, behandelt habe.

Zu dem dritten Bande sind wieder etliche medicinisch-literarische Abhandlungen gekommen. *P. Usteri de nova scriptorum Stahlii edenda epitome.* Er hat die, soviel Rec. bekannt ist, noch nicht ins Werk gesetzte Absicht, die Werke des Stahl, mit Weglassung des Chemischen, in systematischer Ordnung in einem vollständigen Auszug herauszugeben. Zugleich will er eine kurze kritische Beurtheilung der Schriften von Stahls Schülern und eine vollständige Anzeige der wider Stahl geschriebenen Schriften liefern, und eigene Abhandlungen zur Erläuterung des Stahlischen Systems der Physiologie beyfügen. Als Probe von seiner Arbeit liefert er zwey Probeschriften von Stahl im Auszug: *de empeiria rationali medica*, und *de emendandae historiae clinicae fundamentis.*

Leipzig, b. Feind: D. *Johann Peter Franks*, K. K. wirkl. Gubernialraths zu Meiland und Professors der praktischen Medicin zu Pavia, *drey zum Medicinalwesen gehörige Abhandlungen:* 1) Entwurf zur Errichtung einer klinischen Schule; 2) Entwurf zur Errichtung eines medicinisch-chirurgischen Collegiums zu Pavia; 3) Apothekerordnung für die östreichische Lombardie. Aus dem Italienischen. 1794. XXVI u. 132 S. 8.

In der Vorrede handelt der Ueberfetzer, Hr. Prof. subftit. *Titius* in Wittenberg, von dem Nutzen medicinisch-praktischer Lehranstalten auf Akademieen, besonders der Spitäler, desgleichen von der Wichtigkeit medicinischer Polizeyeinrichtungen, dass die Quacksalberey verhütet, den Armen von geschickten Medicinalpersonen die gehörige Hülfe geleistet, und das Apothekerwesen in einen bessern Stand gesetzt werde. Er erklärt sich durchaus für die Spitäler zum Unterricht junger Aerzte im medicinisch-praktischen Fach, und hält solche Anstalten, wo junge Aerzte an das Krankenbett in den Wohnungen der Bürger geführt werden, und unter Leitung eines geübten Arztes die Krankheiten ausforschen, und die diätetischen und eigentlichen Heilmittel angeben müssen, für weniger zweckmässig. Er entwickelt die Gründe für diese seine Meynung nicht ausführlich, welcher auch Rec. nicht unbedingt beystimmen möchte. Denn die Erhaltung des Lebens so vieler Kranken, als nur immer möglich ist, muss immer der erste Zweck bey solchen Anstalten seyn, und die Erfahrung hat gelehrt, dass dieser Zweck besser, und auch um einen geringern Aufwand erreicht wird, wenn arme Kranke in ihren Wohnungen von dazu bestimmten fähigen Personen besorgt, und mit Nahrung, Arzneyen und allen Bedürfnissen, die ihre Krankheit fördern kann, versehen werden. Auch diejenigen jungen Aerzte, die sich in der Ausübung der Heilkunde den nothwendigen Unterricht verschaffen wollen, haben von solchen Anstalten gewöhnlich bessern Nutzen, wenn nur die Anstalten selbst gut eingerichtet sind.

Die erste Abh. des Hn. F. wurde durch einen Antrag der Regierung zu Genua veranlasst, vermöge dessen er diesem Staate einen Plan zur Errichtung eines klinischen Instituts mittheilen sollte. Dieser Plan wurde im J. 1790 gedruckt: es ist der nemliche, der auch in Meiland ins Werk gesetzt worden ist, und den man noch jetzt in Pavia, in dem Spital, welchem Hr. F. mit so grossem Ruhm vorsteht, befolgt. Das medicinische und chirurgische Collegium zu Pavia ist von der medicinischen Facultät verschieden, besteht aber doch zum Theil aus Gliedern der Facultät. Es hat die Oberaufsicht über das ganze Medicinalwesen der Provinz, und alle promovirten Aerzte, Wundärzte, Hebammen und Apotheker müssen von diesem Collegium geprüft werden, ehe sie angestellt werden können. Es müssen auch alle Aerzte im Lande mit diesem Collegium eine beständige Correspondenz unterhalten, und demselben alles Merkwürdige mittheilen, so wie auch die Aerzte in einzelnen Städten und auf dem Lande gehalten sind, zu bestimmten Zeiten zusammenzukommen, und unter der Aufsicht eines Bevollmächtigten des Directorialcollegiums (solche Bevollmächtigte sind in den Provinzen und Städten des Herzogthums) einander ihre Bemerkungen mitzutheilen, Krankengeschichten vorzulegen u. s. f. Auch müssen die Aerzte an ihre Gesellschaften monatliche Listen von ihren Kranken einschicken, welche der Bevollmächtigte alle sechs Monate an das Directorium zu Pavia einzusenden hat. — Die Apothekerordnung ist sehr genau und streng. Nur an solchen Orten, wo sich kein Apotheker ernähren kann, darf das Directorialcollegium dem Arzte, oder dem Medico-Chirurg verstatten, seine Arzneyen selbst zu bereiten: er muss aber doch die Präparate von einem approbirten Apotheker nehmen, und durch seine Bücher bescheinigen, dass er dieses thue. Ein Apotheker, der im Herzogthum aufgenommen werden will, muss in demselben drey Jahre lang gelernt, und vier Jahre in einer guten Officin einer der vornehmsten Städte des Herzogthums sich aufgehalten haben. Zwey Jahre von diesen sieben muss er entweder in Mantua, oder in Pavia zugebracht, auch muss er die Vorlesungen über Chemie, Materia medica oder (?) Botanik, welche im Gymnasio di Breva gehalten werden, besucht haben. Das Examen kostet 200 Lire, bey Ausländern doppelt so viel. Diejenigen, welche abgewiesen werden, verlieren die Hälfte von dieser Summe, die sie vor dem Examen erlegen müssen. Eben so ist es auch bey den Aerzten und Wundärzten. Die Apotheker sollen auch über die Anwendung der Arzneyen und Präparate in der Arzneywissenschaft im Allgemeinen geprüft werden, desgleichen über die Gaben der Arzneyen. Ein Apotheker, der nach der Approbation seine Kunst in sechs Jahren nicht treibt, wird angesehen, als habe er sie aufgegeben, und muss von neuem geprüft werden. Auch der Lehrling muss beym Auslernen geprüft werden, und dafür 24 Lire bezahlen, so wie auch die jährliche Visitation der Apotheke von dem

dem Bevollmächtigten des medicinisch - chirurgischen Collegiums im Städten mit 24, auf dem Lande aber mit 18 Lire bezahlt werden muss. Ein Apothekerbuch und eine Taxordnung soll ausgearbeitet werden.

Quedlinburg, u. Blankenburg, b. Ernst: *Medicinische Beobachtungen.* Zweyten Bandes drittes Heft. 1789. 64 S. Viertes Heft, mit welchem der zweyte Band geschlossen ist, 1791. 71 S.

Der Herausgeber dieser Beobachtungen ist Hr. D. *Krebs*, Physikus im Fürstenthum Blankenburg. Das III. Heft enthält folgende Fälle: 1) ein seltsamer Wahnsinn eines Bauren, der seinen Schwiegervater als Gesalbter und Prophet Gottes geschlagen und verwundet hatte. Der Wahnsinn hatte offenbar nachgelassen, da der Inquisit verhaftet wurde: indessen für einen Propheten, der aber nicht mehr prophezeyhen könnte, hielt er sich doch noch. Der Vf. des gerichtlichen Gutachtens hierüber hielt ihn nicht mehr für schwermüthig, und glaubt, die Zeit würde die Eindrücke der kranken Einbildung vollends verwischen. 2) Leichenöffnung eines ertrunkenen Mannes. Der Fall ist merkwürdig. Der Leichnam war im Wasser gefunden worden. Der Hals war mit einem doppelten Strick fest zusammengeschnürt, an dem ein schwerer Stein hieng. Die Sugillation vom Strick am Hals zeigte, dass der Mensch lebte, da der Strick um den Hals gelegt würde. Ausser mehrern Wunden am Leichnam war auch eine Wunde bis in die linke Herzkammer gedrungen. Die Brust war voller Blut, die Herzkammer aber war leer. Die Gefässe im Unterleib, und selbst die Gefässe des Herzens, waren ebenfalls vom Blute strotzend voll. Von den Lungengefässen, und den Gefässen der Brust wird nichts bemerkt. Der Vf. des Berichts ist der unwahrscheinlichen Meynung, dass der Stich ins Herz dem Leichnam unter dem Wasser beygebracht worden sey, da er noch lebte: wahrscheinlicher ist es, dass die Verwundung sogleich von dem Sprung ins Wasser erfolgte. 3) Besichtigung und Oeffnung einer vom Gewitter erschlagenen schwangern Person. 4) Eine schwer zu erkennende und unheilbare Krankheit. Der Pförtner war durch etliche Speckgeschwülste widernatürlich verengt, und der Kranke starb an der Atrophie, die durch den versagten Durchgang der Nahrung in den Darmcanal bewirkt wurde. 5) Purpura alba pleuritidem judicans. Der Seitenstich war die erste Periode des Friesels, vor dem Ausbruch, wo das Frieselfieber allemal mit Brustbeschwerden, die sich sehr oft der entzündlichen Natur nähern, verbunden ist. Auf die von Allioni beschriebenen Kennzeichen des Friesels in dieser Periode hat der Vf. nicht gemerkt. 6) Ueber den Keichhusten. 7) Ein Mittel aus Zinkblumen, Meerzwiebel, Spiesglanzschwefel, und einem einsaugenden Mittel hat dem Vf. bey mehrern Arten des Asthma, besonders von rheumatischer Materie mit Krämpfen, gute Dienste geleistet. 8) Sectionsbericht einen vermutheten Kindermord betreffend. Das Kind war bey der heimlichen und schnellen Geburt durch den Fall auf die Erde verletzt worden, und nachher durch die heftige Kälte erstarrt.

IV. Heft. 1) Eine versteckte Krankheit des Unterleibes. Es war weisser Fluss von der schlimmsten Art, mit Schwangerschaft verbunden, die von dem Wundarzt, der die Geschlechtstheile mehrmals untersuchte, nicht entdeckt wurde, bis die Geburt bewies, dass sie vorhanden gewesen war. 2) Ein Kindbetterinnenfieber. Es war entzündlich, und entstund von den Quetschungen der innern Geburtstheile bey der Geburt, die durch den Hebel des Roonhuysen befördert wurde. Die Entzündung der Gebärmutter endigte sich durch die Eiterung, und eine Lungensucht, mit Auswurf einer milchartigen Materie stellte sich ein. Auch diese verlohr sich aber, da sich in der siebenten Woche Milch in den Brüsten zeigte. 3) Ein grosses Gewächs im Unterleib. Es lag unter den Bauchmuskeln, über dem Darmfell. Man schritt zur Ausrottung, nach welcher aber die Kranke starb. 4) Vom Driburger Mineralwasser. 5) Eine Darmgicht. Es ist eine ausführliche und genaue Geschichte einer sehr wichtigen Krankheit, die sich mit dem Tode endigte. Ausserordentliche Verengerungen der Gedärme an mehrern Stellen, und eine steinartige Verhärtung im wurmförmigen Fortsatz des Blinddarms wurden, nebst den andern natürlichen Wirkungen der Krankheit, nach dem Tod gefunden.

Zürich, b. Ziegler u. Söhnen: *Repertorium der medicinischen Litteratur des Jahres 1792.* Herausgegeben von *Dr. Paulus Usteri*, der correspondirenden Gesellsch. Schweitzerischer Aerzte und Wundärzte committirtem Mitgl. — — 1794. 662 S. 8.

Es gereicht uns zu wahrer Freude, dass dieses mühsame, und zur jährlichen Uebersicht der medicinischen Literatur wahrhaft nützliche Werk von dem unermüdeten Hn. U. so fleissig fortgesetzt wird. Der Plan desselben ist unsern Lesern schon aus der Anzeige eines der vorigen Jahrgänge in unsern Blättern (s. A. L. Z. 1793. n. 48.) bekannt. Hr. U. theilt nemlich die Schriften medicinischen Inhalts nach den Hauptfächern ein, und setzt unter diese, was darunter gehört. Von jedem Buch gibt er die Titel vollständig, auch grösstentheils mit Bemerkung der Seitenzahl an. (Für einen Uebelstand hält es Rec., dass die Griechischen Titel etlicher Schriften, welche vorkommen, mit lateinischen Lettern gedruckt sind.) Darauf folgt ein Verzeichniss der kritischen Blätter und Werke, in denen sich Recensionen von dem Buche finden, und hierauf liest man eine aus diesen Recensionen gezogene, kurze Inhaltsanzeige und Beurtheilung des Buchs. Man sieht den Nutzen von einer solchen Arbeit leicht ein. Der Arzt, der sich um die Literatur seiner Wissenschaft bekümmert, hat in diesem Werk eine jährliche ziemlich vollständige Uebersicht derselben mit sehr geringen Kosten, und diese Uebersicht wird künftig sicher an Vollständigkeit gewinnen, so wie das Institut des Vf. selbst mehr Grund gewinnt, und er auch mehrere

kritische Blätter des Auslandes, deren etliche er schon braucht, nutzen wird. Auch durch den correcten Druck und durch das schöne Papier zeichnet sich dieses Repertorium vortheilhaft aus.

STENDAL, b. Franzen und Grosse: *Von der Pest, ihren Ursachen, Zufällen, Behandlung und Sicherungsmitteln.* Aus dem Französischen von D. F. D. in G. Zweyter Theil. 1790. 370 S. 8.

Die Bemühung der Verleger, die angefangene Uebersetzung dieses von *Chicoyneau* gesammelten Werkes fortzusetzen, verdient den Beyfall des Publicums. Die Seuche, welche in diesem Werk so genau beschrieben wird, war eine der tödtlichsten in unserm Jahrhundert: sie tödtete von 90,000 Menschen zu Marseille 39.134, in Toulon von 22,000 Menschen 13,160, zu Arles von 12,000 8,110, und zu Aix von 24,000 7,534 Menschen. Die Bevölkerung in allen Städten und Orten, wo sie herrschte, betrug beym Ausbruch derselben, 247, 869 Menschen, von denen 87,666 vom 10ten Julius 1720 bis den 1 Sept. 1721 ein Raub des Todes wurden. Die Uebersetzung des ersten Theils hatte Hr. *Ringebroig* besorgt: weil aber dieser zur Fortsetzung nicht bewogen werden konnte, so wurde sie einem andern aufgetragen, der sie mit Fleiss und Treue verfertigt hat.

STENDAL, b. Franzen u. Grosse: *Nicolas Fontana Bemerkungen über die Krankheiten, womit die Europäer in warmen Himmelsstrichen und auf langen Seereisen befallen werden; auf einer Seereise nach Ostindien gemacht* Aus dem Italiänischen. 1790. XII. und 123. 4.

Ein grosser Theil dieses Buches besteht aus Tabellen, auf welchen Witterungsbeobachtungen auf der Reise und in Ostindien verzeichnet sind. Der übrige Theil handelt von den nachlassenden Fiebern, der Ruhr, der Cholera, der Leberentzündung, der Gicht, dem Scorbut und der Lustseuche. Das Werk enthält nichts Eigenes, und viele Krankengeschichten, die es ohne Noth vergrössern. Die Uebersetzung gehört unter die mittelmässigen.

PAEDAGOGIK.

HALLE, b. Gebauer: *Neues Elementarwerk für die niedern Klassen lateinischer Schulen und Gymnasien.* — *Erster Theil.* Lat. Lesebuch für die ersten Anfänger oder die unterste Klasse. *Dritte Auflage.* 1784. XXVIII u. 348 S. — *Sechster Theil.* Lat. Lesebuch für den zweyten Cursus oder die siebente Klasse. *Zweite verbesserte Auflage.* 1789. XIV u. 320 S. — *Vierter Theil.* Mathematisches Lehrbuch für die achte Klasse oder den ersten Cursus. *Zweyt. Auflage.* Mit 7 Kupfertafeln. 1789. 214 S. — *Dritter Theil.* Deutsches Lesebuch für die unterste Klasse nebst den Anfangsgründen der deutschen Sprachkunst und Kinderlogik. *Zweyte Auflage.* 1790. 306 S. — *Dreyzehnter Theil.* Lat. Lesebuch für den vierten Cursus. *Zweyte Abtheilung.* 1792. 236 S. gr. 8. (Preis dieser Theile 3 Rthlr. 8 gr.)

Die neuen Auflagen dieser Theile sind meist unverändert geblieben. Der sechste Theil hat einige kleine Abänderungen bekommen. Die zweyte Abtheilung des 13ten Theils ist neu und enthält *selecta historiae romanae capita ex Livio aliisque scriptoribus excerpta.* Den Beschluss dieser Abtheilung machen die Thaten und Schicksale des Hannibal in Italien. Da die Zeit auf Schulen zu kurz, vielleicht auch zu kostbar ist, um den ganzen Livius zu lesen, so wird diese Quintessenz aus ihm und den übrigen Geschichtschreibern der R. Geschichte ohne Zweifel Lehrern und Schülern gleich willkommen seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Göttingen*, b. Dietrich: *Beyträge zur Geschichte der Angusturarinde* gesammelt und herausgegeben von *F. A. A. Meyer, d. A. und W. D.* 1793. 72 S. 8. Dies ist ein Nachtrag zu den Nachrichten, die der Herausg. in seinen *medicinischen Versuchen* von dieser Rinde mitgetheilt hat. Zuerst ein *Auszug aus des Wundarztes Wilkinson zu Sunderland Bemerk. üb. die Angusturarinde* (aus Simmon's medical facts and obs. Vol. II.) Es *soll* ein Auszug seyn, aber *Wilkinson* redet darinn nur zuweilen in der ersten Person, übrigens redet der Herausgeb. oder — man weiss nicht wer. Eine grosse Nachlässigkeit mit Eilfertigkeit gepaart zeigt sich hie und da in diesem Werkchen. So wird z. B. S. 41. Zeile 1. nicht gesagt, dass von chronischen Augenentzündungen die Rede ist. Diese Rinde gleicht im Geschmacke einem Gemische von Columbowurzel, Kaskarille und Kamillen; sie hat grössere antiseptische Kräfte als Chinarinde. Kinder nehmen sie lieber als letztere. Als Pulver ist es am kräftigsten. Sonst ist das Dekokt weit kräftiger als die Aufgüsse. Zimmt bessert den Geschmack sehr. Ein mit fast sechs Unzen Chinarinde vergeblich bekämpftes Wechselfieber durch 3½ Quentchen Angustura auf immer gestillt. Ein anderes mit Engbrüstigkeit, vergeblich damit behandelt. (Nachlässig hingeworfene) Fälle von gastrischem Faulfieber, Kindbettfieber, von Durchfällen, allgemeiner Schwache mit Reizbarkeit, besonders von Magenschwäche, und ausserdem noch eine grosse Menge andrer innerer und äusserer Uebel (wie das bey neuen Mitteln zu geschehen pflegt!), wo sie viel Hülfe geschafft haben soll. Dann folgt S. 45 bis 53 eine flüchtige Anzeige dessen, was seit einiger Zeit von dieser Rinde hie und da in Schriften erwähnt worden. *Brande* hat ihre Verschiedenheit von der Rinde der Brucea antidysenterica zuerst gezeigt, mit der sie die englischen Droguisten für eins ausgaben. S. 55 und 60. Ein Paar Fälle vom Herausg. wo sie in einem colliquativen Durchfalle und in einem Quartanfieber widrige Zufälle zeigte. S. 63. Einige Verschiedenheiten dieser Rinde von der Brucea antidysenterica.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 28. May. 1795.

OEKONOMIE.

Nr. 1) Berlin, b. Pauli: *Untersuchung, ob die Koppelwirthschaft in den preussischen Staaten anwendbar sey, oder nicht?* von *Gottfried Ludolf Grassmann*, Prediger der(er) Dörfer Sinzlow und Kortenhagen in Pommern. 1793. 382 S. gr. 8. (20 gr.)

Nr. 2) Berlin, b. Voss: *Abhandlung über die Nützlichkeit der sogenannten Koppelwirthschaft* in Vergleichung mit der allgemein eingeführten Drey-Felder-Wirthschaft. Von *J. H. Lange*, Königl. Oekonomie-Commissarius und Kammerconducteur. 1793. 106 S. 12 S. gr. 8.

Nr. 3) Berlin, b. Maurer: *Bemerkungen über die sogenannte Koppel- und Dreyfelder-Wirthschaft* in Vergleichung mit der Wirthschaft des Camillo Tarello. Von dem Oekonomiecommissario *J. F. Lange*. 1794. 64 S. gr. 8. (6 gr.)

In Nr. 271. der A. L. Z. v. J. S. 449 ff. haben wir bereits bey der Anzeige 3 Schriften über die Anwendbarkeit, den Nutzen oder die Schädlichkeit der Koppelwirthschaft in der Mark Brandenburg, die desfalls von der königl. Akademie der Wissenschaften aufgegebene, aber nicht entschiedene Preisfrage, so wie zugleich die dadurch veranlasste Streitigkeit über die empfohlne vierfeldrige Wirthschaft, gegen die Koppel, erwähnt. Hier machen wir unsre, auf den nichts weniger als harmonischen Gang ökonomischer Aufklärung, aufmerksamen Leser mit neuen Abhandlungen darüber bekannt. Sie sind, wie die neulich angezeigten, von sehr verschiedenem Gehalt.

Der Vf. von Nr. 1) sucht zwar S. 5. den ihm gemachten Vorwurf von sich abzulehnen, als ob er noch gegen die Koppelwirthschaft stimme: allein gegen die uneingeschränkte Billigung der Koppel von Seiten desselben, werden durch diese ganz zustimmend scheinende Abhandlung bey jedem vernünftigen Leser manche Bedenken entstehen, da Hr. G. die Empfehlung dieser Wirthschaftsart mit zu vielen Besorgnissen durchwebt, und letztere fast durchgängig in ein helleres Licht stellt, als seine übrigens wohlbegründeten Empfehlungen. Mehrern Beyfall würde die ihren Gegenstand ganz umfassende, und mit einsichtsvollen Vorschlägen angefüllte Schrift erhalten, wenn der Vf. alle unnöthige Weitschweifigkeit vermieden, insonderheit die, oft mehrere Bogen einnehmenden, Verbindungen: „Wir „haben im Vorhergehenden angezeigt, wir haben in „den Vorhergehenden gesehen u. s. f.“, wo gewöhnlich halbe §§ wiederholt werden, weggelassen, und sich nicht an so vielen Stellen undeutsch ausgedrückt hätte, als z. B. *in der Blüthe* st. in *die* Blüthe zu treten; auf *der* Weide st. auf *die* Weide treiben, in *einem* Zustande versetzet u. dgl. Auch die gehäuften Declamationen gegen Gemeinheiten, Weide auf Wiesen ganz im Schubartischen Ton, so wie gegen die Wirthschaft in dreyen Feldern, welche er höchstens nur in einigen fruchtbaren Gegenden in der Ukraine gelten lassen will, sind nicht sehr zu billigen. So werden auch einige Vorschlage desselben v. S. 190 — 200 in Absicht auf Düngersammlung, Bereitung und Düngermagazine bey grossen Städten, wenig Beyfall von Seiten der Oekonomie sowohl, als der im letzten Falle dabey eintretenden höhern Polizey, erhalten.

Der Vf. von Nr. 2), der an Einsicht und Gründlichkeit Hn. G. weit nachsteht, stimmt schon in der Dedication an S. Kön. Majestät für *allgemeine* Einführung der Koppeln in der Mark Brandenburg. In der Abhandlung selbst findet man auf den ersten 50 Seiten vieles durch einander, aber wenig auf die Koppeln abzweckendes; und auf den letzten 56 S. mehr unnöthige Berechnungen zu Gunsten der Koppelwirthschaft, als hinlänglich belehrende Gründe für ihre Einführung. Was für Belehrungen lassen sich aber von einem Oekonomen erwarten, der sich S. 21. nachstehendes Räsonnement erlaubt: „Man kann nicht sagen, dass das „Bracheliegen nothwendig sey, damit man hinlänglich „Zeit gewinne, den Acker zur Wintersaat gehörig zu„zubereiten Denn der Landmann kann zu der Zube„reitung des Ackers zur Wintersaat im Herbst eben so„wohl als im Frühjahr beynahe 3 Monat Zeit verwen„den, und dennoch die Aussaung so zeitig bewirken, „als wenn der Acker schon im Sommer in der Brache „gepflüget wäre;“ und der von „*zeitiger Saat* und *Vorbereitung des Ackers bis zum December*“ spricht?

Gleichen Gehalts sind Hn. *J. F. Langens* Bemerkungen in Nr. III. Ueberdiess findet man hier noch Dinge andrer Art. Sein Plan war, des Hn. Curatoris der Akademie Bemerkungen zur Empfehlung der vierfeldrigen Wirthschaft, gegen die dagegen abzweckenden Bemerkungen des Hn. Geh. Commercienrath *v. Wolff* in Schutz zu nehmen. Zu diesem Behufe stellt er seinen *Camillo Tarello*, (einen Venetianischen Oekonom aus dem 16 Jahrhundert,) dessen Methode mit Grunde der Vf. von Nr. 2) S. 1. verwirft, als entscheidenden Richter auf, der nur den 4ten Theil des Ackers jährlich zu besäen anräth; und damit ist S. 55. der Hr. Geh. R. *v. W.*, und mit ihm jeder Anpreiser der Koppel-

pelwirthschaft für die Märkischen Lande völlig widerlegt.

Möchte sich doch ein Mann, (der S. 2. in der Vorr.) alles Leidenschaftliche ausser Verbindung mit seiner Absicht setzt, und doch immer leidenschaftlich spricht, sich nicht in eine solche Streitigkeit gemischt haben! Möchte wenigstens dieser Hr. *L.* fühlen, dass er sich selbst schändet, da er S. 23. 27. u. 45. ganz der Wahrheit entgegen behauptet: dass der Hr. G. R. *v. W.* jährlich über 2000 Rthlr. an Stroh und Heu zukaufen müsse und zugekauft habe, da doch in desselben offenen Angaben von seiner ersten Einrichtung der Koppeln (S. 54. der neulich angezeigten Schrift von ihm) in *sechs* Jahren auf 2 so grofsen Landgütern mit Einschluss 3 Vorwerke nicht mehr als für 2677 Rthlr. 19 gl. 6 Pf. an Heu und Stroh zum ersten Etablissement dieser neuen Wirthschaftsart zugekauft war! Dies sey genug zur Rüge unbefangener Kritik!

Das Resultat von Lesung dieser und anderer Schriften kann und wird kein andres seyn, als volle Zustimmung zu der in ihnen der Mark empfohlnen neuen Bewirthschaftung in Koppeln, ohne Aufdringung derselben! Besitzer grofser Güter heben in reeller Empfehlung derselben an: Communen werden von der höhern Polizey sodann, nach den Grafsmannischen Vorschlägen, sich williger leiten lassen, eine Abänderung einzugehen, von welcher sie, wo auch nicht viele Erleichterung, doch *reichlichere* Belohnung ihrer Arbeit wegen des Gelingens rühmlicher Vorgänger hoffen können. Schriftliche Anpreisungen hätten wir nun im Ueberfluss, und Einwendungen dagegen sind auch sattsam widerlegt!

HAMBURG, b. Hoffmann: *Ueber die Anwendbarkeit der Koppelwirthschaft in der Mark Brandenburg mit einer Vorerinnerung die durch die Bemerkungen des Herrn Grafen von Herzberg über die holsteinische Koppelwirthschaft veranlasset worden, von Otto Benedict Janeke,* Fürst-Bischöflich-Lübeckschen Kammerrath. 1794. 125 S. 8. *)

Auch diese Schrift war unter den auf die gedachte Preisfrage eingelaufenen. Hr. *J.* glaubte sich verpflichtet den Grund oder Ungrund der Behauptungen Hn. Grafsmanns und andrer Gegner der Koppelwirthschaft näher zu prüfen. Er will zuerst das Nützliche oder Nachtheilige einer Wirthschaftsart überhaupt kürzlich berühren und durch ein Beyspiel beweisen, welchen Ertrag der Acker eines nach den Grundsätzen der holsteinischen Wirthschaft eingerichteten Gutes wirklich liefert, und wieviel geringer die Einnahme sey, die von einem in 3 Feldern genutzten Gute, im Verhältniss mit seiner Gröfse nur zu erwarten steht, oder auf das sorgfältigste berechnet werden kann. Das Beyspiel eines gehörig cultivirten holsteinischen Gutes nimmt Hr. J. von dem, in den Schleswigholsteinischen Provinzialberichten v. J. 1793. St. 6. beschriebenem Gute, dessen Ertrag und Bewirthschaftung während eines Zeitraums von 160 Jahren gezogen und angezeigt ist. Den Ertrag der 8 letzten berechneten Jahre vom May 1788 bis 1791 betrug vom Ackerbau und der Kuhnutzung (Holländerey) im Durchschnitt 9143 Rthlr. folglich die Nutzung einer jeden Tonne Landes jährlich über 10½ Rthlr. holstein. Courant und mehr als 13 Rthlr. preufs. Courant. (Eine Tonne Landes besteht in 240, oder jede 2 Morgen in 243, Quadratruthen nach Hamburgischen Maasse). Diesem Gute setzt der Vf. das von dem Hn. v. *Münchhausen* in der *Oeconomia forensis* (Hr. v. *Benekendorf* war Vf. derselben) zum Beyspiel genommene Gut Allenshagen entgegen, dessen Ertrag nach den Grundsätzen bey der Dreyfelderwirthschaft berechnet worden, entgegen, und zeigt daraus, dass bey der Wirthschaft in 3 Feldern nur 4615 Rthlr. folglich 5024 Rthlr. weniger, als nach der holsteinischen Koppelwirthschaft herauskommen. Noch beruft sich Hr. J. S. 28. auf ein Beyspiel, wo vor nur wenigen Jahren der Acker von drey, in 3 Feldern gelegenen und genutzten kleinen Vorwerken, nachdem sie zusammengezogen und ein gröfseres Landgut, in 11 Koppeln eingetheilet, daraus gemacht und nach der holsteinischen Wirthschaft eingerichtet worden, gleich im ersten Jahre nach dieser Veränderung, den Ertrag mehr als gedoppelt geliefert hat, wozu diese vormaligen 3 Vorwerke theils gerichtlich, theils nach der landschaftlichen Taxe abgeschätzt worden, als sie im Durchschnitt der vor dieser Veränderung verflossenen letztern 6 Jahre wirklich eingebracht haben. Endlich führt der Vf. noch die Abhandlung des Hn. geh. Commerzienraths von *Wolf*, die von der Academie der Wissenschaften das Accessit erhalten hat, zu seinem Beweise an. Hr. *v. W.* hatte auf seinen Gütern, die in 3 Feldern lagen, nicht die eigentliche Koppel, sondern eine meklenburgische so genannte Schlagwirthschaft eingeführet, die jedoch mit der Koppelwirthschaft im Wesentlichen, nämlich im abwechselnden Gebrauch des Ackers zum Kornbau und zur Weide sehr übereinkommt. Am Ende der Dreyfelderwirthschaft, auf Trinitatis 1783, waren auf diesen Gütern vorhanden, 72 Ochsen, 3 Bullen, 85 Kühe 21 Stück Güsteviehs und 1923 Schafe. Auf Trinit. 1789 waren auf diesen Gütern aber 151 Stück Rindvieh und 378 Schafe mehr, als bey der Dreyfelderwirthschaft. Die Melkerey (Holländerey) brachte nun nach eingerichteten Schlagwirthschaft jährlich mehr als dreymal so viel, als sie bey der vormaligen Dreyfelderwirthschaft eingetragen hatte. Bey eben dieser Wirthschaft waren von 17$\frac{7}{8}$ nur gedroschen 1833 Wisp. 6 Schfl. 10 Metzen, von 17$\frac{8}{9}$ hingegen 2315 - 23—7 und an Aussaat waren überdies noch 40 Wispel und 4 Metzen ersparet worden.

Nun schreitet Hr. J. zur Widerlegung der besondern Einwürfe des Hn. Grafen von Herzberg.

1) „Der Dünger von dem auf den Koppeln weidenden Viehe gehe verloren." — Hiewider wird geantwortet, dass die Erfahrung nicht dafür sey, und der ruhende Acker durch den Dünger des weidenden Viehes fruchtbar gemacht werde, wie solches auch bey der Dreyfelderwirthschaft geschehe, der 10 und mehrere Jahre ruhen

*) Diese Recension hat einen andern Verf., als die vorhergehende. *A. d. H.*

ruhen müsse, um so wohl durch die Ruhe, als den Mist des weidenden Viehes zu 1 oder 2 Kornsaaten wieder tauglich zu werden. — Mit dieser Beantwortung kann Rec. nicht so ganz übereinstimmen. Nur da lässt man den Acker 6, 9, und mehrere Jahre ruhen, wo er sehr leicht ist. Auf solchen sandigen leichten Feldern wächset wenig oder gar kein Gras für das grosse Vieh, nur nothdürftig für die Schafe. Der davon abfallende Dünger thut hier nichts, weil, wenn auch einige Kräfte davon einziehen, Sonne und Regen doch bald alles hinwegnehmen, wie solcher in den sandigen Ländern auch aus dem vom Hofe dahin gefahrnen Dünger zu sehen ist, der wenig mehr als für eine Aerndte anzieht, dagegen solcher Dünger auf einem festen Boden wohl drey Jahre hindurch noch seine Kräfte bewähren kann. Die Ruhe des leichten Ackers dient bloss dazu, dass der Sandboden sich wieder setze und fest werde. Eine Beackerung von mehreren Jahren hintereinander macht ihn so locker, dass Luft und Sonne, am meisten aber die Winde, ihn noch mehr lose und für die Saatpflanze ganz nahrlos werden lassen. 2) „Das nächtliche Aussenbleiben des Viehes sey eine Ursache vieler Krankheiten, und so gar sey die Viehseuche in Holstein viel gemeiner und anhaltender gewesen, als in den Ländern, wo keine Koppelwirthschaft statt findet." — Antwort: Wild und Pferde, die Tag und Nacht im Felde gehen, erkranken nicht. Die Viehseuche kam aus Holland und Deutschland, wo man keine Koppelwirthschaft hatte, über die Elbe nach Holstein. Wäre das nächtliche Aussenbleiben des Hornviehes an der Seuche Schuld, so würde sie schon seit Jahrhunderten hier bekannt und einheimisch gewesen seyn. Möchte nun ja die Seuche in Holstein länger angehalten haben, so könnte etwa die Inoculation derselben daran Schuld seyn, als welche man so lange als möglich fortsetzte, um zu den Holländereyen, die auf den Gütern schon meistens mit durchgeseuchtem Viehe besetzt waren, junges, durchgeseuchtes Vieh zum Einschuss, in hinlänglicher Anzahl sich zu verschaffen. Hatte doch die Koppelwirthschaft den Vortheil noch, dass das Vieh, wenn die Seuche sich im Sommer spüren liess, so fort von einander abgesondert, auf 4 und mehr Koppeln vertheilt, und hiemit ein Theil der Heerde gerettet wurde, welches bey der Drey- und Vierfelderwirthschaft nicht geschehen kann. — (Aber warum nicht? Hat man ausser den Ackerfeldern Nebenweiden, so lässt sich das gesunde Vieh darauf leicht trennen, wenn selbigem ein entlegener Platz angewiesen und eingefriedet wird. Eben dieses kann auch auf nicht kleinen Brachfeldern geschehen, wie solches hie und da zur Zeit der Viehseuche auch ausserhalb der Brandenburgischen Länder mit Nutzen geschah. — 3) Die kleinen Landeigenthümer, die nur 100 bis 120 Morgen, oder etwa 50 bis 60 Tonnen Ackerland besitzen, würden — a) so kleine Koppeln erhalten, dass das Vieh sich kaum darinnen kehren könne." — Antw. Hundert holsteinische Bauern haben nur 50 bis 60 Tonnen Landes. Dieses in 10 Koppeln getheilet, hat jede eine Grösse von 5 oder 6 Tonnen, oder 12 bis 1400 Quadratruthen Landes, worauf 20 und mehr Stücke Viehes reichlichen Platz hat, zu gehen und sich zu kehren und zu wenden wie es will. — (Hiebey ist nur vorauszusetzen, dass dergleichen kleine Koppeln guten Grund und Boden haben müssen. Schlechter und weniger Acker wird nur wenig Vieh sättigen können. Wie wird es aber um die sogenannten Cosaten, deren es in einem Dorfe fast immer mehr, als der Bauern gibt, und die, gegen letztere gerechnet, kaum den 10 bis 20sten Theil des Ackerfeldes haben, aussehen?) — b) „Die Befriedigungen würden dem kleinen Eigenthümer zu kostbar werden." — Antw.: Die erste Einrichtung nur kann Arbeit und Schwierigkeiten haben; der fleissige und wohlhabende Bauer in Holstein überwindet solche, ohne sich darüber zu beklagen. — (Sind aber wohl überall dergleichen wohlhabende Bauern und Cosaten zu finden, und werden die anzulegenden Hecken nach Beschaffenheit des Bodens wohl in 10 bis 15 Jahren hoch genug angewachsen seyn, um das Durchdringen und Ueberspringen des Viehes zu verhindern? Wohlhabende Bauern werden es also nur allein seyn können, welche, zumal in holzarmen Gegenden, todte Zäune zu Anfange anlegen, oder Geld genug anwenden können, durch Taglöhner recht breite und tiefe Gräben auswerfen zu lassen. Wird die Landesherrschaft auch wohl armen Bauern und Cossaten in den ersten Jahren Freyheit von Abgaben bewilligen, um die Kosten der ersten Arbeit ihnen dadurch zu vergüten? — c) „Der Bauer würde zu viel Hirten halten müssen." Antw.: Er hält in den eingefriedeten Koppeln gar keine. — d) „Der Bauer würde durch Viehzucht und Hütung nie gewinnen, was er an dem Kornertrage einbüsset." — Antw.: „Die obigen Beweise besagen das Gegentheil, da der Eigenthümer von seinem Vieh so viel Dünger erhält, als zur Befruchtung des Ackers nöthig ist, so wie das Vieh durch seine Milch, die zur Speise dienet, und zum Butter- und Käsemachen, wie auch zum Mästen der Schweine angewendet wird, dem Eigenthümer im Ganzen fast denselben Nutzen verschafft, den er sich von seinen mit Korn besäeten Koppeln zu versprechen hat." — 4) „Die Abzugsgräben und Befriedigungen nehmen zu viel Land weg." — Antw.: Abzugsgräben, an den gehörigen Stellen gezogen, schaffen, wie die Befriedigungen, Nutzen. — (Nehmen aber dem geringen Landmanne seine Befriedigungsgräben doch nicht zu viel Land weg, und verliert er hiemit nicht ungleich mehr, als der Gutsbesitzer eines grossen Areals? Abzugsgräben sind aber auf hohen Feldern selten nöthig. — 5) „Der Schatten der Buschzäune und der Schnee, der sich hinter ihnen setzt, verdirbt Getreide und Graswuchs. Die Engländer begehen denselben Fehler." — Antw.: Weder in England noch Holstein bemerkt man dergleichen Nachtheil. Im Brachjahre wird das Gebüsch von den Befriedigungen weggehauen. Im 2ten Jahre ist Sommergetraide auf der Koppel. Im folgenden Winter ist zwar gemeiniglich Roggen auf der Koppel, auch ist das Gebüsch schon einigermassen, doch nicht so weit angewachsen, dass sich der Schnee dahin-

 ter

ter sehr anhäufen, und im Frühjahre zu spät liegen bleiben sollte. Im letztern Falle, der nicht oft eintritt, läst der aufmerksame Wirth den Schnee in die Befriedigungsgräben schaufeln, wodurch der zu besorgende Nachtheil abgewendet wird. — (Dies ist nicht immer möglich, wenn die Gräben auch mit Schnee ausgefüllet, und Schneeberge dies- und jenseits der Hecken entstanden sind. Unter dem von Sonne und Luft nach und nach in Wasser zergehenden Schnee verfault sodann die Saat, wie wir solches hier zu Lande an Zäunen und Bergen mehrmals gesehen haben. Auch muss Rec. noch dieses bemerken, dass in kleinen eingeschlossenen Koppeln die Saat von späten Nachtfrösten verderben werde, da die Vegetation wegen der darin mehr herrschenden Wärme und Stille der Luft früher, als auf offenenen Feldern anfängt, und Bäume und Saaten, wie erfahrnen Landwirthen bekannt ist, sodann leicht erfrieren.) Zu den wichtigsten Fehlern der Wirthschaft in drey Feldern rechnet der Vf.: 1) dass durch die Brache, wenn sie diesen Namen verdienen, und den Acker zur nachfolgenden Wintersaat zweckmässig vorbereiten soll, die Nutzung des 3ten Theils fast vom ganzen Acker verloren geht. (Warum nicht recht zubereitet? Die wenigsten Ackerfelder in Brandenburg, Sachsen u. s. w. sind von der Beschaffenheit, dass sie nicht, blos als Dreyfelder, sollten zur Wintersaat im Herbst gut zubereitet werden können. Bey der Koppelwithschaft muss man z. B. bereits im Herbst 1794 zum erstenmale pflügen, und sodann im J. 1795 mit mehrmaligem Wenden fortfahren, um im folgenden Herbste das Winterkorn einzusäen, weil dergleichen Aecker zu fest und zu sehr durch die lange Ruhe verqueckt und fest geworden sind. Diess ist nicht der Fall bey den Dreyfeldern. Das 1795 zu besäende Feld wird erst gegen oder in der Mitte des Junius aufgebrochen, oder zum erstenmal gepflüget, gegen Ende oder in der Mitte des Augusts gewendet, und da um diese Zeit noch die meiste Hitze ist, durch die Egge von Quecken und allerley Unkrautswurzeln möglichst gereinigt, mit dieser letztern Arbeit und mit abermaligem Wenden von 14 zu 14 Tagen so oft fortgefahren, bis gegen und nach Michaelis zur Saat gepflügt werden kann. In schlechten oder leichten Ländern, wo der Acker 6, 9. oder gar 2 Jahr geruhet hat, wird zu Anfange des Septembers nur einmal gepflügt, und der Roggen aufs Gepflügte gesäet, und sodann eingeeggt. Denn der leichte Boden muss, wie oben bereits erinnert worden, in der möglichsten Festigkeit erhalten werden. 2) Zwischen der Grösse des zu düngenden Ackers, der den dritten Theil des Feldes ausmacht, und dem wenigen Dünger von der bey dieser Wirthschaft nur zu haltenden kleinen Anzahl Viehes ist gar kein Verhältniss. — (Sind die Dreyfelder gross, und zu den guten oder wenigstens doch mittelmässigen zu rechnen, auch, wie gemeiniglich, noch Nebenweiden vorhanden: so kann dabey wohl ein rechtes Verhältniss des Viehes zur genugsamen Düngererhaltung herauskommen. Das Vieh hat seine Weide auf der Brache bis in den Junius hinein, sodann auf der sogenannten Wendfahre, und endlich auf dem abgeärndteten Stoppelfelde. Rec. kennt in Brandenburg, Sachsen und mehrern angrenzenden Provinzen sehr viele Gegenden und Oerter, wo der Acker alle 3 Jahr, ja wo das Winterfeld nicht nur, sondern auch sogar das unmittelbar darauf folgende Sommerfeld gedünget wird.) 3) Wird die Brache vom Frühling an bis zur Aernte, oder gar noch länger, als Weide fürs Vieh genutzt, so kann der Acker nicht zur Herbstsaat gehörig vorbereitet werden. — Dieser Einwurf ist schon bey Nr. 1) beantwortet worden; nur ist noch zu erinnern, dass man bey der Bearbeitung gras- oder krautartiger Aecker kürzer und besser bey der Dreyfelderwirthschaft wegkommt, da in den kurzen Zwischenräumen der verschiedenen Pflugarten Gras und Unkrautwurzeln weit eher zerstört, und von der Sommerhitze zum Vertrocknen gebracht werden, als wo man den Quecken und dem Unkraut längere Fristen einräumt. 4) Es fehlet dem Acker bey der Dreyfelderwirthschaft gänzlich an Ruhe, um diejenigen Bestandtheile zu gewinnen, die eine ergiebige Aernte, nicht blos an sich, sondern an Körnern verschaffen können.

(Der Beschluss folgt.)

PARIS: *Extrait de l'Instruction pour les bergers et les Proprietaires des troupeaux;* par le Citoyen *Daubenton*, Professeur de l'histoire naturelle au Museum national, L'an deux. (1794.) 12½ Bog. 12.

Ein Auszug des bekannten Daubentonschen Werks über die Schafzucht, welches 1778 unter dem Titel: *Instruction pour les bergers* etc. herauskam, und auch bey uns eine gute Uebersetzung erhalten hat. Der verdiente Vf., der noch jetzt in einem hohen Alter, seine vieljährigen Versuche über die Verbesserung der franz. Schafzucht fortsetzt, ward von der N. V. aufgefodert, eine abgekürzte, wohlfeilere Ausgabe seines erstgedachten Werkes zu veranstalten. Da die Absicht der Nat. Vers. blos dahin ausging, ein für die Schafer und Landleute fassliches Handbuch zu verbreiten, so sahe sich der Vf. genöthigt, alles, was nicht unmittelbar auf die Wartung der Heerde, und die Eigenschaften eines guten Schäfers abzweckte, wegzulassen. Er behielt, wie im grössern Werk, auch in diesem, die Katechismusform bey, weil er glaubte, dass in dieser Gestalt selbige den mehrsten Eingang finde. Das Werk ist in sechs Lectionen abgetheilt. Die Fragen und Antworten sind weder zu gesucht, noch auch zu einfältig; zwey Fehler, die man in den mehresten Büchern für Landleute so häufig antrifft. Von eben diesem Werke wird bereits eine zweyte, aber unveränderte, Auflage veranstaltet. Die N. V. läst gegenwärtig das grössere Werk des nemlichen Vf. auf Kosten der Nation drucken, und bestimmt selbiges als ein Geschenk für den Vf.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. May 1795.

OEKONOMIE.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Ueber die Anwendbarkeit der Koppelwirthschaft in der Mark Brandenburg* etc., von *Otto Benedict Jancke* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.*)

Rec. ist gleichfalls der Meynung, dass Acker, welcher geruht hat, mehr Körner gibt, als derjenige, welcher keine Ruhe geniesst. In den Dreyfeldern hat nun freylich der Acker bey weitem nicht so lange Ruhe, als bey der Koppelwirthschaft, und bey jener kann nur allein die Gleichheit des Kornertrages an solchen Oertern erhalten werden, wo der Viehstand mit dem Acker im Gleichgewichte steht, und daher durch reichlichen Dünger, mit guter übriger Cultur verbunden, wohl gepfleget wird. Sind die Aecker an und für sich mehr stark, als leicht, so werden sie in ihrem guten Ertrage durch die Abwechselung mit Winter- und Sommergetreide, Hülsenfrüchten, Klee und Küchengewächsen verbessert, da es Landwirthen aus Erfahrung bekannt ist, dass auf solche Weise die guten Aernten erhalten werden. Das bekannte *Reichardsche Aeckersystem* läfst nach analogischer Gartencultur dem Acker gar keine Ruhe oder Abwechselung zwischen Kornbau und Wiesewachs oder Brache, und enthält in einer Reihe von 6 und mehrern Jahren eine stete Abwechselung der mancherley Kornarten und Küchengewächse, dass der Acker, der in diesem Jahre z. E. Weizen getragen, erst nach 6 oder mehrern Jahren wieder mit dieser Getreideart bestellet wird. Wo aber dieses Ackersystem, der Feldgemeinheit wegen, nicht eingeführt worden, da hat man doch an vielen Orten bey genugsamer Nebenweide und hinlänglichem Wiesenwachs in der Dreyfelderwirthschaft sich nach und nach längst so weit gehoben, dass man fast die Hälfte der Brache mit Hülsenfrüchten, Flachs, Hanf, Hirse, Kartoffeln u. s. w. bestellt, wodurch der Acker zu sehr guten Kornärnten vorbereitet, und also weniger Brachen oder Pflugarten für das darauf folgende Wintergetreide erfodert wird. Rec. will dem Vf. seine Entfernung von Vorurtheil oder ungegründeter gänzlicher Anhänglichkeit ans Alte, oder Gewöhnliche, noch damit zeigen, dass er zu dessen Behauptungen für die Koppelwirthschaft einen in seiner Schrift übergangenen Hauptvortheil dieser Wirthschaft noch hinzuthut, nemlich die Ausrottung mancher Unkräuter, die bey der Drey- und Vierfelderwirthschaft bestehen, und die Aernten nach Beschaffenheit des Witterungslaufs oft sehr vermindern. Dergleichen sind: Hederich, Lolch, wilder Haber, Trespe, Raden u. m. dgl. Die Saamen dieser Unkräuter können 3 bis 4, und manche wohl mehr Jahre in der Erde ohne aufzugehen liegen, bis sie darauf, durch den Pflug gelüftet, mit dem guten Getreidesamen aufgehen. Bey der Koppelwirthschaft hingegen werden sie doch nach 9, 10 oder 11 Jahren in der Erde zur Verwesung kommen müssen.

S. 94. beginnt die Beantwortung der von der Akad. d. Wiss. vorgelegten Fragen. Bey der ersten: Unter welchen Umständen ist die Koppelwirthschaft einem Staate nützlich oder schädlich? bezieht sich der Vf. auf das, was er bereits gesagt habe, nämlich dass bey der Koppelwirthschaft der Landmann Freyheit und Gelegenheit erhalte, seinen Acker aufs vortheilhafteste zu nutzen, und daher desto mehr zum Fleiss ermuntert, hiemit aber dem Staate nicht geschadet, sondern vielmehr genutzet werde. Die 2te Frage ist: Kann die Mark Brandenburg, bey ihren gröfstentheils hohen, leichten, und zum natürlichen Graswuchs wenig geschickten Feldern, die Koppelwirthschaft dennoch mit Vortheil einführen? — Hierauf wird vom Vf. gesagt, dass, bey Voraussetzung des ländlichen Fleisses, die den Kräften der leichten Felder angemessenen Getreidearten, auf den mit Schutz gebenden Befriedigungen versehenen Koppeln, in gröfserer Menge gedeihen, die Weide verbessert, und der Viehstand einen gröfsern Ertrag liefern werde, als vorher; wozu ein Beyspiel von einigen Dorfschaften in Holstein angeführt wird. Die 3te Frage ist: Worin kann der Nutzen davon für den Privateigenthümer und für den Staat bestehen? Die Antwort gründet sich darauf, dass der Wohlstand des Landmanns durch den erweislichen Zuwachs seines Gewerbes befördert, zugleich die Menge der Landesproducte vermehrt, und daher durch die Koppelwirthschaft der Staat in gleichem Maafse gewinnen werde. In der 4ten Aufgabe wird gefragt: Ist das Vorgeben gegründet, dass die Einführung der Koppelwirthschaft in der Mark Brandenburg schädlich sey? Hier hat Hr. J. Hn. *Grassmann* besonders zum Gegner. Dieser behauptet, dass dem Bauer bey der Koppelwirthschaft nicht so viel Land gelassen werde, als er bey der Dreyfelderwirthschaft an seinen ⅔ zu bearbeiten habe. Desshalb brauche der Bauer weniger Arbeiter, so dass der dritte Theil werde ausser Brod gesetzt, und zum Auswandern gebracht werden. Zum Beweise bezieht sich Hr. *Grassmann* auf einen in Schlözers Staatsanzeigen angeführten Bericht des regierenden Herzogs von Meklenburg an den römischen Kaiser, worin gesagt wird: „Der Adel konnte durch die eingeführte Koppelwirthschaft einen Theil der dienstleistenden Arbeiter

beiter entbehren, daher liefs ein Theil deffelben ganze Dörfer eingehen, und zog das Land hin zu feinen Gütern, welche er nun, durch die eingeführten Ackerfchläge mit weniger Leuten benutzte. Auf folche Art waren fchon in 27 Jahren über 49 Dörfer eingezogen worden, ohne die vielen abgefchafften einzelnen Familien zu rechnen „fo dafs aus jenen Dörfern fchon 165 Bauern weniger geworden waren." —

Die Unkunde der Dreyfelderwirthfchaft in der Mark verleitet den Vf. S. 97. zu einer falfchen Vergleichung deffelben mit der Koppelwirthfchaft. Diefer zufolge befteht das Feld eines Märkifchen Dorfs mit Ausfchlufs der Wiefen in 900 Morgen zu 300 Quadratruthen gerechnet. In der Dreyfelderwirthfchaft wird die Gemeinweide etwa den dritten Theil oder 300 Morgen wegnehmen und zum Ackerbau 600 Morgen übrig bleiben. Von diefen 600 Morgen wird ein Drittheil, oder 200 Morgen gebrachet, (in der Brache, oder unbefäet, gelaffen) und zwey Drittel, oder 400 Morgen befäet. Nach den Regeln der Koppelwirthfchaft hingegen, und wenn jeder Theilnehmer 10 Koppeln erhält, ward von ganzem Felde nur ein Zehntel, oder 90 Morgen gebrachet, 5 Zehntel oder 450 Morgen befäet und 4 Zehntel oder 360 Morgen geweidet. Der Unterfchied befteht alfo darin, dafs bey der Koppelwirthfchaft 110 Morgen weniger zu brachen, hingegen 50 Morgen mehr zu befäen und 360 Morgen mehr zu weiden feyn, als bey der Dreyfelderwirthfchaft. — Die wahre Rechnung aber gibt doch letzterer Wirthfchaft in der Mark weit mehr Ausfaat. Denn die 3 Felder find fich faft überall in der Morgenzahl gleich. In dem ganzen Winterfelde wird alles befäet. Im ganzen Sommerfelde auch alles mit Sommergetraide. Hat ein Dorf oder eine Ackerftadt Nebenweide, fo gehen an manchen Orten mehr, doch faft überall 100 Morgen auf die fogenannte Sömmerung oder Befäung der Brache mit Hülfengewächfen, Hirfe, Flachs, Mohn u. f. f. ab. Der Dreyfelder habe demnach jährlich 700 Morgen, alfo 250 Morgen mehr als der Koppelwirthfchafter zu befäen, und mehr Arbeiter als diefer anzuftellen; folglich würde die Bevölkerung durch die Dreyfelderwirthfchaft am meiften begünftigt.

Die Einziehung oder Legung der Hufen in Meklenburg leitet der Vf. aus einem andern Grunde, als der angeblich verminderten Feldarbeit bey der Koppelwirthfchaft her. Die Befitzer der Güter, fagt er S. 117., hielten es für vortheilhaft, ihre Hofländereyen zu vergröfsern, und fich für berechtiget, zu diefem Endzweck den Bauern ihre Felder abzunehmen. Sie glaubten, dafs die Bauerfelder ihnen mehr einbringen würden, als die Weide und Fütterung der Pferde und Ochfen, die fie mehr halten, und der Taglohn, den fie etwa verwenden müfsten, ihnen koften könne. Die Koppelwirthfchaft alfo war nicht die Veranlaffung diefer Operation, fondern die Abficht der Gutsbefitzer, ihre Einkünfte durch Selbftnutzung derjenigen Felder, die der Bauer bisher gehabt, wovon er mit den Seinigen gelebt, und wofür er feine Dienfte geleiftet hatte, zu vergröfsern. — Der Bauer ohne Land wird Einlieger oder Büdner. Findet er keine Gelegenheit fich zu ernähren, fo wandert er aus. (Noch Früchte der chriftlichen Wendenunterdrückung und der daraus herrührenden Leibeigenfchaft!)

Am Ende hat Hr. *J.* doch die Freude, einen feiner ftärkften Gegner, Hr. *Grafsmann*, auf feine Seite gebracht zu fehen. „Gegenwärtig, im Jahr 1793, fcheint Hr. *Gr.* (S. 121. Note) ganz anders zu denken. In feiner neuern Unterfuchung, ob die Koppelwirthfchaft in Preufsen andwendbar fey? oder nicht? erklärt er fich §. 2. für einen Freund der Koppelwirthfchaft, und hält felbige für das einzige Mittel, mageres Land mit den Jahren zu verbeffern, und durch eine kluge Leitung nach und nach dahin zu kommen, dafs man 14 Millionen Morgen in 4 Felder legte, oder in 7 Schläge (?) brächte, davon 6 Millionen als Brache und zum Futterbau nutzte, die übrigen 8 Millionen aber als reinen Acker dem Getraidebau widmete. Auf diefe Art müfste man nun anftatt einer halben Million Seelen, deren wohl eine Million und darüber bey der Landwirthfchaft anftellen und befchäftigen können. Bey der allgemeinen eingeführten Stallfütterung für Rindvieh und Pferde aber, würden wenigftens 20mal fo viel Familien Arbeit und Brod finden, als dort in den Weidefchlägen.

Rec. hat fich bey einer der allerintereffanteften Materien, die je zur Sprache kommen können, deshalb fo lange aufgehalten, damit auch der Nichtökonom wiffen könne, was dafür und dawider gefagt werden kann. Unter allen Gründen dafür fcheint der Beweis, der von der fo anfehnlichen Verbefferung der Güter des Hn. v. Wolf durch Einführung der Koppelwirthfchaft hergenommen ift, der ftärkfte unter allen zu feyn; aber weit mehr Evidenz würde die Sache erhalten, wenn Hr. *J.* feinen Lefern hätte fagen können, ob Hr. v. Wolf feine Güter erft neuerlich und etwa von einem Befitzer gekauft, der es nicht felbft, oder nicht zum beften, bewirthfchaftet, ob diefe Güter von dem jetzigen Befitzer von der Koppelwirthfchaft verpachtet oder adminiftrirt, und ob etwa die erfte Wirthfchaft irgendwo Fehler gehabt; ob etwa die Felder durch Anlegung der Befriedigungsgraben von Wafferfchäden befreyet worden, dergleichen auch bey der Dreyfelderwirthfchaft durch dienliche Abzugsgraben hätte gefchehen können und follen; ob der zeitige Gutsbefitzer durch fein Beyfpiel unter feinen Nachbarn oder Mitkreiseingefeffenen noch keine Nachfolger bekommen habe u. f. f. Rec. weifs aus Correfpondenz fo viel, dafs felbft die Kurmärkifche Krieges- und Domainenkammer nur erft einen Verfuch im Kleinen machen laffen wolle, und es einem Unterpächter des Amts *Malcho*, eine Meile von Berlin zur Pachtcondition gemacht, von gegenwärtigen Jahre an die Koppelwirthfchaft einzuführen. Da nun diefe neue Wirthfchaft gleichfam unter den Augen gedachter Kammer geführet wird, auch ein Mann zu diefer Koppelwirthfchaft ausgefucht worden, der alle erfoderliche Eigenfchaften eines zu Verfuchen aufgelegten und gefchickten Mannes befitzt: fo können alle fpeculative Landwirthe das abzulegende

de Probestück in einem nicht kleinen Felde, und dessen Boden von mittler Güte ist, ohne zu langes Warten zuverlässig erfahren.

PHYSIK.

HANNOVER, b. den Brüdern Hahn: *Kleine physikalisch chemische Abhandlungen*, von *Johann Friedrich Westrumb*, königlichem Bergcommissär. *Dritten Bandes zweytes Heft*. 1793. 376 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Versuch eines Beytrags zu den Sprachbereicherungen für die deutsche Chemie, von *J. F. Westrumb* u. s. w.

Die grossen Fortschritte, die die Scheidekunst in den neuesten Zeiten gemacht hat, haben auf eine unwiderlegbare Art bewiesen, dass die Worte und Zeichen, mit welchen die Chemisten ehmals die verschiedenen Begriffe ihrer Kunst auszudrücken pflegten, zu dieser Absicht theils nicht recht geschickt, theils nicht hinreichend seyen. Mehrere Schriftsteller haben sich daher angelegen seyn lassen, die chemische Sprache zu verbessern oder vollkommner zu machen, und ihre Bemühungen sind in der That, in Rücksicht auf verschiedene Begriffe, sehr nützlich gewesen. Indessen fehlt es uns doch immer noch an guten und schicklichen Worten für sehr viele mehr oder weniger zusammengesetzte Dinge, und selbst die von *Scheele* und *Leonhardi* erfundene oder verbesserte Nomenclatur hat ihre grossen Mängel und Unvollkommenheiten; denn sie drückt sich, sagt Hr. *W.*, noch lange nicht bestimmt genug aus, sie hat ferner zu viel veraltete Worte aus dem dunkeln Zeitalter der Chemie beybehalten, und wird unvollkommen bleiben, weil es ihr an Worten für die neuesten Entdeckungen fehlt, (denen freylich *Scheele*, weil er sie nicht kannte, keinen Namen geben konnte,) und weil sie sich zu sehr auf alte und neue Lehrmeynungen und auf die eignen Lehrsätze ihrer Erfinder gründet. Die chemische Sprache bedarf also, fährt der Vf. fort, einer Reform; die immer zahlreicher werdenden neuen Entdeckungen und Versuche, die scheinbaren und wahren Zerlegungen der sonst für einfach gehaltenen Stoffe, die merkwürdigen Beobachtungen über die Eigenschaften anderer Körper, und über die Art, sie zusammenzusetzen u. s. w. verlangen neue Worte, die Benennungen, die, wie es nicht selten der Fall ist, mit der Sache im Widerspruche stehen, oder zu gar keinen oder mangelhaften und unrichtigen Vorstellungen Gelegenheit geben, bedürfen einer Verbesserung, und die chemische Sprache muss dem jetzigen Zustande der Wissenschaft angepasst, und so der Schaden gemindert werden, den die fehlerhaften Namen, die gleichbedeutenden Worte und hypothetischen Benennungen, die bisher gebräuchlich waren, angerichtet haben. Hr. *W.* hat sich aus diesen Gründen entschlossen, den grossen Männern unserer Nation, die sich mit Abfassung einer neuen und passenden chemischen Nomenclatur beschäftigen wollen, vorzuarbeiten, und die Bausteine, die sie dereinst benutzen können, zu brechen, zuzuführen, aus dem Groben zu arbeiten und zurecht zu legen, oder mit wenigern und deutlichern Worten, (denn unser Vf. hat nicht immer die kürzesten und besten Ausdrücke gewählt,) einen Beytrag zur Verbesserung der chemischen Sprache zu liefern, und er macht uns in dieser Schrift sowohl mit den Grundsätzen, nach welchen, seiner Meynung zufolge, die neue chemische Nomenclatur gebildet werden muss, als auch mit den Namen selbst, die er für passend hält, bekannt. Wir wollen einige von diesen Benennungen ausheben, und zugleich unser Gutachten über dieselben hinzusetzen. Wer den künftigen Nomenclatoren vorarbeiten will, muss alles richtig, deutlich, geschickt und kurz ausdrücken. Hr. *W.* hat sich, wie er versichert, aufs eifrigste angelegen seyn lassen, diesen Grundsatz zu befolgen. Indessen scheinen uns doch mehrere der von ihm gewählten Namen mehr oder weniger wider diese Regel zu verstossen; sie sind nicht alle so kurz, als sie von Rechts wegen seyn sollten und könnten; mehrere Namen, die er vorschlägt, bestehen aus 4, 5, oder 6 einzelnen Worten, oder aus wahren Umschreibungen; andere, die dieser Tadel nicht trifft, sind wenigstens um nichts besser, als die, an deren Statt er sie vorschlägt. Die Körper z. B., die man bisher *brennbare* genennt hat, will er lieber *entzündliche* nennen, weil jener Name das Daseyn einer Materie voraussetze, die noch nicht erwiesen sey; diess scheint aber hier gar nicht der Fall zu seyn, die Benennung, die der Vf. verwirft, ist von dem Verhalten dieser Körper im Feuer, und nicht von einem oder dem andern ihrer Bestandtheile hergenommen, sie ist älter als der Begriff, den sich die Chemisten von einem ihrer Bestandtheile gemacht haben, und sie kann wohl nicht zu einer irrigen Meynung von der Mischung dieser Körper Gelegenheit geben. Gesetzt aber, diess wäre möglich, so könnte dies ja auch bey dem Namen, den der Vf. gewählt hat, der Fall seyn; denn das Phlogiston ist bekanntlich von einigen Scheidekünstlern auch entzündliches Wesen genennt worden, und der vorgeschlagene Name muss also eben so gut, wie jener, an dieses Wesen erinnern. Die *Metallkalke* sollen, nach Hn. *W.*, künftig *verbrannte Metalle* heissen, weil der alte Name zu einem falschen Begriffe Gelegenheit gebe. Diese Benennung ist aber von der Aehnlichkeit, die ein solches Metall mit dem im gemeinen Leben so genannten Kalke hat, hergenommen, und sie scheint uns den Zustand, den man dadurch anzeigen will, sehr gut auszudrücken; die Meynung, dass ein solcher Kalk einfacher sey; als das Metall, aus dem er entstanden ist, wird, dünkt uns, dadurch weder begünstigt, noch zweifelhaft gemacht. Die Namen, die die neuern Naturforscher den sogenannten Gasarten gegeben haben, hat Hr. *W.* ebenfalls umgeändert, und statt ihrer, wie er glaubt, schicklichere Benennungen gewählt. Er will, dass man künftig die dephlogistisirte Luft *reine Luft*, die phlogistische Luft *Stickgas*, und die brennbare Luft *entzündbares Gas* nenne. Für die übrigen künstlichen Luftarten schlägt er die Namen: *phosphorartiges Gas*,

 schwe-

schwefelartiges Gas, *Ammoniakgas*, *essigsaures*, *blausaures*, (*Gas acide prussique des Lavoisier*), *luftsaures*, *salpetrigtes* (*Gas nitreux*), *salpetrigtsaures* (*Gas acide nitreux*), *salzsaures*, *schwefelsaures*, *spatsaures* und *zündendes Salzgas* (*G. acide muriatique oxigené*) vor und giebt zugleich, oft mit ziemlicher Weitläufigkeit, die Gründe an, die ihn zu diesen Benennungen veranlasst haben. Wir merken nur an, dass uns der Name: *blausaures Gas* nicht gut gewählt zu seyn scheint; denn erstens hat die vom Vf. sogenannte Blausäure (*acide prussique des Lav.*) ihren Namen von einer Eigenschaft, auf welche (nach S. 26.) bey der Benennung nicht Rücksicht genommen werden soll, und dann giebt sie auch nur bey einer gewissen Behandlung zur Entstehung einer blauen, bey andern Behandlungen aber zu ganz andern Farben Gelegenheit; die Säure selbst sowohl, als die aus derselben dargestellte Luftart kann also nicht füglich unter dem Namen, den der Vf. gewahlt hat, aufgeführt werden. — Die Schwefellebern könne man, meint Hr. W. *Schwefelseifen* nennen; mit diesem letztern Namen könne man aber auch, sagt er an einem andern Orte, die *Schwefelbalsame* belegen. Allein diese ebengenannten Producte der Kunst weichen bekanntlich von den wahren Seifen in verschiedenen wesentlichen Eigenschaften sehr ab und sie können also auch nicht mit diesen einerley Namen führen. Die schmierigen Oele will er lieber *fette* als fixe Oele nennen und er tadelt die französischen Chemisten, weil sie ihnen den letztern Namen gegeben haben. Wir wollen nicht entscheiden, welche von diesen Benennungen die beste sey, aber es dünkt uns, dass der Vf. selbst jenen Oelen, in Vergleichung mit den Aetherischen, eine Eigenschaft zuschreibt, vermöge welcher sie den Namen, den er verwirft, verdienen, denn er nennt die Letztern *flüchtige Oele* und er zeigt also hierdurch deutlich an, dass es auch *fixe Oele* gebe. Freylich sind die schmierigen Oele nicht absolut feuerbeständig, aber andere Körper, die man fixe nennt, sind es auch nicht, und dennoch behält man diese Benennung bey. Auch die Namen, welche der Vf. mehrern Salzen und andern Producten gegeben hat, können zu manchen Erinnerungen Gelegenheit geben. Den Brechweinstein will er *Weinsteingesäuertes Spiessglanz mit Pottasche*, den auflöslichen Borax (oder vielmehr Weinstein) *Borax- und Weinsteingesäuerte Soda und Pottasche*, das Berlinerblau *Blaugesäuertes Eisen mit Thonerde*, das Bleyweiss *weisses durch Essig entmetallisirtes Bley* (das Bley ist in diesem Producte aber nicht durch Essig, sondern durch Luftsäure verkalkt,) das mineralische Turpeth *gelbes entmetallisirtes Quecksilber durch Schwefelsäure* u. s. w. nennen, und er schmeichelt sich, dass diese Namen eher, als die, welche diesen Producten von andern Scheidekünstlern gegeben worden sind, Beyfall erhalten werden. Wir zweifeln aber gar sehr an der Erfüllung dieser Hoffnung; denn diese Benennungen sind, gegen die Regel, zu sehr zusammengesetzt und sind eigentlich wahre Definitionen, die nie als Namen gebraucht werden dürfen. Wir brechen hier ab, da wir überzeugt sind, dass die Beyspiele, die wir angeführt haben, hinreichen werden, unsern Lesern einen Begriff von der hier vorgeschlagenen Nomenklatur zu machen. Noch merken wir an, dass der Vf. zwar mehrere gute und gebräuchliche Namen beybehalten, aber dagegen auch viele eben so gute, kurze und allgemein eingeführte Benennungen getadelt hat; die Gründe, mit welchen er dieses letztere Verfahren rechtfertigt, haben uns indessen nicht überzeugt; denn es ist nicht zu fürchten, dass die eingeführten Namen, wenn sie den Gegenstand, den man damit bezeichnet, kurz ausdrücken, und sich durch ihren Wohlklang empfehlen, und keine falschen Nebenbegriffe erregen, zu Irrthümern Gelegenheit geben oder sonst schädliche Folgen haben können.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Ritscher: *Liscovs Lob der schlechten Schriftsteller, seinen Mitbrüdern aus wahrem Wohlwollen und aufrichtiger Freundschaft zu Gemüthe geführt.* 1794. 288 S. 8.

Zuerst ein Schreiben an den Verleger, worin die Beweggründe, welche zum Verlage schlechter Schriften anreizen können, auseinander gesetzt werden. Hierauf folgen die Trostgründe in einem Schreiben an die schlechten Schriftsteller deutscher Zunge. Beide Aufsätze zeigen, dass es dem Vf. an einem Vorrathe satirischer Ideen nicht gebricht. Nur scheint ihm die Kunst, sie zweckmässig einzukleiden, bis jetzt nicht in hohem Grade eigen. Sein Ausdruck hat noch zu viel von der Trockenheit des ernsten Schriftstellers an sich, und es fehlt ihm an der Gewandheit, die Schalkheit der Ironie, die ohne die Munterkeit des Stils nur halbe Wirkung thut, auch in den Ausdruck und in die Worte zu legen. Dieses Urtheil gilt auch zum Theil von der Umarbeitung des Liscovischen Panegyricus selbst, der es übrigens in jedem Betrachte verdient, durch eine neue Zuschneidung seines etwas altfränkischen Kleides, durch Weglassung vieler unverständlich gewordenen Anspielungen, und durch Vertauschung damaliger Schriftsteller mit jetzigen der Lesewelt gefälliger gemacht zu werden. Dieses letztere hat der Herausg. gethan, und auch den Stil hie und da verbessert, sonst aber den Liscovischen Text fast von Absatz zu Absatz beybehalten. Der von ihm beygefügte Anhang einer Satire über die neuesten Büchertitel, welche den Aufsatz des Hn. *Schmid*, Prof. in Giessen, *über die Wahl der Büchertitel* im Journal von und für Deutschland zur Veranlassung hat, ist nicht von grosser Bedeutung. Im Ganzen verdient der Herausg. dieser Liscovischen Schrift Beyfall und Ermunterung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. May 1795.

PHILOSOPHIE.

TÜBINGEN, b. Heerbrand: *Abhandlungen für die Geschichte und das Eigenthümliche der spätern Stoischen Philosophie*, nebst einem Versuche über christliche, Kantische und Stoische Moral von M. *Carl Philipp Conz*, Diakonus in Vaihingen an der Enz. 1794. 178 S. 8.

Der Vf. dieser Abhandlungen, der sich schon durch die Uebersetzung einiger kleinen Schriften des Seneca und andre Arbeiten von einer vortheilhaften Seite bekannt gemacht hat, theilt hier einige schätzbare Resultate seiner vertrauten Bekanntschaft mit der Stoischen Philosophie, vorzüglich aber seines Studiums der spätern Stoiker mit. Hieher gehört die erste und zweyte Abhandlung. *Ueber das Eigenthümliche der spätern Stoischen Philosophie*, S. 1—89. und: *Wie dachten die spätern Stoiker von der Lehre der Fortdauer nach dem Tode? Und machten sie für die Moral einigen Gebrauch davon?* S. 90—126. Diese Abhandlungen zeichnen sich nicht sowohl durch Vollständigkeit als durch einzelne treffende Reflexionen und Bemerkungen aus. Der Vf. hat nicht alles erschöpft, was in den Denkmälern der spätern Stoa liegt; aber was er geschöpft hat ist nicht von der Oberfläche genommen. Nicht alle Züge, welche die spätern Stoiker und vorzüglich jeden einzelnen charakterisiren, sind hier dargestellt worden, sondern nur einige, die aber der Vf. sehr gut ausgeführt und mit lebhaften Farben dargestellt hat. Einen Auszug leidet der Inhalt und die Form dieser Abhandlungen nicht. Der Vf. beschäftiget sich vorzüglich mit den drey berühmten Stoikern, deren Schriften noch vorhanden sind, dem *Seneca*, *Epictet* und *Antonin*, und stellt zuerst das Eigenthümliche dar, was diese drey Philosophen mit den ältern Stoikern gemein haben, und geht dann auf diejenigen eigenthümlichen Charaktere in Bearbeitung der Philosophie über, wodurch sich jeder einzeln, und alle drey zusammen vor den ältern Stoikern auszeichnen. Die Züge zur Charakteristik jedes einzelnen, welche S. 39—44. vorkommen, sind äusserst treffend. Es ist nur zu bedauern, dass sie so kurz ist, und dass so manche Eigenheiten ihres Geistes entweder gänzlich übergangen, oder nur angedeutet sind, z. B. von Seneca S. 34. Die ganze Moral der Stoiker beruht auf einem gewissen Heroismus; wie interessant wäre es gewesen, in einem Gemälde die besondern Modificationen darzustellen, welche er durch den Charakter und Geist und andre äussere Umstände bey jedem dieser Männer angenommen hat. So hätte auch S. 21. die nähere Bestimmung, welche Antonin dem Grundsatz: man soll der Vernunft gemäss leben, gibt, nemlich nach Maximen handeln, die eine allgemeine Geselligkeit begründen, oder die zu einem moralischen Reiche passen, wie das aus mehrern Stellen seiner Schrift, z. B. IV. 4. erhellet, eine ausführlichere Darstellung verdient. — Die Citate und griechischen Stellen sind in dieser und der folgenden Abhandlung oft sehr durch Druckfehler entstellt. — Die zweyte Abhandlung hat das vor der erstern voraus, dass sie den Gegenstand mehr erschöpft. Nur scheint dem Vf. eine nicht unwichtige Stelle des Seneca in dem 117 Brief entgangen zu seyn, wo er sagt, dass auf ihre Ueberzeugung von der Fortdauer nach dem Tode, so wie vom Daseyn Gottes, der allgemeine Glaube der Menschen grossen Einfluss habe. Uebrigens ist die schwankende Denkungsart des Seneca, Epictet und Antonin über diesen für jeden von dem ächten moralischen Geiste beseelten Menschen so wichtigen Gegenstand sehr gut dargestellt, durch Stellen aus ihren Schriften erläutert, und ihre Gleichgültigkeit dabey aus den Grundsätzen ihrer Philosophie erklärt worden. — Die letzte Abhandlung ist überschrieben: *Auch Etwas über christliche Moral im Verhältnisse gegen die Stoische und Kantische.* S. 127 bis 178. Man erwartet also eine Vergleichung der christlichen Moral mit der Stoischen und Kantischen: allein es kommen nur einzelne Bemerkungen (S. 175—178.) über einige Punkte vor, worin sie übereinstimmen und von einander abweichen. Am meisten verweilt der Vf. bey Betrachtung der christlichen Sittenlehre, unter welcher er diejenige versteht, welche aus den Schriften des N. T. nach den Regeln einer richtigen Auslegung abgeleitet wird; er verfolgt den Gang, welchen Jesus bey seinem moralischen Unterrichte nahm, zeigt den Zweck desselben, und stellt die vorzüglichsten Maximen und Vorschriften Jesu, dann auch der Apostel besonders dar. So schön und treffend der Geist der Sittenlehre Jesu dargestellt ist, so einseitig und eingeschränkt scheint uns der Gesichtspunkt, aus welchem diese mit Kants Ideen der praktischen Philosophie verglichen wird. „Ich würde, sagt der Vf. S. 162. die „Gesetze eines unpartheyischen Prüfers, dem es hier „zunächst um geschichtliche Darstellung zu thun seyn „musste, zu verletzen glauben, wenn ich, nach meiner Ueberzeugung die auffallende Aehnlichkeit zwischen christlicher und kritischer Moral finden zu können glaubte, die, weil Kant einmal angefangen seine „Vorstellungsarten an die biblischen anzuknüpfen, und „über diese ohne Rücksicht auf Exegese zu philosophiren, einige hier finden wollten. — Die christliche „Moral mag von ihrem Werthe verlieren oder nicht, „wenn sie auch schon gerade nicht denselben obersten „Satz

„Satz — *Achtung für die gesetzgebende Vernunft.* — „*Handle so, dass deine Handlungsweise allgemein geltendes Gesetz seyn könnte.* — *Wähle das Gesetzmäßige „um sein selbst willen*, sondern den: *handle, wie Gott will „um Christus willen*,“ (das letzte ist ein Zusatz, den der Vf. selbst nach den S. 129. geäusserten Gedanken, dass man die Vorschriften Christus, der Apostel und Ausleger unterscheiden müsse, schwerlich rechtfertigen wird,) „*oder: strebe nach göttlicher Heiligkeit*, voraussetzt.“ Bey einer Vergleichung der christlichen Moral (oder besser der christlich moralischen Vorschriften) mit der reinen Moral, zu deren wissenschaftlichen Bearbeitung Kant den Grund gelegt hat, kann nur davon die Rede seyn; ob die Vorschriften jener dem Geist und der Idee dieser angemessen seyen oder nicht; aber nicht, wie es der Vf. zu verstehen scheint, ob einerley Grundsatz in beiden förmlich ausgedrückt sey. Das letzte wäre nicht einmal zweckmäßig gewesen, weil die christliche Religion ihrer Bestimmung nach eine populäre allgemein fassliche Anweisung zum religiösen und moralischen Lebenswandel ist. Wir müssen gestehen, jene Aeusserung des Vf. war uns auffallend, und weit entfernt, dass sie ein Resultat der vorhergehenden Darstellung der christlichen Moral seyn sollte, so widerspricht sie ihr sogar. Die Gebote: *liebe Gott über alles, deinen Nächsten als dich selbst; Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist*, streiten nicht nur nicht mit dem Sittengesetz, sondern sie haben auch nur dadurch einen wahren Inhalt, dass sie demselben gemäss sind, wie Kant in der Kritik der praktischen Vernunft unwidersprechlich gezeigt hat. Desto sonderbarer ist es, dass es dem Vf. völlig einerley ist, ob eine *pathologische* oder *praktische* Liebe geboten werde. S. 148. Wenn die Vorschriften der christlichen Religion einer reinen moralischen Deutung empfänglich sind, wenn sie dem einzigen wahren Princip der praktischen Vernunft untergeordnet werden können und sollen, wie der Vf. S. 173. selbst anerkennt, so möchten wir wissen, wie man noch anstehen könne, die Aehnlichkeit, oder besser Uebereinstimmung der christlichen Morallehren mit den Principien der einzig wahren Moral anzuerkennen. Ohne das wären sie ja nicht moralisch. Wenn der Vf. S. 147. sagt, es sey schwer zu entscheiden, ob Christus für sich die *Moral* der *Religion*, oder die *Religion* der *Moral untergeordnet*, ob er die *Idee von Gott* oder *Pflicht*, als den obersten Grundsatz angenommen, so ist das noch kein Grund für seine Behauptung. Denn es ist zwar nicht für die Wissenschaft, aber doch für die Anwendung im praktischen Leben einerley, ob die moralischen Vorschriften aus dem Sittengesetze unmittelbar oder mittelbar aus dem heiligen Willen Gottes abgeleitet werden. — Diese Erinnerungen haben übrigens keineswegs die Absicht, den Werth dieser Abhandlung zu verringern, sie bleibt noch immer schätzbar wegen der vielen trefflichen Ideen, und mancher Winke zu neuen Untersuchungen, z. B. S. 131. ob nicht Christus bey seinem Lehrvortrage manche Ideen der Weisen seiner Zeit, die selbst mit der griechischen Philosophie nicht unbekannt waren, genutzt habe. Die Schreibart ist rein, edel, und hat viel Kraft und Leben. Nur einigemal haben wir etwas verworrene Perioden als S. 6 und 149. und einen fehlerhaften Gebrauch des *wie* für *als* bemerkt, z. B. S. 8. Seneca Epictet und Antonin haben es mehr mit angewandter Philosophie zu thun *wie* (als) ihre ältern, vornemlich griechischen Vorgänger.

GESCHICHTE.

STOCKHOLM, in der Langeschen Druckerey: *Göthiska Monumenter; Samlade och beskrifne af Peter Tham, Hof-Intendent.* (Gothische Denkmäler, gesammelt und beschrieben von Pet. Tham, Hofintendenten.) 1794. mit XIX. Kupfertafeln.

Es gab eine Zeit in Schweden, wo Alterthümer aufzusuchen vorzüglich Mode, und eine Art Liebhaberey war, und wo die Rudbecks, die Peringskölds, die Biörners oft ihrem Witz und ihrer Einbildungskraft in Erklärung derselben die Zügel nur zu sehr schiessen liessen. Erich Benzelius der jüngere, Ol. Celsius der ältere und Jac. Wilde gingen dabey schon etwas behutsamer zu Werke. Eine Menge Monumente, Sagen und alte Actenstücke lagen nun ungedruckt vor Augen, und man dachte daher auch schon auf eine schwedische Reichshistorie. Ein schöner Geist übernahm solche, betrat ein ihm fremdes Feld, und Dalin lieferte eine, wenn gleich nicht fehlerfreye, doch sehr lesbare Geschichte. Lagerbring und Botin folgten ihm, beide dem Werk mehr gewachsen; allein Lagerbring, wenn es ihm gleich bloss um Wahrheit zu thun war, bauete doch zu viel auf alte Sagen und Vorurtheile in der schwedischen Historie; und seine Schreibart war altväterisch; Botin schrieb zu kurz, liebte Antithesen, aber schilderte lebhaft und fein. Indessen hatte die Liebe zu den Alterthümern, die dagegen in Dänemark viele Freunde und Bearbeiter fanden, in Schweden abgenommen. Jetzt scheint sie wieder zu erwachen, und sie kann, wenn man sich dabey nur nicht wie vormals durch Imagination, Nationalvorurtheil, und Hintansetzung einer unpartheyischen Kritik täuschen lässt, in mancher Hinsicht für die Geschichte selbst nützlich werden. Der Vf., ein angesehener Landwirth in Westgothland, und Liebhaber der Alterthümer, welcher auch neulich einige historische, den Kenner verrathende, Briefe in den zu Skara herauskommenden Zeitungen drucken liess, hat auf seine Kosten einen geschickten Zeichner, Hn. Hilfeling, der schon vorher den Herausgebern der *Scriptorum Rerum Danicarum* mit seiner Reissfeder an die Hand gegangen ist, und gute Geschicklichkeit Runenschrift, Mönchsschrift, und alte pergamentene Urkunden zu lesen besitzt, eine Reise durch Westgothland und Bohuslehn zur Aufsuchung und Beschreibung alter Monumente daselbst, anstellen lassen. Die Monumente selbst sind von Hn. Acrel in Kupfer gestochen und können als ein Supplement zu Graf Dahlbergs *Suecia antiqua* angesehen werden, so wie die Beschreibung derselben manche Zusätze zu der Tuneldschen Geographie von Schweden an die Hand geben kann. Der um die nordische Literatur so verdiente Hr. Assess. *Gjörwell* besorgt die

die Herausgabe dieser Sammlung, in deren ersten Hefte hier 38 in Bohuslehn aufgefundene, mehr und minder beträchtliche Alterthümer beschrieben und auf 19 Kupferplatten abgebildet sind. Es sind darunter viele Hölen in den Bergen, unrecht Riesentöpfe (Jättegrytor) genannt, die keineswegs, wie Dalin glaubt, Werke der Natur, sondern der Kunst sind. Schon Plinius erzählt, dass die Einwohner Nordens sich der Bergshölen bedienten, ihr Getreide darin zu malen (vielleicht eher, es darin aufzubewahren). Ferner viele alte Steine mit Inschriften, einige Opferstellen, ehemalige Gerichtsstellen, Grabsteine, Grabhügel, Ruinen und andere Ueberbleibsel des Alterthums, als z. B. ein Messer von Kieselstein mit einem goldenen Ringe, einige alte Gegenden u. dgl. Der Beschreibung sind einige historische Anmerkungen beygefügt, wobey doch bisweilen der uneingenommene Kritiker noch etwas zu erinnern finden möchte. Dalin ist hin und wieder berichtiget, oft aber ist doch zu hart von ihm geurtheilt. Er hat immer seine Verdienste, und that, was er zu seiner Zeit, und *in seiner Lage*, thun konnte.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Gallerie merkwürdiger Frauenzimmer* aus der ältern und neuern Zeit. 1794. 333 S.

Wenn gleich Auswahl und Darstellung dieser kleinen Sammlung keinen beträchtlichen Aufwand an Zeit und Mühe gekostet haben mag, indem vieles davon schon allgemein bekannt, manches aus grössern Werken entlehnt ist; so glauben wir dieselbe doch der weiblichen Lesewelt vor so vielen Geschmack- und Sittenlosen Romanen, womit die deutsche Literatur noch immer überschwemmt wird, zu einer angenehmen und nützlichen Unterhaltung empfehlen zu dürfen. Die zwölf hier aufgestellten, meist aus dem Französischen übersetzten, Lebensbeschreibungen enthalten 1) die bekannte Geschichte der *Johanne von Arc*, oder des Mädchens von Orleans, aus *Pitaval* übersetzt. 2) Die traurigen Schicksale der *Marquise von Gange*, welche als ein Opfer der schwärzesten Rachsucht von ihren Schwägern ermordet wurde. 3) *Renate von Balagni*, unglücklich durch gränzenlose Herrschsucht, 4) *Leonore del Monti*, neunjährige Bewohnerin eines unterirdischen Kerkers, wohin die Eifersucht ihres Gemahls, wegen eines falschen Verdachts der Untreue, sie verbannt hatte. 5) Die Begebenheiten der berühmten Ritterin *d'Eon*. 6) *Anna Boley*, die unglückliche Gemahlin Heinrichs VIII. 7) Das *Mädchen von Kent*, ein Werkzeug des Mönchs-Fanatismus. 8) *Bruguiere de Lavaysse*, welche nebst ihrem Manne mit in den Process des Calas verflochten wurde. 9) *Elvira von Ciguenca*, merkwürdig durch unerschütterliche Treue gegen ihren todtgeglaubten Gatten. 10) *Laura Bassi*, ein schönes Beyspiel, dass Frauenzimmer einen hohen Grad der Gelehrsamkeit erwerben können, ohne die dem weiblichen Geschlecht eignen Pflichten zu vernachläsigen. 11) *Leonore Gomez*, eine Novelle aus der ältern spanischen Geschichte. 12) *Charlotte Corday*, die allgemein bekannte, von einigen gepriesne, von andern verdammte Märtyrerin politischer Schwärmerey.

Vorzüglich hat uns Nr. 4. die Lebensbeschreibung der *Leonore del Monti* wegen der darin vorkommenden interessanten Situationen und feinen psychologischen Zügen derselben gefallen, wovon wir daher einiges zur Probe ausheben wollen. Sie hatte schon vor ihrer Verheirathung den Neffen ihres nachherigen Gemahls, den sie bloss aus Gehorsam gegen ihre Aeltern heirathete, heimlich geliebt. Ein Brief an ihre Freundin, worin sie dieser ehemaligen schuldlosen Liebe gedenkt, fällt ihrem Gemahl in die Hände, den die Eifersucht zur blutigsten Rache auffodert. Vergebens sucht er von ihr durch Drohungen und Schmeicheleyen den Mitschuldigen ihrer vermutheten Untreue zu erfahren, zwingt sie, einen Schlaftrunk zu nehmen, um sie vor todt ausgeben zu können, und verschliesst sie auf einem seiner Güter in einen unterirdischen Kerker, wo er ihr neun Jahre lang die in Brod und Wasser bestehende Kost eigenhändig und schweigend hinabreicht. „S. 195. Nach und nach wurde sie ihres Schicksals gewohnt. Sie schuf sich sogar Beschäftigung. Ihr Gefängniss war geräumig. Sie ging einen grossen Theil des Tages darin auf und ab, machte Hymnen an Gott, an ihre Tochter, an ihr Gefängniss, auf ihren Zustand, erfand Melodieen dazu und sang sie laut ab, und das Echo aus der hintern Grotte, das die letzte Sylbe wiederholte, war ihre theuerste Freundin. Sie konnte sich im Dunkeln ganz genau aus einer Höle in die andre finden, das Gehör ersetzte ihr Gesicht. Ein Schall so oder so, von den Felsen gebrochen, sagte ihr genau wo sie war. Eine neue Wohlthat für die Unglückliche war der Schlaf; schöne Traume zauberten sie auf die Oberwelt zurück, zu ihren Aeltern, ihrer Tochter. Der Tod, den sie Anfangs tausendmal sich gewünscht hatte, wurde ihr nach und nach gleichgültig, und endlich, wie allen Menschen, schrecklich. Zuweilen brachte ihr der Herzog auf vier Tage Lebensmittel. Dann wusste sie, dass er eine kleine Reise machte. War ihr Vorrath verzehrt, und der Herzog zögerte zu kommen, so wurde sie unruhig. Der Tod ihres Tyrannen war auch ihr Tod, und sie that brünstige Wünsche für sein Leben. Sie horchte jedesmal auf seine Tritte, und freute sich kindisch, wenn er hart auftrat. Ueberhaupt war ihr das Geräusch, das ein andrer als sie machte, unglaublich angenehm. Wenn es stark donnerte, so hüpfte sie vor Freude; sie glaubte sich weniger allein, horchte auf jeden neuen Schlag; und hörte es gänzlich auf zu donnern, so versank sie in die tiefste Traurigkeit und zerfloss in Thränen." — Ihr erster Geliebter ward ihr Befreyer. Eben so interessant ist nun die Darstellung der ersten Eindrücke, welche der so lang entbehrte Anblick der Oberwelt, der Genuss der Gesellschaft, auf sie machte. Dunkelheit und Einsamkeit waren ihr in der ersten Zeit schrecklich, daher mussten im Anfange zur Nachtzeit viele Lichter in ihrem Zimmer brennen, und mehrere Personen ihr Gesellschaft leisten, u. s. w. — Die Schreibart des Vf. ist ziemlich rein und fliesend, nur zuweilen stösst man auf Wendungen, wie S. 246. „*Mehr eitel als stolz war* es ihr angenehm, den Eindruck ihrer Schönheit auf alle zu bemerken."

Leipzig, b. Weygand: *Schickfale und Abentheuer berühmter Seefahrer und Freibeuter.* 1793. 360 S. gr. 8.

Wahrscheinlich (denn der Titel sagt nichts davon, und eine Vorrede hat das Buch nicht) eine blofse Uebersetzung aus dem Französischen; und zwar eine recht klägliche, voll undeutscher Constructionen, Härten und Sprachfehler! z. B. „Wegen *dem* Hunger — Leichtglaube statt Leichtgläubigkeit. — Verzeihen that er gern!" Vier Helden treten hier auf: der Kapitain Gourdan, Kapitain Lancelot, Andreas Doria und Hariaden Barbarossa. Nicht einmal die Namen seiner Helden weiss also der Vf. recht zu schreiben. Für welche Classe von Lesern das Buch bestimmt sey, ist schwer zu errathen. Durchaus fehlt es an historischem Geiste und an aller historischen Kunst; und zwar gerade da am meisten, wo man es am wenigsten erwarten sollte, in den Abschnitten vom Hayradin und A. Doria, deren Leben und Thaten doch einen so reichhaltigen und schönen Stoff darbieten. Nirgends ist eine Spur von einem Faden sichtbar, der durch das Ganze sich hindurchschlingt; alles ist zerstückelt, selbst chronologische Verbindung fehlt fast durchweg. Auch nicht eine einzige Quelle ist genannt; was denn Rec. bey einigen, ihm neuen, nicht unwichtigen Thatsachen, wirklich sehr bedauerte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Schwerin*, b. Bödner: *Ueber die Nothwendigkeit verbesserter Gesangbücher und über das neue Mecklenburgische Gesangbuch, von S. H. Hane* zweyten Prediger in Gadebusch. 1795. 104 S. 8. Der gelehrte Vf., welcher dem Publikum durch seine *Schrifterklärungen* schon rühmlichst bekannt ist, zeigt sich hier von einer neuen Seite als einen sehr einsichtsvollen und liberalen praktischen Theologen, der die Bedürfnisse des Zeitalters vollkommen kennt; den hohen moralischen Zweck der christlichen Religion sehr richtig einsieht; und nach dieser Einsicht den entschiedenen Werth derselben mit Würde aufrecht zu erhalten sich bestrebt. Solcher treslichen Geistlichen bedarf es auch zu unserer Zeit, denn bey der gewöhnlichen handwerksmäfsigen Behandlung der göttlichen moralischen Religion Jesu muss die Religion selbst verkümmern, weil die Unwissenheit ihre moralische Seite nicht zu fassen vermag, und die Trägheit in der blofsen Ausübung der Gebräuche fort vegetirt, die ohne moralische Beziehung gar keinen Werth haben. Was Hr. *H.* hier über Zeitbedürfnifs, und Veränderungen der Lehrmethoden, worin uns *Christus* und *Luther* mit ihren grofsen Beyspielen voran gegangen sind, sagt, ist allgemein anerkannte Wahrheit, aber hier wieder fafslich und eindringend vorgetragen. Sein Hauptzweck ist, die Einführung des neuen Meckl. Gesangbuchs zu erleichtern. Daher sucht er die Hindernisse wegzuräumen, die eintreten könnten. Es ist dabey keine Speculation auf Gewinnst, den gemeinen Mann dadurch in Contribution zu setzen, denn der Preis ist bis zur Bewunderung gering; es ist unmöglich, dafs er ohne getroffene Veranstaltungen 6 Bogen feinern Drucks für 1 gr. von einem Buchhändler erhalten kann. Es herrscht in dem neuen Gesangbuche keine *neue* Religion, wie man sich vielleicht überreden möchte; sondern dieselbe alte Religion tritt hier nur in einem Gewande auf, das sich für unsre Zeiten schickt. Bey dieser Gelegenheit wird die Nothwendigkeit einer solchen bessern Form der Religionsbücher, welche zur Aufrechthaltung der Achtung für die Religion durchaus erfoderlich ist, gezeigt, und das Anstöfsige der alten Form sehr treffend dargestellt. Alles dieses mit Einsicht und Kenntnifs, die dem Vf. Ehre macht. Um so mehr haben wir, mit Erstaunen und Bedauren zugleich, folgende Stelle gelesen S. 97. „Als ich vor 9 Jah„ren so unbedachtsam war, die mystischen Ausdrücke in den Pre„digten meines Vaterlandes zu rügen; so empfand man dies so „übel, dafs man eine Beschuldigung, die seit der Zeit schwer auf „mir gelegen, *und mir die Früchte meines Fleifses auf immer ver„dorben hat*, nähmlich die des Socinianismi wider mich erhob. „Erwiesen hat man sie bis diese Stunde noch nicht, und wird sie „auch nimmer erweisen können. Aber unter der Hand und im „Geheim hat man gesucht, sie geltend zu machen, und auch wohl „da, wo sie mir am meisten schaden konnte. So bin ich denn „nun wegen jener Rüge, um welcher Willen man noch nach Jah„ren die bitterste Rache an mir ausgeübt hat, vollkommen ge„rechtfertigt (nähmlich in so fern die mystischen Ausdrücke in dem Herzogl. Befehl zur Ausfertigung eines neuen Gesangbuches auch verworfen sind)." Gewifs kann sich der Vf. Glück wünschen, dafs er jetzt in christlichern Zeiten lebt; allein der Schade ist nun einmahl geschehen, und kann nie wieder redressirt werden. Diefs ist Unglück genug. Wahrscheinlich rührt dies Unglück von der heimlichen Verläumdung unwissender und hämischer Geistlichen her, denn wie sollte ein Laye auf den Nahmen eines Socinianers verfallen? S. 62. beklagt sich der Vf. auch über solche heimliche Verläumder, und vergleicht sie mit Hausdieben. Diefs ist noch viel zu wenig. Sie sind weit eher mit den Giftmischern zu vergleichen, vor denen sich kein ehrlicher Mann retten kann. Sie morden den guten Namen im Geheim; Niemand kann sich gegen sie vertheidigen; und die Unmoralität ist so grofs, dafs sie ihnen von dem allerheiligsten Richter nie vergeben werden kann. — Was S. 53. von der lateinischen Sprache der Missionaren unter den europäischen Nationen gesagt wird, bedarf einer Einschränkung. *Willebrod, Winfried, Lebwin* und Andre waren sämmtlich Angelsachsen, die sich den Friesen und Sachsen, den Ostphalen und Westphalen in ihrer Muttersprache sehr gut verständlich machen konnten. Die Ursache, warum der lateinische Formulargottesdienst in Deutschland eingeführt wurde, lag vielmehr darin, dafs Carl der Grofse die römische Liturgie in seine eroberten Länder einführte. Eben diefs gilt auch von den Perikopen. S. 99. Sie existirten schon im 6 Jahrh. zu Rom. Aber Carl führte sie auch durch das Homiliarium des *Paul Warnefrieds* (Sohn) in seine Länder ein. Nur sollte daraus nicht allenthalben vorgelesen; sondern sie sollten in die Landessprache übersetzt werden. Carl wollte in der Landessprache gepredigt wissen, und liefs zu diesem Ende auch die 40 Homilien des *Gregor* ins Deutsche übersetzen. Daher erschien dann endlich im 9 Jahrh. das erste deutsche Homiliarium des *Otfried von Weissenburg.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. May 1795.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Agasse: *Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain.* Ouvrage posthume de *Condorcet.* L'an IIIe. de la Republ. 389 S. 8.

Die bisherige Entfaltung des menschlichen Geistes überschaut der Vf. als Selbstdenker, und zwar gerade in dem ernsthaften Augenblicke, wo er, von der Weltbühne mit Gewalt zurückgedrängt, entweder den Giftbecher zu trinken oder unter der Guillotine zu bluten bereit ist. Auch die letzten Tage des Lebens, auch die dunkle Zuflucht in einer Waldhöle verliert er nicht in unthätiger Gleichgültigkeit, noch weniger in zwecklosen Klagen oder Rechtfertigungen; er weiht selbst die traurigste Musse dem Dienste der Nachwelt. Für sie entwirft er im Angesichte des Todes das Gemälde der Vorwelt, das Gemälde der Hauptepochen, auf deren Stufen sich der menschliche Geist zu der Höhe erhoben, von der sich für ihn eine unabsehbare Aussicht eröffnet.

Nach dem Vf. sind es neun Epochen, welche bisher der menschliche Geist zurückgelegt hat. Die *erste* ist die Vereinigung der Menschen in Volksheerden. Sie unterscheidet sich durch Einführung einer articulirten gemeinschaftlichen Sprache, durch die Erfindung von Pfeilen und Bogen, durch Einsammlung, Aufbewahrung, Zubereitung von Nahrungsmitteln, durch Anschaffung von Hausgeräthen und Werkzeugen. Die Erfindung des Pfeiles und Bogens, sagt er, dankt man irgend einem einzelnen genialischen Kopfe; die Bildung der Sprache hingegen nur der Verabredung zwischen einer ganzen Gesellschaft. Bereits in diesem ersten Zeitpunkte entdeckt er die Entstehung ausschliessender Familien und Kasten, bey welchen sich als Erbgut, als Geheimniss diese oder jene, theils politische, theils religiöse, Kunstmittel fortgepflanzt haben; bereits hier schon also eine Trennung zwischen Menschen, von denen die einen herrschen, die andern gehorchen. — Die *zweyte* Epoche beginnt mit den Jägern und besonders den Hirten. Bey der ruhigen, sitzenden Lebensart dieser letztern fand der menschliche Geist zur Entwicklung günstigere Musse. In diesem Zeitpunkte bediente man sich zur Bekleidung, anstatt der Thierhaut, der Wolle, und man fing an, die Wolle zu spinnen. Beym Hüten der Heerden gewann man Zeit zur Beobachtung des Laufs der Gestirne. Sanfter wurden auf der einen Seite die Sitten, und regelmässiger, wohl auch erhabener auf der andern Seite die religiösen Gebräuche. Der Vf. bemerkt nicht, dass besonders in diesem Zeitpunkte theils das Eigenthum, theils auch eine Art Sclaverey eingeführt worden. Um jenes zu sichern, erkannten die Hirten diesen oder jenen Nimrod bald als Beschützer, bald als Gebieter an. — Die *dritte* Epoche beginnt mit der Erfindung des Feldbaus. Viehzucht und Feldbau vermehrten in gleichem Grade, so wie sich die Bevölkerung vermehrte, den Unterhalt. Je länger je mehr sonderten sich die Menschen in verschiedene Classen, in die Classen der Landeigenthümer und Lohnleute, der Herren und Knechte, der Führer und der Geführten. Wenn Künste und Kenntnisse nicht zu Grunde gehen, oder zerstückelt und zerstreut werden sollten, so mussten sie bey diesen oder jenen vorzüglich verehrten Familien oder Ständen als Heiligthum aufbewahrt, entfaltet und fortgepflanzt werden. Die Stände der Priester, der Cohen, Magen und Mandarins folgten also auf die Banden der Schamanen und Jongleurs. Von zweyerley Art war der Priesterunterricht, der eine für das Volk, der andre für die Geweihten. Bey der Bildersprache achtete jenes nur auf die äussern Zeichen; diese drangen auf den innern Sinn und Geist ein. Mit der Zeit verloren den innern Sinn und Geist selbst mehrere von den geweihten Priestern aus dem Gesichte. Eine ausserordentliche Revolution veranlasste der Uebergang von der Bilderschrift zu der Buchstabenschrift. Ursprünglich war diese nur die Abkürzung von jener, wie z. B. noch heut zu Tage in China und Japan; unvermerkt aber gelang es, das Zeichen eines Wortes hinwieder in Zeichen von einzelnen Sylben und endlich von Selbstlauten und von Mitlauten zu theilen. Zu einer solchen subtilen Zergliederung nöthigte verwickelter Handelsverkehr. Seither bedarf es nur vier und zwanzig Buchstaben, und, je nachdem sie auf diese oder auf jene Weise zusammengesetzt werden, schildern sie jede nur mögliche Ideenverbindung. — Unbemerkt läst der Vf. theils die Einführung theils die Wirkung des Geldes, der Gewichte und Maasse. Zu gleicher Zeit erweiterte sich mit dem Kreislaufe des Gelds und der Waaren der Kreislauf der Kenntnisse. — Die *vierte* Epoche, Fortschritte des menschlichen Geistes in Griechenland bis zur Theilung der Wissenschaften gegen Alexanders Jahrhundert. Einen Hauptgrund von den schnellern und grössern Fortschritten der Griechen findet der Vf. in ihren Wanderungen, in ihrer Mischung, in ihrer Freyheit. Ungeachtet auch Griechenland seine Mysterien und sein Priesterthum hatte, so vertraute es gleichwohl die Wissenschaften nicht ausschliessend einzelnen Familien und Kasten an. Daher theils kühnere, theils weisere Verbreitung der Kenntnisse; daher aber auch die Ausschweifungen des Geistes und der Systemsucht. Die Philosophie

phie trennte sich in Secten, wie die Religion, und, so wie bey dieser, so hatte auch bey jener der Controversengeist vermischte, theils heilsame, theils verderbliche Folgen. Auf der einen Seite elektrisirten sich die Geister; auf der andern Seite verloren sie sich in Subtilitäten. Kurze Uebersicht der verschiedenen Lehrgebäude von Demokrit, Pythagoras, Socrates u. s. w. (Schade, dass der Vf. nicht mit den Schriften unserer *Meiners* und *Tiedemann* bekannt war!) Nur zu flüchtig berührt er den wohlthätigen Einfluss von Pythagoras nicht bloss philosophischem, sondern auch politischem Orden. Eben so wahr als wichtig ist folgende Bemerkung: „Zur ersten Grundlage ächter Philosophie „gehört richtige Bestimmung der Wörter. Die Grie„chen spielten mit den Wörtern; sie bezeichneten nach „und nach mit dem gleichen Ausdrucke verschiedene „Ideen. Auf solche Weise bekam zwar ihr Geist Fein„heit, zugleich aber auch Spitzfindigkeit. Sokrates „zog die Philosophie aus den Wolken herab auf den „Boden. Darum aber beschränkte er sie nicht kindisch „bloss auf die Moral. Vielmehr erhoben sich aus sei„ner Schule die Messkunst und Physik." Mit Recht macht der Vf. sowohl auf den Martyrertod des Sokrates als auf die gewaltsame Zerstörung der pythagorischen Schule aufmerksam. Diess sind die ersten bekannten Verbrechen der Priestertyranney. Um der Tyranney zu entgehen, bequemten sich auch die Philosophen zur Einführung gedoppelter Lehrart, so wie ihre eifersüchtigen Gegner, die Priester. Sehr treu und schön gezeichnet ist Platons philosophische Muse. Um so viel freyer blieb der Gang der Philosophie, um so viel reiner und wohlthätiger ihr Einfluss, je weniger ihre Secten in die öffentlichen, entweder bürgerlichen oder religiösen Verfassungen verflochten gewesen. Je mehr die Philosophie auf subtilere Beschränkungen und Unterscheidungen führte, desto mehr theilte sie sich allmählich in mehrere abgesonderte Zweige. Hippokrates wurde der Vater der Arzneykunst; Plato und seine Schüler erweiterten durch die Verdopplung des Cubus bis ins Unendliche das Gebiet der Messkunst. Ungeachtet sich zur Beförderung der politischen Wissenschaften sowohl die Schulen der Weltweisen als die Einrichtungen der freyen Verfassung vereinigten, so standen nichts desto weniger dem Fortgange des Naturrechts die Zeitvorurtheile, die eingeführte Sclaverey, der Nationalhass im Wege. Den glänzendsten Fortgang hatten die schöne Kunst und Literatur; sie dankten ihn hauptsächlich theils der Gesetzgebung, theils dem Gottesdienste. Sehr wohlthätig war ihr Einfluss auf die Sitten. — *Fünfte* Epoche. Weitere Entfaltung der Wissenschaften seit ihrer Vertheilung bis zu ihrem Verfalle. Nicht nur alle Wissenschaften umfasste Aristoteles, sondern er wendete die philosophische Methode auch auf die Beredsamkeit und die Poësie an. Die Trennung der Philosophie in einzelne Wissenschaften war glücklicher Weise noch vor dem gänzlichen Untergange der griechischen Freyheit erfolgt. Je weniger die Wissenschaften und Künste, vereinzelt, entweder dem weltlichen oder dem priesterlichen Despotismus Argwohn gaben; desto leichter fanden sie Zuflucht selbst in Aegypten, wo, ungeachtet der despotischen Herrschaft, der Seehandel die Künste des Reichthums verbreitete. Archimedes verdient den Namen des Schöpfers der rationellen Mechanik. Selbst unter dem Joche der römischen Weltbezwinger genossen in Aegypten Alexandrien, und in Griechenland Athen vorzügliche Begünstigung. Alexandrien lieferte der Hauptstadt der Welt Lebensmittel; Athen Künste und Kenntnisse. Unter dem Drucke des Despotismus erhielt und verbreitete sich keine Philosophie so leicht, als die Philosophie theils der Skeptiker, theils auf der einen Seite der Stoiker und auf der andern Seite der Epicuräer. Wenn diese sich mit der Seelenruhe und mit jedem gegenwärtigen Genusse begnügen, so suchen jene ihre Würde in gelassener Ertragung des Uebels. Nach dem Falle der griechischen Freystaaten sanken auch die politischen Wissenschaften, und nicht länger machten sie einen Theil der Philosophie aus. Die Ausbreitung der römischen Uebermacht hatte einen Einfluss auf die Fortschritte des menschlichen Geistes, der sich bis auf unsere Zeiten fortpflanzt. Die griechischen Kunstwerke kamen nach Rom, aber nicht die griechischen Künste. Cicero, Lucrez, Seneca schrieben in ihrer Sprache über die Philosophie; aber nur als Nachahmer der Griechen. In Rom führte keine andere Wissenschaft zu Reichthum und Ehre, als die Jurisprudenz; vorzüglich diese also gedeihte. Selbst unter den Kaisern erhielt und verbesserte sie sich. Je unsicherer und widersinniger nemlich die Gesetzgebung selbst ist, desto dringender wird das Bedürfniss eines guten Civilrechts. Die Ehrfurcht für dieses ist Ursache, dass sich auf der einen Seite einige Ideen vom Naturrechte fortpflanzten, zugleich aber auch lange nicht erweiterten. Unter dem gleichen Zepter und durch gemeinschaftliche Sprachen vereinigt, behielt gleichwohl jedes Volk seine eigne Nationalreligion. Gar bald bemerkten unter jedem Volke die Aufgeklärtern, dass am Ende jeder besondere Gottesdienst auf die Verehrung des einzigen höchsten Gottes hinführe. So tolerant Rom gegen jede Religion war, so wenig konnten die römischen Weltbezwinger mit Gleichgültigkeit solche Religionen ansehn, deren Priester durch theokratisches Ansehn einen Staat im Staate erzeugten. Von solcher Art war auf der einen Seite die jüdische Religion, und auf der andern Seite die Druidenreligion in Gallien. Auch wurde der jüdische Tempel zerstört, und der Druidenorden vertilgt. Die gröbere Vielgötterey wurde von den Neuplatonikern verfeinert. Unvermerkt machte sie einer Hierarchie von Geistern Platz. Die Priesterreligion schmeichelte dem Volke durch Verwandtschaft mit höhern Intelligenzen und durch selige Aussichten jenseit des Grabes. „Un„ter den verschiedenen jüdischen und ägyptischen Reli„gionssecten, sagt der Vf. S. 133., erhob sich die „Religion Jesu." Ihn verkündigten seine Schüler als jenen schon lang erwarteten Weltverbesserer. (*Sueton.* in *Vespasian.* c. 4.) „Je mehr sich das Kaiserthum „herabwürdigte, desto schneller verbreitete sich die Re„ligion Jesu. Zugleich mit den Kaisern sanken auch „ihre Götter. Weit besser als der geprängvolle Dienst „der Opferpriester schickte sich die neue christliche „Secte

„Secte für ein Zeitalter des Verfalls und Elends. Gar „bald wurde sie zur mächtigen Parthey, und sie wars, „die den Constantin auf den Thron erhob.“ Zu einseitig betrachtet der Vf. das Christenthum. Wenn es sich auch durch den Geist brüderlicher Gleichheit und durch Verheissung überirdischer Triumphe dem armen gedrückten Volke, wenn es sich durch überspannte Figuren und Tropen dem Schwärmerhaufen, und dadurch, dass es sich politisch brauchen liess, ränkevollen Partheyhäuptern empfahl, so empfahl es sich gewiss auch jedem unbefangenen Selbstdenker im Gegensatze theils mit dem Opfer- und Tempeldienste, theils mit der herrschenden Weltweisheit, ganz ohne moralischen Einfluss. „Ein Hauptzug des Christenthums war, „nach dem Vf., die Verachtung der menschlichen Wissenschaften und die Unterdrückung des Forschungs-„geists.“ Der Vf. bedenkt nicht, wie sich unter den Kirchenvätern mehrere, und selbst unter den Aposteln Paulus sowohl durch Gelehrsamkeit überhaupt, als besonders auch durch Dialektik auszeichneten. Ueberhaupt scheint er die zufällige Ausartung des Christenthums mit dem Christenthum selbst zu verwechseln, und dieses vielmehr in unreinen Canälen, als in der Quelle beobachtet zu haben. „Der Triumph des Christenthums,“ sagt er S. 136., „war das Signal von dem gänzlichen „Untergange der Wissenschaften und der Philosophie.“ Auch ohne das Christenthum, sanken sie dem Untergang zu; sie sanken unter der Sündfluth theils des Despotismus und Sittenverderbens, theils der barbarischen Völkerschwärme. Selbst in seiner grössten Verunstaltung noch war es das Christenthum, welches einen Funken der Gelehrsamkeit theils unterhielt, und theils ihn wieder zu höherm Lichte entzündete. Es pflanzte die (wenn auch dürftigen, doch immer nicht ganz unnützen) Klosterschulen und Klosterbibliotheken; es verbreitete (wenn noch so ärmlich) die alten gelehrten Sprachen; es beförderte selbst durch die Kreuzzüge den Verkehr mit den arabischen und morgenländischen Kenntnissen; es verschaffte den griechischen Emigranten eine günstige Aufnahme. — *Sechste* Epoche. Auslöschung des Lichts bis zur Wiederanfachung desselben zur Zeit der Kreuzzüge. Theologische Grillenfängerey und frommer Betrug machen das ganze Genie dieses Zeitalters aus. Theils unter dem militärischen, theils unter dem priesterlichen Despotismus niedergedrückt, schmachtet unter Blut und Thränen Europa. Das Gemälde hat zwo verschiedene Hälften. Der Occident erscheint unter schnellerm und durchgängigerm Verfalle; der Orient weniger. Jener wird ein Raub der Barbaren, die von den Ueberwundenen nichts, als ihre Religion annehmen. Noch so barbarisch hoben sie gleichwohl die häusliche Sklaverey auf. Sie verlangten nicht Sklaven, sondern Boden und Colonisten. Diese letztern hingen als Eigenthum zugleich an dem Boden. Von Rom aus verbreitete das gemeinschaftliche Haupt der Priester über den ganzen Occident eine Hierarchie, welche auf der einen Seite die Völker gegen die Fürsten, und auf der andern Seite jeden Fürsten gegen den andern bald bewaffnete, bald in Schutz nahm. Allgewaltig, gleichsam ein Schutzgott, ein Vice-Gott, wurde auf solche Weise der Bischof zu Rom. Eine dreyfache Uebermacht drückte das Volk, die königliche, die priesterliche, und die Macht des Feudal-Adels. Nur in wiefern diese Mächte selbst sich gegenseitig untergruben, erhob sich allmählich das Volk. Während dass der Occident unter grober Unwissenheit, und der Orient unter Religionscontroversen hinschmachtete, erhob sich unter den bisher unbezwungenen Arabern, theils landwirthschaftlichen, theils räuberischen, theils Hirtenvölkern, Mahomet zu gleicher Zeit als Gesetzgeber, Prophet, Oberpriester, Richter und Feldherr. Unter Einmischung von ungereimten Fabeln und beschwerlichen Ceremonien, gründete er eine Art von positivem Theismus. Einige Zeit erhielt sich unter den Mahometanern, und wenn auch nicht ohne Verunstaltung, die aristotelische Philosophie. Beym Verluste der Freyheit verlor sie sich unter ihnen; beym ersten Anbruche der Freyheit, zur Zeit der Kreuzzüge, kam ihr letzter Rest nach Europa. — *Siebente* Epoche. Seit den Kreuzzügen bis zur Erfindung der Buchdruckerey. Allzu theokratisch war das mahometanische Caliphat. Unter seinem blendenden und sengenden Strahle welkten die Künste und die Gelehrsamkeit. Noch so furchtbar und heilig war gleichwohl im Occidente die Priesterschaft weniger göttlich verehrt. Der Contrast zwischen ihrem Evangelium und ihren Sitten empörte. Unter andern in dem mittägigen Frankreich suchte man ihr Joch abzuschütteln, und ein reineres Christenthum einzuführen. Trotz aller Kreuzzüge und bewaffneten Inquisitionen, erhob man sich bald hie bald da gegen den Priesterdruck. Wenn sich dawider auf der einen Seite die frommen Albigenser und Waldenser erhoben, so wirkte auf der andern Seite dagegen ein Kaiser Friedrich II, und unter seiner Einwirkung hin und wieder so mancher profane Troubadour, vielleicht wohl auch diese oder jene geheime Gesellschaft. Ob mit Grund oder ohne Grund, genug, auch der Orden der Tempelherren war freygeisterischer Lehren verdächtig. Während der langwierigen Kriege zwischen dem Pabst und dem Kaiser benutzte manche Stadt die Anarchie zur Erweiterung der bürgerlichen Freyheit. Die Freyheit des Bürgers und Landmanns beförderten zufällig auch jene Kreuzzüge nach dem heiligen Grabe, und mit der Freyheit das Wachsthum des Handels und der Kenntnisse. In Italien und Deutschland formirten sich kleine Freystaaten, mehr oder weniger, nach dem Muster der griechischen und römischen. In England beschwor der König feyerlich jene für die Freyheit so günstige *magna charta*. Die Entdeckung einer Handschrift von Justinians Codex gab Gelegenheit zum Studium, und zur Einführung einer menschlichern Jurisprudenz; die aristotelische Philosophie diente auch in ihrem schwerfälligen arabischen und scholastischen Mantel zur Uebung des Geistes. „Jene „Disputirsucht der Scholastiker führte von fern her zu „der philosophischen Analyse, der Hauptquelle des „nachherigen Fortschrittes im Denken.“ Zugleich aber hinderte die Systemsucht den Fortschritt in der Naturlehre.

lehre. Bey allem dem kamen gleichwohl durch den Handelsverkehr und durch die Kreuzzüge theils Asiens Früchte, theils Asiens mechanische Künste nach Europa. Während dieses Zeitraums hatten besonders zwey neue Entdeckungen den ausserordentlichsten Einfluss, die Entdeckung einerseits von dem Compass, und andrerseits von dem Schiesspulver. „Seit der Einführung „des groben Geschützes zittern kunstreiche gebildete „Nationen weit weniger vor dem blinden wüthenden „Ueberfall barbarischer Volksschwärme." — „Seit der „Einführung der neuern Kriegskunst erhebt sich der „Adel weit weniger über den gemeinen Mann." — Bereits in diesem Zeitalter veredelte sich auch die italienische Sprache. Die Sitten bekamen wenigstens unter den höhern Ständen eine weniger rohe Gestalt, und zwar unter dem Einflusse der arabischen, theils poetischen, theils ritterschaftlichen, Galanterie. In Absicht auf Religion und Moral aber galt Autorität immer noch weit mehr, als Vernunft. — *Achte* Epoche. Von der Erfindung der Buchdruckerey bis zur Abschüttlung des Jochs der Autorität. „Um so viel schneller und wohlthätiger verbreitete sich der Einfluss der Buchdrückerey, da ihrer Erfindung auf der einen Seite die Auswanderung der Gelehrten und Künstler aus Constantinopel vorherging, und auf der andern Seite die Entdeckung der neuen Welt nachfolgte. Die Kirchentrennung, die Abschüttlung der päbstlichen Autorität war das Werk theils der Aufklärung, theils des Interesse. Nur langsam und nur in seltenen Köpfen erwachte der Entschluss zur Beleuchtung auch der politischen Autorität, so wie der priesterlichen. Die Revolutions- und die einheimischen Kriege nöthigten hie und da zu Nachforschungen über die verschiedenen Wirkungen verschiedener Gesetze und Verfassungen. Die Ungleichheit und die Abänderung von diesen erregte Aufmerksamkeit und freye Untersuchung. Nach der Erschöpfung unter den Kriegen fühlten die Fürsten und Völker das Bedürfniss eines gemeinschaftlichen Kriegs-, Völker-, und Menschenrechts. — Durch die Entdeckung der neuen Welt und den dadurch veranlassten grössern Handelsverkehr bekamen die mechanischen Künste, und mit ihnen zugleich die Mathematik und Physik, beträchtlichen Zuwachs. Hieher gehören die Vervollkommnung der algebraischen Sprache und die Erfindung der Logarithmen; die Entdeckungen der Galiläi, Copernicus, Kepler; hieher in Italien und Frankreich die Fortschritte der schönen Künste. In England war Baco der Wiederhersteller des philosophischen Beobachtungs- und Forschungsgeistes. In Frankreich wendete hernach Cartesius die geometrische Methode auf die verschiedensten Zweige der Philosophie an. Sein *Esprit du Systême* aber hinderte den freyen Fortgang des menschlichen Geistes. — *Neunte* Epoche. Von Des-Cartes bis zur Gründung der französischen Republik. Theils politische, theils religiöse Bedrückung war es, welche in England und Holland den Geist der Freyheit entflammten. „Auch anderwärts „wurde eine beynahe unbedingte und willkührliche „Gewalt beschränkt durch die öffentliche Meynung, „geordnet durch Einsicht, gemildert aus eignem Interesse. Ein solcher Despotismus, der in andern Welttheilen und in den vorigen Jahrhunderten immer ganz „unbekannt blieb, vertrug sich mit Kunstfleisse, Aufklärung, und selbst mit der bürgerlichen Freyheit." S. 240.: „Ausserordentlichen Einfluss haben die Fortschritte des Handels- und Völkerverkehrs auf den Fortgang „des menschlichen Geistes, und dieser auf die Meynungen, und die Meynungen auf die Völker und auf die „Häupter der Völker." Aus diesen Prämissen leitet der Vf. die politischen Axiomen theils eines Sidney und Locke, theils eines Rousseau und Mably her. S. 259.: „Das allgemeine Feldgeschrey," sagt er, „sind seither „— *Vernunft*, *Toleranz* und *Menschheit*." — In kurzer, aber lichtvoller Uebersicht schildert er die grossen Verdienste, welche sich um die Philosophie und um die Künste so manches ausserordentliche Genie erworben. — *Zehnte* Epoche. Künftige Fortschritte des menschlichen Geistes. So wie der Vf. für seine Revolutionslehre Märtyrer wird, so stirbt er auch unter begeisternden Aussichten. Er prophezeyht theils die Aufhebung der Ungleichheit unter den Nationen, theils den Fortschritt der Gleichheit unter demselben Volke, theils die wirkliche, physische, moralische und intellectuelle Vervollkommnung des Menschen. Nicht ohne Befremden sieht man, wie auch selbst ein sonst so kalter Philosoph, von dem herrschenden Zeitgeiste elektrisirt, zuweilen manche Dinge aus einem etwas einseitigen, und wohl auch schwärmerischen, Gesichtspunkte ansieht.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Richard: *Almanach des Gens de bien*, contenant des Anecdotes peu connues, pour servir à l'histoire des événemens de ce dernier tems; l'arrivée de Carrier aux enfers; des observations sur le même; son epitaphe; deux dialogues de morts, un entre J. J. Rousseau et Malesherbes, l'autre entre Favras et Bailly; les medicins, histoire veritable; des prédictions pour tous les mois de l'année etc. 216 S. 12.

Offenbar zeigt sich der Vf. königlichgesinnt, besonders in dem Dialog zwischen Favras und Bailly. *Die Aerzte, eine wahrhafte Geschichte*; im Grunde eine allegorische Erzählung, welche Frankreich als einen Kranken darstellt, und die Constitution als Quacksalberey. Besonders interessant ist das Tagebuch über die neuern Ereignisse zu Paris. S. 144—193.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. May 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Padua, in der Druckerey Penada: *Osservazioni sulle proprietà della China del Brasile* di *Andrea Comparetti*, P. P. P. 1794. 72 S. 8.

Das neue Heilmittel, mit dem H. *Comparetti* die Aerzte in dieser Schrift bekannt macht, ist im Jahre 1793 aus Portugall nach Venedig gebracht und in dieser Stadt unter dem Namen: *brasilianische Chinarinde* verkauft worden. Es läfst sich indessen nicht mit Gewissheit angeben, ob es wirklich die Rinde des Stammes oder der Aeste einer Cinchonaart ist, oder ob es von einem andern Baume abstammt; denn der Vf. hat, in Rückficht auf die natürliche Geschichte dieser Drogue, nichts Bestimmtes erfahren können. So viel erhellt aber aus der Beschreibung, die er von den äusserlichen Eigenschaften dieser neuen Chinarinde macht, (und die wir vollkommen richtig befunden haben, da wir sie mit einigen Stücken dieser Rinde, die wir unlängst aus Italien erhalten haben, zu vergleichen im Stande gewesen sind,) dafs sie von allen bis jetzt bekannten Arten der peruvianischen Rinde merklich verschieden ist. Auch die Kräfte, die sie auf den menschlichen Körper äussert, bestätigen diese Behauptung und machen zugleich wahrscheinlich, dass diese Drogue einige Bestandtheile enthält, die den andern Chinaarten entweder gänzlich mangeln, oder ihnen doch in weit geringerer Menge beygemischt sind. — Der Vf. hat sich bemüht, sowohl die Bestandtheile dieser Rinde zu entdecken, als auch ihre medicinischen Tugenden zu bestimmen. Er hat daher in beiderley Rücksicht mehrere Versuche angestellt, von welchen er in der angezeigten Schrift kürzlich Nachricht giebt. Das Wasser sowohl, als der Weingeist, löst einige Theile davon auf, und eine mit dem erstern bereitete Brühe giebt, durch die Abdampfung bis zur Trockenheit, ein kaffebraunes Extract (ungefähr 20 Gran aus 2 Drachmen Rinde), auf dessen Oberfläche kleine, im Wasser leicht auflösliche und selbst die Feuchtigkeit aus der Luft anziehende, Salzkrystallen bemerkbar sind. Die geistige Tinktur hingegen stellt, nach gehöriger Eindickung, ein weniger trocknes und heller gefärbtes Extract dar, (2½ Skrupel aus 1 Unze Rinde,) worin man ebenfalls salzige Spiesschen entdecken kann. Ueberhaupt scheint, den Versuchen des Vf. zufolge, die brasilianische China mehr durch Wasser und Weingeist ausziehbare Theile zu enthalten, und auch reichlicher mit luftigen (denn der Vf. hat, bey der Bearbeitung dieser Drogue mit Wasser, eine Art von Brausen beobachtet,) und salzigen Theilen (deren wahre Beschaffenheit doch nicht hinlänglich untersucht worden ist,) geschwängert zu seyn, als die peruvianische Rinde und die China di S. Fè. — Die klinischen Erfahrungen, die theils Hr. *C.* selbst, theils H. *Trevisan* angestellt hat, beweisen, dass dieses Mittel in drey- und viertägigen, sowohl regelals unregelmässigen, und hartnäckigen doppelten und mit Verstopfungen in den Eingeweiden des Unterleibes vergesellschafteten, Wechselfiebern sehr wirksam sey, und oft auch dann noch die mit dergleichen Uebeln behafteten Kranken von ihren Zufällen befreye, wenn der eine Zeitlang fortgesetzte Gebrauch der peruvianischen Rinde ohne allen Nutzen gewesen ist. Der Vf. hat in solchen Fällen die brasilianische China theils für sich allein, in Pulver- oder Pillengestalt, theils auch, besonders bey hartnäckigen und mit Verstopfungen in der Leber, u. s. w. verbundenen Fiebern, mit Salmiak, oder geblätterter Weinsteinerde, oder andern wirksamen Heilmitteln, z. B. Seife, Ammoniakharz u. s. w. gemeinschaftlich nehmen lassen und so die meisten male seine Absicht recht gut erreicht. Er glaubt indessen, dafs man diese Rinde auch mit andern Arzneyen vermischt anwenden könne und er verspricht sich besonders von der Verbindung derselben mit Kampfer und Salpeter in bösartigen und schleichenden Nervenfiebern vortheilhafte Wirkungen. Am Schlusse dieser Abhandlung gedenkt der Vf. noch des äusserlichen Gebrauchs dieser Rinde und beweist mit einigen Erfahrungen, dass sie ein sehr gutes fäulnisswehrendes Mittel sey und besonders zur Beförderung der Vernarbung der Wunden mit Nutzen angewendet werden könne.

Frankfurt u. Leipzig, b. Macklot: Dr. *Christian Ludwig Schweickhards*, Hochfürstl. Markgräfl. badischen Hofraths und Stadtphysici in Carlsruhe *Magazin für Geburtshelfer*. Ersten Bandes erstes Stück. 1794. VI u. 163 S. 8. auf grau Papier.

Der Vf. nennt diese Zeitschrift „das Resultat seiner Bemühungen für Geburtshelfer, welche die Kenntniss der gelehrten Sprachen entbehren" und liefert darin Uebersetzungen und Auszüge aus akademischen Streitschriften und Collectaneen aus verschiedenen andern Schriften über Gegenstände der Geburtshülfe. Diess Unternehmen könnte bey guter und zweckmäsiger Auswahl für eine gewisse Classe von Lesern ganz nützlich werden, zumal wenn die Schrift selbst sehr wohlfeil würde; allein es dürfte nichts aufgenommen werden, was der gröste Theil der Leser schon aus andern Schriften, die zunächst für deutsche Wundärzte und Geburtshelfer geschrieben sind, kennet, und alte verlegene Waare müste nicht wieder hervorgeholt werden, sonst würde es ein Machwerk, wie viele ähnliche, die aus

neun und neunzig andern Schriften ohne Auswahl und Ordnung, gleichsam auf gut Glück, zusammengeschrieben sind. Dass es mit der Verfertigung des gegenwärtigen Magazins ein solches Ansehen habe, werden die Leser daraus erkennen, wenn Rec. ihnen die Quellen und Schriften anzeigt, aus denen das Ganze zusammengetragen ist. 1. *Joerdens* über die zur Geburtshülfe gehörigen Binden. Ein weitläufiger Auszug dieser Dissertation steht schon im ersten Band des Starkischen Archivs. 2. *Walters* Abhandlung von den Mutterpolypen, von 1786; mit angehängtem Abdruck der Geschichte eines glücklich ausgeschnittenen Mutterpolypen aus Hr. Hofr. Blumenbachs Bibliothek, obgleich auch diese Nachricht schon im Stark. Archiv steht. 3. *Schehmels* Streitschrift über den vortheilhaftesten Handgriff zu Beförderung der natürlichen Geburt. Auch dieser ist schon durch das Stark. Archiv den deutschen Geburtshelfern bekannt. Und doch sagt Hr. *Sch.* in der Vorrede, „dem Leser dieses Magazins werde nichts darinne vorkommen, was er irgend schon in einem der Entbindungskunst gewidmeten periodischen Blatte (was ist denn das Starkische Archiv?) zu lesen Gelegenheit gehabt hätte" (!) Mit den angehängten Collectaneen geburtshülflichen Inhalts verhält es sich eben so. Sie sind aus alten und neuen, meist Wundärzten bestimmten Sammlungen von Beobachtungen zusammengelesen, und stehen zum Theil noch zwey bis dreymal in andern gesammelten Schriften. Man denke sich für deutsche Wundärzte (denn für solche, die zugleich Geburtshelfer sind, ist doch hoffentlich nur das Magazin bestimmt) Collectaneen aus Heisters, Henkels, Schmuckers und Schmalz chirurgischen Beobachtungen; und aus Hr. Hofr. Richters Bibliothek. Ferner aus den Sammlungen der neuesten Abhandlungen für deutsche Wundärzte etc. Ja manchmal sind nur kurze Stellen, nicht aus dem Buch selbst, sondern aus Recensionen des Buchs ausgehoben. Unserem Bedünken nach hat der Vf. diese Collectaneen Anfangs für sich gemacht, und nun sollen ihm die Geburtshelfer, „welche keine Gelegenheit noch Muse zum Lesen mehrerer Schriften haben" (die man aber alsdann nicht aufs Nachlesen verweisen darf, wie in den Collectaneen geschieht) die Mühe bezahlen. Auf solche Weise möchte das Magazin wohl bald seine Endschaft erreichen.

SCHÖNE KÜNSTE.

HALLE, in der Rengerschen Buchh.: *A Sentimental Journey through France and Italy, by Mr. Yorick;* mit erläuternden Anmerkungen und einem Wortregister für junge Leute. 1794. XVI u. 224 S. gr. 8.

Allerdings gehört diess bekannte Product der glücklichsten und originalsten Laune nicht unter die leichtesten englischen Bücher; und obgleich dem deutschen Leser das Verständniss desselben durch die meisterhafte Bodische Uebersetzung nicht wenig erleichtert worden ist, so bleiben doch immer noch Stellen genug übrig, wo der Uebersetzer seine Pflicht that, wenn er den Wortverstand richtig ausdrückte, wo aber Sinn, Zusammenhang und Beziehung des Ganzen eine noch genauere Entwickelung des Auslegers foderte. Es war daher ein guter Gedanke des ungenannten Herausgebers dieses neuen, übrigens nicht gar saubern, Abdrucks des Originaltextes, denselben mit erläuternden deutschen Anmerkungen zu begleiten; — und es ergiebt sich aus der Vorrede, dass er diess Bedürfniss sowohl, als die dienlichsten Mittel, demselben abzuhelfen, ganz richtig einsah und beurtheilte; auch billigen wir es, dass diese Arbeit nicht für diejenigen bestimmt und eingerichtet wurde, welche die Anfangsgründe der englischen Sprache aus einem grammatischen Commentar praktisch erlernen wollen; sondern dass der Herausg. bey demselben solche Leser voraussetzte, die, mit den vorzüglichsten Regeln der Grammatik und einigem Wörtervorrathe versehen, nachdem sie schon einige andre englische Bücher gelesen haben, diess gegenwärtige mehr der Sache als der Sprache wegen lesen, und ihren Geschmack dadurch bilden wollen. Wirklich ging Rec. nach Lesung des Vorberichts mit der besten Erwartung an die Prüfung dieser Arbeit selbst; aber nur zu bald wurde er in seiner vortheilhaften Erwartung getäuscht, und fand immer mehr, dass der Herausg. dieser Unternehmung zu wenig gewachsen war. Ein Buch dieser Art kann bey seinem häufigen Gebrauche, und in den Händen der Unerfahrnen die es leiten soll, zu viel Nachtheil stiften; um so mehr, wenn sie sich solch einer Führung sicher anvertrauen, und nicht Kenntniss genug besitzen, um die Unsicherheit derselben gewahr zu werden. Es ist daher Pflicht, vor solch einer Leitung zu *warnen*, und ihre Unzuverlässigkeit an einigen Beyspielen zu zeigen. Die Auffindung derselben hat leider! der Herausg. seinem Rec. nicht schwer gemacht; und die Zahl der hier ausgehobenen liesse sich leicht um die Hälfte vergrössern.

Gleich S. 3 ist die Stelle: *what is there in this world's goods, which should sharpen our spirits* u. s. f. in der Note ganz unrichtig erklärt: „Das Ueb„in der Welt steht gegen das *Gute* in einem so geringen „Verhältnisse, dass der Mensch eigentlich niemals un„zufrieden, und gegen seinen Nebenmenschen aufge„bracht seyn sollte." Es ist hier gar nicht vom moralischen Guten und Bösen, noch von guten und schlimmen Schicksalen die Rede, sondern von den *Gütern* und Schätzen dieser Welt. „Was sind die *Güter* dieser Welt?" hat es *Bode* ganz richtig übersetzt. — Aerger noch ist S. 23 das *lying at the mercy, as I must do, d'un homme d'esprit*, ausgelegt: „Wenn ich auf „Unkosten eines Mannes *d'esprit löge*, d. i. ihm den Wa„gen fälschlich verlobte, so dass er ihn kaufte." *To lye* ist hier *liegen* und nicht *lügen;* und jene gewöhnliche Redensart bedeutet: sich Jemand auf Gnade und Ungnade überlassen oder Preis geben. *Bode* übersetzte zwar etwas frey, aber richtig: „Ich verliere zu ungern die Achtung *d'un homme d'esprit.*" — S. 35 sollen *the instrumental parts of my religion*, das Handwerkszeug der Religion, Bibel, Gesang - und Gebetbücher, und dergl. seyn. Daran aber dachte *Yorick* wohl gewiss nicht, sondern, wie es auch *B.* verdeutscht, an die *sichtbaren Mittel* der Religion, an gottesdienstliche Gebräuche

bräuche und sinnliche Zeichen überhaupt. — S. 36 wird das *they had found full employment for his* ganz unrichtig so erklärt, dass sich das *they* auf jene *instrumental parts* beziehen soll. Es bezieht sich offenbar auf die unmittelbar vorherstehenden *justlings of the world.* — Eben so falsch wird S. 37. *a revulsion from her* elliptisch für *from her cheek* verstanden, das überall nicht einmal vorhergeht. — Wie konnte es dem Herausg. fremd seyn, was Jedermann weiss, dass unter dem *Smelfungus* kein andrer, als der grämliche Reisebeschreiber *Smollett* zu verstehen sey. Es klingt wirklich etwas possirlich, wenn S. 49 in der Note gesagt wird: „Dieser „gelehrte Smelfungus scheint ausser seiner Reise, die „bey dieser Stelle citirt wird, weiter nichts geschrieben „zu haben. Vielleicht, dass der Name bloss erdichtet, „und es mit der erwähnten Citation nicht die gehörige „Richtigkeit hat." — Nicht viel erbaulicher ist die Note, S. 50, zu den Worten: *he had been flead alive, and bediveľd, and used worse than St. Bartholomeus:* „Dass „man diesem Heiligen übel mitgespielt haben müsse, so „viel sieht man wenigstens aus dieser Stelle." Dass der Herausg. kein Katholik seyn müsse, so viel sieht man wenigstens aus dieser Stelle; aber auch ohne das zu seyn, hätte er doch leicht wissen oder erfahren können, dass dieser Heilige über Kopf ans Kreuz geschlagen, oder lebendig geschunden seyn soll. — Auch das weiss er nicht, dass S. 52 f. der Buchstabe *H.* den berühmten Geschichtschreiber *Hume* bedeuten soll, sondern sagt ganz treuherzig: „Der Dichter *H.* war vielleicht ein schlechter „Dichter, und so war es nicht gut für ihn, dass er nicht „dieser Herr *H.*, der vielleicht viel Verstand verrieth, „war." Ohne dadurch viel Verstand verrathen zu wollen, merken wir an, dass *Voltaire* unter dem Namen *Hume* seine *Ecossaise* herausgegeben hatte, und dass der dramatische englische Dichter *Home*, der Verfasser des *Douglas*, ein Schotte, und mit *Hume*, dem Historiker, verwandt war. Diesen hatte höchstwahrscheinlich *Sterne* im Sinne. — S. 53. wird: *I always suffer my judgment to draw back something on that very account*, in der Note erklärt: „dass der Verstand *sich etwas zurückziehe*, „d. h. nicht zu schnell in seinem Urtheile in dergleichen „Fällen verfahre." Vermuthlich wurde indess der Herausg. hier durch die, gleichfalls nicht richtige, Bodische Uebersetzung verführt: „so erlaube ich allezeit „meinem Verstande, eben dieser Ursache wegen, sich „ein wenig zu entfernen." Der wahre Sinn ist gewiss: „ich lasse mein Urtheil in solchen Fällen immer etwas „*abziehen*, abdingen." Schon das *something*, nicht *somewhat*, erlaubt keine andre Auslegung; vollends aber das gleich folgende: *after every discount et could make.* — S. 54 sagt *Yorick* vom *la Fleur*, dessen Talente zum Trommelschläger und Queerpfeifer er so eben erwähnt hat: *I was determined to make his talents do.* Diess wird hier erklärt: „seine Talente *auszuforschen*." Ganz falsch. *Bode* übersetzt schon richtiger: „seine Fähigkeiten *hervorzuziehen*." Besser wäre gewesen: „es mit seinen Talenten gut seyn zu lassen." — Sehr unglücklich wird S. 69 gemuthmasst, das dritte Fluchwort der Franzosen, das *Yorick* aus Schamhaftigkeit nicht nennen will, sey *sacre Dieu!* Wer weiss nicht, dass es ganz ein andres ist? — Von den Worten S. 84: *I took the cream gently off it, and whipping it up in my own way*, hätte doch nothwendig in der Note die eigentliche Bedeutung erklärt werden müssen. *Bode* übersetzte sehr richtig: „ich flösste sauber die Sahne davon, und *quirlte* es (sie) auf meine Manier." — Unrichtig wird S. 90 angemerkt, dass *who* für *which* stehe, wovon sich wenig Beyspiele möchten auffinden lassen. Die *small courtesies of life* werden hier personificirt gedacht, und so war *who* schöner und richtiger. — Wie konnte S. 102, *short-hand* durch *Handgriff* oder *Kunstgriff* erklärt werden, da es so bekannt ist, dass es Geschwindschreiben durch Abkürzungszeichen bedeutet? Das ganze glückliche Bild geht dadurch verloren, und das Folgende bezieht sich offenbar auf diess Bild, das aber durch die Erklärung eben so unbarmherzig verwischt wird. — *Behind in the circle*, S. 103, ist gar nicht einerley mit *behind a circle*. Jenes heisst: im Hintergrunde, in der hintern Reihe des Kreises. — S. 108. ist *orchestra* gewiss nicht für *box* gesetzt, und, wie sehr sinnreich conjecturirt wird, ein Druckfehler, sondern bedeutet den Platz für die Zuschauer, den man bey uns Parkett (*palchetti*) nennt. — Bey dem *pluck your rose*, S. 114, mögen wir uns, Wohlstands halber, hier nicht verweilen; aber falsch erklärt ist es gewiss. — Eben so unrichtig ist *a set*, von den Bänden der Shakspearischen Schauspiele gebraucht, ganz falsch durch „ein Exem„plar" gedeutet. Es heisst ein *vollständiges* Exemplar, die volle Reihe der Bände; und *one out of the set* heisst vollends nicht: „ein Exemplar aus dem *Packete*," sondern: einen von den Bänden. — *A low sigh*, S. 118, ist nicht, obgleich es auch *B.* so übersetzt, ein *tiefer*, sondern ein *leiser* Seufzer. — So viel mag zur Probe von dem gewiss nicht empfehlungswerthen Gehalte dieser Arbeit genug seyn, ob sich gleich aus dem übrigen Theile derselben, und aus dem angehängten Wortregister noch weit mehr saubre Pröbchen dieser Art ausheben liessen.

1) Weissenburg in Franken, in Commiss. b. d. liter. typog. Gesellschaftsbuchh.: *Die sämmtliche (n) Werke Wilhelm Kongreve's* (Congreve's) übersetzt von J. C. P. von *Steinheil*, Leutenant in h. wirtemb. Diensten, dann Vorgesetzten und Lehrer d. engl. Sprache an der H. hohen Karlsschule zu Stuttgardt. Erstes Bändchen, welches enthält I. Die Braut in Trauer. II. Einige vermischte Gedichte. 1789. XXXII. u. 192. S. 8.

2) Berlin, b. Maurer: *Ignez de Castro.* Trauerspiel in fünf Acten von *Julius* Reichsgrafen *von Soden.* Zweyte verbesserte Auflage. 1793. 112 S. 8.

3) Leipzig, b. Heinsius: *Opern* aus verschiedenen Sprachen übersetzt und für die deutsche Bühne neu bearbeitet von *Vulpius.* Erster Band. 1794. 19 Bog. 8.

Nr. 1.) Wenn es auch einige englische Dichter geben sollte, deren *sämmtliche* Werke eine Uebersetzung in unsere Sprache vertragen und verdienen, so gehört doch Congreve sicher nicht unter diese Wenigen. Rec. gesteht

steht, dass schon der Gedanke an sich, einen solchen, in manchem Betracht vortrefflichen, aber höchst ungleichen Dichter ganz zu verdeutschen, ihn für die Ausführung nicht das Beste ahnden liess. Noch verdächtiger ward ihm Hrn. *v. Sts.* Geschmack durch den Styl, der gleich in der Vorrede herrscht, und durch das Urtheil: die Braut in Trauer sey Congreves Meisterstück! Wer die ausgemacht schlechteste Arbeit eines Schriftstellers für seine beste erklärt, der ist wohl zum Uebersetzer desselben berufen. — Schon *J. E. Schlegel* machte einen Versuch, dieses Stück in reimlosen Jamben zu bearbeiten (s. das Bruchstück im 2ten Th. seiner Werke S. 569.) und auf ähnliche Weise hätte billig auch Hr. *v. St.* bey seiner Arbeit zu Werke gehen sollen. Statt dessen aber hat er alle poetischen Floskeln, allen Bombast des Engländers mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, Wort für Wort, in steife, holpriche und mit unter fast unverständliche Prosa übergetragen. Das einzige, freylich sehr geringe Verdienst dieser Ueberfetzung besteht darinn, dass sie den Sinn des Originals so ziemlich richtig ausdrückt, doch stiessen wir auch hie und da auf sehr grobe Fehler, die entweder Mangel an hinlänglicher Sprachkenntniss oder an Fleiss und Ueberlegung verrathen. Z. B. Johnson sagt in seinem hier mitgetheilten Leben des Dichters: *„In this play (the Mourning Bride) there is more bustle, than sentiment; the plot is busy and intricate* — diess gibt der Uebers. durchaus falsch und ungeschickt durch: „Dieses Schauspiel *machte* „*mehr Aufsehn, als dass es wirkliches Gefühl erregte.* Der Plan ist *thätig* —— Die schöne Scene (A. 2. Sc. 3.) geht in dem *Gewölbe* einer Kirche vor: alles steht in der unmittelbarsten Beziehung auf diesen Umstand, und doch konnte der Uebers. die Worte:

It was thy fear, or else some transient wind
Whistling thro' hollows of this vaulted isle

also geben: „Deine Furcht wars, oder irgend ein vor-„übersausender Wind, der durch die *Höhlen* dieser *ge*-„*wölbten Insel* pfiff." Ist es möglich, sinn- und gedankenloser zu dollmetschen? — Aehnliche Sünden hat Hr. *v. St.* sich in den *vermischten Gedichten* zu Schulden kommen lassen. Wenn *C.* die Venus die über den Tod der Königinn Maria klagende Liebesgöttinn schildert, und von ihr sagt:

She wrings her hands, and beats her breast,
And tears her useless girdle from her waist —

so läfst Hr. *v. St.* sie „ihren *unentbehrlichen* Gürtel von ihren Lenden reissen." — Wenn *C.* von der empörten Natur sagt, dass sie

Began to roar and howl with horrid yell,
Dismal to hear and terrible to tell —

so macht sein Uebers. daraus: „Sie fing nun an mit schrecklichem *Getöne* zu brüllen und zu heulen, *traurig* zu hören, und schrecklich zu erzählen." — Ein paar Stücke sind von einem Hrn. *Hübner* versificirt und gereimt, aber so, dass wir seinen sogenannten Versen selbst eine Steinheilsche Prosa noch weit vorziehen:

Jeden verschiedenen Ton verschlingt der vermischte
Lermen und in *ununtergebrochenem*
Klange verliert sich das Echo.
Aus der *Kanonen* ehernen Rachen,
Wälzen sich Ströme von Feuer mit Krachen,
Wie wenn die Pole zersprängen — — —

Nr. 2.) Wir haben die erste Ausgabe dieses Trauerspiels, einer der besten Arbeiten des Vfs. nicht bey der Hand, um Vergleichungen anstellen zu können: dürfen wir indess unserm Gedächtniss trauen, so hat es hier wenigstens keine wesentlichen und beträchtlichen Verbesserungen erhalten. Der sonst so gesuchte, mit Bildern und seltsamen Metaphern überladene Ausdruck, scheint an manchen Stellen leichter und natürlicher geworden zu seyn, doch ist der Vf. auch hierinn nicht so weit gegangen, als er hätte gehen können, und wohl billig gehen sollen. Noch immer ist manche gute Scene durch die abentheuerliche und schwülstige Diction entstellt. Z. B. S. 47. wenn D. Pedro die Foderung seines Vaters, Ignez zu meiden, mit folgender Tirade *à la Lohenstein* von sich weisst: „Umsonst! die Erde kann aus ihren „Angeln sich drehen, die Sonne verlöschen, das Meer „seine Granzen vergessen, die ganze Schöpfung in ihren „Urstoff zurücksinken — aber Pedro sie nicht verlassen." — S. 48. „Ich will, gleich der Raupe, aus meinem „eignen Selbst ein Gewebe um mich herspinnen, durch „das keiner dieser Teufel dringen soll." — S. 53. „Der „Krieg und der Thron haben seinem Herzen die Glasur „genommen." — S. 90. „Wie ist mir? Warum schaumt „mein Blut, gleich den empörten Wogen des Meers „u. s. w."

Nr. 3.) Der erste Theil dieser Sammlung, die von der bekannten Schnellsingrichkeit des Vf. eine respectable Körpermasse erwarten läfst, enthält: *die Hochzeit des Figaro* — den *betrogenen Geizigen* (beide nach dem Ital.) und *Hokus Pokus*, drey Missgeburten, die einander den Preis der Armseligkeit streitig machen, und woran gleichwohl Männer wie *Mozart*, *Paisiello* und *Dittersdorf* ihre Kunst verschwendeten. Rec. wird sich sehr hüten, dasselbe mit der Kritik zu thun, auch wäre diess desto unnöthiger, da Hr. *V.* selbst gesteht: „dass die Li-„teratur durch den Druck solcher Opern nichts gewinne, „und dass sie blos da wären, damit man sie als Opern-„bücher zum Nachlesen im Schauspielhause gebrauchen „könne." Hier hat Hr. *V.* nur den kleinen Umstand übersehen, dass alles, was bestimmt ist, gelesen zu werden, gleichviel, wo, wann und von wem? doch auf jeden Fall des Lesens werth seyn müsse. Schwerlich aber kann das von Producten gelten, deren Urheber Grundsätze befolgte, wie Hr. *V.* hier in der Vorrede aufstellt. Er spricht von den Schwierigkeiten, mit denen der Bearbeiter einer Oper zu kämpfen habe, zu welcher die Musik schon vorhanden ist, und der die Worte des Textes in der Uebersetzung angepasst werden müssen. Sie sind allerdings gross und zahlreich, berechtigen sie aber darum zu der Folgerung, auf welche Hr. *V.* durch einen wahren *Salto mortale* übergeht? „Flickwörter „sind daher hier so *unentbehrlich* und *nothwendig*, als sie „anderswo entbehrlich und unbrauchbar sind."!! Vortrefflich! *So* freylich wäre in Hrn. *Vs.* Opern jedes Wort unentbehrlich und nothwendig. — —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. May 1795.

GESCHICHTE.

Breslau, b. Korn: *Attila, König der Hunnen*; von D. *Fessler*. 1794. 292 S. 8.

Der bekannte Vf. dieses Buchs hatte, wie er sich S. 26. ausdrückt, nicht die Absicht, eine vollständige Geschichte des Attila zu schreiben; sein Werk sollte nur ein Versuch einer historisch-psychologischen Darstellung dieses merkwürdigen Mannes seyn; ein Versuch, den Werth desselben in der Reihe der Menschen zu bestimmen, und zu zeigen, was er mit seinen Kräften, in den gegebenen Zeitumständen, nach dem ordentlichen Gange der Menschheit werden konnte. Es scheint uns nicht, als wenn durch diese Zusammenstellung der historischen Nachrichten von Attila das Problem seines Charakters der Auflösung um vieles näher gebracht worden sey. Zwar fehlt es nicht an philosophischen Räsonnements und ausführlichen Zergliederungen; zwar wird an einigen Beyspielen gezeigt, dass National- und Religionshass dem gefürchteten Hunnenkönige Unrecht gethan habe; aber um Attilas wahren Werth zu bestimmen, hätte der Vf. nicht bloss die Partheylichkeit anderer bestreiten, er hätte auch selbst eine weit grössere Unpartheylichkeit zeigen müssen. Aber umsonst hat er seinen Scharfsinn aufgeboten, *seinen Helden* nicht nur als ein Wunder von Kühnheit und Entschlossenheit, sondern auch überall als einen gerechten, grossmüthigen und weisen Eroberer darzustellen. Er sagt es nur, und zwar mit wenigen Worten, aber er beweist es nicht. Sein Werk ist daher mehr ein Panegyr, als eine Lebensbeschreibung; nur mit dem Unterschiede, dass der eigentliche Panegyrist, durch die Anordnung der Thatsachen nach einem angekündigten Zwecke, die häufigen Wiederholungen einer und derselben Behauptung erspart haben würde. Hr. F. folgt der chronologischen Ordnung; die Thatsachen nimmt er aus den Geschichtschreibern; ihre innern Beweggründe aus seiner Hypothese von dem Charakter des Helden. So sichtbar nun aber auch hiebey der Vortheil auf Seiten des Attila ist, so drängt sich doch auch selbst bey dieser Darstellung die Ueberzeugung auf, dass Attila, um die Habsucht seiner Hunnen zu befriedigen, die Gefahren, mit welchen ihr unruhiger Geist das Innre bedrohte, nach Aussen abzuleiten, vielleicht auch sie im Kriege abzuhärten, überall die Gelegenheiten zum Kriege mit den Römern aufsuchte, überall Bosheit, Treulosigkeit und Verrätherey sah, und von Dingen im römischen Reiche Notiz nahm, um die er sich gar nicht zu bekümmern hatte. Erfüllten nun die Römer seine trotzigen Foderungen, und kehrte er nach erhaltnen Tributen in sein Reich zurück, so heisst dieses hier Mässigung; setzte er sie mit Feuer und Schwerdt durch, so heisst diess gerechter Unwille über die Nichtswürdigkeit der damaligen Römer; verbindet er sich, ohne gegebne Veranlassung, zu ungerechten Kriegen mit den Feinden der Römer, so erfüllt er auch hierin den Beruf, die Menschheit an dem Uebermuthe römischer Tyrannen zu rächen. Diese Art der Beurtheilung ist von der Gerechtigkeitsliebe des wahren Geschichtschreibers sehr verschieden; es ist die Partheylichkeit des Romanschreibers für den Helden seiner Geschichte, für das Geschöpf seiner Einbildungskraft.

Bey der Mangelhaftigkeit des Stoffes hätte es Hr. F. gar nicht unternehmen sollen, die frühere Geistesbildung des Attila darzustellen. Darzustellen, sagten wir? Nun das kann er auch in der That nicht gewollt haben; denn der ganze Abschnitt, welcher uns mit der Art und Weise der Bildung des jungen Attila bekannt machen soll, ist keineswegs eine psychologische Geschichte, sondern eine trockne Psychologie. „Seine Nation, heisst es S. 100, von dem Geiste der Thätigkeit beseelt, lieferte in ihren mannichfaltigen Bestrebungen seiner *Vorstellungskraft* reichlichen Stoff; bey der Lebhaftigkeit und Stärke seiner Organe und Seelenvermögen musste er denselben begierig auffassen; seine *Empfänglichkeit* musste erweitert, seine *Anlagen* mussten dadurch zu *Fähigkeiten* erhöht werden. Jede Vorstellung reizte die Grundkraft seiner Seele zur *Wirksamkeit*: nach der Stärke und Anzahl der *Reizungen* musste seine *Reizbarkeit* zunehmen, welche die *Fertigkeiten* gebar, Vorstellungen zu verbinden, zu trennen, zu vergleichen" u. s. w. So geht es noch einige Seiten nach einander fort, und der Held ist gebildet. Diese Stelle hat ihren Werth. Hr. F. wird sie in allen seinen historischen Romanen brauchen können.

Wir können nicht verbergen, dass uns bey der Lectüre dieses Buches etwas angewandelt hat, das der Langenweile ziemlich ähnlich sah. Wir fanden weder Belehrung noch Unterhaltung; jene nicht, weil es dem Vf. offenbar mehr darum zu thun gewesen ist, seine Hypothese durchzuführen, als die einfachen Facta kritisch zu würdigen; diese nicht, weil es der Geschichte an Einheit und Zusammenhang fehlt. Das letztere mag nicht auf die Rechnung des Vf. kommen; es ist die Schuld der Quellen, welche in der Geschichte des grossen Länderverwüsters sehr seicht fliessen; aber was gewiss auf seine Rechnung kommt, ist der Mangel der Mannichfaltigkeit in dem Vortrage und an Leben in der Darstellung. Jener zeigt sich vornemlich in dem ermüdenden Räsonnement; dieser in manchen Theilen der

der Erzählung. So lange der Vf. den ältern Geschichtschreibern nacherzählt, ist sein Stil meistens untadelhaft; aber da, wo er den philosophischen Geschichtschreiber spielt, zeigt er zwar eine grosse Anstrengung des Willens, aber nur eine geringe Kraft. In den Gemälden grosser Gegenstände und ganzer Epochen, welche eine eben so feurige Einbildungskraft als kalten Verstand fodern, ist dieses so fühlbar, dass der Vf. unter sich selbst zu sinken scheint. Ist wohl in folgendem Gemälde von dem Zustande Constantinopels Haltung und Zusammenhang? (S. 133.) „Die Regierungsform in Osten war despotisch, die Kaiser massen ihre Grösse nur nach dem knechtischen Gehorsam ihrer Unterthanen. Kein Stilico, kein Bonifacius, kein Aetius konnte dort so leicht aufstehn, oder sich behaupten, wo jede Laune des Herrschers für das heiligste Gesetz gegolten, wo die Gewohnheit, allem Menschenwerthe zu entsagen, alles Selbstgefühl zu verläugnen, jedes Seelenvermögen erstickt hatte. Weniger Reize als die fruchtbaren Gegenden in Italien, Gallien und Spanien hatte Thracien für die Raubbegierde oder Herrschsucht der Barbaren. Alle Schätze und Reichthümer waren in der neuen Hauptstadt der Welt versammelt; ihr fester Hafen und ihre Mauern verwehrten selbst den tapfersten Völkern das Eindringen; das Jubelgeschrey wonnetrunkener Schwelger überstimmte die Klagen in Elend und Dürftigkeit schmachtender Bürger; weder äussere Kriege noch innerer Aufruhr unterbrachen auf längere Zeit die wollüstigen Ausschweifungen der Kaiser in Bizanz."

Es ist nicht zu verwundern, dass ein Schriftsteller, dem es mehr um rhetorischen Prunk, als um wahre und ächte Schönheiten zu thun ist, nach epigrammatischen Wendungen hascht. Ein solches Haschen ist S. 47. in den Worten: „Mitten in dem Getümmel der Schlacht, die Julian den Persern lieferte, mordete ein Christianer den Weisen, *weil* er gut und gerecht gelebt hatte, ohne die Dogmen der Priester und Mönche als Aussprüche des Ewigen zu verehren." S. 152. wird erzählt, dass sich Theodosius dem Attila unterworfen habe: *damit* er noch länger im Purpur schwindeln, *und seine Eitelkeit, die zierlichste Hand in der ganzen Welt zu schreiben ungestört befriedigen konnte.* Eine schöne Phrase, und weiter nichts ist es, wenn es S. 132. heisst: *Attila fühlte sich grösser, wenn er verzieh, als wenn er schlug.* Denn von Verzeihung konnte diesesmal nicht die Rede seyn, wo Attila angreifender Theil war. Höchlich gesucht und fast kindisch ist S. 190. die Stelle: *Das Hunnenvolk war mehr als eine Summe von Nullen, die an sich ohne Werth, bloss durch die Zahl, die an der Spitze steht, die Würde in bestimmter Quantität erhält.* Sophistisch zierlich ist der Ausdruck S. 78.: Unter den Geisseln der Römer war *Galla Placidia des Kaisers und der Grazien Schwester.* Schwülstig endlich, nicht ohne Beymischung des Lächerlichen, ist die Stelle S. 180. „Es werde den Römern alles, was sie mir wünschen; versetzte der *Kraftmann* vom Throne, und *wälzte den grimmigen Blick auf Bigilas*, der mit heisser Begierde und marternder Ungewissheit die langen Augenblicke bis zu dem Falle des grossen Opfers berechnete. — *Schrecklich rollte nach einer grauenvollen Stille von Attilas Lippen der Donner in seinen Ohren* u. s. w.

ALTONA, in der Expedition des Altonaer Merkurs: *Frankreich im Jahr* 1795. Erstes Stück. 96 S. 8.

Es bedarf gewiss keiner Entschuldigung, wenn man Nachrichten über ein Land, wie Frankreich, und über eine so wichtige Erscheinung, wie die Scenen der französischen Revolution sind, eine besondre Zeitschrift weiht. Wenn nun der Herausg. derselben ein Schriftsteller ist, welcher so viel Cultur und Wahrheitsliebe besitzt, dass man keinen unlautern Partheygeist von ihm zu fürchten braucht, wenn er solche Verbindungen hat, dass er interessante und glaubwürdige Nachrichten liefern kann: so wird er gewiss für sein Unternehmen den wärmsten Dank einärndten. Nach diesem ersten Stücke zu urtheilen, findet sich beides vereinigt bey diesem neuen Journal. Mag der Herausg. desselben sich immerhin bisweilen zu starker Züge bedienen, Partheygeist wird man ihm nicht Schuld geben können, und wir glauben, dass er sein Gelübde erfüllen werde. „Wir geloben hier öffentlich, sagt er, der Wahrheit nach unsrer besten Ueberzeugung stets treu zu bleiben. Auch geloben wir hiemit, jeden, der es versuchen wollte, uns durch irgend ein Mittel, von der gröbsten Bestechung bis zur feinsten Schmeicheley, zu Verheelung der Wahrheit oder gar zur Verbreitung einer Unwahrheit zu verleiten, jeden solchen, wer er auch sey, öffentlich an den Pranger zu stellen. So thu's auch jeder mit uns, der Beweise in die Hände bekommt, dass wir je einer schimpflichen Einwirkung in unsre Meynung oder in unsre Aeusserungen wissentlich Raum gaben."

Auch lasst sich nicht läugnen, dass gerade jetzt ein glücklicher Zeitpunkt ist, um eine Zeitschrift über Frankreich anzufangen, da nach dem Sturz des Schreckensystems eine neue Epoche der Revolution beginnt, da die öffentliche Meynung endlich Bestimmtheit und Festigkeit scheint gewonnen zu haben. Nach einer lebhaften Erklärung des Herausg. an die Leser folgt daher sehr planmässig ein Schreiben aus Paris, in welchem man verschiedene gute Nachrichten und treffende Bemerkungen über die gegenwärtige Stimmung der Nation findet; und die Art, wie sie gesagt sind, verdient gleichfalls Lob. Tröstend würde vorzüglich diese seyn, dass man die Herrschaft keines Einzelnen, keiner Faction mehr wolle; denn die Ausschüsse der Regierung werden nur mit solchen Männern besetzt, die sich zu keiner Zeit als Anführer irgend einer Parthey gezeigt haben, wenn sie dadurch eine hohe Glaubwürdigkeit erhielte, dass sie von jemand herrührt, der in Paris gegenwärtig ist. Ueberzeugender ist aus diesem Grunde, was über die Sitte der Franzosen gesagt wird, wie sie theils durch die Revolution überhaupt gebildet sind, theils durch den Sturz des Schreckensystems einen besondern Charakter erhalten haben. Sie haben mehr gewonnen, als verloren, durch mildere Stimmung. Die französische Urbanität und der unüber-

überwindliche Frohsinn zeigen sich überall wieder; aber dabey kann man nicht verkennen, dass die Jünglinge der Nation sich unter dem Drange der Umstände früh zu Männern gebildet haben. Eine gewisse Simplicität im Aeussern, die entschiedenste Verachtung für Gegenstände kleinlicher Eitelkeit, Geschmack an ernsthaften Beschäftigungen und Unterhaltungen, eine kernhafte Sprache, eine gewisse Behutsamkeit im Urtheilen und eine blühende Gesichtsfarbe, die natürliche Folge der ganz veränderten Lebensweise sind die charakteristischen Züge, welche man bey den meisten jungen Leuten aus der gebildeten Klasse, besonders aber bey denen findet, welche von der Armee zurückkommen. Sowohl der Eindruck, welchen sie machen, als ihren Versicherungen nach, hat man von der Gegenwart ihrer Waffenbrüder im Innern von Frankreich nach geschlossenem Frieden sehr viel Gutes für die Ruhe der Republik zu erwarten. Die Armeen bestehn grösstentheils aus Jünglingen von guter Erziehung und einigem Vermögen; denn die uncultivirtere und arme Volksclasse hat man im Lande zurückbehalten, um sich ihrer bey den Revolutionsarmeen, Revolutionsfactionen und Revolutionsausschüssen zu bedienen. Dass man Robespierre's Untergang bey den Heeren mit Jubel vernahm, lässt sich daher leicht erklären; aber sonderbar muss es scheinen, dass sie einer so verhassten Regierung dennoch treu blieben. Mehr als die Hauptgefahr, welche von aussen drohte, wirkte hier wohl die Ueberzeugung, dass der Krieg die Fortdauer der Tyranney allein möglich, und sogar nothwendig gemacht hatte; und um sie zu endigen, focht man mit der grössten Erbitterung gegen die auswärtigen Feinde. Das Schwerdt also, welches man wider diese mit anscheinender Treue gegen die tyrannische Regierung schwang, war zugleich wider die letztere gerichtet. — Das Ende dieses Schreibens enthält noch einige interessante Züge von den französischen Kriegen und ihrem grossen Anführer *Pichegrü*. Er geniesst um so mehr einer allgemeinen Achtung, weil er nie durch Eitelkeit beleidigt; er flösst seinem Heere keinen brausenden Enthusiasmus, aber festen Muth und Zutrauen, ein, wodurch er gerade auf den französischen Nationalcharakter einen äusserst wohlthätigen Einfluss haben muss. Als die Weissenburger Linien überwältigt waren, sass er ruhig und schweigend in seinem Quartier, und sagte zu den Officieren, die sich verzagend um ihn sammelten: „Wir sind freylich schlimm daran, allein es wird schon besser werden. Die Alliirten haben ihren Vortheil verfehlt; wir werden Zeit gewinnen, uns verstärken, und dann angreifen, angreifen, angreifen!" — Nach einigen Wochen fing die Armee den Angriff an, und setzte ihn siebzehn Tage fort, bis die Weissenburger Linien wieder eingenommen waren.

Die meisten der folgenden Aufsätze sind Actenstücke, die als Belege zu diesem Schreiben betrachtet werden sollen. Diese Einrichtung halten wir für sehr zweckmässig bey einer politischen Zeitschrift, und wir wünschen sehr, dass sie auch bey der Fortsetzung genau beobachtet werde. Wenn man in einer allgemeinen Darstellung den Gesichtspunkt angegeben hat, aus welchem man historische Documente betrachten soll, und diese dann mit Auswahl und unverfälscht liefert, so wird man sicher nicht nur seinen Zeitgenossen, sondern auch der Nachwelt durch sein Unternehmen nützen. Beiden aber wird man noch einen ungleich grössern Dienst erzeigen, wenn man sich Vollständigkeit in Hinsicht auf alle merkwürdigen Actenstücke zum Gesetz machte. Es scheint, als werde der Herausg. dieser Zeitschrift, bey welcher einem solchen Gesetze um so leichter Gnüge geleistet werden könnte, weil sie nur einen einzigen Staat umfasst, manche interessante Documente für die gegenwärtige Epoche der französischen Revolution weglassen, weil sie schon aus andern Schriften dem deutschen Publicum bekannt sind. Allein dieses würde es ihm sicher nicht verargen, wenn er sein Institut erweiterte und Vollständigkeit zu erreichen suchte. In wie vielen Zeitschriften muss man jetzt umher suchen, um sich einigermassen vollkommen über Frankreich zu unterrichten! Es wäre sehr zu wünschen, dass die politischen Journalisten die Staaten unter sich vertheilten, und dann strenge ihr Gebiet gegen einander bewachten.

Unter den Belegen ist der erste der rührende Brief, welchen Philippeaux wenige Tage vor seiner Hinrichtung aus Luxemburg an seine trostlose Gemahlin schrieb. Wenn man den ruhigen, harmlosen Ton desselben mit der Aufklärung und Festigkeit zusammenhält, welchen der edle Mann zeigt; so freut man sich auch deshalb darüber, weil die historische Kritik ihm als Geschichtschreiber des Krieges in der Vendee nun um so zuversichtlicher den Rang vor allen einräumen kann. Das interessanteste unter den Actenstücken sind die Briefe von den drey Girondisten Du Fermont, Isnard und Louvet an den Nationalconvent. Jeder trägt auf die sichtbarste Weise die Individualität seines Verfassers. Der stille, bescheidene Du Fermont, der einzig mit Kälte und nach strenger Untersuchung unter den Girondisten handelte, sticht auch in seinem Schreiben sehr gegen den ungestümen, rednerischen Isnard ab, in welchem die phantasiereiche Lebhaftigkeit seiner Landsleute im südlichen Frankreich sich mit ihrer ganzen Kraft offenbart. Indem Du Fermont seine Einbildungskraft unterdrückt, lässt jener sich von derselben beherrschen; Louvet in der Mitte von beiden lässt seine Phantasie spielen, und behält sie dabey immer in seiner Gewalt. — Von den übrigen Aufsätzen brauchen wir nichts zu sagen, da das bisherige den Werth dieser Zeitschrift genug beweiset. Wir hoffen, dass die Fortsetzung dem Anfang gleich bleiben werde.

PHILOLOGIE.

HALLE, b. Gebauer: *Titus Livius von Patavium römische Geschichte* von Erbauung der Stadt an (so viel

wir noch davon haben) nach (der) Drackenborchschen Ausgabe (clischen) Ausgabe aus dem lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von *Gottfried Grosse*, Prediger zu Pechau und Calenberg. *Fünfter Band*, welcher die siebente Pentade enthält. 1793. 466 S. *Sechster Band*, welcher die achte Pentade enthält. 1794. 558 S. 8.

Diese beiden Bände enthalten die Uebersetzung des 31—40. Buches des Livius, und bestätigen das Urtheil, welches wir über den Werth und Charakter dieser Uebersetzung zu einer andern Zeit, bey den vorherg. Theilen derselben, gefällt haben. Der Vf. bestrebt sich, die Schönheiten seines Originals nachzubilden; aber dieses Bestreben mislingt ihm, weil er weder eine richtige Vorstellung von einem schönen und lebhaften Vortrage, noch auch die erfoderliche Gewandtheit und Geschmeidigkeit in der Kunst zu schreiben besitzt. Eine einzige Probe mag hinreichen, um zu zeigen, was für eine schleppende Sprache Hr. G. den zierlichsten und beredtesten aller lateinischen Geschichtschreiber sprechen läst: (XXXIV. B. 58. Cap. S. 364.) „Ey, sagte Hegesianax, es nur zu hören, dass man dem Antiochus sein Recht auf die Städte Thraciens und des Chersonesus nehmen wolle, sey schon beleidigend, welche sein Urgrossvater Seleucus, nachdem er den Lysimachus in einer Schlacht überwunden und getödtet, rühmlichst an sich gebracht und hinterlassen habe, und vom Antiochus eben so rühmlich mit bewaffneter Hand, theils den Thraciern wieder entrissen, theils als öde Plätze, so wie Lysimachia selbst, durch Zurückberufung der Einwohner wieder bevölkert, oder als Aschen- und Schutthaufen mit grossen Kosten wieder aufgebauet worden wären. Wie das mit einander stimme: Antiochus soll aus so erlangten, so wiedererlangten Besitzungen verwiesen werden — und dagegen u. s. w." Ohne nun weiter diejenigen Fehler zu rügen, welche in der Wahl einzelner Wörter, Redensarten und Wendungen, so wie in dem Baue ganzer Perioden begangen worden sind, wollen wir hier nur noch einige Stellen anführen, in denen der Sinn des Schriftstellers verfehlt oder auf unverständliche Weise ausgedrückt ist. XXXIV. 2. ich kann noch nicht (mit mir) einig werden, ob die Sache selbst, oder das Beyspiel, *wie sie betrieben wird*, schlimmer sey. „Was heisst das? Livius sagt deutlich genug — *utrum pejor ipsa res, an pejore exemplo agatur*. Cap. 3. Wir wollen von Gold und Purpur strahlen — *damit* Aufwand und Pracht *nicht* die geringsten Schranken haben mögen." Die Verbindung der Sätze ist hier ganz unrichtig gefasst, *ne* hängt eben so gut, wie das vorhergehende *ut*, von dem zu supplirenden *congregatae sumus* ab. Cap. 4. Da wir schon — königliche Schätze an uns ziehn (*attrectamus*) desto gefährlicher scheinen mir *diese*: und ich befürchte, dass sich solche Dinge mehr unserer als wir uns ihrer bemächtigen dürften." Wie steif! und wo kommen denn die Worte *desto gefährlicher scheinen mir diese* her? *eo plus horreo, ne illae magis res.* — Bald darauf sagt Cato in der vom Livius angeführten Rede: *atque ego nonnullarum cupiditatum ne caussam quidem et rationem inire possum*, es gibt gewisse Begierden, von denen ich gar nicht einmal die Quelle und den Grund anzugeben vermöchte. Hr. G. übersetzt: *ich kann mich nicht darauf einlassen*, von manchen Neigungen Grund und Ursache anzugeben; und in den darauf folgenden Worten *nam ut, quod alii liceat, tibi non licere, aliquid fortasse naturalis aut pudoris aut indignationis habeat*, so *wie es aber vielleicht* u. s. w. statt: denn zugegeben, dass es. — Cato fährt fort: *Pessimus quidem pudor est vel parsimoniae vel paupertatis: sed utrumque lex vobis demit.* Sich der Sparsamkeit und Armuth zu schämen ist zwar an sich höchst tadelhaft; aber das Gesetz überhebt auch dieser Schaam.) Wie war es möglich, den Sinn dieser Stelle so zu verfehlen, wie Hr. G. ihn verfehlt hat: *Der Kargheit und der Armuth hat man sich am meisten zu schämen*, in beiden Fällen aber sichert euch das Gesetz? Wie konnte ihm nur einfallen, zu glauben, ein Cato würde behaupten, man müsse sich der *Armuth schämen?* — Cap. 7. Dir als Manne ist es erlaubt, Purpur *zum Oberkleide* zu tragen, *purpura in veste stragula uti. Vestis stragula, ein Oberkleid?* für Pferde wohl, aber nicht für Consuln. Es folgt ja ausdrücklich: *et equus tuus speciosius instratus sit, quam uxor vestita.* Im XXXVII. B. 11. Cap. ist *archipirata* ein *Erzseeräuber.* — Ein Uebersetzer des Livius sollte auch nicht sagen *sich für einen fürchten*, oder: *lass sie mal vorführen*, auch nicht *Egypten* sondern *Aegypten* sollte er schreiben, so gut wie er *Aemilius* und nicht *Emilius* schreibt.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Lateinische Sprachlehre* oder Grammatik für Schulen, von *Helfr. Bernh. Wenck.* Zweyte sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1794. 367 S. gr. 8. (9 gr.)

Der Vf. dieser mit Recht geschätzten Sprachlehre versichert, bey dieser neuen Auflage vieles, zumal in der Syntax, zugesetzt, verändert und verbessert zu haben, und wir können dieses, auch ohne die erste Auflage bey der Hand zu haben, einem Manne seiner Art wohl aufs Wort glauben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. May 1795.

MATHEMATIK.

Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *Beschreibung und Geschichte der neuesten und vorzüglichsten Instrumente und Kunstwerke* für Liebhaber und Künstler, in Rücksicht ihrer mechanischen Anwendung, nebst den dahin einschlagenden Hülfswissenschaften von *J. G. Geisler*. Dritter Theil. 1794. IV Kupfer. 164 S. gr. 8.

Auch in diesem dritten Theil verfolgt Hr. *G.* auf dem bisher eingeschlagenen Wege sein rühmliches Bestreben, der Kunst in Deutschland Vorschub zu thun. Er macht den Anfang desselben mit der Beschreibung des von Hn. *Tiberius Cavallo* erfundenen Mikrometers, dessen Scale auf ein sehr dünnes Plättgen von Perlmutter aufgezeichnet ist. Es scheint nicht, als hätte Hr. Cavallo gewusst, dass der erste Erfinder dieses Mikrometers der Göttingsche Astronom, Tobias Mayer war, dessen Mikrometer nachgehends Hr. Brander zu so grosser Vollkommenheit brachte, und das nunmehro durch die Dampfe der Flusspatsäure äusserst leicht auf die Oberfläche des Glases gebeizt werden kann. Selbst der Gedanke, ein Mikrometer ausser dem Glas auf einen transparenten Körper zu reissen, ist nicht mehr neu. Rec. besitzt mehrere auf sehr dünne englische Hufen getheilte Mikrometer, deren Scale in der Mitte durchschnitten ist, so dass das halbe Sehefeld ganz offen bleibt, und also gar keine Debilitation des Lichts vorgehen kann. Auch das S. 15. angeführte Problem, vermittelst eines solchen Mikrometers die Entfernung zu finden, in welcher ein Mann von bekannter Länge unter einem gegebenen Winkel gesehen werden mag, ist schon vor ungefähr 12 Jahren von Hr. Höschel aufgelöst, und die Tabelle, von welcher Hr. Cavallo hier spricht, unmittelbar auf dem Tubus selbst angebracht worden. Auch Apparate zu Bestimmung der Art oder Gattung der Atmosphär-Elektricität sind schon hin und wieder in Deutschland aufgestellt gewesen, ehe noch Hr. *John Read*, dessen Apparat hiezu hier beschrieben wird, den seinigen den *Philos. Transact.* 1792, P. II. einverleibte. Darauf folgt eine Beschreibung von *Servington Savarys* Verfahren, den Unterschied zwischen den scheinbaren Durchmessern der Sonne, für verschiedene Zeiten aus Segmenten ihres Bildes zu bestimmen; nebst der Theorie eines Instruments zu Messung kleiner Winkel, von Hn. *John Dollond*. Wir gebrauchen dieses Instrument unter dem Namen des Heliometers, und gewiss würde es mit der Astronomie in Deutschland eine sehr vortheilhafte Wendung nehmen, wenn das neueste von Hn. *Jesse Ramsden* aufgestellte *Aequatorial-instrument*, dessen Beschreibung hier, aus den Philos. transact. 1793, P. I. übersetzt, gegeben wird, unter uns so vielfältig als der Gebrauch jenes Heliometers werden könnte. Denn unstreitig ist dieses das einzige Instrument in seiner Art, das an Grösse, an Genauigkeit seiner Eintheilung und an vortheilhaftem Mechanismus alle andre seines gleichen weit übertrifft. Denn sein Aequatorial- und Declinations Zirkel haben im Durchmesser über 4 Fuss; und das Maximum der Fehler ihrer Eintheilung gibt Lord *Schukburgh*, sein Besitzer, zu 2 Secunden an. Die Sterne zeigen sich in seinem Fernrohr in einem grünlichten Felde; und seine Meridianebene wird nach einem entfernten Objecte, das auf einem besonders hiezu erbauten Gebäude steht, und bey Tag und Nacht gesehen werden kann, regulirt. Dieser Abhandlung sind noch eine Refractionstafel, Tafeln für die Parallaxe, eine Tafel der natürlichen Secanten, und andere Tafeln beygefügt, nach welchen verschiedene Correctionen wegen der Refraction können vorgenommen werden. Die hierauf folgende Beschreibung der *Ludlamschen Waage*, die zum Sortiren der wollenen Sträne dient, ist sehr interessant. Nicht minder ist das hier beschriebene Verfahren des Hn. *Gilbert Austin*, feine Schrauben zu schmieden, sehr sinnreich; doch scheint die am Schlusse dieser Abhandlung beygesetzte, und zur nemlichen Absicht führende Methode des Hn. *J. J. Prosst* vor jener den Vorzug zu verdienen.

Wien, b. Edlen v. Kurzbek: *Fr. David a. S. Cajetano Neues Rädergebaude.* 1791. 1 Kupfer. 117 S. gr. 8.

Der Vf. bemüht sich in diesem Buch die Theorie eines Rädergebäudes zu geben, vermittelst dessen eine ununterbrochene Bewegung ausgeführt werden mag, wenn auch die gegebene Umlaufszeit eine jede *Primzahl* ist; und diese beruht auf folgenden Gründen.

Wenn z. E. die Zeit des Umlaufs des Zeigers gleich (p) ist, wo der Buchstabe (p), die gegebene Primzahl selbst vorstellt; so kommt alles darauf an, die Räder und Getriebe so zu bestimmen, dass die Zahl $p \pm r$ herauskommt, wo die Zahl r so gewählt werden muss, dass erstere Zahl in Factores von ganzen Zahlen getheilt werden mag.

Wäre $p = 31556928$, oder der Dauer unsers Sonnenjahrs gleich, so setzte man $r = 32928$, so wird $p - r = 31524000$; und es sind die Factoren beider Zahlen $p - r$ und r gleich.

14. 14. 14. 12. 80. 75. 74. 71.

Wenn demnach drey Getriebe jedes von 14 und eines von 12 Triebstecken in 4 Räder von 80, 75, 74, 71,

Zähnen eingreifen, und ein Getrieb A an einer festgestellten Scheibe B, dadurch in Bewegung gesetzt wird, so vollendet jenes um dieses seinen Lauf in 31556928 Secunden, wenn die Einrichtung so getroffen wird, das ein Getrieb C, an welchem der Zeiger befindlich ist, in 32928 Secunden einmal herumkommt.

Diese Theorie ist durch mehrere dergleichen Exempel erläutert, und es ist dabey die Absicht des Vf., verschiedene, nach bestimmten Gesetzen sich ereignende Bewegungen, z. E. den zweyfachen Mondslauf, den Lauf der Erde um die Sonne, und die Umdrehung um ihre Axe u. s. w. durch Räderwerke, an welchen kein Rad über 100 Zähne haben soll, vollkommen genau auszuführen, wovon er auch bereits einige Modelle aufgestellt hat.

Berlin, b. Matzdorff: *Vollständiges Rechenbuch*, worin sowohl gemeine als andere kaufmännische Rechnungsarten, so wie auch die möglichst vorkommende Waaren, Gold, Silber und Wechsel-Calculationes nach der kürzesten und neuesten Manier enthalten sind, nebst Beschreibung der Verhältnisse in Münzen, Gewichten und Wechselarten der vornehmsten Europäischen Handelsplätze, für alle Stände brauchbar gemacht von *Joh. Heinr. Gerhardt* dem Jüngern, Königl. Preuss. Haupt-Banco-Buchhalter. *Erster Theil.* 1792. 580 S. *Zweyter Theil.* 1793. 449 S. 8.

Die kaufmännischen Rechnungen sind hier mit beständiger Rücksicht auf praktische Anwendung richtig und vollständig vorgetragen, und mit beträchtlichen Vortheilen bereichert, die man der täglichen Uebung des Vf., seinem gründlichen Fleisse und seinen vorzüglichen Talenten zu verdanken hat. Insbesondre sind die Rechnungen, welche für den eigentlichen Geldhandel gehören, gründlich und zusammenhängend dargestellt, und Rec. hat hier manchen Aufschluss gefunden, nach dem er bisher vergebens gesucht hatte. Hätte sich Hr. G. bloss auf die kaufmännische Anwendung der Rechenkunst eingeschränkt, so würden wir gegen das Ganze dieses Buchs nur die einzige Einwendung zu machen haben, dass man hier an 19 oder 20 Bogen solcher Nachrichten zu bezahlen hat, um deren willen man gleichwohl *jede neue* Ausgabe des *Nelckenbrecherischen* (eigentlich *Gerhardtischen*) Taschenbuches, oder des noch vollständigern *Comtoristen* zu kaufen hat. Es ist aber überdiess auch ein angeblich theoretischer Vortrag der ganzen gemeinen Rechenkunst mit eingewebt worden; und ehe Hr. G. auch hierin etwas liefern könnte, das mit Ehren neben den übrigen vortrefflichen Theilen seines Buchs stehen dürfte, würde ihm ein solches Studium der bessern Mathematiker nöthig seyn, das man bey seinem Amte mit Billigkeit ihm nicht zumuthen kann. Wir lassen zum Beweise unsers Urtheils den Vf. selbst reden. -- Ein geometrisches Verhältniss *(ratio geometrica)* ist eine Vergleichung zweyer dem Wesen oder der Bedeutung nach ähnlichen Zahlen, durch die Division. Diejenige Zahl, welche bey der Division der einen Zahl in die andere Zahl zum Quoto kommt, ist das *Nomen rationis*, der Exponent, oder die Verhältniss; die Zahlen aber, welche der Grösse nach gegen einander verglichen werden, nennet man *Termini rationis* oder die Glieder der Verhältnisse, und zwar die erste *Terminus antecedens*, und die andere *Terminus consequens*. Wenn man also von obigen drey gegebnen Zahlen (2 Ellen kosten 6 Rthlr., was kosten 12 Ellen?) a) mit der Zahl 2 in die Zahl 6 dividiret, kommt zum Quoto 3, diese 3 ist das *Nomen rationis*, der Exponent, oder das geometrische Verhältniss etc.

Halle, b. Hendel: *Anweisung zur Rechenkunst* nach der vortheilhaftesten Art, sowohl für Lehrer als Lernende, als auch für Personen, die nicht Gelegenheit haben, mündlichen Unterricht zu erlangen. Erster Theil. Worin die Anfangsgründe, die Species ohne und mit Benennungen, die sämmtliche Bruchrechnung, und die Regel de Tri ohne und mit Brüchen, nach den Grundsätzen der Kettenrechnung erklärt, enthalten sind. Von *Joh. Friedr. Nagel*, Lehrer am königl. reformirt. Gymnasio in Halle. 1790. 268 S. 8.

Der Vf. hofft durch diese Anweisung denen nützlich zu werden, für welche die grosen und berühmten arithmetischen Werke zu theuer und zu gelehrt, oder die Werke mittelmäsiger Rechenmeister durch ihre Weitschweifigkeit zu dunkel sind. — Wenn jene erstere mit Recht berühmt sind; so werden sie die Eigenschaft haben, dass sie uns desto weniger gelehrt oder unbegreiflich scheinen, je mehr wir ihrem Vortrage nachzudenken suchen. Das verhält sich aber anders, wenn sich der Vf. selbst, aus Mangel an Gelehrsamkeit, auf unrichtigem Wege befindet. S. 84. heisst es: „Man findet auch gebrochene Brüche, welche einen „doppelten Nenner haben, als Ein Halbviertel. Wenn „man dergleichen Brüche richtig bestimmen will, mul„tiplicire man die beiden Nenner. Hiedurch entsteht „aus oben genanntem Bruche $\frac{\frac{1}{2}}{4} = \frac{1}{8}$." — Das Entstandene ist richtig, aber die Regel zur Entstehung ist verworren, ob sie gleich auf den ersten Anblick noch deutlicher als die wahre Regel manchen scheinen mag. Man wird sich von ihr theils verlassen, theils in Irrthum geführt sehen, sobald man auch statt der hier stehenden 4 einen Bruch schreibt. — „*Hieher gehört auch* „das sogenannte Einrichten, *oder das Entstehen* der un„ächten Brüche. Man kann Brüche ohne dabey be„findliche Ganze nicht einrichten; *daraus folgt*, dass „einen Bruch einrichten, so viel heisst, als die neben „dem Bruche stehenden Ganzen zu eben solchen Thei„len machen etc." S. 195. „9 Ellen kosten 2 Rthlr. „wie viel kosten 27 Ellen? Wenn hier das zweyte „Glied mit dem dritten multiplicirt, und das Product „durch das erste Glied dividirt wird, so zeigt sich das „Facit, 6 Rthlr." Wie kann man denn 27 Ellen durch 2 Rthlr. multipliciren! Uebrigens wird ein Lehrer der Rechenkunst einige neue Vortheile im Rechnen, auch einige recht fassliche Vorstellungen im Vortrage, und viele gut gewählte Aufgaben aus diesem Buche benutzen können.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Voss: *Sappho*, ein dramatisches Gedicht; von *Franz von Kleist*. 1793. 191 S. 8.

Man darf nur einige Seiten dieses *dramatischen Gedichtes*, (welches der Vf. selbst nicht gewagt hat, ein Trauerspiel zu nennen, ob es schon mit dem freywilligen Tode der Heldin endigt,) gelesen haben, um zu sehn, an welchem Feuer sich die Einbildungskraft des Vf. erwärmt habe. Nicht nur die ganze Bildung des Ausdrucks und Dialogs; sondern auch die Wahl der handelnden Personen erinnert sogleich an *Göthens* Tasso und bisweilen an die Iphigenia. Unter fünf Personen, welche hier aufgeführt werden, sind nicht weniger als zwey Dichter vom ersten Range und eine Schülerin des Orpheus, eine begeisterte Freundin der Dichtkunst, wenn nicht gar selbst eine Dichterin. So könnte die Nachbildung der begeisterten, bilderreichen Sprache, welche im Tasso herrscht, durch die Wahl der Personen gerechtfertigt scheinen; wenn nur in dem Originale selbst diese Sprache über alle Einwendungen erhaben wäre. Dass die Hauptpersonen in beiden Stücken von einer unglücklichen Leidenschaft beherrscht werden, wollen wir für keine absichtliche Aehnlichkeit gelten lassen; aber dass Leonore von Sanvitale die Idee zu einer Damophile gegeben habe, obschon die Copie, wie zu erwarten stand, mit weit stärkern Zügen und grellern Farben ausgesteuert worden ist, dünkt uns ungemein wahrscheinlich. Doch, dem mag seyn, wie ihm will; Nachahmung oder Original ist das Drama des Hn. *v. K.* nicht viel mehr als ein Cento poetischer Tiraden, glänzender Bilder und wohlklingender Sentenzen, welche unter fünf Personen vertheilt, und in eine Art von Ganzem zusammengereiht sind. Nimmt man bloss auf Sprache und Ausdruck Rücksicht, so muss man mit Vergnügen den günstigen Einfluss wahrnehmen, welchen das Studium eines vortreflichen Musters auf den Stil des Vf. gehabt hat; wiewohl auch in diesem Theile der Arbeit schwerlich viel mehr geleistet worden ist, als was, bey einer angebornen Empfänglichkeit für die Schönheiten der Dichtkunst, von einem jeden Manne von Talent durch Fleiss und Uebung hervorgebracht werden kann. Nichts Hervorstechendes; nichts was auf wahres Genie — am wenigsten auf ein tragisches Genie — schliessen lassen dürfte! Was ist in der Handlung dieses Drama, das einen Leser oder Zuschauer anziehen könnte? Weder die Anlage, noch die handelnden Personen. Wer in aller Welt könnte an einem Mädchen Antheil nehmen, das sich dem gefühllosesten und leichtsinnigsten aller Sterblichen, um seiner körperlichen Reize willen, so nichtswürdig nachwirft; nur nach den Freuden seiner Umarmung lechzt; seine frechsten Beleidigungen entweder gar nicht, oder nur in Beziehung auf ihre verfehlten Wünsche fühlt; und durch alle ihre Handlungen dem Urtheile ihrer Freunde auf das vollkommenste widerspricht. Phaon ist, wie gesagt, ein so leichtsinniger Geck, als es nur immer einen geben mag; aber doch erscheint er nicht halb so verächtlich, als Sappho mit aller ihrer gepriesenen Kraft und Grösse der Seele. Der Gefühllose handelt gefühllos; das erwartet man; aber wenn ein hohes Herz sich wegwirft, und keine Beleidigung seiner Würde ahndet, empört sich das Gefühl. Ja — so weit hat der Vf. seine Absicht verfehlt, — man findet es sogar recht wie begreiflich, wie Phaon bey Sapphos ausschweifenden Liebkosungen mehr Unlust als Freude, und, nachdem sein Herz einmal gegen sie erkaltet war, tiefe Verachtung gegen sie empfinden musste. Wir wollen nur aus einer einzigen Scene Proben geben. Alcäus bewirbt sich um Sappho's Hand; sie schlägt ihm seine Bitte ab, und ersucht ihn, über seine Leidenschaft Herr zu werden. Alcäus verspricht, ihrer durch Aufopferung seiner Liebe würdig zu werden. Phaon tritt herein. Er ergreift die Gelegenheit, eine übelgegründete Eifersucht an den Tag zu legen; er nennt seine Geliebte, mit der grössten Kälte von der Welt, *eine Buhlerin;* er spricht von *Verachtung* gegen sie; beyläufig macht er einem anwesenden Mädchen die Cour. Sappho bemerkt dieses, und bittet ihn, die Beweise seiner Untreue wenigstens ihren Augen zu entziehn. Phaon beharrt auf dem Vorwurfe einer Treulosigkeit von Sappho's Seite. Alcäus zeigt ihm sein Unrecht, und Sappho ruft ihn *in ihren Schooss* zurück:

— Komm in meinen Schooss zurück,
Geliebter! ohne Schuld ist meine Seele;
es kann kein Weib so treu dich lieben, kann
kein Herz so an dem deinen hangen wie
das meine. Komm zurück! du weisst, ich kann
ja ohne dich nicht leben. Wie der Thau
im heissen Sommer einer Rose, die
schon welkte, frische Röthe schenkt, so giebst
auch du durch einen Blick mir neue Kraft. —

Phaon.

Dies schöne Wunderspiel der Mienen rührt
mich jetzt nicht mehr; wer staunend schon so oft
die Kunst des Scheines sich entwickeln sah,
der wird, wie ich, zu deinen Thränen lächeln.

Sappho wirft ihm hierauf mit Heftigkeit seine Grausamkeit vor. Phaon antwortet in dem vorigen Tone, ja noch bitterer. Alcäus reisst die Dichterin fort

— wenn du auch nur
ein bittend Wort an diesen Frevler noch
verschwenden kannst, *verdienst du deine Schande.*

Sappho.

So lass sie mich verdienen! Gerne will
ich mit dem Fluch der ganzen weiten Welt
Die Liebe dieses Einzigen erkaufen.

Phaon.

Verschwende keine Mühe.

Sappho (stürzt sich zu Phaons Füssen.)
Höre mich
bey allen Göttern höre mich! verlass
mich nicht! Sieh mich zu deinen Füssen jammern!

Es hat gewiſs vom Anbeginn der Welt
ſo tief ein Weib ſich nicht erniedrigt, nicht
um Liebe ſo gefleht als ich. Sieh, ich
vergeſſe mein Geſchlecht; ich achte nicht
der Zeugen, nicht der Schmach; allmächtig lebt
in meiner bangen Bruſt die Liebe; Furcht
dich zu verlieren reiſst den heil'gen Schleyer
der Weiblichkeit von meiner Seele, reiſst
den Stolz aus meinem Herzen, und verdrängt
die Schaam aus meinem Auge u. ſ. w.

Wir brauchen kein Wort hinzuzuſetzen; die Sache ſpricht durch ſich ſelbſt. Und doch iſt des Wegwerfens noch immer kein Ende. Phaon bricht förmlich, und erklärt ſich für Damophile. Sappho ſchickt Boten auf Boten an ihn. Endlich verläſst er die Inſel mit ſeiner neuen Geliebten, um den Zudringlichkeiten der ältern nicht langer ausgeſetzt zu ſeyn. Sappho verzweifelt und ſtürzt ſich ins Meer. — In der Anlage der Handlung herrſcht eine tödtliche Einformigkeit. Dieſelben Situationen wiederholen ſich, und die Einſeitigkeit der Charaktere macht Verwickelungen und Auflöſungen unmöglich. Die Perſonen kommen und gehen ohne Grund. Die dritte Scene des erſten Acts iſt die einzige, in welcher ſich einige Kunſt zeigt. — Als Einleitung hat der Vf. ein Leben der Sappho und einiger ihrer Zeitgenoſſen vorangeſchickt. Poeten ſind Propheten; und daher darf man ſich nicht wundern, wenn der Vf. ſo manches weiſs, wovon die Bayle und Fabricius nichts geträumt haben. Angehängt iſt eine Abh. über dramatiſche Dichtkunſt; von welcher wir nichts ſagen, als daſs der Vf. ſelbſt ungemein wenig in derſelben geſagt hat.

Turin: — *Voiage autour de ma Chambre par M. le Chev. X****** O. A. S. D. S. M. S.* 1794. 188 S. 8.

Mehrere Tage ins Zimmer verſchloſſen, ſtellt ſich dieſes der Vf. als ſeine Welt vor, die er links und rechts in die Kreuz und Queere durchreiſet. Jeder Schritt, den er thut, jedes Geräthe, das er braucht, erregt bey ihm wechſelsweiſe bald drolligte Einfälle, bald zärtliche Empfindungen. Vielleicht etwas zu lange verfolgt er hie und da ſeinen Gedanken: öfters aber ſind ſeine Schilderungen ſo warm und ſo originell, daſs ſie auch neben den Yorikſchen eine Stelle verdienen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Pavia*, b. d. Verfaſſer: *Memoria di Franceſco Marabelli*, Speziale Paveſe e Socio di varie Accademie, *ſui principi e ſulle differenze dell' orina in due ſpecie di diabete confrontata colla naturale*, al Signore *G. P. Frank*, Pubblico Profeſſore di Clinica etc. ohne Jahrzahl. 32 S. 8. Die Verſuche, welche der Vf., auf Anrathen des Hn. *Frank*, mit dem Urine einiger mit der Harnruhr behafteten Kranken angeſtellt hat, haben ihn belehrt, daſs dieſe Flüſſigkeit nicht immer von einer und derſelben Beſchaffenheit iſt, daſs vielmehr einige Patienten von dieſer Art einen Urin laſſen, der dem Urine eines geſunden Menſchen faſt ganz ähnlich iſt, indeſs andere eine Flüſſigkeit durch die Harnröhre von ſich geben, welche Beſtandtheile enthält, die man ſonſt nie im Urine antrifft. Dies iſt beſonders bey den Kranken der Fall, die an der ſogenannten chilöſen Harnruhr, oder dem Harnfluſſe mit honigartigem Urine (*diabete melitico*) darnieder liegen, deren Urin freylich ſchon durch ſeinen ſüſsen Geſchmack das Daſeyn einiger Theile, die eigentlich nicht zur Miſchung dieſer Flüſſigkeit gehören, zu erkennen gibt. Hr. *M.* hat mehreremale den Urin ſolcher Kranken auf verſchiedene Art bearbeitet, und, auſser vielem Waſſer und einigen andern Theilen, die er mit dem Urine geſunder Menſchen gemein hat, einen honigartigen Syrop (8 Unzen weniger 1 Drachme aus 9 Pfund Urin,) erhalten, der ſehr ſüſs und in kaltem Waſſer vollkommen auflöslich war, und vom gewöhnlichen Syrop nur darin abwich, daſs er einen ſchwachen flüchtig - alkaliſchen Geruch hatte. Durch wiederholte Auflöſung in reinem Waſſer, ferner durch Auswaſchen mit Weingeiſt und nachherige Eindickung gab dieſer Saft einen wirklichen Zucker, der gar nicht mehr nach flüchtigem Laugenſalze roch, in Anſehung der Reinigkeit und Weiſse dem gewöhnlichen raffinirten Zucker ganz ähnlich war, und, mit Salpeterſäure behandelt, eine anſehnliche Menge (ungefähr 2 Drachmen aus 1 Unze bis zur Extractconſiſtenz abgedampften Urins) ganz reine Zucker - oder Sauerkleeſäure aus ſich abſondern lieſs. Die ſalzigen Theile, die ſonſt im Urine gegenwärtig ſind, z. B. Kochſalz, phosphorgeſäuertes flüchtiges Alkali, freye Phosphorſäure u. ſ. w. hat der Vf. in ſo geringer Menge in jenem Harne angetroffen, daſs er ſich nur mit Mühe vom Daſeyn derſelben überzeugen konnte. Uebrigens zählt er, auſser dieſen Salzen, auch noch eine kleine Portion Eiſen - und Alaunerde unter die Beſtandtheile des von ihm unterſuchten Urins, die letztere Erde aber ſieht er nicht als einen zur wahren Miſchung deſſelben gehörenden Theil an, ſondern glaubt, daſs ſie von der Alaunmolke, die der Patient, auf Verordnung des Arztes, während der Krankheit genoſſen hatte, hergeleitet werden müſſe. — In dem Urine, der von einem an der waſſerichten Harnruhr (*diabete inſipido*) darniederliegenden Kranken genommen worden war, hat der Vf. auſser einer groſsen Menge Waſſer, etwas freye Phosphorſäure, thieriſchen Schleim, ſeifenartige Materie und verſchiedene Mittelſalze, z. B. phosphorgeſäuertes flüchtiges und mineraliſches Alkali, Kochſalz und Glauberſalz, (zuweilen, aber ſeltner, auch vitrioliſirten Weinſtein,) angetroffen, von zuckerartigem Salze aber nicht eine Spur bemerkt; dieſe Erfahrungen thun alſo die Uebereinſtimmung dieſes Urins mit dem Urine geſunder Menſchen deutlich dar. — Noch erinnert Hr. *M.*, daſs er die Beobachtung einiger Aerzte, zufolge welcher der Urin, den die mit der chilöſen Harnruhr behafteten Kranken von ſich geben, zur Gährung ſehr geneigt ſeyn ſoll, vollkommen richtig befunden habe; denn er verſichert, daſs er aus demſelben, ſelbſt ohne Zuſatz eines Gährungsmittels, ſowohl brennbaren Geiſt, als Eſſig darzuſtellen im Stande geweſen ſey.



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. Junius 1795.

PHILOSOPHIE.

1) Halle, b. Ruff: *Versuch einer Geschichte der Fortschritte der Philosophie in Deutschland* vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf gegenwärtige Zeit, herausgegeben von *Johann August Eberhardt (Eberhard)* 1. Theil. 1794. 8. S. Vorr. u. Inhaltsanzeige und 524 S. 8.

2) Ebend. b. ebend.: *W. L. G. Freyherrn von Eberstein Versuch einer Geschichte der Logik und Metaphysik bey den Deutschen*, von Leibnitz bis auf gegenwärtige Zeit. 1. Band 1794. 8 S. Vorrede und Inhaltsanzeige u. 524 S. 8.

Rec. nahm das erstere Werk wegen des berühmten Namens seines Vf. mit grosser Erwartung zur Hand. Wie sehr fand er sich aber getäuscht, als er bald die Entdeckung machte, dass der Name Eberhard nur zur blossen Parade auf dem Titel diene. Sonderbar war ihm zu Muthe, als er einige Stellen in der Vorrede und in dem Buche las, die offenbar verriethen, dass der Vf. und Hr. Eberhard zwey Personen seyn müssten; z. B. S. 4. Vorr. „Billige Kunstrichter werden „zugleich darauf Rücksicht nehmen, *dass es der erste „Schritt ist, den ich als Schriftsteller wage*“ oder S. 421. „und bemerken zuerst die bekannte Theorie des Den„kens und Empfindens, durch welche *Herr Eberhard* sich „so grosses Verdienst um die Seelenlehre erworben hat,“ und zu dem Wort Eberhard noch die Anmerkung „*Pro„fessor der Philosophie zu Halle.*“ (Und doch konnte dieses Buch unter Eberhards Namen in einem kritischen Journale recensirt werden?) Der Titel war daher dem Rec. ein Räthsel, das er sich nicht lösen konnte. Wenn man auch zwischen dem Herausgeber und Verfasser einen Unterschied machen wollte, so sehen wir doch nicht ein, was der Herausgeber für einen Antheil an einem Buche haben könne, zu dem er nicht einmal eine Vorrede geliefert hat. Allerdings hätte er doch ein Wort an das Publicum sagen müssen, damit dieses nun wüsste, wie es daran sey. — Das Erstaunen des Rec. stieg noch höher, als er fand dass Nr. 2) mit dem ersten sogar bis auf die Vorrede und die Druckfehler, ein und dasselbe Buch sey. Eben so räthselhaft ist die Vorrede, in welcher der Vf. um Entschuldigung bittet, dass er sich nur auf die Logik und Metaphysik eingeschränkt habe, welches zu dem Titel von Nr. 1) aber nicht Nr. 2) passe. Kurz Rec. weiss sich dieses Räthsel nicht anders zu erklären, als dass es ein niedriger Buchhändlerkniff ist, durch zwey Titel und den Missbrauch des Namens eines berühmten Philosophen mehrere Käufer anzulocken. — Unbegreiflich bleibt es dabey aber noch immer, warum das Buch nur unter dem ersten Titel und Eberhards Namen im Messverzeichniss steht, und warum Hr. Eberhard zu dem allen bis jetzt noch geschwiegen hat. Der Verleger würde immer wohl thun, wenn er darüber die nöthigen Erklärungen gäbe, und wo möglich, sich gegen den Vorwurf eines sehr misszubilligenden Verfahrens rechtfertigte.

Wir gehen nun zur Beurtheilung des Buchs selbst über. Der Vf. (der also wahrscheinlich kein andrer ist als Hr. v. *Eberstein*) wollte durch dasselbe eine Lücke in der Geschichte der Philosophie ausfüllen, da Brucker in seinem Werke nicht einmal die vollständige Geschichte der Leibnitz-Wolfischen Philosophie bearbeitete, und der Uebersetzer von *Agathopisto Cromaziano* die Geschichte der Veränderungen in der Philosophie nicht bis auf die neuesten Zeiten fortgeführt hat. Er will daher die Geschichte der neuesten Philosophie von Leibnitz an, bis auf unsre Zeiten, mit Inbegriff der kritischen Philosophie, und zwar nur für Liebhaber bearbeiten. Doch schränkt er seinen Plan nur auf die Logik und Metaphysik unter den Deutschen ein, weil er sich nicht genug Kenntnisse und Kräfte zutraut, die vollständige Geschichte aller philosophischen Wissenschaften unter allen europäischen Nationen darzustellen. Gleichwohl konnte er nicht alle ausländische Philosophen ausschliessen, sondern musste diejenigen aufnehmen, welche einen entschiedenen Einfluss auf die Philosophie auch unter den Deutschen gehabt haben, z. B. *Cartes*, *Locke*, *Hume* und einige französische schöngeisterische Denker. Noch müssen wir aus der Vorrede anführen, dass der Vf. diesen Versuch eigentlich nicht für das Publicum bestimmt hatte, sondern ihn nur zu seiner eignen *Unterhaltung* ausarbeitete, dann aber durch den Beyfall einiger seiner Freunde, *worunter einer der grössten Philosophen unsrer Zeit* sich befand, aufgemuntert, ihn durch den Druck bekannt machte, um durch denselben jene Lücke in der Geschichte der Philosophie auszufüllen.

Dieser erste Band begreift die Geschichte der Logik und Metaphysik, von Leibnitz bis auf unsre Zeiten, oder die Geschichte der Bearbeitung dieser Theile der Philosophie durch die Leibnitzianer und Wolfianer und ihre Gegner. In der Einleitung gibt der Vf. — S. 24. eine allgemeine Uebersicht des Zustandes der Philosophie in Deutschland von dem Verfalle der scholastischen bis auf Leibnitzens Zeit. Die Geschichte wird in 2 Zeiträume getheilt, von Leibnitz bis auf Wolfs Tod, und von

von diesem bis auf gegenwärtige Zeit. Der erste Zeitraum enthält 4 und der zweyte 2 Abschnitte, deren Ueberschriften wir hieher setzen wollen: 1) Leibnitz — seine philosophischen Streitigkeiten — Locke. 2) Poiret — Thomasius — Buddeus — Rüdiger — Tschirnhausen — Berkeley. 3) Wolf — seine ersten Gegner und Schüler. 4) Gundling — Syrbius — Walch — Müller — Fortsetzung der Geschichte der Wolfischen Philosophie — Hollmann — Französische Philosophen in Deutschland — Streit über die Monaden — Crusius — Daries — Creuz — Wolfs Tod. Zweyter Zeitraum 1 Absch. Fortsetzung der Geschichte der Wolfischen Philosophie. — Verfall derselben — Ploucquet — Basedow — Physiologische Erklärung des Ursprunges der Ideen — Popularität in der Philosophie — Humens Skepticismus. 2 Absch. Verbesserungen in der Leibnitz-Wolfischen Philosophie — Neuere Eklektiker — Gänzlicher Verfall der Philosophie des Crusius und Daries. In dem zweyten Bande will der Vf. die Geschichte der kantischen Philosophie liefern.

Ungeachtet dieses Werk rühmliche Beweise von dem Fleiße, den historischen Kenntnissen des Vf. und seiner Einsicht in das Leibnitz-Wolfische System giebt, und es ihm zur Ehre gereicht, dass er seine Muse zu solchen Geistesbeschäftigungen anwendet, so können wir doch von demselben, auch nur als Versuch einer Geschichte betrachtet, kein ganz günstiges Urtheil fällen. Denn man vermisst in demselben ganz den Geist der wahren historischen Kunst, welche sich in der Auswahl und Zusammenstellung der Materialien zeigen und dem Stoffe eine ihm angemessene Form geben muss. Die verschiedenen historischen Darstellungen können sich nicht allein durch die Facta, welche ihren Inhalt ausmachen, sie müssen sich auch durch die Form unterscheiden. Diese bestehet zwar überhaupt in der Einheit des Gesichtspunkts und dem Zusammenhange der Begebenheiten, ohne welche keine Darstellung des in der Zeit auf einander folgenden für den Verstand d. i. keine Geschichte möglich ist; sie bekommt aber nach Beschaffenheit der zu verbindenden Begebenheiten besondere Modificationen. Diese Idee, so wichtig sie ist, scheint von den meisten Schriftstellern in der Geschichte der Philosophie gar wenig beherziget worden zu seyn. Ueber dem Sammlen der Begebenheiten vergessen sie das weit wichtigere Geschäft, den Ursachen und Folgen derselben nachzuforschen, die Begebenheiten einem Gesichtspunkte zu unterwerfen, und das Streben der Vernunft ein systematisches Ganzes der Vernunfterkenntniss zu vollenden, in einzelnen gleichzeitigen oder auf einander folgenden Versuchen zusammenhängend darzustellen. Und daher kommt es, dass wir so viele mittelmäßige, und so wenig vortreffliche Schriftsteller in diesem Theil der Literatur aufzuweisen haben, und dass auch dieser Versuch sich nicht über das mittelmäßige erhebt. Der Vf. liefert Materialien, aber keine Geschichte der Philosophie, weil er nach keiner richtigen Idee einer Geschichte arbeitete. So wie es zu billigen ist, dass er die Biographieen der Philosophen aus seinem Plan ausgeschlossen hat und nur dasjenige berührte, was Einfluss auf die Wissenschaft hatte, so wenig kann man in dem übrigen mit seiner Methode zufrieden seyn. Der Hauptgegenstand seines Werkes sind die Schriften der Philosophen, welche Beziehung auf die Logik und Metaphysik haben, und die darüber entstandenen Streitigkeiten; er führt sie nach der Zeitfolge auf, hebt die Hauptsätze derselben aus, führt die Einwürfe der Gegner an und beurtheilt sie nach dem Leibnitzisch-Wolfischen System. So weit ist alles gut. Aber nun hätte der Vf. dabey zeigen sollen, wie z. B. Leibnitz auf seine philosophischen Ideen kam, wie sie sich nach und nach ausbildeten, und durch die Idee einer Wissenschaft Zusammenhang erhielten; welche Idee der Logik und Metaphysik in jedem Zeitraume zum Grunde lag, wie sich dazu die wissenschaftliche Bearbeitung verhielt, und was die Wissenschaft in Ansehung ihrer Form oder ihres Inhalts gewann. Alles dieses liegt selten deutlich in den Schriften der Philosophen, sondern muss erst aus ihnen entwickelt und abstrahirt werden. Es ist daher sehr natürlich, dass man in diesem Werke, keine Bearbeitung der Geschichte der Logik und Metaphysik nach diesen Ideen, wodurch erst Einheit in das Mannichfaltige gebracht wird, findet, weil der Vf. sich fast blos allein an den Inhalt der Schriften hielt, und sogar nur äusserst selten daran denkt, die Veränderungen in den Begriffen von der Logik und Metaphysik befriedigend darzustellen. Aber eben deswegen ist es auch keine Geschichte dieser Wissenschaften, was der Vf. geliefert hat, sondern nur eine detaillirte und kritisirende Darstellung des Inhalts philosophischer Schriften, insofern sie sich auf die beiden genannten Wissenschaften beziehen.

Wenn wir von jenen Foderungen abstehen, so können wir dem Versuche insoferne seinen Werth nicht absprechen, als er im Ganzen den Hauptinhalt alles dessen, was in dem gedachten Zeitraum über die Logik und Metaphysik geschrieben worden ist, mit ziemlicher Vollständigkeit und Treue darstellt. Doch lassen sich auch von dieser Seite noch viele Erinnerungen machen. Die Einleitung ist zu kurz. Die Hauptsätze der Cartesianischen Philosophie und eine Schilderung des Zustandes der Philosophie in Deutschland, ehe Leibnitz zu philosophiren anfing, machen den Inhalt derselben aus. Die letztere ist aber zu unvollständig, als dass sie die Leser in den gehörigen Standpunkt setzen könnte, aus welchem die folgenden Veränderungen betrachtet werden müssen. Der Zustand der Logik und Metaphysik bis auf Leibnitz hätte insbesondere genau und vollständig dargestellt werden sollen. — Der Vf. hat nicht allezeit die Gränzen beobachtet, welche er seiner Geschichte einmal festgesetzt hatte. So ist z. B. der Inhalt vieler psychologischer Schriften angegeben, welche weder zur Logik noch zur Metaphysik gehören. Auch hätte *Maass* Logik und Schrift über die Einbildungskraft erst in dem zweyten Theile angeführt werden sollen, da dieser Philosoph viele Ideen der kritischen Philosophie benutzt hat. Wenn auf dieser Seite zu viel aufgenommen ist,

ist, so wird man auf der andern wieder hie und da manches vermissen, was eine Stelle in dieser Geschichte verdient hätte, z. B. *Mendelsfohns* Abhandlung über die Wahrscheinlichkeit anstatt seiner Theorie der gemischten Empfindungen, welche nicht hieher gehörte; *Premontval*, die philosophischen Gespräche, Berlin 1780; *Kants* ältere Schriften u. a. m. Auch die nicht unwichtigen Streitigkeiten über den ersten Grundsatz der Philosophie, über den Satz des Widerspruchs, des Grundes u. s. w. sind entweder gar nicht oder nur mit ein paar Worten berührt worden. Die Auszüge aus den Schriften sind von verschiedenem Gehalt, bald weitläufig, bald kurz; oft begnügt sich der Vf. nur den Inhalt derselben überhaupt anzugeben, oder auch nur einige Gedanken anzuführen, ohne dass man dabey immer einen bestimmten Gesichtspunkt durchblicken sieht. Sollten sie nach der Absicht des Vf. zweckmäsig seyn, so müssten sie so eingerichtet seyn, dass man aus ihnen den Begriff der philosophischen Schriftsteller von dem Umfang, Inhalt und Form der Wissenschaft, und die Art und Weise, wie sie zur Verbesserung oder Verschlimmerung des einen oder des andern im allgemeinen und besondern beygetragen haben, und überhaupt den Zustand der Wissenschaft in jeder Periode eines Philosophen erkennen könnte. Hierzu ist es aber nicht genug, einzelne Behauptungen anzuführen, die, aus dem Zusammenhange gerissen, selten auf den Geist des Ganzen schliessen lassen, oder nur im allgemeinen anzugeben, was ein Denker in seinen Schriften geleistet, was er behauptet, angenommen oder verworfen habe. Hier sind einige Proben von des Vf. Manier. S. 453. „Auch „verdient Hr. Maas (Maass) den wärmsten Dank aller „Freunde der Philosophie für sein neues Lehrbuch der „Logik, das an genauer Zergliederung der Begriffe, „an Präcision im Ausdrucke, und an Strenge in Bewei„sen viel Schriften dieser Art übertrifft, ja das sogar „wesentliche Verbesserungen der Logik selbst (welche?) „enthält. Nirgends wird man die reine Logik von der „angewandten genauer abgesondert, und die Lehre von „den Begriffen vollständiger vorgetragen finden als hier. „Aber eben diese Vollständigkeit hat dem Vf. die Ausar„beitung der Lehre von den Urtheilen und Schlüssen „erleichtert, und ihm eine grosse Bündigkeit und Kür„ze der Beweise möglich gemacht. Vorzüglich aber hat „er durch eine Theorie der Fragen die Logik vollstän„diger zu machen gesucht, und durch eine neue Be„zeichnungs-Methode einem grossen Fehler der Lam„bertischen abgeholfen." S. 250. „Den Satz des Wi„derspruchs nahm Crusius nicht als das höchste Princi„pium menschlicher Erkenntniss an" — warum, das hätte gesagt werden sollen. — Fehler gegen die historische Wahrheit findet man selten, und sie waren nicht so leicht möglich, theils weil der Vf. wirklich viele Kenntnisse und Belesenheit in den Schriften der Philosophen besitzt, theils weil er, wo er am ausführlichsten ist, nur Auszüge oder Uebersetzungen giebt, übrigens aber nur einzelne Behauptungen anführt. Nur einige Stellen haben wir bemerkt, die von dieser Seite Verbesserungen erfodern, als S. 61. 62 aus Leibnitzens Principia Philosophiae: „Es lassen sich aber keine Vorstellun„gen aus mechanischen Gründen erklären; was den „Grund derselben enthält, muss in der einfachen Sub„stanz zu finden seyn, in welcher wir aber *auch* Vor„stellkräfte (als wenn ihnen Leibnitz ausser diesen andre „beygelegt hätte) antreffen." Die Erklärung von *Locke's* einfachen Begriffen, S. 81, ist nicht richtig, und was, S. 373, von der Gewohnheit gesagt wird, aus welcher *Hume* die Verknüpfung der Objecte ableitete, nicht bestimmt genug. Ueberhaupt haben wir uns gewundert, dass Humens Skepticismus nach seiner ältern Schrift von der menschlichen Natur, und nicht vielmehr nach seinen Untersuchungen über den menschlichen Verstand dargestellt ist, da man, wie bekannt, nur in der letztern seine wahren Ueberzeugungen findet. — Ein Hauptfehler dieser Geschichte ist die Partheylichkeit, mit welcher sie für die Leibnitzisch-Wolfische Philosophie behandelt ist. Der Vf. betrachtet sie als die einzig richtige Philosophie und nur noch hie und da einiger Verbesserungen bedürftig, wie er denn unter andern *Eberhard* und *Platner* als wirkliche Verbesserer derselben rühmt. Diese Vorliebe hat ihn gehindert, die schwachen Seiten dieser Philosophen einzusehen und den Gegnern derselben immer Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So sagt er S. 69: „wenn jener Lehrsatz der Monadologie (dass alle „Monaden Vorstellkräfte sind) richtig erklärt wird (d. h. „nach der folgenden Erklärung, wenn man das, was „vorausgesetzt wird, ohne Beweis annimmt) dürfte er „vielleicht so gewiss, als irgend eine speculative Be„hauptung seyn. Denn insofern man das Gemeinsame „aller Wirkungen der Substanzen, ohne Rücksicht auf „die Verschiedenheiten, Vorstellung nennt; sofern die „Thätigkeit, wie jedes Leiden einer Substanz, welche „mit andern in Verbindung stehet, etwas enthält, was „jener Verbindung zu Folge mittelbarer oder unmittel„barer Weise durch alle andre bestimmt wird, und so„fern alle innere Bestimmungen mit einander verknüpft „sind: so sagt man mit Leibnitzen richtig, dass jede „Monade nicht nur das Weltall vorstelle, dergestalt, „dass ein Verstand, der sie durchgängig erkennte, in „ihr die ganze Welt auf gewisse Art erkennen würde; „sondern dass auch selbst jede ihrer Wirkungen eine „Weltvorstellung sey." — Auf der folgenden Seite meynt der Vf. sogar, Hypothesen wären eben sowohl in der Metaphysik erlaubt, als in der Naturlehre. — Zum Beleg der Partheylichkeit gegen anders als Leibnitz und Wolf denkende, führen wir sein Urtheil über *Crusius* an. „Gebildet in Rüdigers Schule, heisst es, „S. 245, gefesselt an strenge Dogmatik, und an sinnliche „Vorstellungsart gewöhnt, sah er nicht weiter, als ihm „hierbey zu blicken erlaubt war, oder als ihm die Ge„genstände der Speculation gezeigt wurden. Da er von „seinem Lehrer an unnütze Spitzfindigkeiten gewöhnt „war: so wollte er durch deren Hülfe die Philosophie „nach seinem Glauben und seinen Sinnen modeln, und „wurde dadurch oft genöthiget, auf der einen Seite zu „unterscheiden, wo nichts zu unterscheiden war, und „auf

„auf der andern von richtiger Entwickelung der Begriffe „wegzusehn." — Weil nun Crusius ein Gegner der Wolfischen Philosophie war, und viele Sätze derselben verwarf, dem Grundsatze vom zureichenden Grunde gewisse Gränzen seiner Anwendbarkeit setzte, muss alles falsch und schief seyn, was er gedacht hat. Jede Abweichung von dem Wolfischen System wird gerügt, ohne selbst den Gründen derselben nachzuspüren, die oft auch in dem entgegengesetzten System lagen, aber das Verdienst, das auch der Gegner von mancher Seite um die Philosophie hatte, nicht berührt. Nicht besser ergeht es Daties, noch schlimmer aber Thomasius und Rüdigern. — Wir empfehlen dem Vf. vorzüglich für den zweyten Theil eine strengere Beobachtung des ersten Gesetzes der Geschichte, *sine studio et odio partium scribere*, welche für einen Geschichtschreiber der Philosophie freylich ungleich schwerer ist, als für jeden andern, und wünschen, dass er einige hier gegebene Winke benutzen möge, um seiner Fortsetzung und andern etwa künftigen Arbeiten mehr Vollkommenheit zu geben. Denn es scheint ihm nicht sowohl an Talenten und Kenntnissen als an einer gründlichern Theorie der Geschichte zu fehlen.

Hannover, im Verl. d. Helwingischen Hofbuchh.: *Ueber wahre, unzeitige, und falsche Aufklärung und deren Wirkungen*, von *C. Meiners*, K. Grofsbr. Hofr. und ord. Lehrer der W. W. in Göttingen. 1794. 140 S. 8. (9 gr.)

Diese Abhandlung ist ein besonderer Abdruck von dem letzten Abschnitt des dritten Bandes von des Hrn. H. M. historischen Vergleichung der Sitten, Verfassungen u. s. w. des Mittelalters mit denen unsers Jahrhunderts. Hr. M. vertheidigt darinn die Aufklärung auf eine Art, die immer am stärksten auf das gröfsere Publicum wirkte; er zeigt nämlich: dass die Geschichte für die Aufklärung entscheide, und dass Sittlichkeit und bürgerliche Ordnung überall gleichen Schritt mit wahrer Aufklärung hielte. Es ist zu wünschen, dass dieser besondere Abdruck seinen Zweck erreiche, und recht häufig gelesen werde, besonders aber von den Personen, die sich nicht dabey beruhigen, dass die Aufklärung eine Foderung der moralischen Natur des Menschen, und dass die Hinderniss derselben Hochverrath an der Menschheit ist, sondern die noch einen Beweis verlangen, dass die Aufklärung nicht an den Wirkungen der Hoffart, der Bosheit und der Dummheit Schuld sey.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Avis aux ouvriers en fer, sur la fabrication de l'acier.* (Par *Vandermonde, Berthollet, Monge*) Paris, de l'imprimerie du Departement de la guerre.) 1794. 4. 34 S. 5 Kpft. Vor der Revolution erhielt Frankreich allen Stahl, den es brauchte, aus Deutschland und England. Da durch den Krieg mit beiden Nationen alle Handelsverbindung unterbrochen, oder doch sehr erschwert wurde, so sah man sich genöthigt, dieses Product im Lande selbst zu verfertigen, und zwar aus dem vorräthigen Eisen, wovon ein Theil im Lande selbst erzeugt worden. Gegenwärtige Abhandlung ward auf Befehl des *Comité de salut public* als ein Leitfaden für diejenigen Eisenarbeiter aufgesetzt, die sich mit Verfertigung des Stahls abgeben wollten. Sie ist mit vieler Deutlichkeit, aber sehr kurz abgefasst, kann aber doch einem Arbeiter, der gewöhnt ist, sich aus Büchern zu belehren, und mit den gehörigen Vorkenntnissen ausgerüstet ist, nutzbar werden. Zuerst vom Stahl überhaupt; Vom natürlichen Stahl (*acier naturel*) so nennen die Verfasser den Steyerischen Stahl, der durch blosses Schmelzen und öfteres Schmieden ohne weitern Zusatz aus dem Stahlstein oder Pflinz erhalten wird. Dieser Stahl schickte sich vorzüglich zu grossen und überhaupt solchen Werkzeugen, die vielen Widerstand leisten müssen: er sey zäher, als alle übrigen künstlichen Stahlarten, und zu schneidenden Werkzeugen besonders tauglich, weil er von Natur aus einer Vermischung harter und weicher Theile bestehe, die ihn gewissermassen dem Damascener Stahl, den man durch Kunst zur Vollkommenheit bringt, ähnlich mache. Die Art, wie dieser Stahl in Steyermark bereitet wird, ist, nach einem Auffatz von *Hassenfraz*, kurz erzählt: aus *Ferber* und *Herrmann*, hätte noch manches beygebracht werden können. Vom Cementstahl (*acier de cementation*), die Engländer bereiten ihren Cementstahl aus dem besten schwedischen Eisen. Die Art, wie dieser Stahl in Newcastle bereitet wird; nach *Jars*: Auf der zweyten Kupfertafel ist der hieher gehörige Ofen, und die Cementirkasten aus *Jars* abgebildet. Da aus einem jeden Eisen durch die Cementation Stahl gemacht werden könne, so glauben die Vf., dass diese Stahlart die vorzüglichste Aufmerksamkeit ihrer Landsleute verdiene, besonders da man selbigen in grosser und geringer Menge verfertigen könne. Eisen aus *Berry* und der ehemaligen Grafschaft *Foix* liefere vorzüglich guten Stahl. Vom geschmolzenen Stahl (*acier fondu*). Der beste Stahl dieser Art werde von den Engländern entweder aus Cementstahle oder Steyerischen Stahle bereitet: nach Jars wird die zu Sheffield übliche Methode beschrieben und auf der Kupfertafel die Ofen und übrigen Geräthschaften abgebildet. Zu allen feinen, in die Augen fallenden, eine vorzügliche Politur erfodernden, oder solchen Instrumenten, die, wie die chirurgischen, durchaus von einerley Härte seyn müssen, zu solchen sey dieser Stahl besonders dienlich. Die beste Weise den Stahl zu probiren; die Elasticität trüge, weil durchs Hämmern auch gewöhnliches Eisen einen gewissen Grad von Härte erhalte; während dem Kriege haben betrügerische Schwerdtfeger sehr oft bloss eiserne Säbelklingen, die einen geringen Grad von Elasticität hatten, in die französischen Magazine geliefert. Am besten lasse sich Stahl von Eisen durch Salpetersäure oder auch Scheidewasser unterscheiden. Ein Tropfen Scheidewasser, den man auf ein polirtes Eisen fallen lässt, hinterlässt, wenn man selbigen nach einiger Zeit abwischt, bloss einen weissen Fleck; dahingegen ist der Fleck schwarz oder schwärzlich, den die nämliche Säure auf einer polirten Stahlfläche hinterlässt. Diese Wirkung der Säuren auf Stahl und Eisen sey die nämliche, die man durch die sogenannte Beize auf die damascirten Klingen oder Flintenläufe hervorbringe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. Junius 1795.

MATHEMATIK.

Paris, b. Dupont: *Connoiſſance des Temps* à l'uſage des Navigateurs et des Aſtronomes, pour l'Année 1795, du 12 Nivoſe de l'An 3 au 10 Nivoſe de l'An 4 de l'Ere Républicaine. (*Gedruckt im Jahre*) II de la République une et indiviſée (1794.) 300 S. 8. (Preis 5 Livres, und ohne die Additions 3 Livres.)

Dieſer Band der Connoiſſance de Temps war ſchon gröſstentheils ausgefertigt, als das bekannte Decret der Nationalconvention wegen neuer Eintheilung der Jahre etc. erſchien: man konnte alſo, heiſst es im Vorberichte, nicht mehr die nöthigen dieſem Decrete gemäſsen Abänderungen in der Form des aſtronomiſchen Calenders machen, zumal, da die Schrift, welche ihrer Beſtimmung nach weit früher (ſchon 1793) hätte erſcheinen ſollen, „wegen anderer Urſachen" zu lange aufgehalten worden war. (Allerdings hatten in dem hier angedeuteten Zeitraume die Engländer und das Regierungs-Comité zu Paris ſolche Einrichtungen getroffen, welche dem franzöſiſchen Seefahrer die Sterne ſo ziemlich entbehrlich machten.) Indeſs iſt doch ſchon in den Ephemeriden dieſes Bands auf der erſten Columne jedes Monats die neue Zeitrechnung mit der Aufſchrift „Calendrier Républicain" vorangeſtellt, jedoch die alte eigentlich noch zum Grunde liegende Abtheilung der Monate unter der Rubrik „vieux ſtyle" unmittelbar beygefügt, und ſo die Reduction der einen Zeitrechnung auf die andere erleichtert worden. — Die *Additions* enthalten: 1) *Abweichung von 33 der vornehmſten Sterne, mit den neuen Kreiſen beſtimmt, von Jean Dominique Caſſini.* In den J. 1790 und 91 hatte der Vf. die Abweichungen von mehr als 200 Sternen, die er mittelſt eines ſechsfüſsigen Mauerquadranten beobachtet hatte, durch ſeine jährlichen Extraits des Obſervations bekannt gemacht. Die gegenwärtigen Beſtimmungen mit ganzen Kreiſen hält er indeſs für weit genauer; nur die Weitläuftigkeit der neuen Beobachtungsart, und ungünſtige Witterung hatten ihn verhindert, einſtweilen mehr als 33 Sterne zu liefern, bey welchen er aber nunmehr die Abweichung auf 1 Sec. ſicher anzugeben ſich getraut, nur vier derſelben ausgenommen, bey denen, wegen Mangels einer hinreichend groſsen Anzahl von Meſſungen etwa noch ein Irthum von 2 bis 3 Secunden zurückgeblieben ſeyn könnte. 2) *Abweichung von 1063 Sternen, auf der ci-devant-Ecole militaire beobachtet* von *Jerôme La Lande.* Ein ſehr ſchätzbarer Beytrag zur Vervollkommnung der Sternverzeichniſſe, welcher insbeſondere viele nördliche Sterne in ſich begreift. Der Catalog iſt auf 1. Jan. 1790 geſtellt, und hat auch mehrere kleinere Sterne von 6, 7 und 8 Gröſse. Ein Verzeichniſs von 350 Abweichungen hatte Hr. La Lande ſchon im vorigen Bande der Connoiſſ. für 1794 bekannt gemacht: hier liefert er von den 12000 bisher beobachteten über 1000; es ſind hier nur die am zuverläſsigſten beſtimmten Sterne aufgenommen, welche wenigſtens *zweymal* beobachtet und berechnet worden, (vielleicht hätten die Beobachtungen wohl noch *etwas mehr* vervielfältigt werden dürfen) und wo beide Rechnungen nicht über 5 bis 6 Sec. von einander abwichen; bey den meiſten überſteigt jedoch die Differenz nicht leicht 3 oder 4 Sec. und iſt öfters noch geringer. Bey den Beobachtungen hatte Hr. *Lalande* ſeine Verwandten, die Hn. *Le Français* und *Leſne* zu Gehülfen; er hofft noch bis an das Ende ſeines Lebens die längſt von ihm projectirte Unternehmung eines groſsen Werks über die Fixſterne ruhig fortzuſetzen. (Unter *Robespierre's* Regierung, deſſen eiſerner Scepter auch ſchwer auf den Wiſſenſchaften lag, wurde Hn. Lalande ſeine Penſion ebenfalls entzogen, die er aber indeſs wieder erhalten hat, ſo wie auch andere aſtronomiſche Mitglieder der „ci-devant-Académie des Sciences" wie ſie hier S. 248. genannt wird, vom Dépot der Marine, zum Theil mit beträchtlichem Gehalte, neu angeſtellt worden ſind.) Den Abweichungen und ihrer jährlichen Veränderung hat Hr. L. auch noch die gerade Aufſteigung der Sterne, bloſs in Stunden und Minuten, um ſie leichter aufzufinden, ſammt dem Unterſchiede ſeiner Angaben von *Flamſteed* und *de la Caille* beygefügt. Er hat bey dieſer Veranlaſſung bey 110 fehlende Sterne bemerkt, welche in den ältern Verzeichniſſen vorkommen; Rechnungs-, Schreib- und Druckfehler haben wahrſcheinlich mehreren Antheil an der Unſichtbarkeit dieſer Sterne, als andere hier auch noch angeführte Urſachen, z. B. daſs es Planeten geweſen ſeyn, daſs ihr Licht abgenommen haben könnte. Auch ſind 8 Sterne angegeben, welche *Flamſteed* doppelt hat, oder in zweyen verſchiedenen Sternbildern aufführt. Die Beobachtungen ſind alle mit einem $7\frac{1}{2}$füſsigen Quadranten gemacht worden, und ihre ſehr genaue Uebereinſtimmung mit den Reſultaten der Caſſiniſchen ganzen Kreiſe, womit ſie bey mehreren Hauptſternen auf die Secunde zuſammentreffen, ſo wie mit andern vorzüglichen durch die Hn. *Henry* und *Barry* in Manheim angeſtellten Beobachtungen, zeugt von der Güte des gebrauchten Werkzeugs. (Bey Procyons Abweichung muſs 5° ſtatt 7° geleſen werden, und im vorhergehenden Verzeichniſſe des Hn. Caſſini iſt die Abweichung von *β Lion* um 1 Minute zu groſs angeſetzt.) 3) *Gerade Aufſteigung von 139 nördlichen Sternen, von*

La Lande. Ein Auszug der Beobachtungen von 8000 nördlichen Sternen, deren Stellungen nach und nach bekannt gemacht werden sollen; die hier erscheinenden begreifen nur einige der Hauptsterne, welche auf der ehemaligen Kriegsschule beobachtet worden sind, und den Stellungen der übrigen zur Grundlage dienen sollten; auch die Abstände vom Zenit sind beygesetzt. Durch vollständige Bekanntmachung seiner Arbeiten über die nördlichen Sterne, wovon bisher nur sehr wenige genau bestimmt waren, und deren gerade Aufsteigung zuverläsig zu beobachten mit besonders grossen Schwierigkeiten verknüpft ist, wird Hr. L. sich die praktischen Astronomen sehr verbindlich machen. Schon viele der hier vorkommenden Rectascensionen stehen noch in keinem Verzeichnisse. Die Stellungen nördlicher Sterne nach gerader Aufsteigung und Abweichung wünscht man öfters auch um nördlich erscheinender Kometen willen genauer zu kennen. 4) *Polhöhe der vornehmsten Oerter in allen Welttheilen, nebst ihrem Meridianunterschiede von der Sternwarte zu Paris* (welche sonsten die königliche hiess). Da es mehr als ein Dutzend Observatorien zu Paris gibt, und da durch eine stillschweigende Uebereinkunft Astronomen und Geographen die geographische Länge der Oerter von dem ehemaligen Observatoire Royal an zu rechnen pflegen; so ist es nicht unwichtig zu wissen, wie diese berühmte Sternwarte seit der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich nun genannt wird; sie heisst, nur in diesem Bande der Conn. de Temps Observatoire de Paris, auch schlechthin Observatoire, und im Vorberichte Observatoire de la République. Ihre Polhöhe wird hier immer noch auf 48° 50′ 14″ gesetzt, und diess liegt auch bey den obigen Verzeichnissen der Abweichungen von den Hn. *Cassini* und *Lalande* zum Grunde: da aber diese Polhöhe, wie die ganzen Kreise anzuzeigen scheinen, vielleicht um 2 Sec. vermindert werden dürfte, so müsste hiernach von allen nördlichen Declinationen eben so viel subtrahirt, und zu den südlichen addirt werden. 5) *Nachricht vom neuen System der Maasse und Gewichte*, welches durch die Nationalconvention decretirt (aber noch nicht eingeführt) worden. Das vornehmste davon ist aus andern Quellen bekannt. Um das neue *Mètre* zu verificiren, oder wieder zu finden, dürfe man nur Beobachtungen mit einem Pendel anstellen, das unter dem 50 Grade der Breite (dem 45sten alten Stils) Secunden schlägt. Bekanntlich sollte, nach dem Decrete der Nat. Conv. auch der Tag in 10 Theile oder Stunden, jede Stunde in 100 Min., jede Minute in 100 Sec. u. s. w. abgetheilt werden, welches für einen Tag 100,000 Secunden gibt, statt dass nach der alten Sexagesimaleintheilung 24 Stunden nur 86.400 Secunden ausmachen; die neue französische Zeitsecunde wäre also kürzer als die gewöhnliche, und beyläufig nur ⅞ der letztern; auch das Pendel, welches neue (kürzere) Secunden schlägt, wäre demnach nur ungefähr 27 Zolle 5 Linien, Pariser Maass, wenn das Pendel, das gewöhnliche Secunden gibt, nach den neuesten Bestimmungen französischer Astronomen 36 Zolle, 8 und ⁵⁄₁₀ Linien lang zu Paris gefunden wird. 6) *Einige astronomische Beobachtungen.* Von dreyen der vier neuen Kometen des Jahrs 1793 werden hier die berechneten Elemente angeführt. Der erste derselben, unter den Kometen, deren Bahn bisher berechnet werden konnte, der 81ste, wurde innerhalb 2 Tagen von verschiedenen Astronomen zu Barcelona, Palermo und Philadelphia, am letztern Orte von Hn. *Rittenhouse*, Trésorier bey den nordamerikanischen Staaten, entdeckt, und war mit blossen Augen als ein Stern 2 Grösse sichtbar. Noch kommen einige Beobachtungen von Hn. *Duc-Lachapelle*, einem jungen Astronomen in Montauban, vor, die Opposition des Jupiters 1793 und die Bedeckung Aldebarans vom Monde 10. Aug. 1792, beide mit den neuesten Jupiters- und Mondstafeln verglichen. 7) *Anzeige neuer Bücher*, für Seefahrer und Astronomen; von deutschen die Ephemerides Societ. Meteorologicae Palatinae anni 1787. 8) *Verbesserungen zu Delambre's Aberrations- und Nutations-Tafeln* etc. 9) *Auszug meteorologischer Beobachtungen, auf dem Observatoire de Paris, im Jahre 1792, von Cassini.* Diese Beobachtungen sind in einem Tableau vorgestellt, welches in einem kleinen Raume eine ansehnliche Menge Data zur Witterung jenes Jahrgangs für jeden Monat liefert. Sonsten hatte Hr. *Cassini*, Director der Sternwarte, den Thermometer auch in der Tiefe eines Gewölbs beobachtet, das im Bezirke der Sternwarte, ursprünglich zu andern Absichten, angebracht ist; diessmal fehlen dergleichen Beobachtungen, welche anzustellen „*die gegenwärtigen Umstände*" nicht erlaubt haben. Man weiss aus andern Nachrichten, welches diese Umstände waren. Hr. (Graf von) *Cassini* wurde als vermeynter Aristokrat von Bewaffneten in jenem Keller verfolgt; seine Arbeiten daselbst schienen verdächtig, und die Werkzeuge wurden zum Theil zerstört. Dahin mag auch wohl „*der Zufall*" gehören, welcher dem Instrumente widerfahren, womit im Decembermonate die Menge des gefallenen Regenwassers nicht mehr gemessen werden konnte. Noch später wurde Hr. *Cassini* arretirt, ist jetzt aber wieder frey. — S. 291. wird bemerkt, dass in Brest seit dem Anfange des Jahrs 1793 neue und sehr sorgfältige Beobachtungen über die Ebbe und Fluth angestellt werden. Der Seeminister und Physiker, *Monge*, hatte bereits Befehl dazu gegeben; und gegenwärtig beschäftigt sich Hr. *Paillard*, unterstützt von dem Commandanten zu Brest, Hn. *Thévenard*, unausgesetzt mit diesen Beobachtungen, die für die Physik und Astronomie wichtig sind; die Astronomen bestimmen aus der Stärke der Fluth zum Theil die Masse des Monds.

Leipzig, b. Schäfer: *Archiv der reinen und angewandten Mathematik*, herausgegeben von *C. F. Hindenburg*. Erstes und zweytes Heft. mit 1 Kupfertafel. 1794. 8.

Die Liebhaber der Mathematik, welche es gewiss bedauert haben, dass das *Leipziger Magazin* für reine und angewandte Mathematik, herausgegeben von Bernouilli und Hindenburg, seit dem J. 1788 aufgehört hatte, werden es dem letztern gar sehr verdanken, dass er durch dieses *Archiv* die entstandne Lücke wieder

auszufüllen sich entschlossen hat. Von diesem Archiv sollen in jeder Oster- und Michaelismesse zwey Hefte, jedes zu 8 Bogen, wovon 4 einen Band ausmachen, regelmäsig erscheinen. Der reichhaltige Inhalt dieser beiden ersten Hefte zeigt genugsam, wie viel man sich von dieser Zeitschrift für die Erweiterung eines so vorzüglichen Faches unsrer Erkenntnis zu versprechen hat, und macht, dass ein Rec. entweder recht vieles daraus referiren, oder es dabey bewenden lassen muss, bloss die Ueberschriften der Abhandlungen seinen Lesern anzuzeigen.

Erstes Heft. 1) *J. F. Hennert* Versuch einer Theorie über die mittlere Geschwindigkeit des Wassers in Flüssen; wird fortgesetzt. 2) *C. F. Hindenburg* über combinatorische Involutionen und Evolutionen, und ihren Einfluss auf die combinatorische Analytik. 3) Desselben combinatorische Verfahren zu Bestimmung der Werthe der continuirlichen Brüche in und ausser der Ordnung; wird fortgesetzt. 4) *A. G. Kästner* über Kettenglieder von regelmäsig zunehmender Dicke. 5) *L. Euler* vom Drucke eines mit einem Gewichte beschwerten Tisches auf eine Fläche. 6) *J. F. Pfaff* Analysis einer wichtigen Aufgabe des Hn. de la Grange in *Hist. de l'Acad. de Berlin:* die Gleichung $y = x - z. \varphi x$, wo φx irgend eine Function von x bedeutet, ist gegeben; man soll φx, d. i. jede Function von x, durch eine Reihe nach Potenzen von z ausdrücken. 7) *Desselben* Ableitung der Localformel für die Reversion der Reihen aus vorhergehendem Satze, wodurch die Coefficienten der Umkehrungsreihe auf Coefficienten des allgemeinen Potenzentheorems reducirt werden. 8) *C. F. Hindenburg* über das Umkehrungsproblem des Hn. de la Grange. 9) *Desselben* Ueberlicht der allgemeinen Differenzen und Summen. 10) Auszüge und Recensionen neuer Bücher: *C. F. Rüdigers* Darstellung der neuen Methode von du Sejour zu analytischer Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse. *C. F. Hindenburgs* kritisches Verzeichniss aller die combinatorische Analytik unmittelbar oder mittelbar betreffenden bis hieher herausgekommenen Schriften; ein Beytrag zur künftigen Geschichte dieser neuen Wissenschaft; wird fortgesetzt. 11) Auszüge aus Briefen, Nachrichten und andere Anzeigen: Nachricht von der neu errichteten Sternwarte zu Leipzig. Aus einem Briefe des Hn. Eschenbach von Batavia über Aufsuchung der Breiten zur See, über Aufnahme eines Landes mit blossen Winkeln; wird fortgesetzt. Aus einem Briefe des Hn. D. Chladni zu Wittenberg von einigen Entdeckungen in der Lehre vom Schalle. Mathematische und physische Preisaufgaben der Jablonowskischen Societät für das Jahr 1794 und 95.

Zweytes Heft. 1) *J. F. Hennert* über die mittlere Geschwindigkeit der Flüsse; Fortsetzung. 2) *J. J. Beitler* über eine besondre Methode, die Polhöhen zu finden. 3) *C. F. Hindenburg* über die continuirlichen Brüche; Fortsetzung. 4) *A. G. Kästner* zwo Fragen zur Assecuranzrechnung: Wie viel muss ich assecuriren lassen, damit ich das verlorne nebst der gezahlten Prämie ersetzt erhalte? Und; es ist mehr assecurirt, als wirklich versendet wird, wie viel muss der Assecurateur zurückzahlen, wenn er von der Zurückzahlung gewisse Procente behalten darf? 5) *C. F. Hindenburg* über den Taylorischen Satz (vergl. Kästners Analysis des Unendlichen §. 151.) seine verschiedenen Formen und Erweiterungen. 6) *H. A. Rothe* Localformeln für Producte von Potenzen der Reihen. 9) Auszüge und Recensionen neuer Bücher: *A. G. Kästners* Anfangsgründe der Analysis endlicher Grösen, dritte stark vermehrte Auflage 1794. *J. T. Mayers* vollständige und gründliche Anweisung zur Verzeichnung der Land-, See- und Himmelskarten, und der Netze zu Coniglobien und Kugeln 1794. *C. F. Hindenburgs* Fortsetzung des kritischen Verzeichnisses aller die combinatorische Analytik angehenden Schriften; wird fortgesetzt. 10) Auszüge aus Briefen, verschiedene Nachrichten und Anzeigen: Aus einem Briefe des Hn. von Zach aus Gotha, von astronomischen Merkwürdigkeiten. Aus einem Briefe des Hn. Joseph Skope, ersten Astronoms zu Pisa, von obigem Inhalte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Athen: *Rügen einiger Missbräuche und Inconvenienzen unsers sogenannten philosophischen Jahrhunderts.* 1795. 133 S. 8.

Von attischer Urbanität darf man nicht viel in diesem Producte erwarten. Der Vf. eifert in einem ziemlich ungesitteten Tone gegen Fürsten, Priester, Soldaten, Richter und Aerzte. Fast alle öffentlichen Anstalten unsers Zeitalters geben ihm Gelegenheit seinen Unmuth auszulassen, aber über die Mittel, den angeblichen Gebrechen abzuhelfen, läst er uns gröstentheils ohne Belehrung. Luther ist ihm ein Beförderer des Desporismus. Von den Universitäten heisst es S. 82. „das aufmunternde Beyspiel hat alle Stände angesteckt, wilder schamloser Lust nachzujagen; die Mütter treulos, die Töchter verführerisch und die Väter zu Trunkenbolden gemacht. — So gewiss ists, dass Universitäten und Regimenter alles Gute niederreissen, was in einem Lande wachsen kann." — Neben so manchen unreifen, einseitigen und übertriebenen Behauptungen trifft man auch hie und da auf einen richtigen Gedanken. So wird z. B. S. 88. über die Nothwendigkeit der Festtage zur Erholung der arbeitsamen Volksclasse manches Gute gesagt. Ueberhaupt scheint oft bey den Aeusserungen des Vf. eine sehr schätzbare Triebfeder zum Grunde zu liegen. Nur wäre ihm zu rathen, sich über Gegenstände, die er noch nicht von allen Seiten betrachtet hat, des vorschnellen Absprechens zu enthalten, und uns künftig seine Ideen in einer nicht so rohen Gestalt zu geben. Noch folgende Probe von seinem Stil. S. 72. wird der Tanz folgendermassen angeredet: „Ja, so lange du deine Reihen im gemessnen Schritt einhergehen, und nur zur Würze den schwebenden Fuss einfallen liessest, warst du Labsal und Freundin der Gesundheit: aber seitdem du schweissvergiessende Sprünge des feuchten Britten, und wilde Ungezogenheit des

 erstarr-

erstarrten Nordländers auf deutschen Boden verpflanztest, kam im Gefolge auch Krankheit und Tod, und Hygea verschwand."

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kussler: *Zaubermechanik* oder Beschreibung mechanischer Zauberbelustigungen, mit dazu gehörigen Maschinen für Liebhaber belustigender Künste. Nebst vorausgesetzter Theorie der gemeinen Mechanik, mit Versuchen und Angabe eines zur Lehre derselben dienlichen Apparats im Kleinen, von *Johann Conrad Gütle*. 368 S. 8. mit 46 Kupfern.

Der erste Abschnitt dieses Buchs enthält eigentlich vorangeschickte Grundlehren der gemeinen Mechanik, in Anwendung auf Versuche, die meistens noch unter die einfachen der belustigenden Classe gehören; nebst der Anzeige eines Modellapparats, der die Fundamentalwerkzeuge der Mechanik enthält, und besonders zum Unterricht sehr zweckmäfsig ist. Dagegen betrachtet der zweyte Abschnitt die Mechanik mehr praktisch, in Anwendung auf zusammengesetzte Maschinen, die vorzüglich *zur Belustigung* dienen, von welchen eigentlich 17 hier aufgestellt sind. Nemlich die

Zauber-	Apotheke	- - - Verwandlung
- - -	Bronnen	- - - Schriftkasten
- - -	Orakel	- - - Buchdruckerey
- - -	Mühle	mechanische Zauberlaterne
- - -	Uhren, übereinstimmende	- - - - - - Uhr
- - -	Maschine, Gedanken errathende	- - - - - Würfelkasten
magische	Räthselmaschine	Die Verwandlungsflasche
- - -	Treibhaus	Der Wahrsager
		Geheime Secretair,

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Milano*, b. Galeazzi: *Farmacopea ad uso de' Poveri*. 1793. 82 S. 8. — Dieses Apothekerbuch hat, wie wir hören, den Hn. D. *Moscati*, Arzt am Krankenhause in Mayland, zum Verfasser. Es ist nach dem Plane ausgearbeitet, den andere Schriftsteller bey Abfassung ähnlicher Werke zum Grunde gelegt haben, enthält aber nicht blofs die Namen der gewöhnlichsten einfachen und die Bereitungsarten der zusammengesetzten Arzneyen, sondern bey mehrern Mitteln sind zugleich die Dosen und die Gebrauchsarten (letztere doch nicht immer so vollständig, als man wohl wünschen möchte,) angegeben; auch sind die Preise hinzugesetzt, um welche die hier verzeichneten Arzneyen in Mayland verkauft werden. Der Vf. hat, wie man bald beym Lesen seines Buchs gewahr wird, die Schriften anderer, besonders neuerer, Aerzte bey der Ausarbeitung desselben zu Rathe gezogen, aber er scheint doch verschiedene gute, zumal deutsche, oder in Deutschland herausgekommene Dispensatorien und andere Werke, welche Anleitungen zur bessern Bereitungsart der pharmaceutisch-chemischen Producte enthalten, gar nicht benutzt zu haben; denn wir haben in seiner Schrift mehrere Fehler bemerkt, welcher er sich wohl nicht schuldig gemacht haben würde, wenn er mit der Literatur des Gegenstandes, den er bearbeitet hat, hinlänglich bekannt gewesen wäre. Ueberdem hat er sich auch, wie uns dünkt, zu seinem Buche nicht die Zeit genommen, die er eigentlich darauf hätte verwenden sollen; wenigstens haben wir an mehrern Stellen Wiederholungen und Fehler von anderer Art angetroffen, die von einer Uebereilung zeugen. Wir wollen einige Beyspiele anführen, und damit unser Urtheil rechtfertigen. Im ersten Abschnitte, welcher das Verzeichniss der einfachen Arzneyen enthält, sind zugleich die Bereitungsarten einiger pharmaceutischen Producte, z. B. des gebrannten Alauns, des Prefsschwamms u. s. w., auch die Weisen, die man bey der Pulverisirung des Kampfers, bey dem Abreiben des lebendigen Quecksilbers mit schleimigen und andern Dingen u. s. w. befolgen muss, angegeben, welche Vorschriften eigentlich in den zweyten Abschnitt gehören. Ferner hat der Vf. bey vielen Pflanzen, z. B. bey dem Anis, bey der Zaunrübe, dem Zimmt, dem Wohlverley, der Enzianwurzel, der Jalappe, der Rhabarber u. s. w. die linneischen Namen anzuführen vergessen, und dagegen manchmal die Benennungen des *Matthiolus* angeführt, die aber wohl jenen Mangel nicht ersetzen können. Auch in Rücksicht auf die Kennzeichen der Güte der angeführten Droguen herrscht keine Uebereinstimmung; an einigen Orten sind diese Zeichen angeführt, an andern aber nicht. — Mit der Wahl, die der Vf. unter den einfachen Arzneyen getroffen hat, werden wohl die meisten Leser sehr unzufrieden seyn; wir wenigstens würden das Frauenhaar, das Euphorbium, die Klatschrosen und einige andere Mittel in einer Armenapotheke nicht vermifst haben, wir wünschten daher, dafs sie der Vf. weggelassen, und statt deren lieber das Kampeschenholz, den Sauerklee, den Hanfsaamen, die Sandriedgraswurzel, den Aland, die Rosskastanienrinde, den rothen Fingerhut, die Pfeffermünze, den Steinklee, die Ulmenrinde, die Raute, die Schaafgarbe u. s. w. aufgenommen hätte; denn diese Mittel sind nicht nur sehr wohlfeil, sondern empfehlen sich auch durch ihre Wirksamkeit, und verdienen daher in beiderley Rücksicht in diesem Buche eine Stelle. Ueberdem sind mehrere dieser Pflanzenkörper zu den zusammengesetzten Mitteln, deren Bereitungsarten im zweyten Abschnitte beschrieben sind, nöthig, und sie hätten also auch aus dieser Ursache erwähnt werden sollen. — Wider die Vorschriften, nach welchen der Verf. die zusammengesetzten Arzneyen bereiten lehrt, lassen sich auch manche nicht unbedeutende Erinnerungen machen; so ist z. B. S. ... der Probe nicht gedacht, durch welche man sich von der vollkommnen Sättigung des Essigs mit Bley überzeugen kann, und an einem andern Orte, wo vom Brechweinsteine geredet wird, ist zu diesem Salze ein Spiefsglaspräparat vorgeschrieben, das sich neuern Beobachtungen zufolge, nicht so gut, als das verglasete Spiefsglas, dazu schickt. Die Formeln, nach welchen der Vf. den Spiefsglasmohr, das reine Pflanzenlaugensalz, den bernsteinhaltigen Hirschhorngeist, das versüfste Quecksilber und andere Producte verfertigen läfst, sind auch nicht die besten, und können daher nicht zur Nachahmung empfohlen werden. Unter dem Namen: *Cremor tartari solubilis* wird die Bereitungsart des Seignettesalzes beschrieben, das doch bekanntlich vom auflöslichen Weinsteinrahme sehr verschieden ist. Einige Vorschriften, die der Vf. z. B. S. 14, 16, 23 u. s. w. mittheilt, sind ziemlich weitläuftig, und hätten gegen bessere und kürzere vertauscht werden sollen; auch wünschten wir, dafs er, statt des sydenhamschen Laudanums, lieber die thebaische Tinctur aufgenommen, und, statt des Olivenöls, lieber Leinöl zur flüchtigen Salbe vorgeschrieben haben möchte; denn dieses Oel macht die Salbe wirksamer, als jenes, und die thebaische Tinctur hat in mehr als einem Betrachte Vorzüge vor jenem Laudanum. Diese Beyspiele, deren wir noch mehrere anführen könnten, wenn wir Raum dazu hätten, beweisen also, dafs der Vf. bey einer neuen Auflage viele Verbesserungen anbringen, und manche nützliche Zusätze machen kann, wenn seine Schrift recht brauchbar werden soll.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. Junius 1795.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Pougin: *Guerre de la Vendée et des Chouans par Lequinio*, Représentant du Peuple. (1794.) 250 S. 8.

Man muss in diesem Buche weder eine *Geschichte* des *Vendée-Krieges*, noch eine vollständige Entwickelung des Ursprunges und Fortganges desselben suchen. Es liefert nur allgemeine Reflexionen und einige einzelne historische Documente. Da aber jene von einem so genau als möglich unterrichteten Manne herrühren, diesen die gröfste Authenticität nicht abzusprechen ist: so kann man diess Werk unter die allerwichtigsten rechnen, die seit der wiederhergestellten Pressfreyheit in Frankreich erschienen sind.

Den Anfang macht ein *Memoire*, welches der Vf., nachdem er von seiner Sendung in der Vendée zurückgekehrt war, am 12ten Germinal des Jahres 2 (1. April 1794) im Wohlfahrtsausschusse zu Paris vorlas. Dieses Memoire ist gleichsam der Text der ganzen Schrift: es ist (sonderbar genug) in 113 kurzen Aphorismen abgefasst, und beschäftigt sich mit den Ursachen der langen Dauer des Vendée-Krieges, und den Mitteln, ihn zu beendigen. Aus diesem Memoire ergiebt sich nun aufs deutlichste, was man freylich längst aus guten Gründen geglaubt und vorausgesetzt hat, dass das schlechte Betragen der republikanischen Armeen, ihre übermenschliche Grausamkeit, ihre barbarische Unsittlichkeit, und ihre unersättliche Raubsucht jenem schrecklichen Kriege weit mehr Nahrung gegeben hat, als der Einfluss seiner Führer, die Einwirkungen fremder Mächte, und die natürlichen Dispositionen der Insurgenten es je vermocht hätten. Wir führen nur einige Stellen des *Memoire* zur Probe an: Nr. 18. „Die Lust „zu plündern hat keine Gränzen gekannt: die Officiere „und Soldaten haben an nichts anders gedacht als an „die Anfüllung ihrer Taschen, und die Verlängerung „eines Krieges, der ihrem Interesse so günstig war. „Viele gemeine Soldaten haben 50,000 Livres, und „mehr, erworben; man hat sie öfters mit Juwelen bedeckt, und einer in jeder Rücksicht ungeheuren Ver„schwendung ergeben gesehen." Nr. 22—24. „Der „Raub ist nicht das einzige ihrer Verbrechen gewesen: „viehische Behandlung der Weiber und Barbarey jeder „Art hat sich in allen Winkeln gezeigt. Republikani„sche Krieger haben die Frauen und Töchter der Rebel„len auf den Steinen, welche an den Landstrasen lie„gen, genothzüchtiget, und sie gleich darauf erschos„sen, oder niedergestochen. Andre haben säugende „Kinder auf der Spitze eines Bajonets oder einer Pike „getragen, die mit einem Stofs die Mutter und das „Kind durchbohrt hatte." Die Mittel zur Beendigung des Krieges sind nach dem Vf. — zusammenhängendere und kraftvollere militärische Operationen auf einer, und gelinde Maasregeln gegen die bloss irregeführten Insurgenten auf der andern Seite. Unter diesen gelinden Maasregeln findet er keine so wichtig und so wirksam, als die Bildung des gemeinen Mannes zu *republikanischen Grundsätzen und Sitten* durch beständigen Unterricht aus dem Munde der Volksrepräsentanten, durch friedliche und freundliche *Zerstörung des christlichen Aberglaubens*, hauptsächlich durch republikanische Feste, und oft wiederholte *Bürgergastmahle (repas civiques.)* — Bekanntlich hat der *Nationalconvent* zu Ende des vorigen Jahrs den einzigen zum Ziele führenden Weg betreten, und dadurch in der *Vendée* erreicht, was alle Propagandisten-Künste unsers Vf. nie bewirkt haben würden.

Auf dieses erste Memoire folgen nun (auf mehr als hundert Seiten) zum Belag der Behauptungen und Vorschläge des Vf. einzelne *Denunciationen* gegen verschiedne Generale und Officiere der republikanischen Armee. Sie rühren sämmtlich von Municipalbeamten und Vorstehern der republikanischen Volksgesellschaften in den rebellischen Departements her, sind von *Lequinio* dem Wohlfahrtsausschuss übergeben und in dessen Acten verzeichnet worden, und können nicht allein für völlig authentisch, sondern auch, weil sie von entschiednen und eifrigen Republikanern herrühren, in allem was sie den Anführern ihrer eignen Parthey zur Last legen, für höchst zuverläsig gelten. Diese Stücke leiden keinen Auszug, und sie sind einander im Ganzen so sehr ähnlich, dass eine Auswahl, wenn uns auch der Raum verstattete, eins oder das andre hier ausführlicher zu zergliedern, schwer werden würde. So viel aber wird jeder Leser dieses Buchs dem Rec. gewiss einräumen, oder besser, nachempfinden, dass in der Geschichte civilisirter Nationen die Greuel, welche in diesen Denunciationen angegeben werden, und wogegen beynahe die Heldenthaten eines *Carrier* und *Collot d'Herbois* noch geringe erscheinen, ihres Gleichen nicht finden. Nicht etwa bloss die *Royalisten*, oder die *Bewaffneten*, sondern — *Republikaner*, die sich durch die gültigsten Atteste ausweisen konnten, *öffentliche Beamte*, die mehr als einmal ihr Leben *für die Republik* aufs Spiel gesetzt hatten, ganze *Municipalitäten*, unschuldige Bürger und Landleute, Weiber, Mädchen und Kinder — alles was Athem hatte, musste die schwere Hand der barbarischen Strasenräuber fühlen, welche unter dem Namen der Soldaten, die *Rebellen*, (die nach tausend *republikanischen* Zeugnissen unendlich gesitteter

sitteter und milder als sie waren,) zu bekämpfen, kamen. Auf grossen Strichen Landes von zwanzig, dreyssig Meilen wurden alle Ortschaften, denen sich diese grausamen Verwüster näherten, wie sehr auch die Obrigkeiten bitten und flehen, wie sorgfältig sie auch die Royalisten zu hunderten einliefern, wie sonnenklar sie auch die Unschuld der grossen Majorität der Bewohner darthun mochten, nach einer unbarmherzigen Plünderung in Brand gesteckt: wo sie Geld, besonders baar Geld zu finden glaubten, da galt ihnen Rebell und Patriot völlig gleich: das weibliche Geschlecht wurde unter Umständen, vor denen die Menschheit zurückbebt, allenthalben zur Befriedigung viehischer Begierden gebraucht, und fast immer gleich nach der Schandthat mit einem schmählichen Tode bezahlt: kein Alter konnte auf Schonung rechnen: sie erklärten oft sogar geradezu, „*sie könnten zwischen Patrioten und Nicht-Patrioten keinen Unterschied annehmen, weil sie den Befehl hätten, alles vor sich her zu verbrennen und nieder zu machen.*" Die Raserey ging so weit, dass sie an unzähligen Orten ungeheure Getreidevorräthe, (die ihnen selbst so grosse Dienste geleistet hätten,) einen Raub der Flamme werden liessen, und grosse Ställe mit Vieh angefüllt, geflissentlich in Brand steckten. (Der Vf. schätzt den Verlust an *Rindvieh* allein, den diese mehr als Hunnische Barbarey anrichtete, auf *Eilfmalhunderttausend Stück.* — Darf man sich wundern, wenn *Paris* Mangel leidet?) — Dabey waren sie in ihrem Hauptgeschäft, der wirklichen Führung des Krieges immer saumselig, feige, und bis zu einem unglaublichen Grade ungeschickt. Nie wurde ein Plan entworfen, nie der Feind mit Kraft und Ernst angegriffen. Wo sie nicht brennen, plündern und morden konnten, da flohen sie. — Diess war das Verfahren der Armee, welche der Wohlfahrtsausschuss im Anfange des Jahres 1794 ausschickte, um unter dem Obercommando des General *Turreau* (der in mehrern Denunciationen als ein feiger und nichtswürdiger Trunkenbold geschildert wird) dem Vendéekriege ein Ende zu machen. „Er *war* geendiget" rufen alle denuncirende Beamten mit einer Stimme; „er *war* „geendiget: aber die Grausamkeit und Unfähigkeit der „republikanischen Armee schuf ihn von neuem;" — ein Urtheil, von dessen Richtigkeit selbst Auswärtige sich sehr leicht überzeugen können, wenn sie erwägen, dass zu Ende des J. 1793 nach der vereitelten Expedition an der Seeküste der Normandie die Hauptarmee der Royalisten gänzlich vernichtet, und gleich zu Anfange des Jahres 1794 auch *Charrette's* Corps in der Insel *Noirmoutier* vom Erdboden vertilgt worden war, dass es also damals gewiss nur eines vernünftigen Operationsplans bedurft hätte, um die Vendée zu bezwingen.

Wenn man übrigens bedenkt, dass die Abscheulichkeiten, welche diese Denunciationen an den Tag bringen, nur in einem kurzen Zeitraum von wenigen Monaten, und nur auf einem kleinen Theil des Kriegsschauplatzes (sie beziehen sich alle nur auf die Districte von *Fontenay*, *Chataigneraye* und *Montaigu*, also nur auf die östliche Hälfte des Vendée-Departements) vorgegangen sind, so wagt man es kaum, zu überschlagen, was dieser entsetzliche Krieg, der zwey ganze Jahre lang in *vier*, manchmal in *sechs* und *acht* Departements wüthete, an Menschen und Gütern verzehrt, und welche Riesenmasse von Elend und Verderben er im ganzen westlichen Frankreich aufgethürmt haben muss.

Von den Originaldocumenten geht der Vf. abermals zu *Reflexionen* über, die freylich manches merkwürdige enthalten; im Ganzen aber seicht, alltäglich, und der Grösse des Gegenstandes nicht angemessen sind. Nach seiner Meynung hat *Robespierre*, (der, dem jetzigen Modeton gemäss, alle Sünden der Revolution allein tragen muss) den *Vendéekrieg* geflissentlich unterhalten, und zu diesem Ende alle schlechte Generale, die von Anfang an in diesen Gegenden gebraucht worden sind, begünstigt und unterstützt. *Ronsin* selbst, ob er ihn gleich hinrichten liess, war sein Agent u. s. f. Diese Hypothese ist ziemlich lustig. Reeller aber (obgleich schon bekannter) das, was der Vf. von dem Charakter, den Sitten und der Denkungsart der Bewohner des ehemaligen *Poitou* sagt. Stoff zu den mannichfaltigsten Betrachtungen gibt besonders die Darstellung seiner Bemühungen um die Ausrottung des *religiösen Fanatismus*, unter welchem Ausdruck man hier etwas mehr als er gewöhnlich umfasst, verstehen muss, wie folgende Stelle zeigt. S. 168. „Dort" (in der Gegend von *la Rochelle*) „hatten wir drey Religionen auszurotten, die „*katholische*, die *protestantische* und die *jüdische*: folg- „lich das Interesse drey verschiedner Classen zu scho- „nen und zu bekämpfen: und doch sind sie von den „*philosophischen Ideen*, die wir mit eben so viel Sim- „plicität als aufrichtiger *Bruderliebe* (*fraternité*) ent- „wickelten, *alle drey*, eine so gut wie die andre, *zer-* „*trümmert* worden." Sogar auf der Insel *Oleron*, und in den kleinsten Flecken am Ausflusse der *Charente* (wo er vor seiner Vendéecommission Conventscommissar war) versichert er „*glänzende Eroberungen für die Vernunft* gemacht" und „die Tempel des *katholischen* und *protestantischen Aberglaubens* in Dörfern, wo nichts als arme, unwissende Fischer wohnten, siegreich verschlossen zu haben." S. 169. heisst es: „In *Roche-* „*fort* und *St. Jean d'Angely* haben selbst die *Juden*, so „öffentlich wie die andern, die *Lügen ihrer Priester ab-* „*geschworen*, und ihre *betrügerischen Fabelbücher* dem „Feuer der patriotischen Scheiterhaufen übergeben, von „welchen die Reinigungsflammen der Vernunft in die „Luft empor stiegen." Auf diese philosophische Expedition scheint sich der Vf. ganz besonders viel einzubilden, und glaubt, dass es keinen Vendéekrieg gegeben haben würde, wenn man bey der (allerdings unumgänglich nöthigen) Zerstörung der Religion nur immer nach diesen Fraternisationsgrundsätzen zu Werke gegangen wäre. — Uebrigens ist das meiste, was er in den *Reflexionen* sagt, blosse Wiederholung dessen, was wir in dem *Memoire* bereits gelesen hatten, und gibt uns von dem Geiste des Verfassers der *Prejugés detruits* (eines in Frankreich mehrmals aufgelegten Werks) keinen sonderlich hohen Begriff.

Einige recht gute Nachrichten über die *Chouans* beschliessen das Werk; in einem *Supplement* aber vertheidigt

theidigt sich der Vf. noch gegen eine ihn betreffende Stelle eines Berichts der Repräsentanten *Henz* und *Francastel*, (zwey bekannter Ungeheuer, die nach ihm in die Vendée geschickt wurden,) worin er beschuldiget wird, gerade so grausam und blutdürstig gehandelt zu haben, als alle die, welche er tadelte, und als die, welche nach ihm kamen. Dass diese Beschuldigung nicht ganz in den Wind geredet war, beweiset ein *Brief* des Vf. an den Nationalconvent, den sie in ihrem Bericht anführen, und worin er (unterm 24. *Frimaire*, oder 14. December 1793) ausdrücklich schreibt: „Ich „habe eben einen Befehl ertheilt, den die *Gemässigten* „vielleicht barbarisch finden werden. Die Gefängnisse „von *Fontenay-le-Peuple*" (ehemals *Fontenay-le-Comte* der Hauptort des Vendéedepartements) „sind mit 4 bis „500 Rebellen" (*brigands*, der *Terminus technicus* für *Royalisten*) „überladen. Ich höre, dass eine Colonne „von *Charette's* Armee 12000 Mann stark, sich nähert: „ich habe befohlen, bey der ersten Erscheinung des „Feindes, alle diese Gefangne ohne weitre Formalitä„ten todt zu schiessen." Und weiterhin heisst es in diesem Briefe: „Ohne Maassregeln von dieser Art „wird der Vendéekrieg nie beendiget werden. Der „*Moderantismus* der Administratoren und Generale un„terhält ihn." Der Vf. leugnet weder diesen Brief, noch das auffallende Factum ab, dass er sich bey einem Tumult, den jene 500 Gefangne kurz zuvor erregt hatten, in eigner Person ins Gefängniss begeben, und den, welcher ihm als der Rädelsführer bezeichnet ward, *mit eigner Hand zur Stelle erschossen habe:* er gibt sich indessen die äusserste Mühe, darzuthun, dass dieses, für einen Volksrepräsentanten und einen Prediger der Mässigung nicht allzu anständige Betragen, und jener harte Brief im Grunde den in dem vorliegenden Buche enthaltnen Aeusserungen nicht widerspreche, dass er aus *wahrer Menschlichkeit* so gehandelt habe, dass er seinen Grundsätzen immer treu geblieben sey u. s. f. — Ob er durch seine Sophistereyen einen unbefangnen Leser bestechen kann, ist eine andre Frage.

Wie dem aber auch sey, ein reines, sanftes, wohlwollendes Herz schlägt sicher in *Lequinio* nicht. Er mag kein *Carrier*, kein *Robespierre*, kein *Le Bon* seyn: an die Regierung des Schreckens und an blutige Thaten ist er gewöhnt; und wie es mit seinen politischen Maximen stehe, davon unterrichtet uns folgende merkwürdige Stelle seines eignen Memoire, die man, wenn nicht die Begebenheiten dieser Zeit die Gemüther völlig abgestumpft hätten, unmöglich ohne Schauder lesen könnte: S. 22. „Wenn die Volkszahl, die jetzt noch „in diesem Departement übrig ist, sich auf *dreyssig* oder „*vierzigtausend Seelen* beliefe, so wäre es freylich das „Kürzeste, *alles niederzumachen*, wie ich es Anfangs „selbst glaubte," (diese letzten Worte erklären vielleicht den Widerspruch zwischen dem Briefe vom 14ten December 1793 und der gegenwärtigen Schrift,) „aber „diese Volkszahl ist immer *noch* unendlich grösser; sie „steigt *noch* auf *viermal hundert tausend* Menschen. — „— — Gäbe es keine Hoffnung, auf einem andern We„ge zum Zweck zu gelangen, so müsste man *nichts* „*desto weniger* alles umbringen, *und wären es fünfmal* „*hundert tausend* Menschen: ich glaube aber nicht, dass „dies der Fall sey." — Eben deshalb aber ist dieses Buch doppelt merkwürdig. Was ein Mann, dem fünfmalhunderttausend Menschen Leben so wenig sind, als unerhörte Barbarey schildert, muss doch wohl mehr als gewöhnlicher Greuel gewesen seyn: und wenn ein auf dem grossen Schauplatze selbst thätiger, bey den Vortheilen und dem Ruhme der Revolutionisten so tief Interessirter gegen seine eigne Parthey als Zeuge auftritt: so muss sein Zeugniss doch wohl einiges Gewicht haben.

Göttingen, b. Dieterich: *Revolutions-Almanach für* 1795. (Mit einem satirischen Titelkupfer, zwölf historischen Kupfern, mehrern Bildnissen u. s. f.) 342 S. 8.

Im Ganzen gilt von diesem Almanach, was von dem vorjährigen in der A. L. Z. gesagt worden ist. Seine zahlreichen Gegner schildern ihn zu fürchterlich. Aber der Herausg. könnte sich auch manchen Vorwurf ersparen, wenn er immer nur Geschichtschreiber bliebe, nie im Tone der Leidenschaft redete, die häufigen Anspielungen auf die *deutschen* Revolutionsfreunde ganz bey Seite setzte, und selbst, indem er von den französischen Revolutionisten spricht, die verschiednen Classen derselben besser unterschiede, und nicht redliche Männer, die nach seiner Meynung in einen Irrthum verfielen, so oft mit den grössten Bösewichtern in eine und dieselbe Verdammniss werfen wollte. Das letztre haben wir bey diesem Jahrgange noch viel häufiger als bey dem vorigen gefunden. Um nur ein einziges Beyspiel anzuführen: was soll man von den politischen Grundsätzen des Herausg. denken, wenn er von einem Manne, wie *Mounier*, sagt: „er hatte keinen Fehler, als die *Staatenverpfuscherey-Sucht.*" — Also schlechterdings *jede* politische *Reform* ist eine *Staatenverpfuscherey?* Auch der, welcher das allgemeine Wohl auf *gesetzlichen*, wenn gleich auf *ungebahnten*, Wegen sucht, soll ein *After-Aufklärer* heissen? *Distinguendum est!*

Der wichtigste und beste unter den *neunzehn Abschnitten* dieses Calenders ist unstreitig der, welcher den Titel führt: *Annalen der Pariser Guillotine von Errichtung des Revolutions-Tribunals* (im März 1793) *bis zum 22sten Junius 1794.* — Diese entsetzliche Liste, auf welcher überhaupt 1514 Namen, und darunter 192 Generale und Officiere, 154 Frauenzimmer, 177 Rechtsgelehrte, 81 Deputirte, 198 Municipalbeamten, 99 Geistliche, 32 Schriftsteller prangen — die hier, obgleich nur durch wenige Noten des Herausg. ausgedehnt, mehr als *funfzig* Seiten einnimmt, und die doch noch lange nicht alle, nur unter der *Pariser Guillotine* gemordete enthält — wer kann sie durchblättern, ohne mit bangem Erstaunen sich zu fragen: Ist es nicht etwa ein Traum, dass diese höllischen Thaten am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts im Mittelpuncte der cultivirten Welt verübt wurden? — Hoffentlich wird der *Herausg.* dieses Blutregister, welches für die Geschichte der Revolution unentbehrlich ist, im folgenden Jahre vollenden.

Die

Die meiften der übrigen Auffätze liefern Anekdoten von Menfchen, die in der Revolution eine Rolle gefpielt haben, von den Septemberfcenen u. f. f. Die Glaubwürdigkeit und hiftorifche Genauigkeit diefer Anekdoten, mithin auch ihr Werth ift fehr ungleich. Dem Vortrage wäre oft mehr Würde zu wünfchen: das Apoftrophiren der *deutfchen Jacobiner* und *Feuillans* müfste ganz wegfallen. Es gibt überhaupt in der Gefchichte diefer Revolution fo unendlich vielen Stoff zu einer anziehenden Unterhaltung des Lefers, dafs der Verfertiger eines *Revolutions-Almanachs* fich ganz füglich auf die blofsen Facta einfchränken, und auf alles Commentiren, Philofophiren und Satirifiren völlig Verzicht leiften könnte.

Hamburg u. Leipzig: *Refutation des Memoires du Général Dumouriez*, avec des piéces juftificatives et l'examen raifonné de l'ancienne et nouvelle conftitution. Tom I. 260 und 112 S. Tom II. 233 und 113 — 244 S. Beylagen. 1794. 8.

Das, was in diefem Buche eigentlich Widerlegung der *Memoires* von *Dumouriez* ift, hätte füglich auf einigen Bogen, und vielleicht auf einigen Blättern, Platz gefunden. Es war unnütze Papierverfchwendung, dafs man es auf zwey ftarke Bände ausdehnte.

Der Vf. hat feine Bemerkungen gegen *Dumouriez* aus keinen verborgenen Quellen gezogen. Oeffentliche Actenftücke, und grofsentheils feine eignen Erklärungen läfst er gegen ihn auftreten. Einen Mann, der in den verfchiedenen Perioden feines Lebens fo oft mit fich felbft im Widerfpruche geftanden hat, auf diefem Wege anzugreifen, war kein fehr fchweres Gefchäft: und das Verdienft der gegenwärtigen Schrift konnte daher, fie müfste denn mit einer ausgezeichneten Gefchicklichkeit abgefafst worden feyn, nie fehr grofs werden.

Die beiden Punkte, welche am ausführlichften behandelt worden, find: Die Verbindung zwifchen D. und den Jacobinern — und fein Antheil an der Abfetzung und Hinrichtung des Königs. In Anfehung des erften hat der Vf. alles zufammengeftellt, was den entfchiednen und warmen Jacobinismus D's in den erften Jahren der Revolution und noch bis zu Ende des Jahres 1792 beweifen kann. Die einzelnen Data, worauf er fich hier bezieht, waren durchgehends bekannt: und die intereffantere Frage, ob D. im Herzen oder nur aus Politik Jacobiner war (zu deren Auflöfung das nachher erfchienene *Leben Dumouriez's* fo viel beygetragen hat,) ift nicht einmal aufgeworfen, viel weniger erörtert. — Was fein Betragen gegen den *König* betrifft, fo läfst fich freylich nicht läugnen, dafs er viel, fehr viel, zum Falle deffelben beytrug, und dafs er der Revolution vom 10ten Auguft, ob er gleich wahrfcheinlich nicht den allergeringften Antheil daran hatte, durch fein Betragen im Felde Confiftenz geben half. In fo fern alfo die Hinrichtung des Königs eine Folge feiner Abfetzung war, wirkte D. zu jener mit. Dafs er aber, wie der Vf. ihn befchuldigt, den Tod *Ludwig XVI* gewünfcht habe, ift zuverläfsig falfch: und wenn die Schritte, die er während feines Proceffes zu Paris that, unzureichend und geringfügig waren; fo mufs man daraus nicht fchliefsen, dafs es ihm mit der Rettung des Königs kein Ernft gewefen fey, wohl aber, dafs er nicht Luft hatte, fich felbft für den unglücklichen Monarchen aufzuopfern.

Im *zweyten* Theil diefer Widerlegung fcheint der Vf. feinen Zweck gänzlich aus dem Geficht zu verlieren. Diefer Theil enthält *Anmerkungen über die Declaration der Rechte und die Conftitution von* 1791, die im höchften Grade gewöhnlich und unbedeutend find, und eine Abh. *über die Fundamentalprincipien der franzöfifchen Monarchie*, aus der niemand grofse Belehrung fchöpfen wird. Eine *Adreffe an die Franzofen*, worin fie aufgefodert werden, ihre *alte Conftitution* wieder einzuführen, macht den Befchlufs. — Alles diefs fteht mit *Dumouriez* in keiner fehr einleuchtenden Verbindung.

Die Beylagen, oder fogenannten *pieces juftificatives*, find Auszüge aus dem *Moniteur*, der *Gazette de Leyde*, der *Correfpondenz zwifchen Dumouriez und Pache* u. f. f. Die *Manifefte* des *Herzogs von Braunfchweig*, die *Declarationen*, die *Dumouriez* bey feinem Einmarfch in die Niederlande und Holland ergehen liefs, feine Briefe an den *Nationalconvent*, das *Teftament Ludwig XVI*; — kurz lauter Stücke, die man in jeder Zeitung findet, und ohne alle Mühe, fobald man ihrer bedarf, fich anfchaffen kann. Warum 2[illegible] Seiten mit folcher Waare bedeckt werden mufsten, das wird wahrfcheinlich der ungenannte Verleger beffer anzugeben wiffen, als wir.

1) Bremen, b. Wilmans: *Schilderung des Lebens und Charakters der Königin Marie Antoinette von Frankreich*, Mit dem Bildniffe der Königin. 1794. *Erfter Theil.* 150 S. *Zweyter Theil.* 195 S. 8.

2) Offenbach, b. Weifs u. Brede: *Scenen aus den letzten Tagen Marien Antoinettens, Königin von Frankreich.* 1794. 96 S. gr. 12.

1) Der Vf. hat unter 34 Rubriken die wichtigften Lebensumftände der unglücklichen *Königin*, und die intereffanteften Begebenheiten, an welchen fie Theil nahm, zufammengeftellt. Er bediente fich im Ganzen recht guter Hülfsmittel, und hat daher, wenn auch kein in hiftorifcher Rückficht wichtiges Werk, doch ein recht brauchbares, und mit vernünftiger Unpartheylichkeit gefchriebnes Lefebuch geliefert. Der Stil ift im zweyten Theil weit beffer und fprachrichtiger, als im erften, wo man öfters falfche Wortfügungen: „Sie lebte auf *eines* ihrer Luftfchlöffer," „er glaubte an *ihrer* Tugend" u. f. f., auch manchmal fchwülftige Stellen antrifft.

2) Es find *zwölf Gefpräche*, theils zwifchen der Königin und den Perfonen, welche fie kurz vor ihrem Tode umgaben, theils zwifchen *Robespierre* und *Danton*, theils im Revolutionstribunal. Die hiftorifche Wahrheit ift ziemlich gut dabey beobachtet. Wir wünfchen aber nicht, dafs diefe *dialogifirte Manier* nun auch fchon an Gegenftänden aus der allerneuften Gefchichte verfucht werden möchte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. Junius 1795.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Carl Heinrich Heydenreich Originalideen* über die interessantesten Gegenstände der Philosophie, nebst kritischen Anzeiger der wichtigsten philosophischen Schriften. I B. 1793. VIII u. 230 S. II B. 1794. IIII u. 246 S. med. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hr. *H.* findet in der Vorrede für gut, sich über den Titel, *Originalideen*, näher zu erklären und das Auffallende davon zu mildern: wäre es also nicht wohl besser gewesen, ihn gar nicht zu wählen? Es würde der Mühe nicht verlohnen, über eine solche Kleinigkeit ein Wort zu verlieren, wenn es nicht so sehr zu wünschen wäre, dass unsere guten Schriftsteller auch nicht in der geringsten Kleinigkeit das Gesuchte unserer schlechten nachahmen möchten. — Die Aufsätze, die in diesen beiden Bänden vorkommen, haben durchgängig das Verdienst, mit einem angenehmen fasslichen Vortrage alle Merkmale des Selbstdenkens zu vereinigen. Ihr Inhalt, den wir nach der Verwandtschaft der Materien durchgehen wollen, betrifft lauter für den Philosophen interessante Gegenstände.

Der erste Aufsatz des ersten Bandes beantwortet folgende Fragen: Giebt es Philosophie? Was ist ihr Wesen? Von welcher Zeit an kann man ihr Daseyn rechnen? In welchem Sinn und Umfange kann man Kant den Schöpfer der Philosophie nennen? Was für einen Einfluss haben seine Erforschungen auf die Behandlung der philosophischen Geschichte? — Treflich und bündig sind in dieser Abhandlung die Verdienste Kants dargestellt. Vorzüglich verweilt der Vf. bey dem Einfluss, den die tiefere Untersuchung des Wesens der Philosophie und die genauere Bestimmung der Principien ihrer besondern Theile auf die Geschichte derselben haben müssen, indem nur, nachdem das System der Philosophie selbst genau und unwandelbar entworfen seyn wird, sich der verhältnissmässige Beytrag, den jedes Jahrhundert zur möglichen Aufstellung desselben leistete, genau angeben lässt. Die in dieser Abh. gegebene Erklärung der Philosophie ist fast die nemliche, welche Hr. *H.* in der Encyklopädischen Einleitung in das Studium der Philosophie gab: „die Philosophie ist die Wissenschaft der menschlichen Natur, wie ferne ihre Vermögen durch ursprüngliche, (wesentliche allgemeingültige Formeln, Regeln und Principien) [innerhalb eines und desselben Bewusstseyns enthaltene Gesetzgebungen] bestimmt sind und die Wirksamkeit [und der Endzweck] von jenen Vermögen durch (das blosse Bewusstseyn von diesen Formeln, Regeln, Principien im Einzeln und im Ganzen begriffen werden kann) [dieses Bewusstseyn ihrer ursprünglichen Gesetzgebungen allein mit Nothwendigkeit begriffen wird]. Die in [ ] eingeklammerten Worte sind die, in der Erklärung der Encyklopädie befindlichen, welche hier mit den also ( ) eingeschlossenen verwechselt sind. Die Erklärung in der Encyklopädie und dadurch also auch die hier gegebene vertheidigt Hr. *H.* in den Miscellaneen des zweyten Bandes gegen die Einwürfe des Rec. der Encyklopädie und des Hn. M. Goes Rec. der Originalideen. Gegen beider Einwürfe hat Hr. *H.* hier seine Erklärung sehr gut vertheidigt; und Rec. gesteht, dass sie sich auch gegen jeden Angriff, der sie einer groben Unrichtigkeit beschuldigt, vertheidigen lasse; aber für eine deutliche und leicht fassliche Erklärung, die nicht erst durch Erläuterungen Bestimmtheit erhalten müsse, kann er sie nicht halten. Er ist nicht mit Hn. *H.* der Meynung, dass die Erkenntnissquelle und der Zweck einer Wissenschaft in die Erklärung aufgenommen werden müssten, wenn sie nicht zur Bestimmung des Gehalts der Wissenschaft unentbehrlich wären, sondern hält mit den ältern Logikern dafür, dass eine Erklärung einer Wissenschaft nur ihr Object und die Behandlungsart derselben enthalten dürfe, und dass sie durch die Aufnahme der Erkenntnissquelle, und des Zwecks noch ausser dem Inhalt und Umfang einer Wissenschaft, verdunkelt und überladen werde. Eine Probe von ächter Behandlung der philosophischen Geschichte liefert Hr. *H.* im 2ten Aufsatz: *Betrachtungen über Descartes.* Die Fehler dieses Philosophen sind mit tiefer Einsicht in die Foderungen der kritischen Philosophie gerügt, aber vielleicht auch etwas zu strenge. Der Einwurf, dass der Schluss *Cogito ergo sum* selbst, wenn er nach Descartes Manier zu schliessen wahr seyn sollte, die Existenz Gottes voraussetzte, ist doch wohl durch die Erklärung Descartes gehoben: dass er dadurch keinen Schluss, sondern nur einen unmittelbaren klaren Satz ausdrücken wolle, der die Norm für die Evidenz aller andern erhielte. *Spinoza* drückt sich darüber ganz bestimmt aus, in den *Princip. phil. cert.* Es heisst p. 4. *Hac igitur detecta veritate (ut quocunque se ad dubitandum vertat, cogatur nihilominus in has voces erumpere, dubito, cogito ergo sum) simul etiam invenit (Cartesius) omnium scientiarum fundamentum: ac etiam omnium aliarum veritatum mensuram ac regulam; scilicet, quicquid tam clare et distincte percipitur quam istud, verum est.* Den Beweis, dass der Satz kein Vernunftschluss seyn konnte, führt Spinoza eben so wie Descartes. Eben deswegen konnte aber auch Descartes unmittelbar nicht über sein Princip hinauskommen; denn wenn er Existenz ausser sich hätte erweisen wollen;

so hätte er so schliessen müssen: *sum, quia me cogito*, und alsdann hätte er auch den Uebergang auf die Dinge ausser ihm finden können; denn ist dieser Satz ein richtiger Schluss, so ist es auch dieser: *Quia cogito mundum, est mundus.* Descartes handelte völlig consequent, wenn er nach seiner Vorstellungsart des *Cogito ergo sum*, noch einen besondern Mittler zwischen Gedanken und Realität aufsuchte. Uebrigens ist Rec. mit Hn. *H.* einverstanden, dass Descartes mehr durch die Originalität seines Philosophirens, als durch die Wichtigkeit seiner Philosophie, seinen grossen Ruf erhalten habe. Die 3te Abh. enthält einen *Entwurf der Grundsätze des absoluten Naturrechts.*. Da inzwischen des Vf. Naturrecht, in welchem alle hier vorgetragenen Lehren ausführlicher und in ihrer Verbindung mit dem hypothetischen Naturrecht vorgetragen sind, selbst erschienen ist, so enthalten wir uns einer näheren Anzeige und Prüfung und gehen zu einer weitern Ausführung des Begriffs vom *Recht*, die den 3te Auff. des 2ten Bandes ausmacht, und auch einzeln in der Berl. Monatschrift abgedruckt ist. Nach allem was Rec. noch über den Begriff vom Recht las, hat Hr. *H.* diesen Begriff viel genauer gefasst und viel richtiger entwickelt, als alle seine Vorgänger; er ist daher überzeugt, dass Hr. *H* in den Erinnerungen, die er in den Miscellaneen des 2ten Bandes gegen den Rec. des Naturrechts in der staatswissenschaftlichen und juristischen Literatur macht, im Ganzen durchgängig recht hat. Aber in einer Erinnerung des dortigen Rec. scheint ihm doch etwas zu liegen, das Veranlassung geben könnte, den Begriff *Recht* noch von einer Seite zu beleuchten, die noch nicht genugsam von Hn. *H.* betrachtet worden, und was zugleich den Grund enthalten dürfte, warum sich jener Rec. sogar nicht mit Hn. *Hs.* System aussöhnen konnte. Diese Erinnerung ist folgende: Hn. *Hs.* Theorie macht den Götterfunken der moralischen Freyheit und Berechtigung, der in aller Menschen Herzen jedem fühlbar glüht, für unsern Kopf unsichtbar und löscht ihn aus. Vollkommen richtig hat Hr. *H.* bemerkt, dass sich das Gefühl für Recht und die daraus entspringende Vertheidigung desselben, auf die Ueberzeugung gründet, dass es Pflicht des Beleidigers ist, den andern in seinem Recht nicht zu stören; allein ich kann die Pflichten des andern doch nur dadurch wissen, dass ich weiss, was in seinem Fall, den ich mit voller Bestimmtheit erkenne, für mich Pflicht wäre, und ich habe von der Pflicht eines andern daher nur in soferne einige Kenntniss, als ich mich eines objectivgültigen Urtheils darüber anmassen kann. Es scheint also gleichgültig, ob ich mit Hn. *H.* sage, der Beleidiger hat nach meinem Bewusstseyn die Pflicht, dass er mir nicht Unrecht anthun soll, oder ich *erkenne*, dass es objectivgültig Pflicht ist, mir nicht Unrecht zu thun. Durch diess wird aber noch nicht diejenige Eigenschaft des Rechts festgesetzt, wodurch ich es ohne meiner moralischen Würde etwas zu vergeben, als blosses Recht, ausüben oder nicht ausüben kann, es bliebe mir vor dem Richterstuhl der Moral kein Recht übrig, und ich würde nie von meinen Rechten einen beliebigen Gebrauch machen können. Hr. *H.* behauptet diess auch gerade zu, aber gewiss nicht mit Uebereinstimmung des innern Gefühls, das unser Recht für unbeschränkbar selbst durch die Moralität angiebt. Die ideale Bestimmung einer jeden Handlung durch Vernunft, wird durch die Gültigkeit der absoluten Willkühr in dem Gebrauch meines Rechts nicht aufgehoben; denn sie bleibt immer noch der Vernunft unterworfen. Wenn gleich der Gebrauch meines Rechts ganz meiner Willkühr überlassen bleibt, so bleibt doch diese, in diesem Gebrauch durch andere Gründe, die nicht mit dem Recht in Verbindung stehen, sondern gegen welche sich der Gebrauch oder Nichtgebrauch des Rechts als blosses Mittel verhält, bestimmt. Ich darf mein Recht zu meinen besondern Zwecken brauchen, wie ich will; aber diese Zwecke selbst müssen sich vor der Moral verantworten. Durch das Recht sind die Menschen fähig, einander ohne Verletzung ihrer moralischen Würde als Mittel zu dienen. Durch das Recht entziehen sie sich aber auch ihrer wechselseitigen objectivgültigen Beurtheilung; denn innerhalb meines Rechts darf sich niemand anmassen, über die Moralität meiner Handlung entscheidend zu urtheilen, weil ich durch das Recht befugt bin, meinen individuellen Zwecken innerhalb desselben gemäss zu handeln und von meinen Rechten einen durch das Moralgesetz nicht bestimmten Gebrauch zu machen, der zwar nicht unmoralisch seyn darf, aber mir doch nicht durch das Gesetz unmittelbar geboten ist. Es wird also vom Rec. des Naturrechts, (wenn ich seine Gedanken richtig gedeutet habe) wohl nicht eine solche Berechtigung gemeint seyn, bey welcher das Vernunftgesetz in meinem Bewusstseyn in Beziehung auf den gegebenen Fall (nicht bloss des Rechts sondern des völlig bestimmten individuellen Zustandes) es meiner Willkühr anheim stellt, Gewalt gegen meinen Mitmenschen zu brauchen oder nicht, sondern nur eine solche, wo mir das Moralgesetz nicht unmittelbar meine Willkühr beschränkt, sondern die Bestimmung derselben meiner Vernunft, zur Erreichung eines beliebigen bloss moralisch möglichen Zwecks, überlassen wird, und in dieser Bedeutung wird es Hr. *H.* wohl nicht für verdienstlich halten, diesen vorgeblichen Götterfunken (Anerkennung meiner Individualität durch das moralische Gesetz) auszulöschen. In dem 4ten Aufsatz, *Skitze einer Untersuchung über die Gültigkeit der Testamente nach dem Naturrecht*, beweisst Hr. *H.* die Gültigkeit derselben, aus dem Begriff des Eigenthums, den er annimmt, völlig bündig; aber von diesem Begriff, der sich darauf gründet, dass der ursprüngliche Rechtstitel alles Eigenthums nicht das Bedürfniss sey, und dass es ein *Urrecht* des Menschen auf die Sachen der wirklichen Welt gebe, davon hat er Rec. in keinem seiner Aufsätze überzeugt. *Eigen* kann in strenger Bedeutung dem Menschen Nichts seyn, als was ein Product seiner freyen Thätigkeit ist; alles übrige ist ihm ja nicht mehr *eigen* als jedem andern Menschen, und den Menschen insgesammt nicht mehr als jedem *möglichen* moralischen Wesen; *eigen* ist dem Menschen daher nichts als die Form, die er einer Sache giebt; ehe er aber eine Form geben kann, muss er sich der Sache schon anmassen, und dazu hat er doch wohl keinen andern Rechtsgrund, als dass er ihrer *bedarf*, wenn

wenn seine Moralität Causalität in der Erscheinung haben soll. Aus diesem Gesichtspunkt liesse sich manches gegen die Gültigkeit der Testamente im Naturrecht einwenden, sie hat aber noch eine andere Schwierigkeit, die von Hn. *H.* übergangen worden ist; nemlich: da meine Willenserklärung bey den Testamenten nur provisorisch ist, so kommt es vorzüglich darauf an, ob andere Menschen *schuldig* sind, meine provisorische Erklärung in eine decretorische zu verwandeln; es ist nicht genug, dass sie meine Verfügung respectiren, sondern dass sie selbige an statt meiner, ohne dass ich das Recht habe, es von irgend jemand bestimmt zu fodern, executiren. So lange diess noch nicht erwiesen ist, so hat man höchstens nur die Gültigkeit einer *Cessio bonorum* an einen andern, der sogleich Besitz nimmt, weil er weiss, dass ich ihm mein Gut überlassen habe, aber nicht die Gültigkeit eines Testaments, das eine Promulgation erfodert, erwiesen. Die hypothetische Gültigkeit unter dem Begriff einer bürgerlichen Verfassung (den man öfter als man glaubt stillschweigend voraussetzt,) ist im Naturrecht wohl zu erweisen; aber ob sich über die Testamente, so wie über alles, was zum Eigenthum gehört, mehr darinn festsetzen lasse, als die Leitungsbegriffe, nach welchen die Rechte darüber erst in der bürgerlichen Gesellschaft zu bestimmen sind, daran zweifelt Rec. gänzlich. Es ist aber hier der Ort nicht, seine Meynung darüber ausführlich vorzutragen. Die 5te Abh. *philosophische Grundsätze über die Nachahmung der landschaftlichen Natur in Gärten*, enthält treffliche Ideen über diesen Gegenstand. — Man muss die Gartenkunst als schöne Kunst von ihrem Nutzen und von ihrer Annehmlichkeit für die Sinne unterscheiden. Die Verfolgung der Geschichte derselben von ihrem rohen Ursprung aus, kann so wenig zu einer richtigen Theorie über sie als über irgend eine Kunst dienen. Die Gartenkunst ist so gut das Werk des Genies als jede andere. Man muss daher das Eigenthümliche des zu ihr erfoderlichen Genies aufsuchen, und sich nicht durch Analogieen mit andern Künsten irre führen lassen. Das Genie zur Gartenkunst erfodert vorzüglich a) Vermögen der ästhetischen Fassungskraft und Empfindsamkeit für das Schöne und Interessante der landschaftlichen Natur; b) Vermögen der Dichtung und Composition originaler Ganzen aus den Parthieen der landschaftlichen schönen und interessanten Natur. Die Theorie der Gartenkunst erfodert eine Beantwortung folgender Fragen: 1) Was für Materialien bietet dem Gartenkünstler die landschaftliche Natur dar? 2) Was kann das Genie als Genie in Behandlung dieser Materialien thun? 3) Welche von den mehrern möglichen Behandlungen der Theile der landschaftlichen Natur, die das Genie ausführen kann, befriedigt die höchsten Foderungen der Vernunft? (Eine Frage ist noch nöthig, wenn die Theorie ausführbar seyn soll: Wie weit reichen die Kräfte des Menschen in der Umbildung der ihm gegebenen Natur?) Der Unterschied der Landschaftbildenden und der Gartenkunst beruht vorzüglich darauf; dass jene Einheit der Ansicht des auf einmal Anschaulichen für den auffassenden Sinn selbst aus einem bestimmten Gesichtspunkte; und diese Einheit der Uebersicht des successiv Aufgefassten für die Phantasie des wandelnden Betrachters, zu ihrem Zweck hat. Jede wahre Landschaft hat Charakter. Der Gartenkünstler hat sich bey der Anlegung seines Plans dahin zu bestreben, alle Theile seines Gartens so zu ordnen, dass er nicht bloss möglichst viele wohlgefällige mahlerische Aspecten gebe, sondern dass alle Ansichten, die der umherwandelnde Betrachter, in der Aufeinanderfolge seines Ganges nehmen kann, sich in seiner Phantasie von selbst und nothwendig aneinander reihen, zu dem Bilde eines in sich vollendeten Ganzen, dessen Form, so wie sie der Phantasie vorschwebt, an sich und ohne weitere Beziehung wohlgefällt. Wenn die Hauptstimmung des Gemüthes, die durch einen Garten bewirkt wird, lebendiges Interesse für sittliche Harmonie ist, geweckt durch den Genuss des ästhetischen, so scheint der Künstler, in Betreff der Erfindung und Anordnung, auf dem Vollendungspunkte seiner Kunst zu seyn. — Es ist zu wünschen dass Hr. *H.* diesen Gegenstand, den er so glücklich in seinen Principien behandelt hat, nicht verlasse, sondern ihn auch in das Detail verfolge.

Der erste Aufsatz des 2ten Bandes: *Ueber die Möglichkeit einer Philosophie der schönen Künste*, in Rücksicht der Einwürfe, welche Hr. Kant in der Kritik der Urtheilskraft dagegen erhoben hat; ist noch nicht vollendet, und wir versparen daher die ausführliche Anzeige und Prüfung dieses ideenreichen und seines Innhalts wegen äusserst wichtigen Aufsatzes bis zu seiner gänzlichen Vollendung. Der 2te Auff. *ästhetische Grundsätze über die Allegorie der schönen Kunst vorzüglich der bildenden und der Dichtkunst*, verdient wegen seines Werths eine ausführliche Anzeige, und wegen seines noch wenig philosophisch behandelten Gegenstandes eine genaue Prüfung. Die Fragen, die sich Hr. *H.* vorlegt, sind: 1) Was ist im Allgemeinen die Allegorie als Werk der schönen Kunst? 2) Worinn besteht im Allgemeinen das Genie für Allegorie der schönen Kunst, wie wirken die Seelenkräfte des Künstlers bey Erfindung und Ausbildung derselben? (hätte diese Frage nicht kürzer und mehr umfassend, so gestellt werden sollen, Wie wird Allegorie möglich?) 3) Welches sind die ächten Gegenstände für allegorische Darstellung der schönen Kunst? 4) Welches sind die Hauptvollkommenheiten eines allegorischen Werks der schönen Kunst im Allgemeinen? Die allegorische so wie überhaupt alle bildliche Darstellung der Ideen kann aus einem zwiefachen Interesse hervorgehen, entweder aus einem Interesse des Erkenntnissvermögens, oder dem vereinigten Interesse des Begehrungsvermögens und Geschmacks. Nur aus dem letztern entsteht Allegorie als ein Werk der schönen Kunst. Wenn der letzte Zweck der Allegorie, als Werkes schöner Kunst, kein anderer ist, als: die Schönheit der Formen und Versinnlichung an sich, und als Ausdruck der Liebe zu der Idee betrachtet, so kann man jene Werke gar nicht zur schönen Kunst rechnen, in denen sich Hass, Verachtung, Schrecken und ähnliche Leidenschaften durch entsprechende Versinnlichung ausdrücken, und zwar so, dass diess Hauptzweck ist. Empfin-

pfindung des Schönen muss jederzeit die Hauptwirkung der allegorischen Darstellung im Ganzen seyn. [Hier scheint Hr. H. etwas zu schnell das bisherige Urtheil aller Künstler über das, was zur schönen Kunst gehört, umstossen zu wollen. Selbst wenn Empfindung des Schönen die Hauptwirkung der allegorischen Darstellung seyn soll, so bleibt noch die Frage übrig, muss sie es unmittelbar seyn? Verdient die schöne Kunst nicht mehr diesen Namen, wenn sie das Häfsliche vom *Widerlichen* befreyt auf eine solche Art darstellt, dass dadurch ein Interesse *für* das Schöne entsteht? Wenn auch die Allegorie ein Ausdruck der Liebe zu der Idee seyn soll, muss diese Liebe allezeit nur der Darstellung der Idee an sich gelten, und kann sie nicht auf die modificirte Idee des Künstlers bezogen werden? Wenn z. B. der Künstler den Neid darstellt, kann es nicht so geschehen, dass dadurch eine Liebe zur Idee des Wohlwollens erzeugt wird? Und kann die Darstellung nicht so geschehen, dass sie als nothwendig zweckmäfsig (wenn auch ihr Zweck nicht erkannt würde) vorgestellt werden müsste und dadurch unmittelbar gefiele?] Das Genie zur Allegorie in jeder schönen Kunst ist eine Vereinigung von philosophischen und ästhetischen Talenten. Allegorische Darstellungen lassen sich auf drey Hauptverhältnisse zurückführen, auf das Verhältniss der Menschheit a) zur Natur, in Beziehung auf Leben, Triebe und Gefühle, b) zum moralischen Gesetz, c) zur übernatürlichen Welt. Das Genie zur Allegorie der schönen Kunst hat gleichsam zu seiner Grundlage eine ursprüngliche Fertigkeit diese Ideen zu fassen, und mit Lebhaftigkeit darzustellen, verbunden mit einem herrschenden Interesse für die Beschäftigung mit ihnen. Was nicht Ehrfurcht, Bewunderung, Liebe u. s. w. erregt, ist kein Stoff für Allegorie als schöne Kunst. [Rec. bezieht sich hier auf die bey einer ähnlichen Behauptung gemachte Bemerkung. Er glaubt mit den bisherigen Kunstrichtern, dass die Allegorie für sich selbst gefalle und schön sey, dass es auf den Stoff und auf das Verhältniss der Idee an sich (nicht wie sie vom Künstler modificirt wird) zum moralischen Gefühl nicht ankomme, und dass ihr Verhältniss zum ästhetischen Gefühl ganz von der Trefflichkeit der Allegorie abhänge. Die Schönheit der Allegorie hängt seiner Meynung nach davon ab, dass sie unmittelbar als zweckmäfsig zur Darstellung einer Idee (wenn sie auch nicht sogleich errathen werden könnte) in der Vorstellung gefällt. Stoff zur Allegorie ist alles, was sich symbolisch darstellen läst. Die Mittel zu allegorischen Vorstellungen überhaupt liegen in der ursprünglichen Symbolik des menschlichen Geistes, und das Vermögen, diese ursprünglichen Symbole zur willkührlichen Darstellung einer Idee so zu verbinden, dass diese Darstellung unmittelbar als *bezeichnend* gefällt, ist Genie zur Allegorie]. Mit den Foderungen die Hr. H. an eine zweckmäfsige und philosophische Ikonologie macht, ist Rec. völlig einverstanden, bis auf die Foderung, gegen welche er sich schon erklärt hat, dass alles, was nicht als bloss sichtbare Form schön ist, und jede Idee, die an sich kein moralisches angenehmes Gefühl erregt, verworfen werden sollte. Sie sind aber schon von vielen Kritikern gemacht worden, ohne dass sie noch ein Schriftsteller erfüllt hat. Der 4te Aufsatz; *Fragment über den Zusammenhang der Empfindung und Phantasie*, geschrieben im Jahr 1787, ist seinem gröfsten Theil nach in Cäsars Denkwürdigkeiten abgedruckt. Da nun die Fortsetzung, welche das noch Ungedruckte enthalten soll, versprochen wird, so versparen wir die nähere Anzeige bis zur Fortsetzung. Der 5te Aufs. *Adumbratio quaestionis, Num ratio humana sua vi et sponte contingere possit notionem creationis ex nihilo?* ist schon in diesen Blättern angezeigt worden. Hier erscheint sie mit einigen Erinnerungen gegen Hn. D. Plattner, wegen der Art wie der Hr. D. Hn. *Hs*. Phil. d. nat. Rel. in seinen Aphorismen anführt. Das Uebrige des 2ten Bandes haben wir schon nach der Verbindung der Materien bey dem ersten Bande angezeigt. Den kritischen Anzeiger gab Hr. *H.* auf, weil er sich überzeugt hatte, dass er in den Gränzen, in welchen er hier erscheinen könnte, überflüssig wäre, und bey der Unmöglichkeit sich an eine bestimmte Zeit der Lieferung zu binden, nicht einmal den Zweck der schnellen Bekanntmachung der vorzüglichsten Werke haben würde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Voss u. Comp.: *Schreibtafel zum täglichen Gebrauch für Damen.* 1795. 144 S. 12.

Gut gemeynte moralische Aufsätze gegen oberflächliche Urtheile, Luxus, Misbrauch der Kunsttalente, der Gelehrsamkeit, und des Lesens überhaupt, u. dergl. die sich aber weder durch Gedanken, noch durch Vortrag auszeichnen. Eine Erzählung: das Hagelwetter, hat von Seiten der Darstellung noch den meisten Werth. Nicht selten stöfst man auf Uebertreibungen und eingeschränkte Begriffe, besonders was die geistige Ausbildung des weiblichen Geschlechts betrifft. Bücher, Clavier und Staffeley werden gewiss nichts verderben, wo es nicht an Seele, Charakter, und Grazie fehlt, und wo diese nicht vorhanden sind, wird man sie vergebens durch Küche und Spinnrocken zu ersetzen suchen. Findet man nicht oft genug auch Frivolität und Herzlosigkeit bey gänzlichem Mangel an Cultur?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. Junius 1795.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

(Unter dem erdichteten Druckort:) CÖLLN, b. Peter Hammers Erben: *Briefe über das Fürsten-Bündniss zur Theilung von Pohlen und Frankreich. Von einem stillen Beobachter. Aus dem Englischen*, mit Anmerkungen zur Erläuterung und Berichtigung. 1794. 578 S. gr. 8.

Obgleich das, was der Ueberfetzer in feiner Vorrede von diefen Briefen fagt, „dafs fie in England eben fo viel Aufmerkfamkeit erregt hätten, wie ehedem die Briefe des *Junius*" gewifs fehr übertrieben ift, und zwifchen dem eigenthümlichen Werth des einen und des andern der hier verglichnen Schriftfteller ein gewaltiger Unterfchied obwaltet, fo verdiente doch das gegenwärtige Buch vor hundert andern, denen diefe Ehre widerfährt, durch eine Ueberfetzung unter uns verbreitet zu werden.

Die Briefe wurden urfprünglich in der bekannten Londoner Oppofitions-Zeitung *Morning-Chronicle*, einzeln, und nachher mit einer ausführlichen Einleitung zufammengedruckt. Sie gehen vom 20ten Julii 1792 bis zum 7ten Junii 1793.

Die Hauptabficht des Vf. war, die Unrichtigkeit und Verderblichkeit des von dem Brittifchen Minifterium in den jetzigen Conjuncturen angenommnen politifchen Syftems aus allen möglichen Gefichtspunkten darzuthun, die Nothwendigkeit eines baldigen Friedens mit *Frankreich* zu zeigen, die Augen feiner Landsleute von den aus der franzöfifchen Anarchie zu beforgenden Gefahren abzulenken und auf die nach feiner Meynung weit gröfsre Gefahr zu richten, mit welcher die Coalition der drey gröfsten militärifchen Mächte in Europa, die Sicherheit, Freyheit und Unabhängigkeit Englands und aller andern Staaten diefes Welttheils bedrohte.

Um diefe Abficht zu erreichen, fchildert der Vf. das Bündnifs zwifchen jenen drey Mächten, die er durchgehends mit dem Ehrentitel des *Triumvirats* bezeichnet, als eine auf Zerftörung aller noch übrigen Freyheit, Vernichtung aller kleinen Staaten und Errichtung einer neuen Univerfal-Monarchie ausdrücklich abgezielte Verbindung, ftellt die neuften Begebenheiten in *Polen* und den Krieg gegen *Frankreich* als die erften Schritte zur Ausführung diefer kühnen und furchtbaren Plane dar, und entwirft ein fchwarzes Gemälde von dem Zuftande, in welchen Europa verfinken würde, wenn es der Coalition gelänge, Frankreich eben fo wie Polen aus der Reihe der unabhängigen und wirkfamen Mächte zu verdrängen.

Es verfteht fich von felbft, dafs in diefen Schilderungen und Prophezeyhungen eben fo viel willkührliches liegen mufs, als in der Haupt-Idee, worauf fie fich gründen, eingebildetes und übertriebnes liegt. Ein förmliches und anerkanntes Project, Europa zu unterjochen, hat wohl nie, was auch übrigens die Wünfche, die Maximen und die Proceduren der einzelnen Theilnehmer gewefen feyn mögen, unter die Zwecke der grofsen Coalition gehört; die unerhörte, vielleicht auch unnatürliche Eintracht der vornehmften Höfe, in welcher der Vf. einen fürchterlichen Cometen zu erblicken fcheint, der allen Völkern den Untergang droht, war nie fo grofs und fo feft, als er fie ausruft, und es läfst fich ohne grofse Prophetengaben vorausfehen, dafs das europäifche Menfchengefchlecht weit mehr Elend und Blutvergiefsen von ihren Spaltungen als von ihrer Einigkeit zu erwarten hat.

Was aber diefes Bündnifs, auch blofs als vorübergehendes Phänomen betrachtet, für Wirkungen haben mufste, und auf welche Weife England dadurch afficirt wurde, diefs hat der Vf. mit grofsem Scharffinn und vieler Sachkenntnifs dargelegt. Seine Gründe und Meynungen find zwar demjenigen, der mit den Reden und Schriften der Oppofitions-Partey im englifchen Parlament einigermafsen vertraut ift, nicht neu: aber die gefchickte Stellung und die Lebhaftigkeit des Vortrages geben ihnen oft einen ganz befondern Glanz. Der ftärkfte und befte Theil diefer Briefe ift unftreitig der, welcher von den Verhältniffen der drey Hauptmächte im Norden unter einander, und befonders *Preuffens* gegen *Rufsland* und gegen *Polen* handelt. Weniger gründlich und bedeutend find des Vf. Raifonnements über *Frankreich*, und die fchwächfte Seite des Buchs machen die allgemeinen Ideen über die Befugniffe der Völker zu Revolutionen aus, obgleich über die Unrechtmäfsigkeit fremder Einmifchungen in Regierungs- und Conftitutions-Veränderungen einer Nation manche fehr gute Gedanken vorkommen.

Wir haben die Ueberfetzung nicht zur Stelle mit dem Original vergleichen können, erinnern uns aber des letztern noch hinlänglich, um zu verfichern, dafs fie auf jeden Fall unter die guten, wenn auch nicht unter die vollkommnen Ueberfetzungen gehört. Die Anmerkungen find nicht in grofser Anzahl, und nicht von grofser Erheblichkeit.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1. BERLIN, b. Vofs: *Artur Young's Reifen durch Frankreich und einen Theil von Italien* in den Jahren 1787 bis 1790. Aus dem Englifchen. Mit einigen

einigen Anmerkungen begleitet von *E. A. W. Zimmermann*, Hofrath und Professor zu Braunschweig. Nebst einer *Sotzmannschen* Karte von Frankreich nach der alten und neuen Eintheilung. Erster Band. 1793. 524 S. Zweyter Band. 1794. 490 S. 8.

2. Hannover, b. Ritscher: *Die französische Revolution ein warnendes Beyspiel für andre Reiche*, von *Artur Young*. 1794. 380 S. 8.

3. Hamburg, b. Hoffmann: *Vertheidigung der französischen Revolution* und ihrer Bewunderer in England von *Jakob Makintosh*. Aus dem Englischen übersetzt. 1793. 300 S. 8.

4. Berlin, b. Voss: *Dr. J. Moore's Tagebuch während eines Aufenthalts in Frankreich*, vom Anfange des August bis Mitte Decembers. 1792. Aus dem Englischen. Erster Theil. 320 S. Zweyter Theil. 300 S. 1794. 8.

5. Berlin, b. Unger: *Entthronung Ludwig des XVI oder Paris im Sommer* 1792. Beschrieben von einem Augenzeugen, dem Engländer *Fennel*. Aus dem Englischen übersetzt. 298 S. 1794. 8.

Die Originale der drey zuerst genannten Werke sind in der A. L. Z. bereits angezeigt worden. Wir haben es jetzt also bloss mit einem Urtheil über den Werth der Uebersetzungen zu thun.

1. Die Uebersetzung dieses in vieler Rücksicht höchst wichtigen Buches, ist nicht von Hn. *Z.* selbst, sie ist aber seines Namens und seiner Bürgschaft auf keine Weise unwürdig; und Rec. unterschreibt unbedenklich das Urtheil des Hn. *Z.*, „dass sie Vorzüge vor dem Original hat." *Artur Young's* Schriften sind keine Muster eines guten Styls: der vortrefliche Vf. derselben ist von den Sachen, die er vorträgt, beständig so voll, und von den Ideen, denen er gern Eingang verschaffen möchte, mit einer so jugendlichen Wärme und Lebhaftigkeit eingenommen, dass er dem Ausdruck nie grosse Sorgfalt widmet, und ihn oft gänzlich vernachlässigt. Der Styl in der Uebersetzung hat weit mehr Geschmeidigkeit, Gleichförmigkeit und Einheit, als der seinige. — Die Anmerkungen des Hn. *Z.* sind weder so zahlreich noch so ausführlich, als wir sie gewünscht hätten: wo sie aber sind, da stehen sie gewiss immer an ihrer Stelle, und wir nehmen daher auch das wenige, was er uns diesmal gegeben hat, mit Dank an.

2. Nach dem Original heisst der Titel dieser Schrift eigentlich: *Das Beyspiel von Frankreich, eine Warnung für Grossbrittannien;* und unsers Erachtens hätte dieser Titel auch in der Uebersetzung nicht abgeändert werden müssen. Denn, obgleich der Uebersetzer in seiner Vorrede verschiedne sehr richtige und zweckmässige Bemerkungen über die Anwendbarkeit gewisser Ideen des Vf. auf andre Staaten vorträgt; so konnte doch in dem Sinne, in welchem *Young* den Ausdruck hier nahm, (da er nemlich den Zustand Frankreichs in den letzten Jahren lediglich als Wirkung derjenigen politischen Principien, die man auch in seinem Vaterlande praktisch zu machen suchte, darstellt) das Beyspiel jenes Landes, eigentlich und zunächst nur eine *Warnung für Grossbrittannien* seyn. Fast das ganze Buch handelt von den Gefahren eines zu weit ausgedehnten, auf blosse Volkszahl gegründeten Repräsentationssystems (*personal representation*): welchem europäischen Staat ausser England aber drohen für jetzt Gefahren dieser Art? — Uebrigens war diese Schrift beynahe noch schwerer zu übersetzen als die Reise; die Schreibart ist noch weit regelloser, weil eine sehr lebhafte und oft leidenschaftliche Bewegung das Gemüth des Vf. sichtbar beherrschte. Indessen hat der Uebersetzer redlich das Seinige gethan. Wenn er gleich aus einem zerrissenen und schwerfälligen Styl keinen ganz angenehmen und fliessenden machen konnte, so hat er doch ein Buch geliefert, welches Jeder, den der Inhalt interessirt, mit Wohlgefallen lesen wird.

3. Wenige englische Schriften über die französische Revolution waren einer Uebersetzung in so hohem Grade werth als die *Vindiciae Gallicae*. Das Publicum hat Ursache, zufrieden zu seyn, dass diese Uebersetzung in die Hände eines der Sache und der Sprache kundigen Mannes gerathen ist.

4. Dieses Tagebuch gehört unter die schätzbarsten Beyträge zur Geschichte der Revolution vom 10. August 1792. Der Vf. ist ein durch mehrere beliebte Werke bekannter Schriftsteller, der in Gesellschaft mit dem Grafen *Lauderdale* ein Land, das er schon sonst kennen gelernt hatte, für dessen Bewohner er eine ausgezeichnete Zuneigung hegte, und über dessen erste Revolution (im J. 1789) er sich innig freute, gerade im Augenblick einer fürchterlichen Krise besuchte. Das Urtheil dieses Mannes ist gewiss so unparteyisch, wie es nur je ein schriftstellerisches Urtheil seyn kann, und sein Zeugniss, welches für den unglücklichen König viel vortheilhafter ausfällt, als er es selbst, indem er den französischen Boden betrat, mochte erwartet haben, unverwerflich. Sein Buch ist übrigens voll von merkwürdigen, zum Theil ganz neuen, Anekdoten über jene schrecklichen Monate, und selbst das, was er gelegentlich über frühere Perioden der Revolution sagt, zeigt einen sehr wohl unterrichteten, hell und richtig sehenden Beobachter. Die Uebersetzung ist eine der fliessendsten und besten, die uns seit langer Zeit zu Gesicht gekommen sind.

5. So brauchbar und so unterhaltend als das vorige, ist *Fennel's* Buch bey weitem nicht. Der Vf. verschwemmt die Facta, die er erzählt, in einem Meer von allgemeinen Räsonnements, und bleibt zu wenig bey dem, was er wirklich als *Augenzeuge* vortragen konnte, stehen. Ueberdiess herrscht in seinem Tone oft leidenschaftliche Aufwallung, ob er gleich im Ganzen ein gemässigter und vernünftiger Royalist zu seyn scheint. Die Begebenheiten vom 10. August hat *Moore* ausführlicher und genauer erzählt als *F.* Ueber die merkwürdige Scene vom 20 Junii findet man im letztern ein interessantes Detail. Im Ganzen gehört *Fennel's* Schrift immer unter die bessern, die von dieser Periode der Revolution handeln, und die deutsche Uebersetzung derselben unter diejenigen, die sich wenigstens

nigstens ohne Widerwillen und hier und da angenehm lesen lassen.

1. Stendal, b. Grosse: *Was fehlt denn eigentlich den Franzosen?* Eine medicinisch-philosophische Untersuchung benebst einer angehängten kleinen Bitte an die Meister der deutschen Sprache. 1794. 55 S. 8.

2. Quedlinburg, b. Ernst: *Merkwürdige Prophezeyhungen oder Geschichte der Welt von A bis Z;* gefunden bey einem alten Eremiten in Polen. 1795. 120 S. 8.

3. Leipzig, b. Böttger: *Gespräche über die Offenbarung Johannis und die jetzige französische Revolution* zwischen einem Katechet, einem Schmidt, einem Müller und einem Richter u. s. f. 1794. 77 S. 8.

4. Augsburg, in der Wolfischen Buchh.: *Neues christliches Heidenthum, oder französischer Katechismus,* welcher das Ungeheuer der heutigen Philosophie gegen Gott und die Religion aus ihren Urquellen u. s. f. von G. A. v. U. *Mit Gutheissung des hochwürdigsten Ordinariats.* 1793. 157 S. 8

Freylich wäre es zur Ehre der deutschen Literatur zu wünschen, dass man über solche Producte, wie diese, ein tiefes und ewiges Stillschweigen beobachten könnte: sie sind indessen einmal da, und wir müssen uns schon der traurigen Pflicht unterziehen, sie mit wenigen Worten zu charakterisiren.

1. Der witzige Vf. belehrt eine vortrefflich gewählte Gesellschaft, die aus einem Demokraten, Nahmens *Strohkopf*, einer Doctorin *Wolkenbraun*, einem plumpen Major *Säbel*, einem Advocat *Stolzenheimer* und andern würdigen Mitgliedern besteht, über die eigentliche Natur der französischen Raserey. Es giebt eine *moralische Kriebelkrankheit*, wie es eine physische giebt; und von dieser *moralischen Kriebelkrankheit* sind die Franzosen befallen. Mit ungemeinem Scharfsinn werden nun alle Symptome der physischen Kriebelkrankheit aus medicinischen Büchern hergezählt und auf die moralische angewendet. Glücklich genug, wenn diese Anwendung immer nur frostig und platt, und nicht so oft widrig und ekelhaft wäre. — Die Bitte an die Meister der deutschen Sprache ist keine andere als die: „sie möchten dem Vf. doch sagen, weshalb seit zehn Jahren einige deutsche Schriftsteller statt *Enthusiasmus* und *Fanatismus* — *Enthusiasm* und *Fanatism* schreiben." Wenn diese wichtige Frage auch einer Antwort werth wäre, so möchte sie doch wohl dem Vf. nicht zu Augen kommen, da er in der Vorrede ausdrücklich sagt: „was für ein Urtheil die Kunstrichter über mein Büchlein fällen wollen, das zu erfahren werde ich mir keine Mühe geben."

2. Wer diesen Unsinn bis zu Ende lesen kann, muss eine eiserne Geduld haben. Zwey Freunde, Herr *Zwieset*, und Herr *Honig* (wie sinnreich!) verirren sich in ein altes verfallnes Schloss, und finden hier ein Buch mit allegorischen Bildern, welche Prophezeyhungen über den künftigen Zustand der Welt andeuten. So viel sich verstehen lässt, werden darin der *Buchdruckerpresse* — der *französischen Revolution* — und den *weiten Beinkleidern* — Lobreden gehalten. Uebrigens nehmen sich die handelnden Personen solche *Bon-mots* wie die folgenden: „Man wird so alt als eine Kuh und lernt noch immer dazu" oder „Ich habe Ihre kleine AA machen gesehen" u. s. w. — gar nicht übel.

3. Die ganze elende Broschüre beruht auf der Voraussetzung, dass man die *Offenbarung Johannis* zur *Begünstigung der französischen Revolution* und *ähnlicher Empörungen* misdeuten könnte. Für Ernst kann man eine solche Abgeschmacktheit unmöglich halten: als Scherz, als Satyre gäbe es nichts nüchterneres auf Erden. —

4. Wenn durch irgend einen wunderbaren Zufall diese merkwürdige Diatribe auf eine entfernte Nachwelt kommen könnte, so würde diese sich gewiss in Conjecturen erschöpfen, um den Contrast zwischen einer solchen Schrift und dem Geiste der Zeit, in welcher sie erschien, zu begreifen. Selbst die jetztlebende Menschheit würde es nicht glauben, dass in gewissen Provinzen *Deutschlands* noch eine so dicke Finsterniss herrschte, wenn nicht hin und wieder dergleichen Phänomene ans Licht kämen. — Der Vf. dieses, in drey Abschnitte (betitelt: *von der Physik; von der Metaphysik; von der Moral;*) getheilten, und in Fragen und Antworten abgefassten Buches will von *gar keiner Philosophie* etwas wissen: er eröffnet gleich damit, dass er *Büffon* — wer sollte es glauben? — für den ersten Urheber aller gottlosen Neuerungen erklärt. „*Büffon*" so heisst es „als der Urheber aller hindangesetzten Offenbarung öffnete allen nachkommenden, noch weit gräulichern, Systemen Thür und Thor in Frankreich." Ein andermal: „Jeder mit fünf Sinnen begabte Mensch sieht schon hieraus, was für ein albernes Gedicht das gegen alle Vernunft und Religion anstösst, *Büffon* zu seiner ewigen Schande ans Taglicht gebracht habe. Man könnte nach der Physik und Mathematik diesem *französischen Genie* noch 1000 gegründete Einwendungen machen, die ihn noch weit mehr *ins Lächerliche herabsetzten*, aber nicht für den gemeinen Mann auch zu weitläuftig wären." — Nach dieser Behandlung eines *Büffon* kann man sich nun leicht vorstellen, wie hier mit *Voltaire, Rousseau, Diderot, D'Alembert*, und andern Missethätern dieser Art verfahren wird. Z. B. „Das angebetete Weltwunder Voltaire zeichnet sich in allen seinen Schriften immer nur in dreyen Zügen aus. Entweder er war *erzunverschämt*, oder ein *frecher Lügner*, oder ein *fader Spassmacher*." Durch die *falsche Physik*, haben sich die *fantastischen Philosophen*, die nun den ganzen Zorn des Vfs. fühlen müssen, auch eine *neue und heidnische Metaphysik* gemacht. Es ist wahrlich der Mühe werth, das Buch selbst zu lesen; und Niemand wird es bereuen, sich mit diesen originellen Tollheiten näher bekannt gemacht zu haben. Von der *französischen Revolution* hat der Vf. allem Ansehen nach, noch nicht viel erfahren: er erwähnt ihrer fast gar nicht, ausser dass er am Schlusse ausruft: „Nun also noch etwas an Euch, Grosse dieser Welt, Väter des Vaterlandes! Diess ist die Philosophie, welche nichts Gefährliches für den Staat enthal-

ten soll: deswegen liess man sie in Frankreich frey passiren. Allein, sie ist die Philosophie der *Unruhe*, des *Tumults*, des *innern Krieges*." Soviel Böses konnte *Büffon's falsche Physik* stiften!

Altona, b. Hammerich: *Abhandlungen das Interesse der Menschheit und der Sitten betreffend von Villaume.* 1794. 391 S. 8.

Dieser Abhandlungen sind *vier*, die sämmtlich nach Preis-Aufgaben französischer Akademieen (ob ursprünglich in deutscher oder in französischer Sprache wird nicht erwähnt) ausgearbeitet wurden. I. *Welche sind die Mittel die Vaterlandsliebe bey dem Volke zu erwecken?* Eine von der Akademie zu *Metz* gekrönte Preisschrift. II. *Welche Grundsätze und welche Gesinnungen muss man den Menschen zu ihrem Wohl einzuflössen suchen?* Nach einer Aufgabe der Akademie zu *Lyon*. III. *Welchen Einfluss haben die Sitten der Regierung auf die Sitten des Volks?* Nach einer Aufgabe der Akademie zu *Dijon*. IV. *Welche sind die Mittel, dem Volke die Nahrung zu versichern, und zwar dergestalt, dass man die Beschwerden des Mangels abwende, ohne dem Ackerbau zu schaden?* — Aufgabe der Akademie zu Metz für 1791.

Der Plan und Charakter dieser Abhandlungen gestattet uns nicht, bey der Beurtheilung derselben in ein ausführliches Detail zu gehen. Sie enthalten ein ganz allgemeines moralisch-politisches Raisonnement, welches bekannte aber wichtige Wahrheiten in einem richtigen Zusammenhange und von mancher heilsamen Folgerung für das Wohl der Menschheit begleitet, darstellt. Da indessen über die Gegenstände dieser Abhandlungen seit zehn Jahren so unendlich viel in allen Sprachen geschrieben worden ist, so müsste man sie durchaus von einer völlig neuen Seite betrachten, oder durch den allerglänzendsten Vortrag heben; um noch auf einen grossen Eindruck Rechnung machen zu können. Keins von beiden ist hier der Fall: der Styl des Vf. ist rein und regelmässig, aber nicht hinreissend: die Gesichtspunkte, von welchen er ausgeht, sind grösstentheils gut gewählt, aber nie durch ihre Neuheit interessant. Selbst die scharfen Lehren die er den Regenten bey jeder Gelegenheit giebt, und der bittre Tadel, den er häufig über sie ausgiesst, scheinen gegen das, was die Grossen dieser Welt seit sechs Jahren gehört und erfahren haben, nur wie lindernder Balsam zu seyn. Ob es aber demungeachtet nicht zu viel verlangt war, dass man in einem monarchischen Staate, wo nun einmal eine Censur existirt, Aufsätze, in welchen die französische Revolution unablässig als das Heil und der Trost der Welt gepriesen wird, ohne Umstände drucken lassen sollte, das mit völliger Parteylosigkeit zu beantworten, überlassen wir dem sonst so liberalen und einsichtsvollen Vf. selbst, und vermuthen, dass er die Vorrede zu diesen Abhandlungen in einer bösen und ungerechten Laune geschrieben habe.

Es ist der Schrift ein Anhang unter dem Titel: *Versuch über den ersten Zustand des Menschen und über die ersten Fortschritte desselben* beygefügt, der uns fast noch besser gefallen hat, als die Haupt-Abhandlungen. Die Schilderung des rohen, und des so eben aus der Rohheit hervorgehenden Menschen ist an vielen Stellen recht glücklich gerathen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Erfurt*, b. Keyser: *J. F. Weissenborns*, der Arzneykunde öffentl. Lehrers zu Erfurt, *Bemerkungen über die zeitherige Gewohnheit, hohe Beinkleider zu tragen, als eine bis jetzt nicht bemerkte Ursache öfterer Leistenbrüche, nebst der Beschreibung einer neuen Art elastischer Bruchbänder*, welche Leistenbrüche, auch schon erwachsener Personen, radical heilen. Mit einem Kupfer. 1793. 16 S. 4. Eine in der Akademie zu Erfurt gehaltne Vorlesung. Von der Hauptidee gesteht Hr. W. ein, dass sie Aerzten bekannt ist, und in ihrer Auseinandersetzung nahm er nur auf Nichtärzte Rücksicht. Das, was man also in einer akademischen Abhandlung erwartet, Neuheit des Inhalts und wissenschaftlichen Vortrag, muss man in dieser *medicinischen Volksschrift* nicht suchen. Hohe Beinkleider, die eng zugeschnallt werden müssen, können allerdings mancherley übeln Einfluss auf die Lage und Thätigkeit der verschiednen Theile des Unterleibes haben. Ob sie aber Leistenbrüche gerade begünstigen, lassen wir dahin gestellt seyn, da sie in der Leistengegend selbst fest anliegen und es auch noch die Frage ist, ob nicht ein allmähliges, anhaltendes, und nicht zu starkes Andrängen gegen einen Theil, wie der Bauchring ist, diesen in Stand setzen sollte, desto bessern Widerstand leisten zu können. Sehr verdienstlich ist aber die Bemerkung des Vf., dass sehr viele Leistenbrüche bey neugebornen Kindern entstehen, indem einem Nabelbruch vorgebeugt werden soll und man nur die Nabelbinde zu fest anlegt. Knaben haben diesen Schaden vorzüglich zu befürchten.

Hohe Beinkleider könnten beybehalten werden, wenn man sie nur nicht durch Zuschnallen, sondern durch einen sogenannten Hosenträger in ihrer Lage zu erhalten suchte. Die neue Art elastischer Bruchbänder, die uns allerdings sehr zweckmässig scheinen, die aber der Titel zu neu und prächtig ankündigt, weicht wenig von den unter guten Wundärzten gangbaren ab; sie haben keinen Beinriem; statt des Knöpfchens nimmt eine Schnalle den Riem auf und der Kopf ist mit einer elastischen Feder versehen. 3 Figuren machen dieses anschaulich.

Rec. hat es sich zur Pflicht gemacht, das Abgeschmackte und Widrige einer gewissen Art von Witzeley, und der Sucht, starke Worte zu gebrauchen, die man nur in deutschen medicinischen Schriften antrifft, und die vom Ton der Untersuchung ganz ableitet, stets zu rügen, und muss daher anführen, dass die treffliche Kämpfische Methode, Krankheiten des Unterleibes zu heilen, S. 11. eine *medicinische Raserey* genannt und die Methode selbst durch die Worte charakterisirt wird „eine Belagerung, in welcher man öfters eingebildete Infarcten, durch Klystiermaschinen, wie eine Festung mit Haubitzen beschoss."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Junius 1795.

GESCHICHTE.

1) Genf, b. Francou: *Correspondance de Grenus et Desonnaz*, ou état politique et moral de la République de *Genève*, ouvrage trés utile aux Citoyens qui veulent connaître les ressorts secrets des evenemens passés, présens et futurs. 1794. Vol. I. 288 S. Vol. II. 234 S. 8.

2) Ebend.: *Histoire de la conjuration de Grenus, Soulavie etc. contre la République de Geneve*, par *J. Desonnaz Citoyen de Geneve.* 1794. 278 S. 8.

Die *Geschichte der Verschwörung des Grenus, Soulavie* u. s. f. macht zwar eigentlich die Folge und den dritten Theil der Correspondenz zwischen *Grenus* und *Desonnaz* aus: wir wollen aber, theils um das wichtigste zuerst abzuhandeln, theils um zu erklären, wie es zugeht, dass der, welcher in der *Correspondenz* als Freund des *Grenus* auftritt, in der *Geschichte* sein Ankläger wird, die Leser vor allen Dingen mit der letztern bekannt machen.

Nach der Hauptrevolution, welche *Genf* im December 1792 erlebte, war die öffentliche Macht gänzlich in die Hände zweyer Ausschüsse übergegangen, die die Namen des *Sicherheits-* und des *Administrations-Ausschusses* führten. Während der interimistischen Regierung dieser Ausschüsse beschäftigte sich (das ganze Jahr 1793 hindurch) ein hiezu ausdrücklich ernannter *Nationalconvent* mit der Abfassung einer *neuen Constitution*, welche im November des Jahrs 1793 vollendet, und im Februar 1794 von der Volksversammlung (*conseil-general*) genehmiget ward. Diese auf die Principien der *absoluten Gleichheit* gebaute Constitution schaffte alle bisher obwaltenden Unterschiede zwischen *Citoyens, Bourgeois, Natifs* u. s. f. völlig ab, verwandelte die *aristokratische* in eine *reine*, doch in gewissem Sinne immer noch *repräsentative, Demokratie*, und liess von der ehemaligen Organisation nur wenige zerstreute Spuren übrig.

Von der Epoche der grossen Revolution an, wo der grosse und kleine Rath mit einem Schlage vernichtet worden war, und in dem ganzen Zeitraum, welcher vom Ende des J. 1792 bis in die Mitte des J. 1794 verfloss, gab es in Genf *vier* (von den ehemaligen ganz und gar verschiedne) Partheyen, mit deren Charakter und Zweck man schon einigermassen bekannt seyn muss, um die vorliegenden Schriften vollständig zu verstehen. Sie waren: 1) Die *Aristokraten*. Unter diesem Namen begriff man aber in der Revolutionsperiode nicht bloss (wie sonst) die strengen und unbilligen Vertheidiger der Rechte des grossen und kleinen Raths gegen das Volk, oder der Rechte der *Citoyens* gegen die *Natifs*, mit einem Worte nicht bloss diejenigen, welchen man in den frühern Streitigkeiten der Republik den Titel der *Negatifs* beygelegt hatte, sondern auch alle die, welche laut oder insgeheim den gänzlichen Umsturz der alten Constitution tadelten. Dass das Wort *Aristokrat* in dem *revolutionistischen* Genf wirklich diese Ausdehnung erhalten hatte, ergiebt sich sehr deutlich daraus, dass fast alle die Häupter der ehemaligen *Repräsentanten* (vorzüglich der berühmte Generalprocurator *Du Roveray*) und mehrere Personen, deren Eifer für bürgerliche und politische Freyheit auf keine Weise bezweifelt werden konnte, so gut als ihre ehemaligen Gegner damit bezeichnet wurden. 2) Die sogenannten *Englués* (Berückte), d. h. diejenigen, denen man keinen offenbaren Schritt zu Gunsten der alten Constitution zur Last legen konnte, die aber im Verdacht standen, von den Aristokraten in ihr Interesse gelockt worden zu seyn. 3) Die *Revolutionärs*. Diese Parthey hatte die Revolution von 1792 bewirkt, die regierenden Ausschüsse niedergesetzt, den Nationalconvent creirt. Sie beherrschte durch das Ansehen und die Gewalt ihrer Clubbs die ganze Republik, erklärte mehr als einmal, „*dass die Revolution noch eines Complements bedürfe*," und war, wie wir bald sehen werden, die einzige Urheberin der Scenen vom *Julius* und *August* 1794, die man, obgleich sehr uneigentlich, die *neueste Revolution von Genf* zu nennen pflegt. Zu dieser Parthey gehörte *Desonnaz*, der Vf. des vor uns liegenden Buches. 4) Die *Berg-* oder besser die *französische Parthey*. Ihr Wunsch und ihr Bestreben ging einzig und allein dahin, *Genf* um seine Unabhängigkeit zu bringen, und mit der französischen Republik zu vereinigen. Diese Parthey war nie sehr zahlreich, aber desto thätiger und intriganter. Der französische Resident *Soulavie* scheint, so lange er sich in *Genf* aufhielt, die Seele derselben gewesen zu seyn. *Grenus*, ein wüthender, bluttriefender Revolutionist, und ein höchst gefährlicher Bösewicht, der 1791 aus Genf verbannt, und zum Lohn für unzählige Cabalen, die er dort und in Savoyen angesponnen hatte, bey der französischen Armee im Departement des *Mont-Blanc* als Oberproviantcommissarius angestellt worden war, seit 1793 aber zu Paris am Ruin seines Vaterlandes arbeitete, galt mit Recht für einen ihrer vornehmsten Anführer; und *Wittel, Goeringuer, Genthon* u. a., die Stifter des Clubbs der *Montagnards*, und die Urheber aller Verleumdungen, wodurch man die französischen Machthaber zu bewegen suchte, die *Reunion* von Genf zu *decretiren*, strebten

strebten mit *Soulavie* und *Grenus* offenbar nach einem und demselben Ziele.

Die Darstellung der Bemühungen und Versuche dieser Parthey ist es nun, was *Desonnaz — Geschichte der Verschwörung von Grenus und Soulavie* nennt. Die Geschichte einer unreifen Cabale, die weder ihren Zweck erreichte, noch irgend eine wesentliche Veränderung in der Republik bewirkte, verdiente diesen Namen wohl eigentlich nicht. Die Wünsche der *Montagnards* blieben nicht allein sämmtlich ohne Erfolg, sondern zogen sogar den Untergang derer, welche sie nährten, nach sich: die Begebenheiten vom 19 Julius und den folgenden Tagen schlugen die Feinde der Independenz so gut als die Aristokraten danieder; und bald darauf wurde *Soulavie*, ehe er noch irgend einen reellen Streich gegen Genf ausgeführt hatte, von seinem Residentenposten abberufen.

So unbedeutend dieses Buch aber auch aus der eben angeführten Ursache in Rücksicht auf das, was der Titel desselben verspricht, seyn mag, so wichtig ist es in Rücksicht dessen, was darin als Nebenzweck behandelt wird. Es liefert uns nemlich sehr schätzbare Beyträge zur Geschichte der sogenannten *Revolution vom 19 Julius 1794*, und stellt uns in den wahren Gesichtspunkt, aus welchem diese traurige Begebenheit, bey welcher der Vf. nicht bloss Augenzeuge, sondern Mithandelnder war, beurtheilt werden muss.

Die Nachrichten, die wir bisher davon gehabt haben, waren so unvollständig und so unsicher, dass sich kaum eine deutliche und zusammenhangende Vorstellung der Sache daraus abnehmen liess. Verschiedne Zeitungsblatter verbreiteten die ganz falsche Meynung, dass die Verhaftnehmungen, die Revolutionsgerichte, und alles, was seit dem 19 Jul. über die unglückliche Stadt erging, das Werk der *Montagnards* oder Französisch-Gesinnten allein gewesen sey. Andre schrieben dieser Parthey wenigstens einen grossen Antheil daran zu. Hier zeigt sich aber aufs deutlichste, dass den *Revolutionärs* ausschliessend die Ehre oder die Schande aller dieser convulsivischen Bewegungen gebührt, und dass die *Montagnards*, so lange bis sie selbst die Opfer derselben wurden, müssige Zuschauer dabey abgegeben hatten.

Die Begebenheiten vom Julius und August 1794 verdienen, wie schon vorhin beyläufig bemerkt worden ist, den Namen einer *Revolution* nicht. Die neue Staatsverfassung wurde nicht umgeworfen: die, welche die öffentlichen Aemter bekleideten, wurden nicht abgesetzt: es ging in der Austheilung und Verwaltung der offentlichen Macht keine einzige wesentliche Veränderung vor. Eine Parthey im Staate fand für gut, die Individuen, die zu einer andern gehörten, vor ihren Richterstuhl zu ziehen, und die Idee der politischen Gleichheit auch auf das *Vermögen* ihrer Mitbürger auszudehnen. Die constitutionelle Regierung verhielt sich stumm und leidend, so lange die selbstgeschaffne Dictatur dieser Parthey dauerte. Der ganze Vorgang war gleichsam eine *revolutionistische Superfetation*.

So viel Mühe sich auch der Vf. der vorliegenden Schrift gegeben hat, die Rechtmäsigkeit und die unvermeidliche Nothwendigkeit der blutigen Auftritte, bey welchen er selbst nur allzu thätig mitwirkte, darzuthun; so wird es ihm doch nicht gelingen, die, welche Wahrheit, Sittlichkeit und Menschlichkeit ehren, auf seine Seite zu bringen. Die Thaten, welche er zu rechtfertigen sucht; werden, so lange eine Geschichte der Republik Genf und des jetzigen Zeitalters besteht, der Nachkommenschaft als ein trauriges, aber lehrreiches, Denkmal verkündigen, welche Früchte der politische Fanatismus tragen kann, wenn er der Gefährte und das Werkzeug raubgieriger oder rachedürstender Bösewichter wird.

Die Genfer Aristokraten hatten sich den Untergang der alten Verfassung ohne Widerstand gefallen lassen, und waren sogar den Revolutionisten auf halbem Wege entgegen gegangen. Sie störten weder den Nationalconvent noch die provisorische Regierung in ihren Geschaften. Sie sehnten sich sogar nach der Vollendung der neuen Constitution, und traten derselben, als sie (im Februar 1794) in der allgemeinen Bürgerversammlung (*conf. il general*) vorgetragen ward, ohne Widerrede und ohne Einschränkung bey. *Desonnaz* selbst bezeugt dieses letztre Factum; und ob er gleich seinen Gegnern ein gehässiges Motiv unterschiebt, so dienen doch seine eignen Ausdrücke dazu, dem billigen und unpartheyischen Richter die wahre Gestalt der Sache zu verrathen. „Die neue Constitution" sagt er S. 117, „wurde mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. Es „ist nicht schwer, die Ursachen davon zu entdecken. „Die Aristokraten seufzten nach dem Augenblick, wo „die *constitutionelle Regierung* eintreten sollte, damit „nur der Gegendruck (*reaction*), den sie von der *revo-„lutionistischen Bewegung* auszustehen hatten, aufhören, „und ein Zustand anheben möchte, wo sie ihre Herr-„schaft *unter dem Schirm der Rechte des Menschen*, ent-„weder durch Bestechung eines Theils der Nation oder „durch einen unerlaubten Einfluss auf die öffentlichen „Beamten, wieder erlangen könnten." Welche merkwürdige Stelle! Also ist es in den Augen eines exaltirten Revolutionisten sogar ein Verbrechen „nach dem Aufhören der *revolutionären Bewegung* zu seufzen?" Also ist es noch strafbar, wenigstens „die Vollendung einer neuen Constitution," das heisst, das Ende einer völligen Anarchie zu wünschen? Also dürfen diejenigen, denen eine Revolution einen grossen Theil ihrer politischen Existenz raubte, sich auch nicht einmal an die *Rechte des Menschen* halten, ohne in den Verdacht zu kommen, dass sie auf diese *Rechte* (die doch von der andern Seite als die einzige und sicherste Schutzwehr gegen alle unrechtmäsige Gewalt angegeben werden,) eine *neue Herrschaft* gründen wollen? —

Wenn die Genfer Aristokraten *alles* zugaben, was die Revolutionisten (ohne geradehin zu erklären, dass sie *gar keine* Regierung mehr verlangten,) ihnen nur irgend zumuthen konnten, worin bestanden denn eigentlich die Verbrechen, welche mit so unbarmherziger Härte bestraft werden mussten? Es ist der Mühe werth,

werth, den Vf. hierüber zu hören. In seinem 14ten Briefe, (denn die ganze Erzählung ist in Briefe eingekleidet,) trägt er „die Vergehungen der Aristokraten vor, welche die Revolution vom 19ten Julius nothwendig machten." Es sind folgende: 1) Ihr Betragen in den Jahren 1782, 1789, 1791, und — was wohl niemand so leicht erwartet hätte — 1792.!! 2) Die Freude, die sie blicken liessen, wenn das Kriegsglück den Franzosen ungünstig schien. 3) Ihre Bemühungen, die interimistische Regierung (der Revolutionsausschüsse) den Schweizercantons verhasst zu machen. 4) Ihre Weigerung, einen im Jun. 1793 von den Revolutionärs vorgeschlagnen Eid (der Eintracht, und des Gehorsams gegen die constituirten Autoritäten) abzulegen. — Die *erste* Beschuldigung bedarf keines Commentars: die schreckliche Maxime, Menschen für das zu strafen, was zu der Zeit, da sie es begingen, nicht strafwürdig war, ist eine der giftigsten Früchte, die aus dem verpesteten Boden bürgerlicher Kriege aufwachsen. Die *zweyte* Beschuldigung ist eben so lächerlich als nichtsbedeutend. Die *dritte* müsste wenigstens erwiesen seyn, wenn sie nur *einiges* Gewicht haben sollte. Die *vierte* ist gegründet, fällt aber den Aristokraten nur so lange zur Last, als man ihre Rechtfertigung nicht vernommen hat. Sie wollten nämlich den Eid deshalb nicht leisten, „weil sie nur den Souverain, nicht die Clubbs der Revolutionisten befugt glaubten, einen solchen Eid vorzuschreiben."

Als wenn der Vf. selbst gefühlt hätte, dass jedes vernünftige und für die Sittlichkeit nicht erstorbne Gemüth durch die Abgeschmacktheit und Armseligkeit dieser Bewegungsgründe empört werden würde, sucht er sie nun noch durch folgende Gemeinplatze zu verstärken. „Die Aristokraten und ihre Trabanten hoben *immer noch* ihr stolzes und drohendes Haupt empor: *man* musste endlich diese *unheilbare* Aristokratie *strafen*, und *die Revolution vollenden*. Man musste die alte Rechnung, die vom Jahre 1707 an nicht saldirt war, berichtigen (!!) Man musste die Manen der *zahlreichen* (?) Schlachtopfer der Aristokratie versöhnen" u. s. f. Aber diese rachsüchtigen Declamationen können den unpartheyischen Leser eben so wenig befriedigen, als das Argument für die Nothwendigkeit einer neuen Insurrection, welches er aus dem Betragen der französischgesinnten Parthey herleiten will. Weil *Grenus* und *Soulavie* allenthalben klagten, dass man in *Genf* die Aristokraten duldete, musste man die Aristokraten umbringen? Weil *Grenus* und *Soulavie* nichts sehnlicher wünschten, als Unruhen in Genf, die vielleicht ihr Lieblingsproject, die Vereinigung dieser Republik mit Frankreich, bewirken konnten, darum musste man Unruhe und Insurrection geflissentlich suchen? — Gab es je ein ungereimteres Raisonnement?

Merkwürdig ist es, dass *Desonnaz*, nachdem er die Urheber der Revolution vom 19ten Julius durch die so eben beleuchteten Gründe gerechtfertigt zu haben glaubt, mit folgenden Worten schliesst: „Dies war es, was die Insurrection vom 19ten Jul. veranlasste. *Ich kann mich irren*, aber dies ist meine Meynung. *Wenn sie ungegründet ist*, so kann man mich wenigstens eines Mangels an Wahrheitsliebe nicht beschuldigen." Wie *dringend* müssen die Motive zu einer Revolution seyn, wenn einer der Urheber derselben nicht einmal gewiss ist, ob er auch die rechten getroffen hat!

Das Verfahren der Revolutionisten entsprach der Güte ihrer Zwecke, und der Wichtigkeit ihrer Bewegungsgründe. Schon am 16ten Jul. wurde im Clubb *auf Insurrection angetragen*. Mehrere Mitglieder waren der Meynung, *sie auf 14 Tage noch aufzuschieben* (S. 123.)!! Am 18ten Abends wurden die *Anträge* heftiger, und die *Debatten* fielen für augenblickliche Realisirung der Sache aus. In der Nacht vom 18ten zum 19ten reiften die Plane der revolutionistischen Parthey. *Selbst Soulavie und seine Gefährten* — wie äusserst merkwürdig ist dieses Geständniss! — *konnten nicht begreifen, was man mit der Insurrection sagen wollte*, und glaubten Anfangs gar, sie sey bloss und unmittelbar gegen sie gerichtet. — Am 22sten hielt das neuerrichtete *Revolutionstribunal* seine erste Sitzung; der ehmalige Syndic *Cayla*, der ehemalige Rath *Prevôt-Cabanis*, der junge Advocat *Rochemont*, der Obrist-Lieutenant *Descombes*, die Uhrmacher *Chenaud*, *Meunier* und *Vivien*, waren die ersten, die sich vor diesem Blutgericht stellen mussten; die Verbrechen, die ihnen nach der Erzählung des Vf. zur Last gelegt wurden, waren sammt und sonders von der Art, wie die vorhin angeführten Beschuldigungen gegen die Aristokraten überhaupt; nicht ein einziges bestimmtes Factum, folglich keine Untersuchung, kein Beweis, kein Zeugenverhör! — Als im Tribunal die Stimmen durch Ballotiren gesammelt wurden, fand sich, dass *Cayla* mit dem Leben davon kommen sollte. Sogleich ward beschlossen, dass noch einmal *laut* votirt werde. Nun wurden sie alle zum Tode verdammt. Am folgenden Tage (25sten Jul.) sollte *die Masse der revolutionären Bürger* die Sentenzen des Tribunals bestätigen. Es waren *dreytausend* solcher Bürger. (also ungefähr der *zehnte* Theil der Einwohner Genfs, der sich diese abscheuliche, unerhörte Prärogative anmasste). Bey der Stimmensammlung ergab sich, dass nur *Decombes*, *Vivien*, *Meunier* und *Chenaud* zum Tode, *Prevôt*, *Cayla* und *Rochemont* zur Verbannung verurtheilt wurden. Nun hätte man doch alles beendigt glauben sollen, da das, was die revolutionären Bösewichter *Volksstimme* und *Souverainität der Nation* nannten, sich deutlich erklärt hatte. Nicht also! „Ein groser Theil der Bürger war mit diesem Ausspruch" (ihrer eignen *Majorität!!!*) „unzufrieden, und riefen: *den Tod, den Tod!*" — — Der Militärausschuss versicherte, „dass es kein andres Mittel gäbe, *das Vaterland zu retten*, als die sieben Gefangenen zum Tode zu führen." — und um 10 Uhr Abends werden sie sammtlich, *die Verurtheilten wie die Losgesprochnen*, bey Fackelschein hingerichtet.

Nach einer Greuelthat, wie diese war, konnte nichts Frevelhaftes und Entsetzliches mehr befremden. Der Vf. führt die Geschichte der folgenden Tage zwar

nur so weit, als noch *Soulavie's* Parthey einigen Einfluss in Genf behielt, und verweilt hauptsächlich bey dem Schicksal der vor das Tribunal gezognen Mitglieder dieser Parthey. Auch ihnen, so strafbar einige davon seyn mochten, widerfuhr kein Recht: ihr Process, ihre Verurtheilung beruhete auf unbestimmten Anklagen und willkührlichen Entscheidungen. Das Revolutionsgericht verdammte *Wittel*, *Conte*, *Genthon*, *Grobety*, *Grenus* und *Goeringuer* (die beiden letzten als abwesend *in contumaciam*) zum Tode, andre zur Verbannung. Aber ehe dies geschah, mussten noch *Fatio*, gewesener Syndic, und *Naville*, gewesener Rath, zwey Männer, welche die Zierde einer jeden Republik gewesen wären, der Kaufmann *Odeou*, und der Uhrmacher *Delolme* den leeren Vorwurf einer *unheilbaren Aristokratie* mit ihrem Blute büssen. Ueber den Process des trefflichen *Naville* gibt der Vf. einige merkwürdige Particularitäten: von den übrigen Thaten und Aussprüchen des Revolutionsgerichts, von den zahlreichen Confiscationen, von allen den frechen Eingriffen in das Eigenthum der Bürger, wodurch die Revolutionisten in wenig Monaten den Flor von Genf auf viele Jahre zerstörten — schweigt er ganz.

(Der Beschluss folgt.)

EISENACH, b. Wittekindt: *Gallerie* (Galerie) *unglücklicher Könige und Fürsten*. 1794. 216 S.

Dass ja niemand in dieser Galerie Meisterstücke historischer Kunst und Darstellung suche: Die hier an einander gereiheten Biographieen von Ludwig XVI, Maria von Schottland, Conradin von Schwaben und Carl I sind höchstens als unreife Vorübungen eines Lehrlings anzusehen; aber dergleichen pflegen nicht in öffentlichen Galerien ausgestellt zu werden. Hier nur einige Belege zur Bestätigung unseres Urtheils. S. 10. wird behauptet: die Hofparthey hätte gewollt, dass die N. V. *viritim* stimmen solle, da doch bekanntlich gerade das Gegentheil die erste Veranlassung zum Zwiste gab. S. 18. wird Prinz Lambesc als Generalis(si)mus des um Paris versammelten Heeres aufgeführt, und S. 21. lässt der Vf. die Bastille noch immer mit Sturm einnehmen. S. 36. soll der König schon am 6ten October 1789 die *Constitution* angenommen haben, und S. 37. wurde schon die Pariser *Nationalgarde* mit der *Leibgarde* des Königs in Versailles handgemein, ehe noch La Fayette mit ersterer ankam. Nach S. 58. wurde Ludwig nebst seiner Familie, nach dem 10ten August 1792, vor dem Thurme des Tempels in ein 120 Schuh hohes Zimmer gebracht u. s. w. Nun noch eine kleine Probe von der Schreibart des Vf. S. 42. heisst es: „Der König, der mit seiner Familie den 20sten Jun. 1791 des Nachts um 10 Uhr sein Schloss zu Fusse verlassen, und mit Hülfe zweyer Fiacres das Thor St. Martin — wo sein Wagen seiner schon harrte — erreicht, in seinem Zimmer aber einen seiner Getreuen in seinem eignen Schlafrock und seiner Schlafmütze zurückgelassen hatte, wurde, als er eben sich eines gewissen Dranges der Natur entledigte, von dem *dasigen* Postmeister Drouet erkannt, und — weil dieser auf Befehl der Municipalität *daselbst*, (wo?) der er seinen Verdacht wegen der vornehmen und in so zahlreicher Begleitung Reisenden mitgetheilt hatte, ihm voraus gereist war, von dem Municipalbeamten von Varenne und acht Nationalgardisten arretirt." Von ähnlichem Gehalte sind auch die übrigen Stücke dieser Galerie, und verdienen daher keine Betrachtung.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Leipzig*, b. Sommer: *Ein Paar Worte an meine deutschen Landsleute* bey Gelegenheit des den 8ten März 1793 in Schweden veranstalteten Religions (Reformations) jubiläums. Von M. *Sal. Gottlob Unger*, evangel. Pred. zu Cölleda in Thüringen. 1793. 40 S. 8. — „*Warum sollten wir Deutschen diese bequeme Gelegenheit nicht benützen, uns etwas heilsames zu sagen?*" So fragt der Vf., und wir antworten: Je, warum nicht? wenn wir uns wirklich etwas heilsames zu sagen haben; die Gelegenheit findet sich schon, auch wohl eine nähere, als das schwedische Jubiläum. Nur ist es etwas keck, dass der Hr. Pastor zu Cölleda sich bey dieser Gelegenheit zum Dollmetscher heilsamer Gedanken *der Deutschen*, und zum Prediger heilsamer Gedanken *für die Deutschen* aufwirft; noch mehr, dass er dies angemasste ehrenvolle Geschäft für so leicht ansieht, und sich dessen so schlecht entledigt. Zuerst erzählt er das Bekannte von der Kirchenreformation in Schweden. Uebel unterrichtet ist er, dass der König Johann (III) nicht sowohl aus Vorliebe zur römischkatholischen Religion, als aus Politik, und weil er seinem Sohn Sigismund die polnische Krone versichern wollte, diesen Sohn zur katholischen Kirche angehalten habe. Politik war gerade nicht Sache dieses Fürsten; er war ein verblendeter Zelot und ein Stock in der Hand der Jesuiten. Seine Predigt nun, auf Anlass jenes Dankfestes in Schweden, bestimmt der Vf. der Beherzigung dieser Frage: *ob denn auch wir Deutschen uns bisher überall an das reine Evangelium gehalten haben?* Das findet er nun so nicht, und der schwedische Jubel wird hier in eine scharfe Buss- und Strafpredigt gegen Atheisten, Deisten, Journalisten und Neologen umgestimmt. Dabey erhalten wir noch die wichtige historische Entdeckung, dass *von allem Anfange in der christlichen Kirche zwey Meynungen über Jesus gewesen sind, und noch bestehen: die apostolische, von seiner unausdenklichsten und unbeschreiblichsten Abkunft von Gott, und die pharisäische, die ihn für einen blossen Moralisten ausgeben will.* Endlich wird noch gegen die *Opinionen der neuern Philosophasterey* sehr scharf geeifert, hingegen die Opinionen des verewigten Bischofs *Spangenbergs* gepriesen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Junius 1795.

GESCHICHTE.

1) Genf, b. Francou: *Correspondance de Grenus et Desonnaz* etc. etc.

2) Ebend.: *Histoire de la conjuration de Grenus, Soulavie etc. contre la République de Geneve*, par *J. Desonnaz* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.*)

Ausserdem, dass die hier angezeigte Schrift, wenn gleich bey weitem keine vollständige Geschichte der neusten Unruhen in Genf, doch manchen brauchbaren Beytrag zu derselben, und besonders zur Kenntniss des Geistes, der die verschiednen Parteyen in dieser Republik beseelte, liefert, verdient sie noch deshalb eine nähere Aufmerksamkeit, weil sie zu merkwürdigen Betrachtungen über den Schriftsteller selbst Veranlassung gibt. *Desonnaz* ist ein junger Mann von sechs und zwanzig Jahren, von offnem und gefühlvollem Herzen, für Freundschaft und Liebe höchst empfänglich, zuweilen bis zur Empfindeley schwärmerisch, ohne alle Prätensionen des Ehrgeizes, voll Sehnsucht nach einem ruhigen und häuslichen Leben, übrigens glühend für den Ruhm, und besonders für die politische Unabhängigkeit, seines Vaterlandes. Sollte man es glauben, dass der Fanatismus einen solchen Charakter zur Gleichgültigkeit gegen die abscheulichsten Thaten stimmen könnte? Sollte man es glauben, dass ein Mann, wie dieser, von einigen überspannten politischen Ideen geleitet, und durch den Umgang mit einigen Bösewichtern verführt, an einem mit nichts zu entschuldigenden, muthwilligen Ausfall gegen Leben, Freyheit und Eigenthum seiner Mitbürger Antheil nehmen, in einem Blutgericht sitzen, und Männer, deren Unschuld ihm sogar im Augenblick der Verurtheilung einleuchtete, zum Tode verdammen würde? — Folgende Züge verdienen in einer Charakteristik des jetzigen Zeitalters, und in der Geschichte des menschlichen Herzens aufbewahrt zu werden:

1) Sobald auf einen förmlichen Beschluss des revolutionären Clubbs die Insurrection ausgebrochen war, erhielt *Desonnaz* den Auftrag, den Prediger *Juventin* zu *Chesne*, (einem Dorfe im Genfer Gebiet,) nebst einigen andern in diesem Ort befindlichen Personen in Verhaft zu nehmen. Er begiebt sich mit einem Haufen Bewaffneter dahin: er findet die Familie des Predigers zum ruhigen Genuss eines heitern Abends vor der Thüre sitzen: er kündigt ihnen seine Absicht an: die Kinder stürzen zu seinen Füssen, und bitten für ihren Vater — — Er schwankt — — er geht in den Garten, *und vergiesst einen Strom von Thränen.* — Endlich entreisst er den redlichen Mann den Umarmungen seiner verzweifelnden Familie, und führt ihn ab. — Und womit tröstete er sich selbst gegen die in seiner eignen Erzählung so wenig verhüllten Vorwürfe seines Gewissens? — Man muss es in der Ursprache herfetzen, damit den Worten ihre völlige Kraft bleibe: — „*Mais aussi pour„quoi dans ses sermons laissoit il percer des principes „aristocratiques.*" — Dies war die ganze Rechtfertigung der Gewaltthat; dies war das ganze Verbrechen des unschuldigen Predigers!

2) Von dem jungen Advocaten *De Rochemont*, der sich unter den sieben ersten Verurtheilten befand, sagt der Vf. folgendes: „Auf diesen jungen Mann, der nur „so eben in die grosse Welt getreten war, konnte *kei„ne einzige* von den Beschuldigungen, die den Aristo„kraten zur Last fielen, angewendet werden;" (ein desto stärkrer Beweis seiner vollkommensten Unschuld, da die Beschuldigungen so eingerichtet waren, dass man sie aufbürden konnte, wem man wollte.) „Er „*war* freylich ein Aristokrat, aber im Grunde doch nur „ein eitler Geck, den man *etwas demüthigen*, den man „fühlen lassen musste, dass alle Menschen gleich sind." — *De Rochemont* wurde am 25sten Jul. *hingerichtet.* Und *Desonnaz* — ward einige Tage nachher selbst Mitglied eines Tribunals, oder vielmehr einer Mörderbande, die diese Frevelthat begehen konnte.

3) Nichts aber ist so auffallend, nichts bewegt die Seele so sehr, als die freymüthige und unbefangene Erzählung seines Betragens bey dem Process des edeln, zu Genfs unauslöschlicher Schande zum Tode verurtheilten *Naville*. Hier verlohnt es sich der Mühe, den Vf. selbst zu hören: „*Naville* wurde beschuldigt, ein „Anführer der Aristokraten gewesen zu seyn; man hielt „dafür, dass er, ohne an den Verbrechen seiner Colle„gen unmittelbaren Antheil zu nehmen, sie dadurch, „dass er über ihr Betragen ein strafbares Stillschwei„gen" (*gegen wen?*) „beobachtete, mit auf sich gela„den habe. *Naville* beantwortete die Anklagen, die „gegen ihn ergingen, mit Würde; — — man konn„te ihm *kein bestimmtes Factum* zur Last legen, keine „von den Handlungen vorwerfen, die sich die andern „hatten zu Schulden kommen lassen. Der grosse Feh„ler, den er beging, war, dass er vor dem Revolu„tionstribunal der Schutzredner der alten Verfassung „wurde. — Was hätten *Soulavie* und seine Gesellen „gesagt, wenn ein Mann, der für eins der Häupter der „Aristokratie galt, und der noch vor Gericht unsre *al„ten Tyrannen* vertheidigte, losgesprochen worden wä„re! Der erste, der über *Naville* votirte, sagte eine

„*grosse Wahrheit*, die man ihm zum Vergehen anrech„net, und für die ich ihm Dank schuldig bin. „Mein „„Gewissen, sprach *Nat*, sagt mir, dass *Naville* un„„schuldig ist; . . . *weil man denn aber einmal ein dop„„peltes Gewissen haben muss*, so verdamme ich ihn „„zum Tode."" „Die Lage meines Collegen, der zu„erst seine Stimme gab, war indessen lange nicht so „schrecklich, als die meinige. Dreyzehn Stimmen hat„ten für den Tod gesprochen: nur eine war noch nö„thig, um dieses Urtheil zu vollenden. Ich gab sie mit „folgenden Worten: „*Naville* ist ein Aristokrat: *doch* „„*handelte er nie persönlich strafbar gegen das Volk*, und „„ich bin nicht der Meynung, dass er das Leben ver„„wirkt hat: gleichwohl, *da ich mein Vaterland retten* „„*will*, verurtheile ich ihn zum Tode."" — — „Ich „erkläre," fetzt er nun noch hinzu, „im Angesicht mei„nes Vaterlandes, dass kein persönliches Motif, dass „keine persönliche Furcht mich dieses ungerechte To„desurtheil aussprechen hiess: wenn ich nur *für mich* „gefürchtet hätte, so würde vielleicht *Naville* noch le„ben." Welch eine interessante, welch eine lehrreiche und zum Nachdenken einladende Erzählung!

Die *Correspondenz* zwischen *Grenus* und *Desonnaz*, die der Geschichte vorangeht, fällt in die letzten Monate des Jahrs 1793, und die ersten des Jahrs 1794. D's letzter Brief ist der, worin er seinem bisherigen Freunde meldet, dass Pflicht gegen das Vaterland ihm gebiete, ihm nicht nur die Freundschaft aufzusagen, und den Briefwechsel abzubrechen, sondern auch das, was unter ihnen verhandelt worden, öffentlich bekannt zu machen.

Der Hauptpunkt, um welchen diese Correspondenz sich dreht, ist immer die Frage: Ob es für Genf wohlthätiger sey, sich mit Frankreich zu vereinigen, oder unabhängig zu bleiben? — Das letztre behauptet nun *Desonnaz* unablässig mit enthusiastischer Wärme; *Grenus* hingegen zeigt sich vom ersten Augenblick bis zum letzten als ein geschworner Feind seines Vaterlandes, wenn er gleich, um seinen Correspondenten nicht geradehin von sich abzuwenden, seine eigentliche Absicht unter mehr als einer Maske versteckte. Ob sie zwar beide die Sprache eines fanatischen und wüthenden Demokratismus führen, so ist doch in ihren Briefen der Unterschied zwischen einem jungen durch Enthusiasmus hingerissnen Gemüth, und einem durchaus verderbten, rachsüchtigen, in allen Cabalen gewiegten Charakter unverkennbar. *Desonnaz* verehrt *Robespierre* und *Marat*, wie die Gottheiten ihres Jahrhunderts; er spricht nicht bloss von der alten Genfer Regierung, sondern von allen schweizerischen Verfassungen und von allen Staaten überhaupt mit jacobinischer Unverschämtheit; er sagt ganz freymüthig: „Ich hoffe in „Kurzem zu erfahren, dass *Pitt* seinen Kopf verloren „hat. Dies ist seit länger Zeit meine *süsseste* Hoffnung. „Sonst wird der *Bösewicht* noch aus seinen Niederla„gen Vortheile ziehen" u. s. f. — Sobald aber die In„dependenz seines Vaterlandes ins Spiel kömmt, muss der Enthusiasmus für die Franzosen zurückstehen. *Grenus* hingegen nennt Genf mehr als einmal „den ver„worfensten Schlupfwinkel der ekelhaftesten Aristo„kratie und des niedrigsten Wuchers," und scheut sich nicht, auf gut *Robespierrisch* folgende saubere Lehre zu predigen: „Wenn Genf *regenerirt* werden soll, muss „es nicht erhoben, sondern *niedergedrückt* werden: ist „es in Flor, so hat die Aristokratie die Oberhand: ste„hen die Actien schlecht, so siegt die Demokratie."

FRANKFURT a. M., b. Esslinger: *Geschichte der Deutschen in Frankreich und der Franzosen in Deutschland* und den angränzenden Ländern, von B. S. *Nau*, Hofgerichtsrath und Professor zu Maynz. *Erster Band.* 350 S. 8. *Zweyter Band.* 440 S. 8. 1794.

Viel Mühe kann dem Vf. dieses Buch nicht gekostet haben. Die grösste Hälfte desselben ist nichts als ein Abdruck allgemein bekannter *Declarationen, Manifeste, Staats-Correspondenzen, Reden* u. s. f., die durch eine von der historischen Vollkommenheit weit entfernte Erzählung mit einander verknüpft sind. Wenn des Vf. eigne Compositionen alle in einem so dichterischen und überspannten Stil abgefasst seyn sollten, als seine Vorrede — wo „die *Schnellkraft* der Verzweiflung *hoch aufzuckt*," wo „das *Volksflehen* — — *weissglühend* verstummt und harrt," wo „das Sklaven- und Ochsenjoch *zerschnellt* wird" u. s. f., — so müsste man es ihm im Grunde Dank wissen, dass er in das Werk selbst so wenig *ex propriis* mischte.

Was aber eigentlich der Ausdruck auf dem Titel: „*und der Franzosen in Deutschland*" bedeute, ist schwer zu errathen. Die Geschichte geht in diesen beiden Bänden — und von einem dritten ist nirgends die Rede — zwar bis ans Ende des J. 1792; und umfasst daher auch die Eroberung von *Savoyen* und *Belgien*; von Deutschland aber sagt sie kein Wort, und erwähnt der *Custineschen* Expedition nur in zwey Zeilen. Was hievon die Ursache seyn muss, und was den Vf. bewegen konnte, gerade das, wovon sein Buch nichts enthält, auf den Titel zu setzen, vermögen wir nicht zu erklären.

Gleich als wenn er gefürchtet hätte, dass die zahlreichen Auszüge aus den Zeitungen dieses Werk noch nicht gehörig anschwellen würden, hat der Vf. noch eine Menge von Sachen, die mit seinem Gegenstande nicht in der allergeringsten Verbindung standen, hinein gemischt. So handelt z. B. ein Capitel von der *Revolution der Schweizer*, ein andres von der *Revolution der Engländer*, (worunter aber nicht einmal die von 1688, sondern bloss die unter *Carl I* verstanden wird.) — Es ist wirklich strafbar, wie sehr manche Verleger durch einen stolzen Titel, einige Vignetten und etwas äussre Eleganz das Publicum täuschen; denn man durfte in der That kein Gelehrter seyn, um diesem Producte anzusehen, dass es das nicht war, wofür es sich ausgab.

SCHÖNE KÜNSTE.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Luise*, ein ländliches Gedicht in drey Idyllen, von *Joh. Heinrich Voss.* 1795.

1795. 228 S. kl. 8. mit drey Kupferstichen und einer Vignette nach Chodowiecky's Zeichnungen. (1 Rthlr. 8 gr.)

Hier erscheinen drey Stücke der Vossischen Muse, die zusammen ein Ganzes ausmachen, vereinigt und durchaus die Feile ihres sorgfältig vollendenden Vfs. verrathend. Man kannte diese drey Idyllen schon seit geraumer Zeit, da zwey derselben in den Hamburgischen Musenalmanachen und die letzte im deutschen Merkur von 1784 gestanden hatten. Wenn das grösste, was alle Kunst bilden kann, immer doch der Mensch bleibt; wenn der wahre Poët im Darstellen eines ganzen, vollen, selbstständigen Menschen wirkt, so wird hier zu dem Nationalschatz ein wichtiger Besitz hinzugefügt. Man kann sagen, wir haben so viel treffliche Menschen mehr unter unserer Nation, als handelnde Personen in diesem Gedichte auftreten. Denn es sind wirkliche Wesen, die dieser Dichter hervorgebracht hat. Sie verrathen durch jedes Wort, durch jede Miene und Bewegung, dass sie dieselben sind, die wir mit den ersten Zeilen kennen lernten, und ihre Individualität ist so gross, dass selbst der Leser, der ohne alles Dichtertalent wäre, sich kühn genug fühlen könnte, diese Personen weiter handeln zu lassen, ohne aus ihrem eigenthümlichen Ton herauszugehen. Vor allen sticht der Vater aus dem Gemählde hervor. Ein Landpfarrer, wie es freylich vielleicht wenige gibt; von so viel vereinigter Trefflichkeit an Herz, Geist, Wissen und Laune. Hier ist mehr als der Edle, den uns *Goldsmith* im *verlassenen Dorf* mit sprechenden, aber zu wenigen, Zügen bekannt macht; mehr als sein Landpriester von *Wakefield*, um vollends jede minder edle Vergleichung auf das weiteste zu entfernen. Der Pfarrer von Grünau brauchte keinen Anstrich von Schwäche und Sonderlichkeit, keine Folie von Schwärmerey oder Pedanterey, um zu interessiren; und doch ist er kein Landpfarrer aus der Ideenwelt; es könnte dergleichen, wenn die Menschen ernstlich wollten, viele geben, und jedem seiner Amtsbrüder, der allzuweit hinter ihm zurückbleibt, dient er zur Beschämung, weil er so ganz Natur ist, frey von aller Ueberspannung. Hier wirkt der erlesenste Zauber des Wissens, des Ausdrucks, des Wohlklangs, zu *einer* Kraft vereinigt, auf mehr denn Vergnügen, und mehr denn Belehrung: auf Bildung, Humanisirung, Besserung des Volks in mehrern Ständen: Die Fabel dieses handlungsvollen Gedichts ist höchst einfach, beynahe zu einfach zum Wiedererzählen. *Voss* hat aus der Heirath einer Landpredigerstochter eine Odyssee gemacht. Der Kundige entdeckt allenthalben den tiefen Kenner Homers, er kann Stellen des alten Barden aus diesem deutschen Dichter verstehen lernen. Freylich werden die Orthodoxen der Construction auch hier, wie im deutschen Virgil und Homer, über die Wendungen der Sprache seufzen, die sie nicht ermangeln werden Verdrehungen zu nennen. Das gute Mädchen, das die *Luise* lesen und lieben wird, ahnet gewiss (man hat Beyspiele) die Schwierigkeiten nicht, welche die gelehrten Männer finden; denn auch hier geht es gewöhnlich, wie bey den verschrieenen Glaubensneuerungen. Schon ein paar Sonntage hatte die arglose Gemeine das Liederbuch beym Kirchengesange gebraucht, und keines Unheils sich versehn; aber nun kommt ein gewissenhafter Seelenhirt und stellt alle die schrecklichen Abweichungen vom Katechismus ins Licht; und da wird es denn freylich sonnenklar, dass das neue Gesangbuch unchristlich ist. So dürfen unsere engbrüstigen Grammatiker ihr: Undeutsch! Undeutsch! nur fein fleissig anstimmen, und bald wird das gute Leservölklein bedauren, dass die schönen Gedanken und Töne, die man so leicht verstand und so gern hörte, leider! nicht deutsch sind. Wenn nur der Wunsch, dass sie es doch wären, stark und allgemein genug wirken möchte, um uns diese Freyheiten für die Sprache zu erobern und zu erhalten, durch welche hier der poëtische Ausdruck, an Kraft und Klang zu einer Vollkommenheit gediehen ist, die wahrhaft überrascht. Denn hier ertönen Hexameter, wie man in unserem Grade nördlicher Breite kaum zu hören gehofft hätte. Hier ein Beyspiel: Id. 3, 778—807.

Als sich der Organist mit den Seinigen jetzo gelabet,
Theilt' er die Stimmen umher; und mit einmal flossen harmonisch
Liebliche Saitentöne, zu wollustathmender Flöten
Süssem Gesang', und dem Laute des sanft einhallenden Waldhorns.
Wie im blumigen May, wann die Abende heiter und schwül sind,
Spät in die Nacht auf den Bänken am Eingang Männer und Weiber
Lauschen den Zwillingstönen des Waldhorns, welche vom See her,
Mit dem Geröchel des Sumpfs und Nachtigallstimmen im Mondschein,
Nah und entfernt anwehn, dass leis' antwortet der Buchwald:
So voll Anmuth klangen auch dort Wohllaute des Waldhorns,
Lieblich! gedämpft von zween tonkundigen Söhnen des Jägers.
Jetzo gellt' auch Hoboëngetön, gleich Stimmen der Sänger,
Sammt dem ernsten Fagott', von rauschenden Saiten umjubelt.
Einzeln darauf erhub sich des Organisten berühmter
Vielgewanderter Sohn; denn Mannheim, Wien und Venedig
Hatt' er besucht, und dient in der Schulzischen Kammerkapelle:
Dieser entlockte gemach der Kremonageige melodisch-
Rieselndes Silbergetön; ihm schlug des Klaviers Generalbass
Karls treuherziger Lehrer; und horchender schwieg die Versammlung,
Selbst die Genossen der Kunst, wie klar ihm die Tön' und geründet
Rolleten unter dem Bogen, wie voll einschmeichelnder Wehmuth.
Alle Weisen des Klangs wetteiferten, andre mit andern;
Vielgewandt, tiefströmend ergoss sich der lebende Wohllaut:

Donnerte bald, wie gestürmt vom Orkan am Gestade die Brandung
Hoch aufbraust, wann das Krachen zerscheiterter Kiel' und der Männer
Jammerndes Angstgeschrey in den grausen Tumult fern hinstirbt;
Wallete dann, wie ein Bach, der über geglättete Kiesel
Rinnt durch Blumen und Gras und Umschattungen, wo sich die Hirtin
Gerne legt, aufhorchend im lieblichen Traum dem Gemurmel,

Und nun auch kein Beyspiel mehr! Die Trefflichkeiten des Herzens, wovon diess Werk ganz voll ist, werden durch solche Anführungen entweiht. Angenehme und belehrende Wahrnehmungen über die bedachtsam geführte Feile des Dichters muss die ausführlichere Kritik einst anstellen. Nur die *eine* jetzt; Idyll. 3. 607. sagte sonst die verwittwete Gräfin, Gutsbesitzerin von Grünau, zu *Luisen:* „Morgen — kommst du — als junge Frau, *obgleich das Kränzchen verwelkt ist,*" nunmehr sagt sie: — — „*obgleich in bescheidener Haube.*" Wohl dem kritischen Gefühle, das *so* ändert! Ganz im Geiste des Werkes selber, ist die Scene *vor Gleims Hüttchen*, die statt der Zueignung vorangesetzt ist. Angehängt sind Anmerkungen, erläuternd meistens, was ausser Niedersachsen am Ausdruck fremde seyn möchte. Auch diese nicht ohne Salz und Lehre, besonders die letzte. Wohl war es der deutschen Kunst anständig, ein so ächt-deutsches Geisteswerk zu schmücken. Nicht alle drey grösseren Blätter sind dem trefflichen Zeichner Daniel Chodowiecky gleich gut nachgestochen. Auf dem ersten Blatte ist der Pfarrer sehr edel dargestellt; auf dem dritten, (auch, wie das vorige, von Hn. Henne gestochen), fällt die Rührung des Einsegnenden ins Schwärmerische, ja Heuchlerische. Trefflich ist auf dem zweyten Blatt der Bräutigam, der Alte aber, und besonders die Mutter, nicht edel genug. Die Titelvignette stellt die Scene vor, da das Brautpaar unter dem Lärm der Musik bey der getrunkenen Gesundheit davon eilen. Es herrscht in allen Figuren ein treffliches Leben und volle Natur.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Leipzig*, b. Müller: *Adumbratio quaestionis de carminum Theocriteorum ad genera sua revocatorum indole ac virtutibus.* Auctore *Henr. Carolo Abr. Eichstaedt.* 1794. 45 S. 4. (7 gr.) Dass man die dem *Theokrit* beygelegten, und mit dem unbestimmten Namen der *Idyllen* bezeichneten, Gedichte unter gewisse Classe bringen müsse, um die mannichfaltigen, und zum Theil widersprechenden Urtheile über den Werth derselben zu berichtigen, haben auch andere eingesehn, und noch vor kurzem *Manso* in den Nachträgen zu Sulzers Theorie 1. St. 89. S. Hr. *Eichstädt* legt in dieser wohlgerathenen Schrift einen Versuch einer neuen Classification und darauf gegründeten Beurtheilung vor. Geht man von der Betrachtung der Art der Empfindung aus, welche den bucolischen Dichter beseelt, so stellt dieser entweder seine Empfindungen dar, die ihn mehr als die Vorstellung des Gegenstandes beherrschen, welcher dieselben erregt hat; oder er verbindet die Darstellung des Gegenstandes mit der Darstellung der dadurch erregten Empfindungen; oder er stellt, ohne alle Einmischung eigner Empfindungen, Charaktere dar. (Diese Classification zeigt uns drey Hauptgattungen der Poesie überhaupt, die lyrische, die beschreibende, die dramatische. Der Zweck des bucolischen Dichters ist, unsrer Meynung nach, immer Beschreibung (Darstellung der bucolischen Welt.) Dieser Zweck erlaubt mehrerley Formen, rein oder gemischt. Drückt der Dichter bloss seine eigne Rührung bey dem Anblicke ländlicher Gegenstände aus, so ist er entweder lyrischer oder beschreibender, (nicht aber bucolischer,) Dichter. Er kann aber diese Rührung einem Hirten leihen, und seine Empfindungen einer fremden Person darstellen lassen. Daphnis kann also ein trefflicher lyrischer Dichter unter den Hirten gewesen seyn; aber dass ihm dieses zu dem Namen des Erfinders der bucolischen Dichtungsart berechtige, glauben wir nicht.) Zu der ersten Gattung rechnet der Vf. den threnus des Daphnis I. III. VIII. XI. Zu der zweyten muss auch der Fall gezogen werden, wo der D. eignen Vorstellen das bucolische Gewand leiht, wie VII. Die Eigenthümlichkeiten der Gedichte dieser beiden Gattungen werden S. 9. aufgezählt, und kurz gezeigt, wie sehr verschieden die Denkungsart, Sprache und Versbau in diesen und in den Gedichten der dritten Classe ist. In jenen arbeitet er nach einem Ideal des Hirtenlebens, in diesem ist es ihm um treue Schilderung zu thun. In dem II. Abschnitt stellt der Vf. einige Punkte über das mimische Gedicht auf, welche einer genauern Erörterung noch [illegible] bedürfen. Unter den Theocriteis gehören zu den mimischen [illegible]dichten ohne Zweifel II. XIV. XV., und vielleicht auch [illegible] Die Meynung derer, welche die mimischen Gedichte der [illegible]chen für die Aufführung bestimmt glaubten. Eine besondre [illegible] in den Theocriteis machen die Gedichte vermischten Inhalts, [illegible] denen sich, der Natur der Sache nach, kein allgemeiner Charakter angeben lässt; um so weniger, da noch bestimmt werden [illegible] welche von diesen Gedichten dem Theokrit wirklich zugehören. Zu dieser Bestimmung liefert der Vf. hier einen trefflichen Beytrag in der kritischen Würdigung der XXIV und XXV Idylle. Die letztere streitet er dem *Theokrit* ab, und unterstützt die Vermuthung des Hn. Prof. *Beck*, sie möchte das Werk eines alexandrinischen Rhapsoden seyn, durch zahlreiche Gründe. Wir bedauern, dass der scharfsinnige und gelehrte Vf., welcher noch über dieses das seltne Talent besitzt, seine Gedanken mit ungemeiner Gewandtheit, Deutlichkeit und Anmuth auszudrücken, durch die engen Gränzen seiner Schrift abgehalten worden [illegible] auch die andern Gedichte von zweifelhafter Authenticität auf den kritischen Probierstein zu bringen. Doch wir hören, dass Hr. E. an einer Ausgabe des *Theokrit* arbeite. In dieser wird er also Gelegenheit nehmen, die hier nur ebauchirten Materien mit der ihm eignen Genauigkeit auszuführen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. Junius 1795.

TECHNOLOGIE.

Freyberg u. Annaberg, b. Craz: *Ausführliche Beschreibung des Pferde-Göpels auf der Grube Neuer Morgenstern, Erbstolln am Muldenberge bey Freyberg.* (Mit Kupfern.) 1792. 176 S.

Je weniger die Bergmaschinenlehre bisher praktisch bearbeitet worden ist, desto willkommener muss die Erscheinung einer Schrift seyn, welche jenem Mangel so glücklich abhilft, als die vorliegende. Was *Delius* und *Poda* über Förderungsmaschinen lieferten, konnte weder den Bergmann noch den Mathematiker befriedigen, und des verkannten *Scheidhauers* vortreffliche Arbeit über den Göpel ist dem grösseren lesenden Publicum entzogen geblieben! — Hr. *Erler* (der Name des Vf. findet sich am Ende der Schrift) hat uns nicht bloss die genaue Beschreibung *einer* Maschine geliefert, sondern zugleich auch viele nützliche Bemerkungen über Göpel im allgemeinen, über Schachtförderung, Seilverbrauch etc. eingestreut. Unter den 20 Pferdegöpeln, welche dermalen das Freybergische Bergamtsrevier zählt und welche von dem zunehmenden Flore des Sächsischen Bergbaus zeugen, ist der hier dargestellte Neu Morgenstern, in dem sich der Schwengel zum Korbe = 4,25 : 1 verhält, unstreitig einer der interessantesten. Sein Erbauer, *Bach*, ein Schüler des grossen Maschinisten *Mende*, hatte sich's zur Pflicht gemacht alle Verhältnisse zu benutzen, welche Erfahrung und Rechnung als vortheilhaft angaben. Die Welle dieses Göpels, der mit Bremswerk und Sturzhacken versehen ist, hat 12¼ Ellen Höhe und ist 21 Zoll dick. Rec. merkt hiebey an, dass (da die Hindernisslast der Maschine hauptsächlich mit von der Friction der untern Zapfen und diese vom Gewicht der Welle abhängt) die Höhe der letztern besondere Aufmerksamkeit verdient. Diese Höhe könnte vermindert werden, wenn der Korb sammt den Scheiben tiefer gestellt, oder die Welle hoch untermauert würde. Ginge die Untermauerung bis auf 15—18 Fuss, so wäre eine veränderte Gestalt des Schwengels, der nun nicht sölig liegen darf, nöthig. — Merkwürdig und grossentheils neu ist die Vorrichtung zur leichtern Auswechselung des Stiftes, §. 4—11, ohne Herabnahme der Welle; der bewegliche Korb zur Aufbewahrung des Reserveseils §. 15. (Rec. erinnert hiebey an den conischen Korb der Engländer und den schmalen Baldaufschen, in dem das Seil sich um sich selbst schlingt); die Befestigung des Schwengels an der Welle §. 17, die Vorrichtung der Balancirgewichte an den Seilscheiben §. 23, die Richtung der letztern §. 25, besonders die Anmerkung S. 36, die Leichtigkeit des Bremsens §. 53, des Huntslaufs §. 64, und Selbststürzens der Tonnen §. 79 und Anmerk. S. 25, wo der neue Stürzhacken mit Winkelhebeln beschrieben ist, den Rec. aus eigner Erfahrung empfehlen kann. Die Berechnung des Effects der Maschine ist nach Hn. Lempens Formeln angestellt, und (da analyt. Calcul über die Friction hier nicht gesucht wird) zum allgemeinen praktischen Anhalten hinlänglich genau. Hn. Erlers Bemerkung über die Klagen der Theoretiker wegen der ungleichen Last wechselnder Tonnen verdient Aufmerksamkeit. S. 129. Allerdings ist ja auch die lebendige Thierkraft nicht als eine unveränderliche Grösse zu betrachten. Wenn der Vf. die Vortheile der Pferdegöpel und der Hornhaspel mit einander vergleicht, so setzt er bey der letztern die gewöhnlichen Kübel, Bauch- und Seitentonnen voraus S. 142. Rec. hofft aber, dass die Mendesche Vorrichtung mit kleinen, auf Strossbäumen laufenden Tonnen (wie sie auch in Hn. v. Böhmers Schrift über die Grubenförderung abgebildet ist) nach und nach in cultivirten Landen jene holzfressenden Schachtstangen und Bauchtonnen verdrängen soll. — Die 6 Kupfertafeln, welche beygefügt sind, erläutern den Text vollkommen, scheinen aber besser gezeichnet als gestochen. — Rec. fügt noch den Wunsch hinzu, dass unter den vielen ausgebildeten jungen Männern, welche die vortreffliche Bergakademie in Freyberg versammelt, doch einmal einer auftreten möge, um die mannichfaltigen grossen und kleinen Vorrichtungen, durch welche die Sächsischen Maschinen sich von den Harzern und andern unterscheiden, in gedrängter Kürze zu beschreiben. Pferde und Wassergöpel, Huntslaufe, Kunstgezeuge, Pochwerke, Setzwäschen etc. würden reichen Stoff dazu hergeben. Die Maschinenlehre würde dabey ansehnlich gewinnen, weil nur das Auszeichnende und Neue beschrieben werden müsste, Definitionen aber von Einstrichen, Jöchern und Fröscheln (wie in Hn. Erlers Schrift S. 87. 89. 119.) von selbst wegfielen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Vieweg: *Neue deutsche Monatsschrift.* Herausgegeben von *Friedrich Gentz.* Januar, Februar und März. 1795. 360 S. 8.

Der Herausg. eröffnet den ersten Jahrgang mit einer *historisch-politischen Uebersicht der Hauptbegebenheiten des Jahres* 1794, die in einer Reihe von Abhandlungen bereits durch die drey vor uns liegenden Monatsstücke fortgeführt ist, und wodurch dieses Journal gleich anfangs ein ausgebreitetes und fortdauerndes Interesse erhält.

erhält. Der Standpunkt, aus dem eine solche Uebersicht jetzt schon möglich ist, wird von dem Vf. in der kurzen Einleitung sehr richtig angegeben. „Der künftige *Geschichtschreiber* wird sich, wenn er sein unermessliches Pensum überschaut, in ein Labyrinth von Menschen, von Verhältnissen, von streitenden Kräften, von widersprechenden Erscheinungen verstrickt finden, zu denen nur tiefe Kenntniss einer zahllosen Menge von Ursachen und Momenten den Faden darreichen kann." Was man hier zu erwarten hat, ist „eine *Uebersicht* der Hauptbegebenheiten, in dem Zusammenhange betrachtet, den uns die jetzt vorhandenen Materialien als den natürlichsten und *wahrscheinlichsten* an die Hand geben." „Um ein Jahr, wie das vergangene, zu schildern, hat „man nichts nöthig, als die Facta zusammen zu stel„len, und sie dann selbst sprechen zu lassen." Hr. G. erwirbt sich dabey das ihm eigene Verdienst einer überlegten Auswahl und Anordnung, einer liberalen Beurtheilung voll heller und richtiger, wenn nicht neuer und tiefeindringender, Blicke, und eines blühenden, von wenig Mängeln entstellten Vortrages. Die erste Abtheilung umfasst *Frankreichs inneren Zustand*. Die Hauptmomente der noch *fortschreitenden* Revolution unter der Herrschaft des Schreckensfystems bis zu ihrem *Wendepunkt* (den 27 Julius) und von da der stufenweise wieder *zurückgehenden* (wenn diess anders nicht schon zu viel bestimmt) sind mit einer leichten und sichern Hand verzeichnet. Ein Auszug aus einem, ohnehin wenig ins Detail gehenden Abrisse, würde unnütz seyn. Charakteristisch, in Absicht auf die Behandlungsart des Vf. sowohl als auf seinen Gegenstand, ist die Stelle S. 96., welche die wichtigsten Epochen der Revolution in wenig Zeilen zusammenfasst. „Man kann mit ei„nem beträchtlichen Grade von Gewissheit behaupten, „dass eine Verfassung, wie die, welche jetzt in Frank„reich obwaltet, wo sich alle Zweige der öffentlichen „Gewalt in den Händen einer einzigen, durch nichts „beschränkten, durch nichts controllirten, despotisch„souverainen (und noch obendrein permanenten) Ver„sammlung befinden, nichts anders als ein beständiges „Schwanken von der Tyranney einiger Wenigen zur „Anarchie und Verwirrung erzeugen kann. Von dem „Augenblicke an, da die constituirende Nat. Verf. die „königliche Macht vernichtete, hat Frankreich diesen „Satz auf mancherley Art bestätigt. Vom Ende des J. „1791 bis zum 31 May 1793 wurde das Land durch „kämpfende Factionen zerrissen: erst *Royalisten* und „*Demokraten* überhaupt, dann *Jacobiner* und *Feuillans*, „dann *Girondisten* und *Maratisten*; vom 31 May 1793 „bis zum 27 Julius 1794 gab es keine Partheyen mehr, „(die *Hebertisten* waren nur eine *werdende* Faction) es „herrschte Einheit und Energie in der Regierung, aber „— Robespierre war das Oberhaupt derselben. Kaum „sah sich die Welt von dem Ungeheuer befreyt, als „abermals Zwietracht, Factionsgeist, und alle Keime „zur Anarchie, zum Bürgerkriege, oder zu neuen Ka„tastrophen hervorbrachen." Der *zweyte Abschnitt* (Februar) beschäftigt sich mit den Kriegen und äussern Verhältnissen Frankreichs; der *dritte* handelt von *England* und dem Seekriege. Sehr befriedigend erklärt Hr. G. Frankreichs anhaltende Superiorität aus der Natur der Revolutionsverfassung, und aus der unwiderstehlichen Energie, womit eine mehr als dictatorische Gewalt die unermesslichen Kräfte des Landes durch das Schreckensfystem vereinigt hielt, und von Einem Punkte aus willkührlich bewegte. „*Robespierre*, sagt er, nicht „die, welche an der Tafel schwelgten, die seine küh„nere Verruchtheit bereitete, Robespierre allein hat „Holland erobert, und den Rhein zur Gränze von „Frankreich gemacht." Rec. sieht der Fortsetzung dieser, besonders für das grössere Publicum wichtigen, Blätter mit Verlangen entgegen. — Einige schöne *Gedichte* von einem Ungenannten nach *Sarbievius* und *Thomson*, so wie ein paar andere artige Kleinigkeiten, müssen wir des Raumes wegen übergehen. — *Fragment einer Vergleichung Friedrichs II mit Marc Aurel, besonders in Rücksicht ihrer Religiosität.* Diese Vergleichung ist zwar, wie der einsichtsvolle Vf. selbst bemerkt, aus einem zufälligen, aber aus einem scharf aufgefassten Gesichtspunkte angestellt, und verräth den geübten, tiefdringenden Beobachter. Den Eingang machen einige vortreffliche Bemerkungen über den Werth und die Absicht historischer Parallelen überhaupt. Hierauf geht der Vf. an die Entwickelung der Moralsysteme beider Fürsten, mit einer Feinheit, Reife und Nüchternheit der Urtheilskraft, worin es schwer wird, einen unserer scharfsinnigsten Analytiker und geschmackvollsten philosophischen Schriftsteller zu verkennen. „*Marc Aurel* war ein Stoiker; und da in den Grundsätzen dieser Secte sicher etwas übertriebenes und unwahres ist, indem sie die menschliche Natur unabhängiger vorstellen, als sie seyn kann: so ist auch in der Aufführung und in den Betrachtungen Marc Aurels etwas *überspanntes*, welches den angenehmen Eindruck schwächt, den sonst ihre Vortrefflichkeit machen würde." „Antonin umschanzte seine Tugend mit Dornen. Seine Selbstgespräche sind eine Art Todesbetrachtungen, oder hängen mit solchen zusammen. *Er sucht Trost gegen Unruhen und Beängstigungen seines Gemüths zu suchen:* es sey, gegen solche, die aus dem Bewusstseyn seiner Mängel, oder gegen die, welche aus den widrigen Begebenheiten seines Lebens, oder endlich gegen die, welche aus der Ungewissheit der Zukunft entstehn." „Marc Aurel konnte nicht ganz glücklich seyn, da er seine Zuflucht unaufhörlich zu den ersten Grundsätzen nehmen musste, um sich zufrieden zu erhalten." *Friedrich* war, bey der heldenmüthigsten Standhaftigkeit des Charakters, doch von allen Uebertreibungen ein Feind; „und weder die, welche aus der Speculation, (wenn sie auf die Erfahrung keine Rücksicht mehr nimmt,) noch die, welche aus dem Enthusiasmus entstehn, konnten je bey ihm Eingang finden." „Sein Moralsystem war, wie es sich von einem Manne, der nur zur Erholung von Geschäften, oder für die bessere Führung derselben philosophirt, erwarten liess, das popularste, fasslichste, das welches dem gemeinen Menschenverstande am besten einleuchtet, und sich am meisten dem natürlichen Gefühl empfiehlt: ich meyn das System der Nützlichkeit und der wohlgeordneten Selbstliebe. Ihre

Pflich-

Pflichten, welche dieses System vorschreibt, sind am Ende mit den Pflichten der stoischen Moral einerley: aber die Schlüsse, auf die es gebaut ist, sind weniger abstract, und die Denkungsart, welche es einflöfst, ist weniger ernsthaft und finster." Hierzu kommt (in Vergleichung mit Marc-Aurel) ein glücklicheres Temperament, und günstigere äussere Verhältnisse. „Das „Gegenwärtige befriedigte ihn mehr: die Zukunft beunruhigte ihn weniger." „In der That, (um nichts zu verschweigen, setzt der geistreiche Vf. hinzu,) sahe er auch seine Mängel weniger ein, machte sich weniger Vorwürfe über seine Fehltritte, und war *nicht so wohl*, gleich dem stoischen Kaiser, *bemüht, seine Natur zu verbessern*, welches immer mit Kampf verbunden ist, *als emsig, die schon erworbenen Vollkommenheiten derselben in mannichfaltiger Thätigkeit anzuwenden*, woraus nothwendig Glückseligkeit entsteht." Mit gleicher Kunst fährt der Verf. fort, die *Religionsbegriffe* und den Einfluss derselben auf den Charakter und das Leben der beiden grosen Männer zu entwickeln. Am Ende steht: die Fortsetzung *vielleicht* künftig. Dieses Vielleicht ist hoffentlich nur ein Druckfehler. — *Voraussicht und Zurücksicht.* Von Hn. Vicepräsidenten *Herder*. Prometheus und Epimetheus unterreden sich über den Werth der Gaben, (der *Vorsicht*, die der That vorausgeht, und des *Nachdenkens*, das ihr folgen soll,) welche das menschliche Geschlecht ihnen beiden zu verdanken hat. *Pallas* gesellt sich zu den Brüdern, und sucht sie zu vereinigen. „Lehret die Menschen, wie sie *eurer beider* Gaben aufs beste anwenden und vertheilen. Ihr einzelnes Daseyn ist von einer kleinen Spanne begränzt; Menschenweisheit ist also, „zu lernen, wie viel *Vorsicht*, wie viel *Zurücksicht* sie auf jedem Punkt dieser Spanne nöthig haben und anwenden können, ohne ihr Daseyn selbst zu schwächen „und zu verlieren." Prometheus fallt ihr ins Wort: „*Ihr Götter habt gut reden;* wer unter den Sterblichen „trifft zu jeder Stunde das rechte Maass der Weisheit?" Sehr treffend, leider! — Im *Märzstück* giebt der Vf. noch eine *Nachlese aus der griechischen Anthologie.* — *Form,* (zunächst *Regierungsform.*) Von Hn. *von Rochow.* Fein und glücklich ausgedrückt ist der Schluss S. 81.: „Wenn es wahr ist, *drink deep or taste not* (thue einen guten Schluck, oder koste lieber gar nicht -), so ist es in der Staats- und Regierungskunde. Erasmus sagt wohl weislich: *Reformare in ecclesia oportet, non ecclesiam.* Wo etwas also *noch steht*, weil es lange gestanden hat, da setzt Stützen an, ihr Menschenfreunde!" — „Aendert ihr aber an der *Form des Ganzen*, so werdet ihr indessen *theure Hausmiethe* zahlen müssen, bis alles wieder fertig, gesund-wohnbar und — meublirt ist." Die Definition: *Form ist das sinnlich Erkennbare von jedem Gegenstande*, ist sonderbar. Der Vf. spricht doch auch von einer Form des *Denkens*. Was ist dabey *das sinnlich Erkennbare?* — *Ja wohl hat sie es nicht gethan! Eine wahre Criminal Anekdote.* Von Hn. Prof. *Meissner*. Ein Madchen geräth in Verdacht, einen Kindermord begangen zu haben. Sie wird auf die Folter gebracht, und halt die ersten Grade aus. Indessen wird, durch einen seltsamen Zusammenfluss von Umständen, die wirkliche Mörderin entdeckt. Jene erhält nun ihre Freyheit wieder, aber nicht so ihre Gesundheit, die sie auf der Folter gelassen hat. Wahr oder nicht! Die Geschichte ist sehr verständig angeordnet, und gut erzählt. Wir bemerken mit Vergnügen, das Hn. M's Schreibart immer mehr von einigen befremdenden Eigenheiten ablegt. — *Ueber Taubstummeninstitute und ihre Reformen in Frankreich.* Von Hn. Oberconf. Rath *Bötticher*. Ein lesenswürdiger Auffatz. Der gelehrte Vf. geht auch in die frühere Geschichte dieser menschenfreundlichen Anstalten zurück, verweilt sich aber insbesondere bey dem neuesten Decrete des Nationalconvents, zu Gunsten derselben. — Derselbe Vf. liefert (im Märzstück) einen unterhaltenden Beytrag zur Lebensgeschichte des Engländers *Bruce*. — *Universal-historische Uebersicht der Entwickelung des menschlichen Geschlechts.* Von Hn. *Jenisch.* Bis jetzt nur die Einleitung, und darin manches Gute und manches Neue; nur dass, mit Lessing zu reden, das Gute selten neu, und das Neue nicht immer gut ist. Wunderlich ist der Einfall S. 139.: „das Thier ist — ein Gelehrter: der Mensch — ein Genie." Eher liesse sich, umgekehrt, das Genie, als eine völlig bestimmte Naturanlage, mit dem Instinct der Thiere vergleichen. Wie ferner „ein (bloss) *höherer* Geist, (der also lange noch nicht der Allwissende selbst zu seyn braucht,) aus der Beschaffenheit Eines Gräschens, die Eigenschaften, Kräfte und Entwickelungsgeschichte der gesammten lebendigen und leblosen Erdenschöpfung entziffern," oder „aus der Geschichte eines einzigen Menschen die Geschichte und die *bestimmten Weltverhältnisse* des menschlichen Geschlechts und *jedes Individuums* solle entwickeln können;" versteht Rec. nicht. — *Die armen Alten, ein Gemälde aus dem häuslichen Leben.* Von Hn. Rect. *Starke*. Die armen Alten finden, zum Lohn für ihre Redlichkeit, in einem Fremden, dem sie ein verlornes Stück Geld zurückbringen, ihren Sohn. Gut gedacht, aber nicht so gut ausgeführt. Hr. St. mahlt etwas viel und flüchtig, wie es scheint. Seine Zeichnungen sind mit unter gar zu uncorrect, und das Colorit ist häufig sehr unrein. Das vorliegende kleine Stück ist in einer äusserst spielenden Manier gearbeitet. Auch fehlt es nicht an undeutschen Ausdrücken und Wendungen; z. B. „als er am Fenster *sorgte* (in Sorgen stand.)" „Er *bog* (ging) um den Hügel" u. dgl. — Sehr fein, und durch die Zeitumstände ungemein rührend geworden ist das Gedicht des Hn. *v. Kranicky an den König von Polen*, das unter dem Anschein der Satyre das schönste Lob des vortrefflichsten Königs enthält. — Den Beschluss des Märzstückes machen Bemerkungen *über den Grundsatz der Bevölkerung*, von Hn. *v. Beguelin*. Ein Aufsatz, der vor vielem, was über diesen Gegenstand geschrieben ist, Auszeichnung verdient. Der Vf. verbindet den festen, praktischen Blick, den man bey deutschen politischen Schriftstellern noch so sehr vermisst, mit einer oft classischen Eleganz der Darstellung.

Frankfurt u. Leipzig: *Meine Bedenken über Aufklärung*, als Beyträge zur Beförderung derselben. 1793. 188 S. 8. (8 gr.)

Diese Schrift enthält weit mehr, als der Titel vermuthen lässt. Nach einer Erörterung des Begriffs der Aufklärung, (denn: „weder *Ewald*, weder *Sangerhausen*, noch *Bertuch* leisteten ihm Genüge, d. i. eine ordentliche Abhandlung, dass man die Sache wie in einem Systeme nach einem bestimmten Begriffe betrachten konnte, und von dem übrigen Gemengsel der schreibseligen Aufklärungswürmer lohnet es wohl der Mühe nicht, nur eine Meldung davon zu machen,") folgt ein Beweis nicht nur der Wahrheit der katholischen Religion, sondern auch der alleinigen Weisheit ihrer Lehrer. — „Der Lichtanzünder Zauner, sagt der Vf. S. 70., mag von den Schriftstellern in der Gottesgelahrtheit blutwenig gesehen haben, sonst müsste er es wissen, dass selbst die Protestanten ihre Theologie unsern gelehrten Katholiken nachgeschrieben haben. Ueberdiess erhält man noch eine Theorie der bürgerlichen Gesellschaft, des Lehnrechts und der geistlichen Güterbesitzungen, eine Widerlegung *Rousseau's* und *Voltaire's* und etwas über die Freyheit zu denken. Drey und eine halbe Seite Druckfehler machen den Beschluss. Der boshafteste Streich, den je die Philosophie der Sicherheit der Thronen, der Religion, und der Sittlichkeit spielte, war nach dem Vf. — die Abschaffung des Jesuiterordens. Ueber die Meynungen des Vfs. einige Bemerkungen zu machen, wäre wohl gänzlich unnütz, indem sich gewiss das Publicum, das an dieser Schrift Geschmack finden kann, so wenig um Richtigkeit im Denken bekümmern wird, als sich der Vf. um Beyfall bekümmert, wie er am Schlusse der Vorrede, den wir noch als ein Beyspiel seiner Gedankenverbindung und seiner Sinnesart, und als die Ankündigung seiner nächsten gelehrten Arbeiten hersetzen wollen, versichert. „Uebrigens schreibe ich so wenig um Beyfall, als um Geld; um das in der That zu beweisen, werde ich (woferne es meine Gesundheit und Umstände zulassen) das nächstemal die so sehr beklatschte *kritische Geschichte der kirchlichen Unfehlbarkeit* und den *Thomas* (ungläubigen) *Freykirch* (Indifferendisten) *über die Unfehlbarkeit der k. Kirche* aufführen, den wahren Namen des verlosnen Verfassers, die geistliche Fürstenstadt, wo er dermalen lebt, und hauptsächlich die Ungründlichkeit seiner Abhandlung zeigen, zugleich die Bosheit der katholischen Recensenten, welche über diese an sich mühseligen Producte so ein Aufheben machen."

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Pavia*, b. d. Verfasser: *Lettera di Francesco Marabelli concernente l'esame dell' acqua cavata colla paracentesi da un Idropico, della Clinica di Pavia nel mese di Maggio dell' anno 1791*, diretta al S. *G. P. Frank*. etc. ohne Jahrzahl. 20 S. 8. — Die Flüssigkeit, die sich bey wassersüchtigen Kranken im Unterleibe, oder in andern Hölen oder Theilen des Körpers ansammelt, ist sonst schon von einigen Aerzten und Scheidekünstlern mit Sorgfalt untersucht, und ihre Verschiedenheit von manchen andern Feuchtigkeiten, die sich im thierischen Körper erzeugen, sowohl, als vom gemeinen Wasser, deutlich dargethan worden; indessen hat es Hr. *M.* doch nicht für überflüssig gehalten, die ihm von Hn. *Frank* dargebotene Gelegenheit, durch welche er in den Stand gesetzt ward, neue Versuche mit jener Flüssigkeit anzustellen, zu benutzen, und so vielleicht die Kenntniss, die wir von den Eigenschaften und der Mischung dieses Wassers haben, zu vervollkommnen oder zu berichtigen. Er hat daher eine Menge jener Feuchtigkeit mit verschiedenen Reagentien vermischt, eine andere Menge derselben aber bey verschiedenen Graden des Feuers bearbeitet, und so sich bemüht, den Zweck, den er sich vorgesetzt hatte, zu erreichen. Er hat gefunden, dass sie, ausser vielem Wasser und gerinnbarer thierischer Materie, die sich von jenem leicht durch mässige Wärme absondern lässt, auch freyes luftvolles Mineralalkali, Kochsalz, Gyps, flüchtiges Alkali, etwas Phosphorsäure und eine seifenartige, der Galle sehr ähnliche, Substanz enthält. Die gerinnbare Materie, die mit dem geronnenen Eyweisse im Ganzen genommen sehr übereinkam, wich doch in einigem Betrachte von diesem ab; zwar gab sie durch die trockne Destillation eben die Bestandtheile, die man bey gleicher Bearbeitung aus diesem erhält, aber bey der Destillation mit Salpetersäure verhielt sie sich etwas anders; denn sie liess nach Abziehung dieser Säure, eine zähe Masse zurück, die eine grünlich - schwarze Farbe, und einen höchst bittern Geschmack hatte, sowohl im Wasser, als im Weingeiste auflöslich war, und überhaupt alle Eigenschaften, die der Galle zukommen, besass. Im Blutwasser, das der Vf. auf ähnliche Art untersucht hat, hat er diesen Bestandtheil eben so wenig, als im Eyweisse, angetroffen, und er folgert also aus seinen Erfahrungen, dass die Feuchtigkeit der Wassersüchtigen in diesem Betrachte von den thierischen Flüssigkeiten, mit welchen man sie gewöhnlich verglichen hat, sehr verschieden sey. — Die übrigen Folgerungen, die Hr. *M.* aus seinen Versuchen herleitet, übergehen wir mit Stillschweigen, und erwähnen nur noch, dass er, aller Mühe ungeachtet, auch nicht eine Spur von Zuckersäure in dem von ihm untersuchten Wasser bemerkt hat, und dass er daher diese Säure nicht unter die Bestandtheile dieser Flüssigkeit zählt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. Junius 1795.

GESCHICHTE.

Reichsstift St. Blasi: *Geschichte der K. vorderösterreichischen Staaten* aus Urkunden, gleichzeitigen Geschichtschreibern und andern reinsten Quellen gezogen von einem *Capitular des fürstlichen Reichsstifts St. Blasi am Schwarzwalde.* Mit geographischen Karten. I. Th. 636 S. 1790. gr. 8. II. Th. 654 S. nebst einer Karte.

Bey dieser Geschichte wird im Ganzen das, was einer Landesgeschichte ein wahres Interesse verschaffen kann, fast vollkommen vermisst. Der Vf. hat die besondern Verhältnisse eines jeden Zeitraums nicht genug dargestellt; ein jeder derselben hätte nothwendig nach dem Zweck einer nützlichen Geschichte die innerliche Verfassung im Geistlichen und Weltlichen, und beides in Bezug auf die Veränderung der Zeit und Denkungsart, den Zustand der Gesetzgebung, die Verbindungen und das Interesse dieser Lande in Hinsicht auf die Nachbarn, die Fortschritte in Wissenschaften, in dem Handel, in Bildung der Sitten, der Landescultur, in Ab- und Zunahme des innerlichen Reichthums u. dgl. in einer gedrängten Kürze, jedoch wohl von einander abgesondert, zeigen sollen; in diesem Fall würde diese ausserdem sehr fleissig bearbeitete Geschichte für jeden Leser interessant gewesen seyn; so aber dient sie bloss zum Nachsuchen einiger Thatsachen, oder Nachrichten von einigen Geschlechtern, und hat keine Realität für das Ganze, weil jene Beurtheilung fehlt, welche ein jeder Geschichtschreiber haben soll, und die bloss auf der Grundlage vorgedachter Erfodernisse beruht.

In der *Einleitung* bestimmt der Vf. — welcher sich zwar nicht nennt, aber der sehr fleissige und verdienstvolle Stiftscapitular *Geiter* seyn soll — die eigentliche Benennung des *Vorderösterreichs* daraus, weil diese Lande von allen übrigen österreichischen ganz abgesondert, *westwärts* liegen. Rec. erinnert sich, dass Tschudi in seinen Bemerkungen vielmehr angiebt, die gegen die Schweiz liegenden österreichischen Lande würden deshalb Vorderösterreich genannt, weil sie Oesterreich gegen Oberdeutschland *vor* lägen. Bey einer bisher noch gar nicht bearbeiteten Geschichte eines Landes sind dergleichen etymologische Untersuchungen oft nöthig. Die Hauptheile des Vorderösterreichs sollen seyn: 1) die *Landgrafschaft Breisgau;* 2) das *österreichische Fürstenthum in Schwaben;* 3) die *vorderarlebergischen Herrschaften.* Nach einer kurzen, aber bündigen, Untersuchung der ursprünglichen Geschichte, sagt der Vf. S. XXV.: es fehle an besondern Nachrichten von der ehemaligen Verfassung dieses Landes unter den allemannischen und merovingischen Königen. Rec. glaubt, dass die Spuren, welche in des Hn. *von Ekkard* seiner *historia franciae orient.* Tom. I. p. 68. vorkommen, ziemlich deutlich seyen, und zu allerdings richtigen Schlussfolgen über die Regierung dieses Landes unter den Merovingern dienen konnten. Es geht aber insgemein so, dass, wer sich nicht mit dem Studium der Geschichte ausschliessend beschäftigt, die Quellen, die am leichtesten zu entdecken wären, verfehlt. — Mit einem schnellen Uebergang zur Regierung der Carolinger zeigt der Vf., dass die politische Verfassung dieses Landes von dieser Zeit besser bekannt sey; indem sogar, aus *Hergotts* diplomatischer Genealogie, bis auf das J. 968, alle Grafen und Prinzen, welche die Angelegenheiten dieses Landes besorgt hätten, bekannt wären. Um diese Zeit ist dieses Land eigentlich an das *gräflich-zäringische* Haus, von diesem an die Grafen von *Hochberg*, und sodann, 1346, an die Grafen von *Freyburg* gekommen, welche sich nachher unter den Schutz der Herzoge von Oesterreich begeben haben. Diese Veränderung hat, wie der Vf. gründlich zeigt, zu der merkwürdigen Epoche den Anlass gegeben, dass die österreiche Landvogtey bald im *Breisgau* allein, bald mit *Elsass* zugleich verwaltet wurde. S. XXXI. werden nun auch die besondern topographischen Nachrichten von dem *vorderösterreichischen Schwaben* mitgetheilt. Dessen Haupttheile, die unter sich fast gar nicht zusammenhängen, bestehen 1) in der *Landvogtey* in *Ober-* und *Niederschwaben*, 2) dem freyen *Landgericht* in *Ober-* und *Niederschwaben*, auf der *Leitkircher Heide*, und in dem *Gepürse* mit seinen vier *Mahlstädten*, 3) der *Markgrafschaft Burgau*, 4) der *Landgrafschaft Nellenburg* und dem *Landgericht im Hegau*, und *Madach*, und in der *Grafschaft Nieder-* und *Ober-Hohenberg*. Die Benennung dieser Bestandtheile ist an sich vollkommner und bestimmter, als man sie in den Topographieen *Büschings*, und selbst einiger österreichischen Schriftsteller, vorzüglich des manchmal undeutlichen *de Lucca*, findet. Um die vielen Widersprüche wegen den Reichslandvogteyen zu heben, nimmt der Vf. zur Richtschnur die Einrichtung derselben an, in welcher K. Wenzel bey dem Anfang seiner Regierung beide Reichslandvogteyen in Ober- und Niederschwaben an den österreichischen Herzog *Leopold III*, um 40,000 Gl. das erstemal Pfandweise überlassen hat. Hier wird die Bestimmung des Jahrs (wahrscheinlich 1377) um so mehr vermisst, da 1415 schon wiederum eine neue Verpfändung an die Truchsessen von *Waldburg* vorkommt, bis das Erzhaus Oesterreich 1486 solche unter der Regierung des Erzherz. *Sigismunds* wiederum einlöste. Von den Streitigkeiten und Beschwerden der Reichs-

Reichsstände gegen diese Landvogtey sagt der Vf. nur in Kürze, dass selbige grösstentheils durch K. *Leopold I* gehoben worden, welcher erlaubt habe, dass derjenige, welcher vom schwäbischen Landgerichte einen höhern Richter verlangen würde, selben entweder an dem Hof des Kaisers, oder bey dessen Hof- und Kammergerichte suchen solle. Es dürfte zwar hiebey noch manches zu bedenken geben, wenn man sich an die Grundsätze erinnert, nach welchen das Hofgericht zu Insbruck, und auch selbst die vorderösterreichische Regierung zu *Freyburg* bey verschiedenen Anlassen zu verfahren sich berechtigt glaubten. Der Vf. hätte hier ebenfalls bemerken können, dass das *Landgericht* mit der *schwäbischen Landvogtey* nicht einerley sey; indem das Landgericht seine Gerichtsbarkeit viel weiter, als die Landvogtey, erstreckt; (Die letztere hat nur ein mäsiges Gebiet bey der Reichsstadt *Ravensburg* unter sich;) so wie auch der Landvogt mit dem Landrichter nicht muss verwechselt werden. Bey der Beschreibung der Markgrafschaft *Burgau* scheint der Vf., was das Historische betrifft, die neuern Schriftsteller, da er sie gar nicht einmal anführt, nicht benutzt zu haben. Die sechs Vogteyen, schreibt der Vf., enhalten 4 Städte, 13 Marktflecken, 76 Schlösser, 201 Dorf, 71 Weiler, und 36248 Einwohner. Auch hier dürften einige Berichtigungen in Vergleichung anderer Nachrichten statt finden; z. B. dass die Unterthanen grösstentheils anderen Ständen, Stiftungen, und zum Theil auch ritterschaftlichen Personen mit Steuer, Zinsen und Gülten angehören. Die österreichisch steuerbaren Unterthanen in der Grafschaft *Nellenburg* werden, S. LV, auf 24493 angegeben. Von den Bestandtheilen und der eigentlichen Zahl der Einwohner der Grafschaft *Hohenburg* und des Landgerichts *Hegau* wird gar nichts bestimmt. Vielleicht rührt dieses von einer besondern nachbarlichen Politik her. Die vorderarlebergischen Herrschaften begreifen, nach des Vf. Angabe, 3 Städte, 8 Marktflecken, 149 Dörfer, und 68,894 österreichische Unterthanen in sich. Das Totale aller vorderösterreichischen Staaten wird, S. LXIV, auf 44 Städte, 34 Marktflecken, 1017½ Dörfer, 359596 christliche Seelen, nebst 1422 Hebräern, oder besser gesagt, 360968 Einwohner, angegeben, worunter aber jene der Grafschaft *Hohenburg* noch nicht begriffen sind. So viel aus der Vorrede.

Die Geschichte der vorderösterreichischen Staaten wird eigentlich von dem Vf. in XIII Zeiträume abgetheilt, wovon 9 in dem ersten Theil enthalten sind. Diese Geschichte, welche sich über so viele nicht hieher gehörige Dinge verbreitet, dass sie eher einer Reichs- als einer Provincialgeschichte gleicht, hat einen entschiednen Werth durch die Gründlichkeit der diplomatischen Aufschlüsse, welche man in ihr findet. — Man muss für das Ganze bemerken, dass der Vf., als Conventual des Stifts St. Blasii immer die Geschichte Vorderösterreichs auf das Interesse seines Gotteshauses wenigstens eben so zu wenden gesucht habe, als wenn ein Vorderösterreichischer die Geschichte von St. Blasii zu schreiben unternehmen würde.

Der *I Zeitraum, von den ältesten Einwohnern unsers Vaterlandes* (der vorderösterreichischen Staaten) enthält einige bisher von keinem österreichischen Schriftsteller angeführte Nachrichten. Der Vf. erwähnt S. 6. eines Denkmals, wodurch bewiesen wird, dass die alten *Cimbrer* diese Gegend bewohnt haben. „Der Schutt (sagt er) des nicht weit von *Oberndorf* zerstörten alten Schlosses *Zimmern*, sammt einigen Dörfern, die in dieser Gegend den gleichen Namen tragen, sollen Denkmale dieses Volks seyn." Wenigstens ist es richtig, dass das gräfliche Haus *Zimmern*, welches mit Grafen Wilhelm, Hofmarschalle des Erzherzogs *Ferdinand I*, erloschen, sich gerühmt hat, von diesen neuen Bürgern Deutschlands abzustammen, und daher soll es auch zum Beweise (nach *Speners* Wappenbuch) sich immer des norwegischen Wappens bedient haben(!!)

In dem II Zeitraum wird die *Beschaffenheit unsers Vaterlandes* (das Wort *unser* scheinen die Religiosen mit den Jesuiten gemein zu haben) *von der Geburt des Welterlösers bis auf Kaiser Constantin den Grossen* dargestellt. Dieser Zeitraum hat selbst für die Geschichte der vorderösterreichischen Länder kein Interesse. Der Vf. schweift in Erzählungen aus, die allerdings besser eine Conventslegende, als der Staatsgeschichte eines Landes angemessen sind; z. B. S. 90. „in das J. 235 sollte auch der Marterkampf der heiligen Ursula und ihrer Gesellschaft gesetzt werden, wenn diese Erzählung nicht vielen Zweifeln und Schwierigkeiten, die noch nie ganz aufgelöst worden, unterworfen wäre. Obschon dieses *unschuldige Blut* bey Cöln am Niederrhein soll *verspritzt* worden seyn, haben wir doch hier eine kurze Meldung thun sollen, weil *Krombach* behauptet, dass diese Jungfrau die Rückreise in ihr Vaterland von Rom über Basel, folglich durch das Breisgau, genommen habe."

Der III Zeitraum, *von Constantin dem Grossen bis auf die fränkischen Könige*, zeigt nichts erhebliches ausser den bekannten Geschichtsbeweisen, dass die Römer sich auch in dem *Schwarzwald* festgesetzt, und ihre Macht aus dem *Breisgau* in das Gebirge des *Kinzingerthals*, und aus diesem bis an den Neckarstrom ausgebreitet, und sich bey *Sulz*, einem ihrer Standorte, verschanzt haben.

Von dem IV Zeitraum, mit der Aufschrift: *unsere Voreltern unter den fränkischen Königen von 469 bis 750*, sagt der Vf. S. 150. bey der damaligen Verfassung habe unser (sein) Vaterland einer ungestörten Ruhe genossen. Das königliche fränkische Haus wurde zwar oft durch die schwersten innerlichen und äusserlichen Unruhen erschüttert, und dadurch grosse Veränderungen in der Beherrschung der Gränzen unsers Vaterlandes veranlasst: doch kann unser Vaterland über sein Schicksal dieser Zeit keine Klage führen. Wahrscheinlich warf der Vf. hier schon einen Blick aus der für die Geistlichkeit schon ziemlich günstigen Regierungsverfassung der Merovinger in die Aussichten der folgenden Periode; denn S. 187 kommt selbst die erste Nachricht von der Existenz des Gotteshauses *St. Blasii* vor, wel-

ches von dem *h. Fridolin* die Ordensgesetze des h. Benedicts erhalten hat.

Der V Zeitraum, *Geschichte der heutigen vorderösterreichischen Lande unter den Carolingern* von 752 bis 887, verschaffte selbst den religiösen Absichten des Vf. in seiner Geschichte schon mehr Interesse, als die noch sehr unbestimmte Regierung der Merovinger; fast alles, selbst das, was die Beschaffenheit der alten Grafen betrifft, welchen die Regierung des Landes überlassen war, hat auf die geistliche Geschichte einen weit stärkern Bezug, als auf die weltliche. Unter verschiedenen sehr abgeschmackten Weitschweifigkeiten, (z. B. S. 256. dass das *Gedächtniss* der beiden Grafen *Chankaro* und *Adelhard in ewiges Vergessen würde gesunken seyn*, wenn P. *Herrgott* nicht 2 Urkunden in der Abtey St. *Gallen* gefunden hätte etc. u. dgl.) stellt der Vf. S. 228. von K. *Karl Gr.* folgendes Gemälde auf. „Wir müssen gestehen (doch nur wahrscheinlich unter der Obedienz?) dass K. Karl an der Spitze seiner Kriegsheere furchtbar und schrecklich, und zu den Füssen der Altäre eben so demüthig als gottesfürchtig gewesen sey; dass er die Feinde der römischen Kirche nicht nur gedemüthigt, sondern auch zernichtet; dass er endlich das Reich Jesu Christi, ohne dem Seinigen engere Gränzen zu setzen, ausgebreitet habe, und also der Würdigste gewesen sey, dem die Krone des abendländischen römischen Kaiserthums aufgesetzt, und von *allen* (vermuthlich den geistlichen) Staaten *unseres* Welttheils (auch hier steht das *unser* nicht übel) der Beyname *der Grosse* beygelegt worden." Kürzer und bestimmter würde ein Politiker unsrer Zeit sagen: K. *Karl* hat den Namen, der Grosse, billig verdient, weil er, weit erhaben über sein Zeitalter, die Bereicherung der Geistlichkeit als jenes nothwendige Uebel glücklich zu wählen wusste, damit die bezwungenen Völker durch die Verbindung der geistlich- und weltlichen Macht, desto besser in der Unterwürfigkeit nach damaligen Erfodernissen konnten erhalten werden. Der *Mordsäbel des Kriegs* (anstatt der Krieg) der *Weltwürger* (anstatt die Pest) u. dgl. Ausdrücke, derer sich der Vf. S. 256. zur Beschreibung des damaligen Elends bedient, sind beynahe lächerlich. Was in diesem Zeitraum eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdient, sind die Beweise der Geschlechtskunde von Herzog *Burkard* I in Schwaben, welche S. 315 - 320. genau dargestellt wird. Der Vf. beweist zugleich auch, dass dieser Herzog nach dem unruhigen Geist der damaligen Grossen sich schon aus aller Verbindung mit dem deutschen Reich zu setzen gesucht, und der Einfälle der Ungern zur Vergrösserung seiner Macht und Ansehens bedient habe. Ueberhaupt sind die wenigen Schlussblätter das einzige, was der Darstellung dieses Zeitraums ein besonderes Interesse gibt.

VIII Zeitraum. *Umstände unsers Vaterlandes unter den sächsischen Königen und Kaisern.* S. 918 — 1024. So reichhaltig der vorige Zeitraum an Carolingischen Schenkungsurkunden war, welche grösstentheils aus dem Archiv des Stifts St. *Gallen* benutzt wurden, so wenig fehlt es auch in diesem an sehr wichtigen Stellen, worunter vorzüglich, S. 328, die Geschichte des auf seiner Rückreise aus der Lombardie ermordeten Herzogs *Burkard* gehört. Auf Veranlassung derselben bemerkt der Vf., dass sich damals durch die wegen dieser Mordthat vorgegangene Veränderungen das burgundische Reich von dem mittelländischen Meere, bis an *Basel* erstreckt, und der nächste Nachbar der vorderösterreichischen Lande geworden sey. Diese Bemerkung ist um so wichtiger, als der gelehrte Hr. *Pet. Ochs* in seiner baselischen Geschichte (wahrscheinlich aus diesem Anlass) die Frage aufgeworfen hat, ob *Basel* vom J. 888 - 1032 ein Theil des deutschen oder burgundischen Reichs gewesen sey? — Kännte der Vf. die neuere Literatur, so würde er in den Untersuchungen des verdienstvollen Hn. *von Blums*, über die Gränzen des ehemaligen burgundischen Reichs, diese Frage zuverlässig entschieden gefunden haben. In diesem Zeitraum stösst man wieder auf eine Menge Ausdehnungen, die jeden Leser ermüden müssen. —

In dem VIII Zeitraum, *von K. Konrad II bis Heinrich V fränkischen Stammes*, liefert der Vf. S. 447 bis 452 eine sehr umständliche Geschichte von der Stadt *Augst* und des umliegenden *Rauracherlandes*. Alles was von der Fehde zwischen dem Kaiser *Heinrich* und Papst *Gregor*, welcher letztere den Herzog *Rudolf* von *Schwaben* zum Helfer hatte, erzählt wird, hat für die vorderösterreichischen Staaten (die Verheerung der arlebergischen Landschaft ausgenommen) sehr wenig Interesse. Die Bestimmung dieses ganzen Zeitraums — besonders da der Vf. S. 515 sich mit einer Apologie für P. *Gregor* VII und einer Strafpredigt gegen *Voltaire* wegen der Kreuzzüge abgibt, welche auf die Geschichte der vorderösterreichischen Lande, wovon er schreibt, gar keinen Bezug haben — ist in jedem Betracht mehr *ad praelectiones monastico-conviviales*, oder für sogenannte geistliche Tischreden, als für das Interesse besser Belehrter geschrieben.

Mit dem IX Zeitraum, *Umstände unsrer Voraltern unter dem Kaiser Lothar II und den drey ersten Königen und Kaisern aus dem hohenstaufischen Hause*, schliesst der Vf. den I. Theil. S. 527 fängt er mit der Beschreibung des Herzogs *Konrad* von Zäringen an, der nach der Ermordung des burgundischen Grafen *Wilhelm* das ganze burgundische Königreich unter dem Titel eines *Rectors* von *Burgund* verwaltet habe, um seine Abhängigkeit von dem deutschen Reich zu zeigen, da er zugleich als französischer Vasall des der Krone Frankreich zu Lehen gegangenen Theils von *Burgund*, der über der Saone lag, in Besitz hatte. Hier würde der Vf, wenn er *Commines* benutzt hätte, einen herrlichen Stoff für seine vaterländische Geschichte gefunden haben, um zu beweisen, dass der französische Lehennexus wirklich auf die Regierung der übrigen diesem Herzog anvertrauten Länder selbst für die nachfolgende Zeiten einen sehr grossen Einfluss gehabt hatte. Die S. 528 — 536. angeführte Stemmatographie des Geschlechts der *Schnewlin* enthält sehr viele Nachrichten zur Beleuchtung der vaterländischen Geschichte, welche der Vf. mit besonderm Fleisse aus zum Theil zuvor noch ganz unbenutzten Quellen geschöpft hat.

S. 570 führt er die Verhältnisse der alten habsburgischen Grafen an, aus welchen sich zeigt, dass vorzüglich die gute Hauswirthschaft das Emporsteigen dieses Stammes, der in der politischen Welt eine so grosse Epoche machte, befördert habe. S. 617—24 kommen sehr gute Nachrichten von der Errichtung der Kommenden des Johanniter- und deutschen Ordens in den vorderösterreichischen Landen vor; es geschieht auch von dem Landsassiatstreit zwischen Oesterreich und dem Grosspriorat zu Heitersheim, wiewohl nur eine flüchtige Meldung, die sich mit dem erfochtenen Präcedenzsiege des Fürstabts von St. Blasii endigt. Was aber den ersten Theil dieser Geschichte insbesondere schätzbar macht, sind die demselben am Schluss beygefügten 2 Karten. Die erste zeigt die älteste Gestalt der K. K. vorderösterreichischen Staaten; die zweyte hingegen die K. K. V. österreichischen Staaten in dem mittlern Zeitalter. Jene hat vor andern unstreitig den Vorzug; indem sie die Wohnsitze unsrer ältesten Völker, vorzüglich der Cimbrer, Mediomatiker, Markomanen etc., wie auch die Gränzen der alten Vindelicier, sehr schön auszeichnet. Selbst die ältesten Benennungen der grossen Städte des *Lacus Venetus* oder *Pedamicus* sind nach ihren Zeitverhältnissen angezeigt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Schäfer: *Sophie oder der Einsiedler am Genfer See.* Erster Theil. Von *Christian August Fischer.* 1795. 184 S. 8.

Ein liebendes Paar in der Periode der entstehenden Leidenschaft, das freundliche Leben und Weben einer gutmüthigen Familie, und die Naturscenen des Genfer Sees sind an sich selbst so anziehende Gegenstände, dass sie der Künstler fast nur anzudeuten braucht, um unsre Einbildungskraft zu bestechen. So manche willkommne Erinnerung, die in uns erweckt wird, macht, dass wir leicht die Foderungen der strengen Kritik darüber vergessen, wenn die Darstellung nur nichts Störendes enthält. Es kommt hier dazu, dass in den Schilderungen des Vf. eine gewisse Wahrheit und Herzlichkeit herrscht, die dem Leser wohl thut, auch wenn er von Seiten der Kunst noch manches vermisst. Indessen wäre es Schade, wenn der Vf. sich auf diese bequeme Gattung von Schriftstellerey einschränken wollte. Bey einem Stoffe, der so oft schon behandelt worden ist, erwartet man wohl mehr Originalität in Charakteren und Situationen, als man hier findet. Es bedarf keiner verwickelten Reihe von Begebenheiten, um einem Romane Reichthum zu geben; aber dann muss die Phantasie durch das Eigenthümliche der handelnden Personen ihre Befriedigung erhalten. Auch gewinnt die einfachste Geschichte durch eine gewisse Spannung der Erwartung, die hier durch den unglücklichen Einfall gänzlich zerstört ist, dass gleich in den ersten Bogen der Held des Romans auf dem Grabe seiner Geliebten erscheint, und kurz darauf sich in den See stürzt. Was soll dieser tragische Anfang, der uns für alle darauf folgenden heitern Scenen verstimmt? Eine Rührung, die bloss durch diesen Contrast bewirkt wird, ist kein Zweck für den bessern Künstler. Ueberhaupt wäre es Zeit, dass in unsern dichterischen Werken der schwermüthige Ton einmal aufhörte. Für den deutschen Ernst ist unstreitig Aufheiterung das dringendere Bedürfniss.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Leipzig*, b. Walther: *Ueber die tödtliche Wirkungsart des Blitzes.* Verfasset von *Joh. Nep. Stadlhofer*, 1791. 24 S. Text, 12 S. Dedication und Vorrede. gr. 8. — Der Vf. setzt die Wirkung des Blitzes in einen vermehrten Umlauf des Blutes, und glaubt, dass sie tödtlich wäre, wenn der Andrang des Blutes nach dem Kopfe so stark würde, dass *ein Schlagfluss* erfolgte. Bey dieser Hypothese selbst darf man sich jetzt nicht mehr aufhalten, da sie durch die bekannten holländischen Versuche zur Gnüge widerlegt wird. Es könnte aber doch die Frage seyn, durch was für Gründe sie der Vf. zu unterstützen gesucht habe; und da müssen wir leider! antworten: *durch die elendesten.* Es ist schwer zu sagen, ob er mehr gegen die Physik, oder gegen die Physiologie, oder gegen die Logik gesündigt habe — der incorrecten und schwerfälligen Schreibart nicht zu gedenken. Ein paar Beyspiele werden hinreichen unsere Behauptung zu beweisen. So gibt er von der Entstehung des Blitzes folgende Erklärung: „Nach den Gesetzen flüssiger Körper" — (er hat nämlich vorher angenommen, dass sich durch die elektrischen Dünste Donnerwolken bildeten, die durch Stürme in gegenseitige Berührung gebracht würden) — „wird nun jene Wolke, die positiv „elektrisch ist, eine grössere Menge elektrischer Materie enthält, „in jene ihr elektrisches Flüssiges ausschütten, die ihr weniger „Widerstand leistet, die, vermöge ihrer geringern Menge elektrischer Materie, *auf den Drang des herüberkommenden Flüssigen aus der positiven Wolke zurückwirken kann.* Diese wird „nun Zeichen der Elektricität von sich geben, leuchten, und so „den Blitz erzeugen!!" — Dass ein Mensch in einer geringen Entfernung von einem Baum vom Blitz unberührt bleiben kann, indess der Baum getroffen wird, leitet er vornemlich daher, „dass „der Mensch *zu wenig mit dem Blitz homogene Materie hatte,* „*die demselben zu wenig Berührungspunkte* darbot, theils *zu viel* „*solche homogene Materie,* die die Aufnahme der Blitzmaterie „unmöglich machte." — Ferner wenn er behauptet, dass die elektrische Materie in dem menschlichen Körper ihren Sitz vorzüglich im Blute habe, so will er das hauptsächlich durch zwey Gründe beweisen: 1) weil durch Elektricität die natürlichen Blutflüsse befördert, und Lähmungen gehoben werden könnten; 2) weil die chemische Analyse des Bluts lehrte, dass es Eisentheilchen enthielte; das Eisen aber, als ein leitender Körper zur Aufnahme der elektrischen Materie besonders geschickt wäre. —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Junius 1795.

GESCHICHTE.

Reichsstift St. Blasi: *Geschichte der K. vorderösterreichischen Staaten* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zweyter Theil. X Zeitraum, *vom K. Rudolf I bis auf Herzog Leopold III, vom J. 1273 — 1386.* S. 5. liefert der Vf. eine übelgerathene Schilderung von K. Rudolf I. Darin kommt unter andern vor: „dass er, gleichsam wie mit einem *Hauch seiner Worte nach Belieben zerstörte, und aufbaute:* diese Schilderung (fährt er fort,) des K. Rudolfs ist nicht eines jener eiteln und erdichteten Bilder, die man durch rednerische Kunst ausschmückt, und bey welchem man das, was ihnen an Aehnlichkeit mangelt, durch Zierathen zu ersetzen sucht. Nein! unser Bild des Rudolfs ist natürlich und treffend! man darf *nur seine Augen auf unser Vaterland werfen,* und davon überzeugt seyn." Wie matt gegen jenes erhabene Lob, welches ein grosser Geschichtschreiber diesem Fürsten mit 3 Worten giebt: *Princeps sapiens, cordatus*, et *justus!* Wer die Reichsgeschichte kennt, wird aber dem Vf. hierin nicht einmal beystimmen, dass K. Rudolf mit einem Hauch seiner Worte alles durchsetzte. Kein Kaiser fand so viel Widerstand als *Rudolf*, da er sein Haus durch die offen gewordenen Reichsgüter bereicherte. Die Begebenheiten, besonders die Veränderungen der Herrschaft *Hauenstein*, die Verpfändungen der Ortenau, und Schicksale der Stadt Freyburg sind in diesem Zeitraum sehr gründlich beschrieben, und in den wichtigsten derselben bezieht sich der Vf. grösstentheils auf freyburgische Archivalurkunden; besonders zeigt er, S. 72, die Erwerbe an, welche das Reichsstift *St. Blasii* durch die Herrschaft *Staufen* machte, und dass es auch die Herrschaft *Hauenstein* im 12ten Jahrh. als Eigenthum gehabt habe.

XI Zeitraum: *Geschichte der vorderösterreichischen Staaten unter dem Herzog Leopold III bis auf die Zeiten K. Karls V, vom J. 1360 — 1520.* Auch in dieser Periode werden noch einige Begebenheiten, besonders S. 92 die Veränderungen mit der Herrschaft *Freyburg* und Landgrafschaft *Breisgau* erzählt. K. *Karl IV*, als er den Graf *Egon* 1360 mit selbiger belehnte, setzte fest, dass die Landgrafschaft Breisgau von der Herrschaft *Freyburg* zu keiner Zeit mehr solle getrennt werden; wobey es freylich nicht lang blieb, weil die Stadt sich 1368 an die österreichischen Herzoge ergab. Der Vf. hat einige Umstände bey diesen Veränderungen ebenfalls gründlich zusammengefasst. Der ganze Zeitraum ist reichhaltig an sehr fleissig zusammengestellten historischen Citationen. Wo er aber von seinen Geschichtsbelegen zu Reflexionen übergeht, da scheint er sogleich wieder die Stelle des Geschichtschreibers mit der eines Missionärs zu verwechseln. S. 111 sagt er von K. *Wenzel:* „gar bald zeigt es sich, dass das heilige Salböl, welches über die Könige ausgegossen wird, zwar *ihren Charakter*, aber nicht ihre Person, *heiligt*, und dass die Frucht des deutschen Reichs keine Geburt einer *arbeitenden* Einbildung, noch ein von Vorurtheilen geschaffenes Schattenbild gewesen u. s. f." Könnte nicht jeder Staat schon zufrieden seyn, wenn die Salbung auch nichts als nur wahre Heiligung des *Charakters* bewirkte? S. 135. schreibt er von der Pest, die in diesen Landen, besonders zu Basel wüthete. „Man hat besonders drey Prinzessinnen des *Hochberg-Sauseebergischen* Hauses zu bedauern, die in dieser Stadt ein Raub des Todes wurden, und doch selben nicht so ersättigen konnten, dass er nicht noch ihren Bruder, den Markgraf *Rudolf*, in der schönsten Blüthe des Alters, verzehrte. Das Archiv der Stadt Freyburg hat uns deswegen keine Klage vorgelegt, welches uns vermuthen macht, dass die Häupter dieser Stadt durch kluges Veranstalten diesem rasenden Uebel Ziel und Schranken gesetzt haben." Wenn der Vf. von dergleichen Thatsachen nur die Jahrzahlen statt seiner Provinzialfloskeln vorgelegt hätte, so wüsste man doch das Todesjahr (wahrscheinlich 1428) des guten M. *Rudolfs*. S. 168 erscheint über die *Bewegungen* (Beweggründe), warum Erzherzog Sigismund die vorderösterr. Länder an Herzog Karl von Burgund versetzt hat, eine weitläufige Note, die vom Anfang bis zum Ende doch nichts als den Geldmangel bestimmt, welcher auch wirklich diesen Schritt nothwendig machte; indem kein Fürst seine Länder so leicht bloss aus der Ursache hingiebt, um seinen Nachbar durch einen mächtigen Gegner necken zu können.

XII Zeitraum: *Geschichte der V. O. St. unter der Regierung K. Karls V bis auf K. Leopold I, von* 1520 bis 1657. Es scheint, dass es dem Vf. in dieser Periode schon an Subsidien zu fehlen anfing, da er, ungeachtet dieser Zeitraum in seiner Geschichte fast der weitläuftigste ist, von S. 201 — 343. sich grösstentheils mit Erzählung der damaligen Kriegsunruhen abgiebt. Es werden hier abermals manche Begebenheiten in einer unausstehlichen Ausdehnung angeführt, welche auf die V. O. Lande gar keinen Bezug haben. Aus der ganzen Geschichte des 30jährigen Kriegs hätten die Drangsale in

in Kürze angezeigt werden können, welche die V. O. Staaten erlitten hatten. Von den *ensisheimischen* Kammerschulden, worüber in dem XI Artikel des *münsterischen Friedens* vieles disponirt wurde, bemerkt der Vf., dass dieses Geschäft noch nicht in seiner Richtigkeit sey. Die Schulden wären noch nicht alle bezahlt. Man zeichne sie in den breisgauischen Archiven mit dem Namen der *Divisionsschulden* aus. Oesterreich habe zwar alles angewendet, die Krone Frankreich zu einer genauen Untersuchung zu vermögen. Es wäre auch aus den Archiven der breisgauischen Landstände zu beweisen, dass selbige ihre alten Mitstände im Elsass gar oft (wiewohl immer vergeblich) eingeladen, zu dieser Schuldenvertheilung die Hände zu bieten. Das Geschäft selbst wäre nunmehr durch die Verzögerung sehr erschwert; — vielleicht durch den dermaligen Revolutionskrieg geendigt.

XIII Zeitraum, *von Kaiser Leopold I bis auf jetzige Zeiten*, vom J. 1665 — 1790. Ein gewaltiger Sprung! Gar leicht hätte der Vf. hier noch eine Abtheilung, wenigstens nach dem österreichischen Erbfolgekriege vom J. 1740 machen können. Es scheint aber, dass eine gewisse Politik ihn bewogen habe, diese Geschichtsperiode zu vergrössern, um bey einzelnen Begebenheiten leichter abbrechen zu können. Die Erzählung der französischen Kriegsgeschichte unter *Leopold I* nimmt schon einen grosen Raum hinweg, da besonders S. 372 jene Artikel des Nimwegischen Friedens in der deutschen Uebersetzung eingerückt sind, nach welchen der Krone Frankreich, gegen Abtretung der Stadt *Philippsburg* die Festung *Freyburg* sammt Schloss und einigen Dörfern überlassen, in dem *Ryswikischen Frieden* 1697 aber nebst der Stadt *Breisach* wiederum zurückgegeben wurde. Der Vf. führt sofort alle nachherige Kriege in seiner Geschichte an, ob sie schon auf die V. O. Lande nicht den geringsten Bezug hatten. S. 461 berührt er gleichsam nur im Vorbeygehen das bey Gelegenheit des siebenjahrigen Kriegs auch in den V. O. Landen eingeführte neue Steuersystem, gegen welches, wie schon aus den Deductionen, welche in der deutschen Staatskanzley eingerückt sind, erhellt, so viele Bewegungen gemacht wurden. Die Streitigkeiten der Burgauischen Insassen mit dem Haus Oesterreich übergeht der Vf. gänzlich. Sie hätten aber allerdings in dieser Geschichte eine Hauptstelle einnehmen sollen, da diese Markgrafschaft einen so ansehnlichen Theil der V. O. Lande ausmacht, und für die Geschichte derselben durch die verschiedenen Staatsschriften eines *Lehrs*, *Mosers*, *Sartori* seit 15 Jahren so vieles vorgearbeitet ist. Der Vf. hat in diesen wichtigen Gegenstanden aber eben so sehr sich in der politischen Zurückhaltung geübt, als er S. 472 offenbar gegen seine Empfindungen alle Verfügungen und Veränderungen, die K. *Joseph II* in den V. O. Staaten machte, so sehr empor hob, da doch diesen Lobeserhebungen die vielen und verschiedenen, selbst von den geistlichen Ständen der V. O. Staaten gemachten, Remonstrationen geradezu entgegen stehen. Wie S. 475 der Scheldekrieg, und die Aufhebung des Barriertractats in einer solchen *Ausdehnung* zu der Geschichte der V. O. Staaten gehören mag, ist Rec. nicht erklärbar. Diesem Theil ist abermals eine Karte von den V. O. Staaten beygefügt. Das ganze Werk würde einen entschiednen Werth haben, wenn der Vf. nur mit seinem Arbeitsfleiss und den vielen guten diplomatischen Nachrichten Kürze und Bündigkeit des Vortrags vereinigt hätte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, auf Kosten des Herausgebers und in Commission b. Dieterich in Göttingen: *Miscellen zur Geschichte des Tages*, herausgegeben von *J. W.* von *Archenholz*. Erster Band. 1795. 422 S. 8.

Die Verbindung zwischen Frankreich und den übrigen cultivirten Ländern ist eine lange Zeit so sehr zerrissen gewesen, dass von den zahllosen Broschüren und kleinen Aufsatzen, die in Paris unaufhörlich erscheinen, nur äusserst wenige nach Deutschland und andern Gegenden von Europa gekommen sind. Die meisten dieser Flugschriften sind freylich nicht des Aufbewahrens werth: es gibt deren aber, die einst wichtige Materialien für die Geschichte werden können. Hr. *v. A.* erwirbt sich daher in der That ein Verdienst um diese, indem er aus dem Vorrath solcher Schriften, den er eigentlich für die *Minerva* gesammelt, und der sich über den Umfang dieses Journals hinaus angehäuft hatte, das wichtigste aushebt, und in guten Uebersetzungen dem Publicum vorlegt. Da sich von ihm keine andre als eine sorgfältige und zweckmäfsige Auswahl erwarten läfst, so ist diesen *Miscellen* ein baldiger und guter Fortgang zu wünschen.

Der jetzt erschienene *erste Band* enthält folgende Stücke, die zwar nicht alle ein gleiches Interesse haben, von denen aber beynahe keines der Aufmerksamkeit des Weltbeobachters und Geschichtforschers unwürdig ist: 1) *Robespierre's Schweif, oder die Gefahren der Pressfreyheit.* 2) *Der grosse Schweif des Laurent Lecointre.* — Die Titel dieser beiden Broschüren sind zur Zeit ihrer Erscheinung in allen Zeitungen und Journalen citirt worden: es war also der Mühe werth, sie näher kennen zu lernen. Sie sind beide gegen die Mitglieder des alten Wohlfahrtsausschusses *Barrere, Billaud* u. s. w. gerichtet: und obgleich seitdem die Greuel der Regierung dieses Ausschusses in unzähligen Schriften mit ganz anderm Nachdruck geschildert worden sind, so macht jene doch schon der Umstand merkwürdig, dass sie zu den ersten dieser Art gehören, die nach *Robespierre's* Untergang zum Vorschein kamen. — 3) *Fox Rechenschaft an seine Wähler die Bürger von Westminster.* Wir wünschten dass der Herausgeber sich bey dieser Sammlung überhaupt nur auf französische Flugschriften einschränken möchte, damit das Ganze desto bestimmter der Geschichte der Revolution gewidmet sey. Sollten aber einmal auch Englische aufgenommen werden, so

so war diese gewiss eine der wichtigsten und interessantesten, die man wählen konnte. — 4) *Correspondenz zwischen dem General Artur Dillon und Camille Desmoulins.* Sie bezieht sich auf einige Scenen im Nationalconvent, die dadurch, dass *Camille Desmoulins* sich des verhafteten Generals, obgleich dieser für einen ausgemachten Aristokraten galt, annahm, veranlasst wurden. Der Brief von *Desmoulins* war es recht eigentlich werth, allgemein bekannt zu werden. Denn einen so tiefen Blick in das Innre, gleichsam in das Hauswesen der *Robespierreschen* Blutregierung, und der Anarchie dieser schrecklichen Periode, und eine so anschauliche Vorstellung von der Verächtlichkeit der damaligen Namen-Regenten Frankreichs gewähren nur wenige bisher gedruckte Actenstücke. 5) *Danton.* — Eine Zusammenstellung einiger Reden und Thaten dieses merkwürdigen Revolutionshelden in verschiednen wichtigen Situationen seines öffentlichen Lebens. — 6) *Neu-französischer Ehestands-Codex.* Diesem Stück hätte vielleicht noch grösre Vollständigkeit gegeben werden können. 7) *Beyträge zur Geschichte der Revolutionsprocesse. Adam Lux* und *Olympia Degouges.* Die Anklageacte und das Verhör des erstern gehören gewiss unter die merkwürdigsten in ihrer Art. 8) *Ueber Geographie in politischer Hinsicht von Mercier.* Wenn dieser Aufsatz auch eigentlich kein Beytrag zur Geschichte ist, so läst er sich doch angenehm lesen, und der Hauptgedanke, der darin herrscht, verdient wohl, so idealisch er auch seyn mag, dass man ihm zuweilen nachhänge. 9) *Ueber das Charakteristische der Revolution.* Dieses Stück entfernt sich vielleicht am weitesten vom Zweck der Sammlung, weil es gänzlich *philosophirend*, und dabey das Fundament, worauf das Räsonnement (dessen Werth wir hier nicht ausführlich beurtheilen wollen) ruht, nicht so einleuchtend ist, dass es auch nur als Berichtigung eines *historischen Gesichtspunktes* gelten könnte. — 10) *Rede von St. Just angefangen in der Conventssitzung am Tage vor seiner Hinrichtung.* Nächst Nr. 4 unstreitig der interessanteste Artikel. So viel man davon versteht, war diese Rede gegen *Billaud Varennes* und *Collot d'Herbois* gerichtet: aber das geheimnissvolle, mystische, verschleyerte, mit einem Worte, das was man gar nicht oder nur halb versteht, das ist gerade das charakteristische, das sprechende, das mahlende in dieser Rede. — 11) *Amerikanische Staatscorrespondenz über das Betragen des englischen Untergouverneurs Simcoe in Canada.* 12) *Englische Staatsschriften, die Besitznehmung von Corsica betreffend.* Die *neue Constitution* für diese Insel befindet sich mit darunter. 13) *Schreiben an die Franzosen von Gorani über Robespierre und die Revolution vom 31 May.* Dies ist das einzige Stück, das wir gern vermissen würden, da das Werk, woraus es genommen, sich jetzt in allen Handen befindet, und sogar ins Deutsche übersetzt ist. Wahrscheinlich war Hr. *v. A.* hievon, als er den Brief einrücken liess, noch nicht unterrichtet. — Auf alle Fälle werden die Leser für diesen hier überflüssigen Beytrag durch das vorzügliche Interesse der meisten übrigen reichlich entschädiget.

Königsberg u. Leipzig, b. Nicolovius: *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1795.* 186 S. 12.

Dass auch Männer von entschiednem Rufe und anerkannten Talenten sich nicht zu vornehm dünken, Taschenbücher herauszugeben, ist ein wichtiger Vortheil für das Publicum, das nun einmal an dieser Form Geschmack gefunden hat. Und warum sollte diese Form nicht so gut, als manche andre, dazu taugen, unter seinen Zeitgenossen Ideen und Gesinnungen zu verbreiten, von deren Werth man überzeugt ist? Der Ton, welcher in dieser Sammlung herrscht, ist sanft und ruhig. Eine trübere Stimmung bemerkt man nur zuweilen, bey der Erinnerung an die neusten Vorfälle in der politischen und moralischen Welt. Gefühl für grosse und schöne Natur, für häusliche Freuden und für Religion äussert sich oft und mit Wärme. Was sich unter den Gedichten des Herausgebers besonders auszeichnet, ist das Fragment einer Epistel an Gleim, welches z. B. S. 41 folgende Stelle enthält:

— Jenes mächtige Gefühl in unsrer Brust,
Das zwischen Lieb' und Hass und Qual und Lust
Umher uns treibt, das innre Licht
Verdunkelt, Hohn der Weisheit spricht,
Dasselbe stählt den Muth, reisst uns von niedern Dingen
Gewaltsam los, um Grösres zu erringen.
Was in uns denket, forscht, im Forschen sich verliert,
Aus Zweifeln uns in Zweifel führt,
Bis der vermessne Geist nicht mehr den Rückweg findet,
Bis Hoffnung ihn verläst und guter Glaube schwindet,
Dasselbe, Himmelab verliehn,
Geleitet unsern Gang, macht unsre Schritte kühn,
Der Wahrheit nachzugehn, trägt über ferne Meere,
Von Pol zu Pol, Gesetz und Weisheitslehre.
Wenn oft von einem ganzen Heere
Berauschte Phantasie mit ihrer Fackel schwärmt,
Und Königsburg und Tempel und Altäre
Sich dann im Blute baden; so erwärmt
Ihr bessres Feuer, gleich wohlthätigen Sonnenblicken;
Wohin der Widerschein der reinen Flamme fällt,
Da muss zum Eden sich die nackte Haide schmücken,
Da läst sein seliges Entzücken
Von rauhen Dornen uns, in dieser Schattenwelt
Des Paradieses Rose pflücken. —

Ein Aufsatz von dem Herausg. über den Frühling; und von *Schlosser* über den Winter; eine Idylle: der erste Frühling von *F. L. Graf zu Stollberg;* und ein Abendlied von ebendemselben, werden den meisten Lesern willkommen seyn. Auch liest man mit Vergnügen eine Erzahlung von Catharina Gräfin zu Stollberg: Fernando und Miranda, und die Beschreibung einer Reise an den Fuss des Montblanc von Georg Arnold Jacobi. Die rührende Einfalt der Madagaskischen Lieder gibt einen schönen Genuss, auch wenn man dahingestellt seyn lässt, ob wirklich in Madagaskar etwas ähnliches gesungen wird. Der einzige Aufsatz, den Rec. in dieser

Sammlung nicht erwartet hätte, ist die Todtenkapelle bey Collin. In einer Reisebeschreibung würde diese Anekdote an ihrem Platze seyn; sie ist charakteristisch und gut erzählt. Aber in einer Reihe von anmuthigen Gegenständen, bey deren Betrachtung man mit Wohlgefallen verweilt, stöfst man ungern auf eine solche Erscheinung. Allerdings finden sich auch in den frommen Verirrungen der Phantasie einzelne Züge, welche Schonung und Achtung verdienen; nur mufs ein Stoff dieser Art reichhaltiger an solchen Zügen seyn, um einen für sich bestehenden Werth zu haben. Selbst für Klosterlegenden gibt es eine gewisse Grazie, die dem Herausg. sonst unstreitig nicht fremd ist.

FRANKFURT a. M., b. Andreä: *Ueber die Grundsätze der Freyheit und Gleichheit.* Zwey Abhandlungen nebst einem Anhange *über den Einflufs der Ideale auf das menschliche Leben.* 1794. 208 S. 8.

2) Ohne Druckort: *Ueber die Nothwendigkeit der bürgerlichen Gesellschaft*, eine Vorlesung von *Arndts*, Coadjutor-Dechant des Walpurgis-Stifts und Stadt-Pfarrer zu Meschede im Herzogthum Westphalen, herausgegeben von Dr. *F. W Cosmann*, hochfürstl. paderbornischen Hof-Gerichts-Assessor u. s. f. 1793. 62 S. 8.

3) KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Ueber die monarchische Regierungsform.* Von dem Vf. des Netz-Districts (der Schrift: Ueber den Netz-District,) 1794. 124 S. 8.

4) Ohne Druckort: *Einige politische Instructionen für junge neu angehende Regenten*, ein Auszug aus dem italienischen Werke eines Ungenannten, vom Referendar *Dreyssig*. 1793. 146 S. 8.

1) In dieser sehr vernünftigen Schrift werden die Begriffe von *Freyheit* und *Gleichheit* aus richtigen, wenn gleich nicht neuen, Gesichtspunkten erörtert; und auf eine für jeden gesunden Kopf fafsliche Art bestimmt. Das allgemeine Raisonnement über Freyheit, und die etwas verworrenen Distinctionen zwischen metaphysischer und moralischer Freyheit haben Rec. am wenigsten befriediget. Desto besser aber ist die Beantwortung der Fragen ausgefallen: „Findet Freyheit nur in der Demokratie statt?" und: „Ist ein höherer Grad der Freyheit unter allen Umständen so wünschenswerth, dafs der gesellschaftliche Mensch ihrentwegen alles wagen mufs?" Auch der hinzugefügte Auffatz: „Ueber den Einflufs der Ideale auf das Leben" enthält viel wahre und gute Bemerkungen.

2) Eher eine Erbauungsschrift, als eine philosophische Abhandlung, wie gleich der Anfang zeigt: „Merkwürdig ist die Geschichte im 1ten B. der Könige 24 Kap., dafs Saul, König über Israel, so theuer ihm auch David, der rüstigste Kriegsheld, war, dennoch wider denselben von stolzer Eifersucht entbrannte, als dieser von dem hochgerühmten Siege über den Philister, den stolzfrohlockenden Goliath etc. etc." So geht es bis ans Ende. Die Lobsprüche, die der Herausg. dem Vf. in der Zuschrift beylegt, mögen vollkommen gegründet seyn: hätte er aber für die Ehre eines sonst verdienstvollen Mannes nicht besser gesorgt, wenn er diese sogenannte *Vorlesung* ungedruckt gelassen hätte?

3) Der Vf. hat die vernünftigsten Gründe, wodurch man bisher die monarchische Staatsverfassung und eine erbliche Thronfolge vertheidigte, in dieser kleinen Schrift zusammengestellt, und auf eine populäre, doch ernsthafte und anständige, Art vorgetragen. Die schwächste Seite dieses Buches ist unstreitig die Distinction zwischen *Monarchie* und *Despotismus*. Denn da der Vf. von dem Satz nicht abgehen will, dafs derjenige Regent, der nur nach Gesetzen regiert, wenn er diese Gesetze auch ganz allein machen, (mithin auch willkührlich umwerfen) kann, keine despotische Gewalt besitzt; so bleibt ihm nichts übrig, als den Unterschied zwischen beiden Regierungsformen in dem geringfügigen und schwankenden Umstande zu suchen, dafs in der Monarchie *Stände*, (worunter hier überdies blofs abgesonderte Classen gemeynt werden,) existiren, und in der Despotie nicht. — So lange man auf diesem Wege bleibt, gibt man den Gegnern der monarchischen Verfassung gewonnen Spiel. Es sollte uns wundern, wenn dem Vf. bey weiterm Nachdenken über seinen Gegenstand dies nicht selbst einleuchtete.

4) Wenn das Original auch jemals Werth gehabt hat, so kömmt doch dieser Auszug jetzt wenigstens um zwanzig Jahre zu spät. Wie viel tausendmal sind die hier vorgetragnen Lehren in ganz andrer Form, und ganz anderm Gewande besser und zweckmäfsiger in die Welt gebracht worden! — Da wir das Originalwerk nicht kennen, so sind wir auch nicht im Stande, das eigentliche Verdienst des Hn. D. bey Verfertigung des Auszuges zu schätzen. So viel sehen wir aber deutlich; dafs der Stil nicht der vorzüglichste ist. Gleich der Anfang des Buchs zeuget hievon: *Es ist in Wahrheit nichts, worüber die Meynungen der Menschen so verschieden sind, als in Ansehung der Politik.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Junius 1795.

PHYSIK.

Leipzig, b. Crusius: *Samuel Hahnemanns*, der Arzneygelahrtheit Doctors und Mitgliedes einiger gelehrten Gesellschaften, *Apothekerlexicon. Ersten Theils zweyte Abtheilung. F bis K.* 1795. 8. von S. 281 bis 524.

Das Urtheil, das wir ehedem über den ersten Band dieses nützlichen Werkes (A. L. Z. 1794, N. 173) gefällt haben, passt auch auf diese Fortsetzung; denn Hr. H. hat bey Abfassung derselben den Plan, den er sich Anfangs vorgezeichnet hatte, und mit dem wir unsere Leser (a. a. O.) bekannt gemacht haben, immer vor Augen gehabt, und ist mit eben der Sorgfalt, die wir schon gerühmt haben, bedacht gewesen, den Apothekern über die Materialien, welche sie bearbeiten, über die Werkzeuge, deren sie zu den mechanischen und chemischen Operationen, mit welchen sie sich beschäftigen, bedürfen, und über andere Dinge, die sie wissen müssen, kurz und deutlich Auskunft zu geben. Wir zweifeln also nicht, dass die Leser, welchen der Vf. dieses Werk vorzüglich bestimmt hat, auch diesen neuen Band mit Nutzen zu Rathe ziehen und die darin befindlichen guten Vorschriften, die Auswahl, Einsammlung, Aufbewahrung, Zubereitung u. s. w. der Arzneyen betreffend, mit Dank annehmen und befolgen werden. Zwar müssen wir gestehen, dass der Vf. auch hier nicht überall unsere Erwartungen vollkommen befriedigt hat, dass wir vielmehr bey Lesung dieses Theils auf Stellen gestossen sind, bey welchen sich einige nicht ganz unbedeutende Zusätze machen, oder Erinnerungen von anderer Art anbringen lassen; indessen haben wir doch der Stellen, die uns zu dergleichen Anmerkungen Gelegenheit geben könnten, im Ganzen genommen nur wenige bemerkt, und die Mängel und Fehler, die wir entdeckt zu haben glauben, sind überhaupt von einer solchen Art, dass sie der Brauchbarkeit des Buches nicht sehr Eintrag thun. Wir wollen hier einige der Letztern anführen, und wir hoffen, dass der Vf. die gute Absicht, die wir dabey haben, nicht verkennen werde. S. 323, wo von der *Mitgährung* geredet wird, finden wir der durch diese Art von Gährung zu verfertigenden medicinischen Weine nicht gedacht, und der Vf. hat also hier einen Gegenstand nicht erörtert, der seiner Aufmerksamkeit gar nicht unwerth gewesen wäre. Freylich zieht man diesen Weinen jetzt die durch Aufguss bereiteten weinigen Flüssigkeiten gemeiniglich vor, und man glaubt, dass diese zum arzneylichen Gebrauche weit besser seyen, als jene; indessen giebt es doch noch Aerzte, welche ihren Kranken zuweilen Aland-, Angelik- oder andere durch die Mitgährung verfertigte Kräuterweine verordnen, und der Apotheker muss also in einem Buche, wie das Angezeigte ist, mit der Art und Weise, wie diese Arzneyen zu bereiten sind, bekannt gemacht werden. Ueberhaupt ist es auch wohl, dünkt uns, noch nicht ausgemacht, ob ein durch Aufguss verfertigter Kräuterwein dem, den man durch die Mitgährung dargestellt hat, immer vorzuziehen sey, und ob nicht vielmehr durch die Gährung gewisse Bestandtheile mancher Körper besser aufgeschlossen, und die gegohrnen Flüssigkeiten durch dieselben wirksamer gemacht werden können, als durch blossen Aufguss und Digestion? Diese gar nicht gleichgültige Aufgabe hätte also wohl eine Beantwortung verdient, und wir wünschen, dass Hr. H. seine Meynung über dieselbe in der Folge, in dem Artikel: *Wein*, mittheilen möge. S. 350 ist des Gebrauchs der *Myrtenblätter* zur Dinte, wozu man sie in einigen Gegenden von Italien benutzt, und an einem andern Orte, wo die Rede von dem sogenannten *Fallkraute* ist, des blauen Oeles, das, nach der Beobachtung einiger Chemisten, die Blumen dieser Pflanze mittelst der Destillation von sich geben, nicht gedacht worden. S. 374 ist die Art, wie man besonders strengflüssige Metalle zu körnen pflegt, mit Stillschweigen übergangen. Hr. H. meint zwar, dass der Gebrauch der Feile das Körnen entbehrlich mache, indessen kann man auf diese Art doch oft eher zu seinem Zwecke gelangen, als vermittelst der Feile, und der Apotheker muss also wissen, wie er bey dem Körnen eines strengflüssigen Metalles zu verfahren habe. S. 396 ist nichts von der Benutzung des *Frostes* zur Concentration des Harnes und zur Verfertigung des Ammoniakphosphorsalzes erwähnt, und in dem Artikel: *Koloquintenkukumer*, auf den uns doch der Vf. bey dem Worte *Alhandal* in der ersten Abtheilung S. 29 verwiesen hatte, haben wir eine Erklärung dieses Wortes sowohl, als die Bereitungsart der sogenannten *Alhandalküchelchen* vermisst. S. 462 hätte angeführt werden sollen, dass die *Kellerasseln* auch mit *Zucker* angestossen, unter der Gestalt einer Conserve, angewendet werden; zwar hat der Vf. dieses Arzneymittels S. 485 gedacht, aber was er hier, gleichsam im Vorbeygehn, davon sagt, ist wohl zur Befriedigung der Wissbegierde des Lesers nicht ganz hinreichend. Auch vom *trocknen Brechmittel*, das neuerlich einige Aerzte so sehr empfohlen haben, hat Hr. *H.* S. 520, wo er vom *Kupfervitriol* handelt, nichts gesagt, und in dem Artikel: *Katechu* hat er der bey uns sogenannten *Kaschuküchelchen (Muscerda de terra catechu)* nicht erwähnt. — Zur Bestimmung der bey verschiedenen pharmaceutischen Arbeiten u. s. w. nöthigen Grade der Wärme hat sich der Vf. bald des Fahrenheitischen, bald des Reaumurschen Thermometers, ja einmal (in der ersten Abtheilung S. 95) sogar

des in Deutschland gröfstentheils unbekannten Wärmemessers des *Celsius* bedient; wir wünschten, dafs er dies nicht gethan, sondern vielmehr immer nach einer und derselben Scale jene Grade angegeben haben möchte; ein Scheidekünstler wird freylich durch diese verschiedene Bestimmungsart nicht irre gemacht, aber mancher Apotheker kann dadurch zu Fehlern verleitet werden, die von bedeutenden Folgen seyn können. Uebrigens gestehen wir, dafs wir auch in mehrern Artikeln dieses Bandes, z. B. S. 295, 323 ff. 336—40, 355—58, 475, 485, 493 u. s. w. viel gute und nicht ganz gemeine Bemerkungen angetroffen haben, die der Beherzigung sehr werth sind. — Am Schlusse hat Hr. *H.* auf 4 Seiten einige Ergänzungen und Verbesserungen zur ersten Abtheilung beygefügt, in welchen er auf einige von uns bey der Anzeige dieser Abtheilung gemachte Erinnerungen Rücksicht genommen hat; wir zweifeln also nicht, dafs er in der Folge auch die übrigen Mängel seines Werkes, auf die wir ihn aufmerksam gemacht haben, oder die er selbst noch entdecken wird, zu ergänzen bedacht seyn werde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, in der K. Preufs. akadem. Kunst- und Buchh.: *Konrad von Kaufungen, oder der Fürstenraub,* aus dem funfzehnten Jahrhundert. Erster Theil, S. 390. Zweyter Theil, S. 368. 1794. 8.

Der Vf. unterzeichnet sich unter der Dedication *J. D. B.* und, nach einer Erklärung der Verlagshandlung am Ende, hat er schon mehr als vier historische Romane geliefert, und nach Abdruck des gegenwärtigen war schon wieder einer von ihm unter der Presse. So leicht ist, oder so leicht machen sich die jetzigen Schriftsteller den historischen Roman! Historische Untersuchungen glauben sie nicht nöthig zu haben, ja, sie nennen diejenigen *trockne Belegehascher*, die eine genaue Vergleichung ihrer Arbeiten mit der Geschichte anstellen wollen. Auf das, was sie hinzudichten, verwenden sie nicht viel Mühe, im Vertrauen auf das Interesse, das ihre Personen in der wahren, zumal vaterländischen, Geschichte haben; ja, wenn jemand die Wahrscheinlichkeit ihrer Fictionen bezweifeln will, so helfen sie sich (vergl. Th. I. S. 182) mit der Ausrede, dafs auch in der wahren Historie genug unerklärbare Dinge vorkommen. Genug, ein leidliches Gewebe gewöhnlicher romantischer Abentheuer, und ein Erzählungston, der weder dem Vf. viel Anstrengung, noch dem Leser viel Nachdenken verursacht, mit historischen Namen, zumal aus der Ritterzeit, decorirt, glänzt in allen Lesezirkeln — bis zur nächsten Messe, wo man es über andern ähnlichen Producten vergifst. Der bekannte sächsische Prinzenraub, der einen guten Stoff zu einer Ballade, oder zu einem Schauspiele abgäbe, hat hier Anlafs zu einem Roman von zwey Bänden gegeben, aber die Hauptsache selbst beginnt auch erst im zweyten Bande S. 212. Das Uebrige ist darum so weitläuftig gerathen, weil das Ganze den langweiligen Gang einer Lebensbeschreibung von der Wiege bis zum Grabe geht. Da nun die Geschichte wenig Merkwürdiges im Detail von der Lebensgeschichte des *von Kaufungen* aufgezeichnet hat; so mufste der Vf. hier alles aus dem Vorrath seiner eignen Imagination ausfüllen. Dies hat er dann mit so gewöhnlichen, in allen Ritterromanen vorkommenden, Dingen (als Liebschaften, Nebenbuhlereyen, Entführungen, Fehden, Gespenstererscheinungen, Trinkgelagen, Gefangenschaften u. s. w.) gethan, dafs vor dem ersten Bande, der die Haupthandlung nur noch wenig einleitet, jedes andern deutschen Ritters Name ebenso gut, als der des *von Kaufungen* stehen könnte. Empfindelnde Naturschildereyen von gewöhnlichen Schlage, und lange Dialogen, wo keine nöthig gewesen wären, (z. B. im zweyten Theil, wo das Berauschen des Schlofswächters in einen Dialog gebracht wird) helfen die einförmigen Scenen zu einer grofsen Bogenzahl ausdehnen. Die *Erheiterung*, die der Vf. seinen Lesern in der Vorrede so zuversichtlich verspricht, möchte also wohl bey den wenigsten durch sein Werk bewirkt werden. Lobenswürdig ist es übrigens, dafs er nicht, gleich so vielen andern Rittergeschichtschreibern, an Ausmahlung von Blut- Mord- und Brandscenen, Vergnügen gefunden, sondern solche nur kurz berührt hat. Bey der Entführung, und Rettung der Prinzen, und bey der Bestrafung der Räuber hat er sich ziemlich genau an die wahre Geschichte gehalten, hingegen aber (vermuthlich, weil da, wo diese Dinge vorkommen, schon mehr, als anderthalb Bände erfüllt waren) nicht alles benutzt, was in der Geschichte lag, z. B. die Naivetäten der Kinder und der Köhler, und die Leiden der Mutter nach der vollbrachten Entführung, wie denn der Vf. eigentlich den Räuber zu seinem Helden gewählt hat. Der Vf. scheint zu glauben, als ob er der erste sey, der den Apologeten des v. K. mache; wenn aber die Motive, die er von dessen That annimmt, denselben wirklich entschuldigen könnten, so hätte schon *Aeneas Sylvius* die Vertheidigung desselben geführt, und die Sache völlig aus demselben Gesichtspunkt betrachtet, wenn er sagt: „*Conradus Kaufes, bellicae rei pe-„ritus, manu promtus, et animo imperterritus, cum se „patria pulsum, et paterna haereditate priuatum per inju-„riam Friderici existimauit, incredibile scelus perpetra-„vit.*“ Wahrscheinlichkeit erhält die Rachbegierde des v. K. durch die herrschende Denkungsart seines Zeitalters, aber sie ist darum um nichts weniger schwarz, als so viele Greuelthaten jener Zeiten. Der Vf. will ihn vornehmlich durch die schlechte Erziehung, die er gehabt, und bey der er mehr verwilderte, als ausgebildet ward, entschuldigen, und hat eben zu diesem Endzweck den Weg der Biographie eingeschlagen. Einiges Mitleid wird zwar dadurch für seinen Helden erregt, aber doch zugleich auch die Theilnehmung für ihn insofern geschwächt, als er sich auf diese Art unter dem grofsen Haufen damaliger Ritter verliert. Moralischnützlich mag es immer seyn, dafs der Vf. zeigt, *wie* v. K. nach und nach ein Bösewicht geworden, und dafs er die Ritterwelt nicht so sehr ins Schöne idealisirt, wie es viele Romanschreiber thun, sondern vielmehr den Rittergeist als eine furchtbare Quelle von Unthaten darstellt; aber poetischen Gewinn hat sein Werk davon nicht. Gut war sein Vorsatz, seinen Helden weder zu schuldlos, noch zu strafbar zu schildern, es ist

aber dadurch ein zweydeutiger Charakter entstanden, den der Leser am Ende doch verdammen muss. — Dass der Vf. Friedrich den Sanftmüthigen den v. K. wirklich begnadigen, den Pardon aber zu spät ankommen lässt, ist nicht allein dem Charakter Friedrichs, sondern auch dem Zeugnisse *Albin's* gemäss. Friedrichs Charakter wird aber gleich darauf mit sich selbst in Widerspruch gebracht, wenn es der Vf. B. II. S. 364 mit bitterm Tadel erzählt, dass er die Mitverschwornen des v. K. habe hinrichten lassen. Er hätte hier zur Milderung von Friedrichs Verfahren eben das brauchen können, was *Albin* zur Ursache anführt, warum dem v. K. das Leben nicht erhalten worden, nämlich die Eilfertigkeit der vom Kurfürsten niedergesetzten Commission; er hätte hinzusetzen sollen, dass wirklich die Gehülfen des v. K. noch strafbarer, als er selbst, waren, weil sie minder Anreizungen gehabt hatten. Uebrigens gefällt sich der Vf. in Gemeinsprüchen und Tiraden über Regenten und Höfe. — Von des Vf. geringem Schriftstellertalent giebt vielleicht nichts ein besseres Beyspiel, als dass er sich Th. II. S. 358 von der Schilderung des Wiedersehns der beiden Gatten durch den elenden Scherz loshelfen will: „Ich war nicht Augenzeuge, und kann also kein ge-„treues Gemählde liefern." — Er nennt einigemal den Wein ziemlich possierlich *Gottesbrühe;* dass er aber daraus Th. I. S. 87 gar so ein Wort, wie *Gottesbrüheheiterkeit* zusammensetzt, ist gar zu arg. — *Schinderlinge* Th. I. S. 112 für *Schillinge* gehören wohl zu den vielen Druckfehlern dieses Romans. — Wie der *Karmin* der Hofdamen Th. I. S. 141 mit des v. K. Zeitalter, wie die Namen der griechischen Mahler Th. I. S. 146, die *Herkuleskräfte* Th. I. S. 151, und die *Mysterien* Th. I. S. 155 zu dem altdeutschen Costume passen, ist nicht wohl einzusehn.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Die glückliche Nation oder der Staat von Felizien.* Ein Muster der vollkommensten Freyheit unter der unbedingten Herrschaft der Gesetze. Aus dem Französischen. *Erster Band.* 542 S. *Zweyter Band.* 484 S. 1794. 8.

Der Zweck dieses Buches ist offenbar, das Ideal einer guten Staatsverfassung und eines glücklichen Volkes aufzustellen. Die *Felizier* hatten nach und nach alle Regierungsformen versucht, und waren durch keine befriediget worden. Ein weiser und wohlwollender König giebt ihnen endlich aus eigner Bewegung die, welche der Vf. für die vollkommenste und glücklichmachendste erklärt, eine *monarchische*, durch eine grosse Menge künstlicher Maschinen und Anstalten auf allen Seiten beschränkte, und doch dabey nie ohnmächtige, nie der Zerrüttung ausgesetzte. Der ganze *erste Band* beschäftiget sich mit Beschreibung der innern Organisation dieser seltsam complicirten Regierungsform, in der man einige Hauptzüge der französischen Constitution von 1791, dabey aber ein Gemisch von grossen und kleinen Rädern, von Abtheilungen und Unter-Abtheilungen des Volks, von Aristokratie und Demokratie findet, woraus die Einbildungskraft nur mit Mühe ein regelmässiges und glücklich zusammengesetztes Ganzes bilden kann. Im *zweyten Bande* werden sodann die einzelnen Zweige der Staats-Administration, *Rechtsverwaltung, Militär, öffentlicher Unterricht, Handel, Finanzen* u. s. f. abgehandelt.

Es lässt sich schwer ausfindig machen, weshalb dieses ermüdende Buch ins Deutsche übersetzt werden musste. Allerdings enthält es gute und richtige Gedanken und recht brauchbare Bemerkungen über verschiedne Gegenstände der Staatsverwaltung: aber um diese vorzutragen hätte es, wenn sie auch ganz neu gewesen wären, eines langweiligen Halb-Romans von mehr als tausend Seiten nicht bedurft. Ueberdies steht selbst das Gute und Belehrende, was der Vf. vorbringt mit seinem Ideal einer Staatsverfassung in keiner nothwendigen Verbindung, und dieses Ideal, dessen Darstellung doch seine Haupt-Absicht war, ist — ein Spinnengewebe. Aus allen bisher bekannten Regierungsformen das Beste ziehen, und daraus in einem gutherzigen aber auf nichts gegründeten Synkretismus ein Gebäude politischer Vollkommenheit zu errichten — fodert keine grosse Geistes-Anstrengung, und kann schlechterdings keinen praktischen Nutzen haben. Denn ob alle diese künstlich zusammengetragnen Materialien auch in dauerhafter Verbindung bleiben *können*, ob die Elemente einer solchen Coalition die auf dem Papier recht verträglich neben einander stehen, sich auch in der Realität vereinigen werden, darüber vermag der idealische Architekt durchaus keine Sicherheit zu geben. Wozu also alle seine Mühe? Bliebe er noch bey einer einfachen, oder doch nur wenig complicirten Verfassung stehen, so liesse sich weit eher die Erfahrung durch ein Raisonnement anticipiren: aber solche Combinationen, wie die hier erdachte, können ihre Möglichkeit nur durch ihre Wirklichkeit rechtfertigen.

Uebrigens finden sich in diesem Buche, ob es gleich für Frankreich besonders bestimmt zu seyn scheint, nur wenige und entfernte Allusionen auf die neusten Begebenheiten dieses Landes. Die *Felizier* scheinen eine isolirte Menschengattung zu seyn, und ihr Geschichtschreiber kümmert sich um die wirkliche Welt nicht. Wenn seine wohlgemeynte Arbeit auch Niemanden grossen Vortheil stiften kann, so wird sie doch sicherlich auch Niemanden sehr irre führen. Aber was jedem Leser, der ihn bis ans Ende seiner Laufbahn begleiten will, am unentbehrlichsten seyn wird, ist Geduld.

1. Erfurt, b. Keyser: *Ueber Erhaltung öffentlicher Ruhe in Deutschland und andern Staaten.* Resultate der besten bey der Churmainz. Akademie nützl. Wissenschaften über diesen Gegenstand eingegangnen Aufsätze. 1794. 90 S. 4.
2. Carlsruhe, b. Macklot: *Reden an Deutschlands Bürger über Staat, Rechte und Pflichten im Staat, deutsche Freyheit* u. s. f. Eine Schrift, die bey der Churmaynzischen Akademie zu Erfurt das Accessit erhielt.
3. Ohne Druckort: *Es ist hohe Zeit; ein Wort an Europa besonders an Deutschland.* 1794. 64 S. 8.
4. Frankfurt u. Leipzig: *Was für gute Folgen kann und wird die französische Revolution haben?* 1794. 56 S. 8.

1. *Die Churfürstlich-Maynzische Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt* setzte vor einiger Zeit einen

Preis auf die beste populäre Schrift, „*wodurch das deutsche Volk von den Vortheilen seiner vaterländischen Verfassung belehret, und für* (vor) *den Uebeln gewarnet würde, wozu überspannte Begriffe von ungemessener Freyheit und idealischer Gleichheit führen.*" Mit dieser Preisaufgabe verband sie zugleich vier Fragen, „die mit der Volksschrift zwar gleiche Absicht hatten, deren Erörterung aber doch nicht eigentlich für das Volk, sondern für Regenten und Staatsmänner, gehörte." Die Fragen lauteten, etwas abgekürzt, so: 1. Wie kann man die Unterthanen eines deutschen Staates überzeugen, dass sie unter einer weisen, gerechten und milden Regierung leben? 2. Was heisst bürgerliche Freyheit und wie lassen sich richtige Begriffe davon unter alle Stände verbreiten? 3. Wie müssen zu Erreichung dieses Endzwecks die Erziehungs- und Bildungs-Anstalten eingerichtet seyn? 4. Durch welche Mittel konnen die hiezu nöthigen Einrichtungen ohne Zwang am besten ausgeführt werden? — Die Akademie liefert nun hier Auszüge und Resultate aus *sieben* verschiednen Beantwortungen dieser Fragen, unter denen, wie sich wohl erwarten liess, freylich viel Einförmigkeit obwaltet, die aber nichts desto weniger sehr gute, und zum Theil vortreffliche, Vorschläge enthalten, und daher einer ernsthaften Beherzigung werth sind. Ohne hier irgend einem von den Verfassern, die sämmtlich ihre Verdienste haben, zu nahe treten zu wollen, bemerken wir nur, dass uns, nach den Auszügen zu urtheilen, die Arbeit des Hn. *von Berg* (Gräflich Neippergschen Secretair) einen ausgezeichneten Werth zu haben scheint. Gleich Anfangs macht er eine Anmerkung, von welcher eigentlich jeder seiner Concurrenten bey dieser Aufgabe hätte ausgehen sollen, und die zur richtigen Bestimmung des Gesichtspunktes gewiss sehr wesentlich ist. Er sagt: „Es ist schwer, das deutsche Volk im Allgemeinen von den Vortheilen seiner vaterländischen Verfassung zu belehren. Deutschland besteht aus vielen kleinen Völkerschaften, deren verschiedne Verfassung dem National-Geist entgegen wirkt, und die Darstellung der Vortheile, welche die Reichsverfassung gewährt, unendlich erschwert. Denn *diese Vortheile geniessen nicht alle deutsche Völkerschaften in gleichem Masse*, sondern nach der speciellen Regierungsform werden sie dieser oder jener mehr oder weniger zu Theil. *Mancher deutschen Völkerschaft ist die allgemeine Reichsverbindung kaum sichtbar.* Leichter lässt sich die Frage beantworten: Auf welche Art man die Unterthanen der *besondern deutschen Staaten* überzeugen könne, dass sie unter einer wohlthätigen Regierung leben." — Merkwürdig ist es übrigens, dass von den Beantwortungen der Frage: „Wie kann man die Unterthanen überzeugen, dass sie unter einer weisen, gerechten und milden Regierung leben?" zwey fast mit denselben Worten beginnen: „Man muss vor allen Dingen sorgen, dass die Regierung *wirklich weise, gerecht* und *milde* sey."

2. Diese Schrift besteht aus vier nach der gewöhnlichen Form (mit *Text, Abtheilungen* u. s. f.) abgefassten Predigten, die aber nicht an eine bestimmte Gemeine, sondern an das ganze deutsche Volk gerichtet und in einem fasslichen, populären, im Ganzen seinem Endzweck recht angemessnen Style geschrieben sind. Doch giebt uns die *dritte: Ueber die Vorzüge der Reichsverfassung Deutschlands* gleich eine gute Veranlassung, die Richtigkeit der (unter Nro 1. angeführten) Bemerkung des Hn. *v. Berg* an einem neuen Beyspiele darzuthun. Auf wie viele Provinzen *Deutschlands* passt denn wohl folgende Stelle: „Vorzüglich ist Deutschlands Reichsverfassung in Rücksicht auf die *Abgaben*. Nein, wir dürfen über selbige nicht klagen, wir dürfen nur mit andern Reichen uns vergleichen, um uns auch in diesem Punkte glücklich zu schätzen. *Wir geben wenig*, und das wenige kömmt uns wieder zu gut". Oder folgende: „Nicht Willkühr eines schwelgerischen Fürsten oder seiner Knechte kann sie erhöhen." Was soll sich der Unterthan eines der *grossen* Reichsstände dabey denken, wenn man ihm sagt: „Da, wo grosse Reiche unter einem Oberhaupt stehen, können viele Ungerechtigkeiten begangen werden, und der Monarch weiss nichts davon. Aber in Deutschland kann jeder Fürst leicht das Ganze übersehen, weil sein Gebiet nicht zu gross ist: jeder Unterthan kann *ohne weite Reisen* (?) zu seinem Landesvater kommen, und gegen jede Ungerechtigkeit Hülfe erhalten. Sollte er sie nicht erhalten, so steht ihm der Rechtsweg zu den höchsten Reichsgerichten offen, u. s. f." Und erregt es nicht eher Lächeln als Zustimmung, wenn man sich versichern lassen soll, „dass — Dank sey es der deutschen Reichsverfassung — *oft Jahrhunderte* verflossen, ehe die Ruhe deutscher Bürger *weder von innern noch äussern Feinden* gestört würde?" — Seeliges Jahrhundert! wenn werden wir *dich* erleben! — Es geht hieraus abermals hervor, und bleibt ein für allemal wahr, dass bey denjenigen deutschen Bürger, dessen *unmittelbare Landes-Regierung* nichts taugt, der Trostgrund, den man von der *Reichsverfassung* hernimmt, nie sonderlichen Eingang finden wird.

3. Der ungenannte Vf. versichert auf der vorletzten Seite seiner Schrift: „das literärische Publicum habe ihn, so oft er unter seinem Namen aufgetreten sey, jedesmal einer solchen Aufnahme gewürdiget, dass er alle Tage wiederkommen dürfe;" und kurz vorher: „er habe seine Feder bey gegenwärtigen Zeitumständen zum ersten- und vermuthlich auch zum letztenmale zu einem *gewissermassen* (?) ins politische Fach einschlagenden Gebrauch ergriffen." Wir wollen an der Wahrheit *jener* Versicherung keinesweges zweifeln, wenn es uns nur erlaubt ist, auf *diese* zu rechnen. Denn Politik scheint des Vf's Fach nicht eigentlich zu seyn. Er schildert die Gefahren welche die französische Revolution über alle europäische Staaten zusammengezogen hat, mit grossem Eifer. Aber die *Mittel* dagegen sind keine andre als folgende Ermahnung: „Lasst uns den Auffoderungen unsrer guten Obrigkeiten folgen! lasst uns *zu vielen hunderttausenden*, gewaffnet und mit dem festen Vorsatz zu siegen oder zu sterben, dem Feinde entgegen gehen! — — Nur auf diesem Wege ist unsre Rettung gewiss." Wenn dies der Fall wäre, sähe es freylich schlecht genug um uns aus.

4. Eine im Kanzel-Style abgefasste Theodicee! worinn jeder, der durch die Revolution in Noth oder in Gefahr gerathen ist, (selbst die Emigrirten nicht ausgenommen), mit der Hoffnung, dass dies alles zu seinem wahren Heil geschehen sey, getröstet wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. Junius 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell, Gesner, Füssli u. Comp.: *Sommerstunden.* I. Band. 229 S. 8. Mit dem Bildnisse der Verfasserin.

Bereits aus einer frühern Sammlung kennen wir die Verfasserin (Frau *von Berlepsch*), als Vertraute der Musen und Grazien. Aus jener Sammlung sind in diese nur wenig Stücke verpflanzt, und auch sie nicht ohne Veredlung. Sowohl den Empfindungen, als den Gemälden, sieht man es an, dass jene aus dem Herzen, und diese unmittelbar aus dem Anschauen der schönen Natur geschöpft sind. Vorzüglich gelingen der Vfn. solche Scenen, die näher in den Gesichtskreis wahrer reiner Menschheit gehören, z. B. S. 17 der Genius, S. 40 die Wasserfahrt, S. 54 die kleine Tochter im Garten, S. 77 Tells Capelle, S. 88 die Petersinsel u. s. w. Auch in den prosaischen Stücken, besonders in dem Anhang über die Poesie, ihren Ursprung und Werth, verbindet sie philosophischen Geist mit hohem Gefühle; gefeilte Sprache mit reicher Bildungskraft, überall zarte Blüthen mit reifen Früchten. Um so viel weniger heben wir einzelne Versuche heraus, je mehr wir überzeugt sind, dass sie alle der Reihe nach lebhaftes Interesse einflössen. Um so viel überflüssiger ist weitläuftige Ankündigung, je mehr sich das Werk durch sich selbst empfiehlt. Wenn wir uns bey einzelnen verfehlten Zügen verweilen, so ists ein Beweis, welchen Werth für uns diese Sammlung hat; ein Beweis, wie leicht wir es für die Vfn. glauben, ihren Compositionen die letzte Vollendung zu geben.

Die poetische Gallerie eröffnet eine Epistel; *Antwort auf eine Warnung vor den Gefahren der Schriftstellerey.* Ist aber nicht, sowohl in der Warnung als in der Antwort, der Ton etwas ungleich, hoch und tief, heiter und finster? S. 3 erhebt sich die Dichterin:

> Zu den Höhen, wo Begeistrung wohnt,
> Und mit schönem ewig regem Leben
> Opferdüfte der Geweihten lohnt.

Ein schönes grosses Bild, vielleicht nur zu gedrängt, und eben darum nicht sogleich anschaulich. Begeisterung lohnt die *Opferdüfte*, d. i. die Gesänge, *der Geweihten*, d. i. der Dichter, mit *ewig regem Leben*, d. i. mit Nachruhme. — Gleiches Dunkel schwebt über folgender Stelle, S. 4:

> Dass ich dieser Blümchen viel gefunden,
> Oft in Thränenthaue sie gepflückt,
> Sorgsam dann zum Strausse sie gewunden,
> Der mit stillem Reiz die Fluren schmückt.

Buchstäblich wird die letzte Zeile nicht gemeynt seyn; bildlich genommen aber, ist der Ausdruck nicht vorbereitet genug. Der Strauss ist die Poesie, welche die Fluren schmückt, d. i. in der poetischen Darstellung verschönert. — S. 5:

> Blick umher! Wie Dunstgestalten schwinden,
> Wirst du bald den Zauber nicht mehr finden,
> Den die Phantasie den Wünschen leiht.

Bey der Vergleichung läuft die Wortfügung zu wenig parallel. „So wie Dunstgestalten schwinden," sollte es heissen, „schwinden auch die Zauber der Phantasie." Doch vielleicht wird man unsre Kritik zu Gottschedisch nennen. S. 7:

> Jene Flut (?), die Tausende verschlang,
> Wird sie nicht im Strudel dich ergreifen,
> Dich hinab zum grausen Abgrund *schleifen*
> Nächtlicher Vergessenheit?
> Glücklich noch, wird sanft hinabzu*rollen*
> Dir vergönnt, und leert auf dich den vollen
> Köcher giftger Pfeile nicht der Neid!

Ist das Gemälde nicht überladen, und besteht es nicht aus zu ungleichen Bildern? *Schleifende* Fluten, auf denen man *herabrollt*, über denen man *von Pfeilen bestürmt* wird, und in deren Nähe (sogleich in den folgenden Versen) der Feind im *Hinterhalt* lauert. — S. 8 ists wohl nur ein kleiner Schleyer von übler Stimmung, welcher vor dem Blicke der Vfn. so ganz den schönen Tag oder Abend von Deutschlands Parnasse verbirgt. — Heil der Muse, die den finstern Klagen ein Ende macht! Sehr poetisch und rührend ist ihre Erscheinung. — S. 15; *An meinen Genius.* Ein Gedicht, voll süsser Wehmuth und heiliger Wonne. Warum aber läfst es die Gestalt und den eigentlichen Charakter des Genius nur durch Dämmerung blicken? So flösst er weniger Theilnehmung, vielleicht aber mehr geheimnissreiche Religiosität ein. Lange liest man, bevor man weiss, ob er von männlichem oder von weiblichem Geschlecht ist. Romantisch ist die Delicatesse, womit die Vfn. seinen Namen verschweigt. Weiblich erscheint er erst S. 20:

> Ja, du bist es, der im Flügelkleide
> Dieses Herz so laut entgegenschlug.

Das Herz schlägt ihr (der genialischen Götterkraft) im *Flügelkleide* entgegen. Auch hier opfert die Vfn. der Kürze und Energie grammatische Richtigkeit auf. Nicht das

das Herz schlägt im Flügelkleide, sondern im Flügelkleide fühlt das Mädchen, dass ihm das Herz schlägt. S. 21: Dank dem Genius, dass er

Mir gewunden — dass mir leicht verschwinde
Jedes Bösen Spur — um Aug und Ohr,
Schöner als des Wahnes Taumelbinde,
Sanfter Schwärmereyen Silberflor:

Und verdient dieser Silberflor nur *den* Preis, dass er — *schöner* sey als die Taumelbinde? Um Aug und Ohr ist er gewunden, und wozu? „Dass mir leicht verschwinde jedes Bösen Spur." Verwickelt ist der Ausdruck, und weder ganz passend noch ausgemahlt das Bild. — *An Herder. Nach seiner Zurückkunft aus Italien.* In glänzendem Widerscheine mahlt das Gedicht den Zauberreiz von Italiens Kunst und Natur. Bey dem Reichthum an schönen Bildern und erhabenen Gedanken übersieht die Kritik einige italiänische Ziererey, z. B. S. 24:

Wenn hoch und hehr, auf blauer Wellen Tanze,
Der Ocean erscheint in voller Pracht.

allenfalls *in* oder *mit* blauer Wellen Tanze mag er erscheinen: ob aber wohl *auf?* — *Die Gaben der Grazien. An Aglae.* Die Veranlassung zu dieser poetischen Epistel ist eine Brieftasche, die ein unbekanntes Frauenzimmer der Vfn. geschenkt hat; eine Brieftasche, auf welcher die Erfindungen der Dicht- und Mahlerkunst abgebildet sind. Sehr schön sind S. 33 die Sokratischen Grazien charakterisirt; sehr pathetisch ist S. 35 der Hinblick von den Grazien des goldenen Alters auf die Furien des gegenwärtigen Revolutionskrieges. Warum aber so lang weilt die Muse bey den Blutscenen, ehe sie zu der Brieftasche und zu den Grazien zurückkehrt? S. 37:

Auch da *zerfallen* sie, die edeln schönen
So stark geschlungnen *Bande*, die ein Herz,
Ein Wesen an das andre, alle Wesen
Am (?) *Quell* des Glücks, des Lebens, binden sollten.

S. 38 wendet sich das Lied vielleicht zu rasch von dem Chaos der Anarchie wieder zurück nach der Brieftasche, die fürwahr etwas feenmäsig den Schauplatz der Barbarey und Verwüstung verschlingt. — *Die Wasserfahrt.* Voll Anmuth. So ungezwungen, so originell und lehrreich ist gleichwohl der Uebergang von der Fahrt zur Lebensfahrt. — *An meine Tochter. Als ich sie, da sie vier Wochen alt war, zum erstenmal in den Garten trug.* Die Empfindungen, so wahr und so innig; der Ausdruck so fliessend und rein! — S. 70. *Bey der Einweihung eines Gartenhauses, das zur Aufschrift hat: Serenity.*

Du, der Freude *jüngstgeborne*
Sanfte Schwester, Heiterkeit!

Ist nicht Heiterkeit vielmehr Mutter, als Schwester der Freude, oder doch wenigstens eher ältere, als jüngere Schwester? — S. 61: Es wurde

Heiterkeit, nach deinem Bilde,
Das dort oben freundlich blickt,
Gleich dem Himmel, blau und milde
Unsers Hauses Wand geschmückt.

Vergleichung der Wand mit dem Himmel; der Wand mit dem Bilde? Nur auf die Farbe gegründet ist sie. Eben so unpassend ist S. 62, im Gegensatze mit der entwölkten Stirne, die Aufschrift an der Gartenthür. An der Stirne und im Auge des Freundes

Heller steht es da geschrieben
Als mit Gold an unsrer Thür:
„Wo sich gute Menschen lieben,
„Wohnt die Freude für und für."

Je schöner auch dieses Gedicht ist, desto mehr wünschen wir eine solche Modewitzeley daraus verbannt. — *Abendlied einer Kranken.* Voll Rührung und religiöser Hingebung. Nur S. 68 ist vielleicht folgender Trope etwas zu hart: Jenseit des Grabes sieht der Geist

Siehet jeden Wunsch gewährt,
Den er weinend einst begehrt.

er begehrt den Wunsch, d. i. des Wunsches Erfüllung. — *An die Erde.* Sanfte Wehmuth, unterstützt von Liebe und Glauben. Vielmehr an den Grabhügel, als an die Erde, wendet sich dieses Gedicht. — *An einem späten Herbsttage.* Herrliche Ansicht der Natur, mit noch herrlicherer Hinsicht auf Vergangenheit und Zukunft. Wie neu folgende Vergleichung? S. 74:

Und, wie sel'ge Geister, schweben
Mir entflohne Freuden vor.

S. 76 hingegen vielleicht der Ausdruck zu stark:

Wenn auf seiner Wünsche Leichen
Mein verlassnes Herz erkrankt.

Tells Capelle. Heroisch und einfach. — *Die Petersinsel.* Ganz beseelt von Rousseau, und zwar von ihm, als veredelt, verklärt. Sowohl über das Gedankengewebe, als über die Landschaftmalerey, verbreitet sich feyerliches Helldunkel. — *Der erste Tempel.* Ein Gedicht in poetischer Prose. Sehnsucht der Liebe und ihre Befriedigung, sie erwecken die Idee von Gott und äusserer Gottesverehrung. I. Gef. Der Vorgrund nimmt zu viel Raum ein. Die religiösen Ahnungen des Alexis sind nicht genug weder motivirt noch graduirt. Auf dem Gipfel des Gebirges erweitert sich mit der Aussicht sein Vorgefühl von Gott. II. Gef. Hierüber, so wie auch über das künftige Leben, belehrt ihn im Traume ein Engel. Beym Erwachen überrascht ihn Lyde, ein holdes Mädchen, das sich mit der Mutter in diese Einöde verborgen hat. Der Tag verfliesst unter Herzensergiessung. Am Abend trennen sie sich. Vor dem Abschied thürmen sie zum Andenken Gestein auf. So wird der erste Altar. III. Gef. Krankheit des Vaters hält den Alexis länger, als Lyde erwartete, vom verabredeten Wiedersehn ab. Beym Wiedersehn erblickt er

er sie am Altare trostlos, Mirto, ihre Mutter, war mittlerweile gestorben. Am Altare begräbt sie Alexis. Dann begiebt er sich mit Lyde ins Thal zum Vater. Hochzeitfeyer. Altarweihe. Tempelbau. Vielleicht im Ganzen weder Bewegung und Handlung, noch Feyerlichkeit genug.

Anhang. Ueber den Gang und Werth der Poesie. Geboren ist sie im Schoosse der Natur, aber erzogen wird sie im Schoosse ausgebildeter Gesellschaft. Feine Bemerkungen über die Zaubertäuschungen der Imagination, und ihren Einfluss auf Geist und Herz. — Je schöner und reiner die Diction überhaupt ist, desto mehr befremdet ein Meteor, wie folgendes S. 155: „Ich ergötze mich an dem Wiederschein jener Morgenröthe, „in die fremde Atmosphäre unserer Sprache und Sitten „herübergebracht;" d. i.: Da ich im Originale die Meisterstücke der alten Poesie nicht lesen kann, so lese ich sie in Uebersetzungen oder Nachbildungen. Die Morgenröthe oder ihr Wiederschein, *herübergebracht* in eine fremde Atmosphäre, d. i. die Morgenröthe, deren Wiederschein aus der fremden Atmosphäre nur matt herausfällt. — Würdigung von Gessners sowohl poetischem als moralischem Verdienste: „Er ward, was er „ist, einzig aus sich selbst, ohne fremde Beyhülfe von „Kunst, von Gelehrsamkeit; ohne alle Gelegenheit zur „äussern Ausbildung u. s. w." Was man hierüber der Vfn. gesagt haben mag, ist so ganz unbedingt nicht wahr. Gewiss ist Gessner kein Beyspiel, welches junge Feuerköpfe verleiten soll, mit Hintansetzung der Studien alles nur aus genialischer Eingebung zu ziehen. S. 162: „In einem Zeitalter des Sittenverderbens gedeiht wohl noch Verskunst, aber Poesie nicht „mehr. Und möchtest du wachen, Genius meines Va„terlandes, dass sie nicht, zwischen rasender Gleich„heitswuth und erstarrender Despotie eingeengt, bei„den verhasst, verdrängt und zertrümmert werden." — Der gelehrten Vfn. entgeht es doch nicht, dass gerade unter den Kämpfen zwischen Despotie und Freyheit, gerade unter einem verdorbenen und revolutionairen Zeitgeiste, z. B. in Frankreich ein Corneille, in England ein Milton, in Deutschland ein Opitz, in Italien ein Tasso und Dante erweckt worden. Richtiger beschränkt sie die obige Bemerkung S. 165, indem sie hinzusetzt: In einem verdorbenen Jahrhunderte finde der Poet selten seine Welt, sein Publicum. — Zu weit entferne sich die Welt von der Natur. Was man an Aufklärung gewinnt, verliere man an Gefühl für das Schöne. In gleichem Maasse sollte man beide entwickeln, Denk- und Gefühlkraft. S. 181: „So ganz zum „Modetand erniedrigt ward die Philosophie wohl nie „so, wie jetzt." Wie *jetzt??* Sehr schön, rührend, erhaben ist S. 205 die Auffoderung an die Schriftsteller, der Gottheit, der Humanität, der Unsterblichkeit Zeugniss zu geben; S. 216 sehr treffend der Spott über den Geschmack an gekünstelter Landlust. Indem wir den Ideen der Vfn. nachgehen, befinden wir uns auf einem Spatziergange, wo wir zwar hin und her irren, allerwärts aber süsse Blumen pflücken, und herrliche Aussichten geniessen.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Warwick's Reisen*, von *Charlotte Smith.* Aus dem Englischen. 1794. 300 S. 8.

Schon der Name der Vfn. des Originals, einer der beliebtesten jetzigen Romandichterinnen, verräth es dem Leser, dass er hier keine wahre, sondern erdichtete Reisebeschreibung zu erwarten habe. *The Wanderings of Warwick*, die erst im vorigen Jahre zu London erschienen, sind eigentlich Fortsetzung eines andern beliebten Romans dieser Vfn., *The Old Manor-House*, wovon, wenn wir nicht irren, gleichfalls schon eine Verdeutschung geliefert ist. Dies hätte der Uebersetzer, Hr. *Löbel*, wohl mit ein paar Worten bemerken sollen, da der sich darauf beziehende Anfang der Erzählung nicht recht deutlich ist. Diese Erzählung selbst ist nicht nur unterhaltend, sondern auch in mancher Hinsicht unterrichtend für Verstand und Herz. Vornehmlich scheint die Vfn. die Absicht gehabt zu haben, verheirathete Personen durch ein auffallendes Beyspiel vor dem so leicht durch zärtliche Liebe selbst entstehenden Hange zu Verdacht und Eifersucht zu warnen, und auch Unverheiratheten in Ansehung der Wahl des Gegenstandes ihrer Zuneigung nützliche Warnungen zu ertheilen. Warwick, ein lebhafter, ungestümer, junger Mensch, und schon seit seinem zwölften Jahre Soldat, von vornehmer Geburt, und künftiger Erbe seines Oheim, des General Tracy, der ihn in seinem unordentlichen Leben, das er in London führt, mehr unterstützt, als davon ableitet, heirathet, nach einer kurzen Bekanntschaft, Isabellen, die sich durch Zärtlichkeit, Treue und Entschlossenheit gar bald die Achtung und das Interesse des Lesers gewinnt. Da sein Oheim ihn verstösst, so gehen beide zu Schiffe nach Amerika, wo sein Regiment Kriegsdienste thut. Sie werden von einem amerikanischen Freybeuter gefangen genommen, durch eine englische Fregatte wieder in Freyheit gesetzt, nach Jamaika gebracht, und kommen endlich nach Neuyork. Warwick geht nun in Dienst, wird schwer verwundet, geheilt, wieder zum Regiment geschickt, gefangen, und wieder ausgelöst. Seine Gesundheit hat indess sehr gelitten, und er lässt sich bereden, wieder nach England zu gehen. Mit seiner Frau und ihrem kleinen Sohne geht er zu Schiffe, und landet, nach einem schrecklichen Sturme, auf Barbados, wo sie einige Monate bleiben, und sich sodann wieder nach England einschiffen. Sie werden aber von einem französischen Kaper aufgehoben, und abermals durch zwey englische Fregatten in Freyheit gesetzt. Man bringt sie nach Lissabon; und hier finden sie einen alten englischen Admiral, Sir Randolph Aldborough, der aber nichts weniger als ein edeldenkender Mann ist. In Portugal und Spanien bestehen sie nun manches Abentheuer, und kommen hernach, in ziemlich dürftigen Glücksumständen, nach Irland. Hier geräth Warwick durch seinen Leichtsinn in die Hände der Spieler; um ihnen seine Spielschulden zu bezahlen, verkauft er sein Officierspatent, und mit nicht mehr als 200 Pfund geht er, unter fremdem Namen, nach Edinburg. Hier macht er mit einem berühmten

Bücherrichter Bekanntschaft, und ernährt sich eine Zeitlang von literarischen Arbeiten. Auf Anrathen dieses seines Freundes geht er nach London; und nachdem er dort anfänglich von ähnlichem Erwerbe gelebt hat, wird er endlich, durch Vermittelung eines alten Freundes, mit seinem Oheim ausgesöhnt, und erbt, nach dessen Tode, ein ansehnliches Vermögen. Als Episode ist in diese Erzählung eine sehr rührende Geschichte des Don Julian, nachmaligen Grafen von Villanova, eines jungen Portugiesen, eingewebt; und diese macht einen grosen Theil des ganzen Romans aus. Nicht allzu glücklich ist der Selbstmord dieses Grafen zur Katastrophe seiner Geschichte gewählt, die sonst überaus viel Interesse hat. Die deutsche Uebersetzung ist, so weit wir verglichen haben, richtig und fliessend; hie und da wären vielleicht kleine Anmerkungen nicht überflüsig gewesen, wo die Vfn., ihrer Gewohnheit nach, wirkliche Umstände und Charaktere mit Erdichtung verschleyert.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Lagarde: *Michael Montaigne's Gedanken und Meynungen über allerley Gegenstände.* Ins Deutsche übersetzt. *Fünfter Band.* 1794. 520 S. gr. 8.

Es bedarf nur der Anzeige dieser Fortsetzung, die bis in das neunte Kapitel des dritten Buchs geht, und von der nun noch der sechste Band, als der letzte des ganzen Werks, zu erwarten steht. Denn der grosse und seltne Werth dieser Verdeutschung ist entschieden. Der Fleiss des sel. *Bode*, und das Glück, oder vielmehr das ganz eigne Talent, das diesen Fleiss begleitete, sind auch in diesem fünften Bande überall sichtbar; und er trifft fast immer den rechten Punkt, erschöpft fast immer das ganze Bild, fasst die ganze Wendung und Laune so glücklich, dass schwerlich ein andrer es ihm darin hätte gleich thun können; denn nie gesellten sich wohl Sinn und Herz eines originalen Schriftstellers und seines gewiss nicht minder originalen Uebersetzers so ganz und innig mit einander. Ein paar Kleinigkeiten, die uns bey der Vergleichung einiger Bogen mit der Urschrift aufstiessen, wollen wir doch auch diesmal anmerken. S. 83 steht: „die grössten (Seelen) machen daraus ihren *Beruf*." Im Französischen steht, wenigstens in unsrer Ausgabe, nicht *vocation*, sondern *vacation*, Erholung; und dies ist auch wohl die richtige Lesart. — S. 87 heisst es: „Bey gewöhnlichen Freundschaften bin ich *etwas* trocken und kalt." Der Text sagt das Gegentheil: *Aux amitiés communes je suis aucunement sterile et froid*; und *M.* will hier vielmehr, wie auch der Zusammenhang lehrt, die ihm einmal eigne grosse Wärme und den Hang sich mitzutheilen, bezeichnen, der ihn selbst im gewöhnlichen Umgange nicht kalt noch trocken seyn lasse. — Auch S. 93 möchte wohl der Sinn etwas verfehlt seyn: „Für sie (die Damen) ist es hinlänglich, dass sie ihre Härte, ihre Zweifel und ihre Gunst mit einem lieblichen *Nichtdoch* zu würzen verstehen." *M.* sagt dagegen: *Baste, qu'elles peuvent assaisonner un Nenny de rudesse, de doute, et de faveur.*" Genug, dass sie selbst ihr Nichtdoch, oder ihr *Nein*, mit Härte, Zweifel und Gunst zu würzen, d. i. dies alles in ihre Weigerung hineinzulegen, und sie dadurch zu mildern wissen."

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Berlin*, b. Pauli: *Gründlicher Unterricht (von) der sogenannten Hausmannischen Bleiche*, wie in sehr kurzer Zeit Kattune, baumwollenes Garn, Flachs, Leinwand, Zwirn und Hanfgespinnste gebleichet werden können, nach dem Original des Hn. Scheelens, nebst einem Kupferstiche der dazu erforderlichen Utensilien, von *C. G. Weinlig*, der höchstsel. verwittweten Churfürstin zu Sachsen Leibapotheker und der ökonomischen Gesellschaft zu Leipzig Mitglied. 1792. 2 Bog. 8. — Um die neue Erfindung des Bleichens durch dephlogistisirte Salzsäure vollkommen nutzbar zu machen, mussten zwey ihr noch anhängende wichtige Uebel, nemlich ihre nachtheilige Wirkung sowohl auf die Dauerhaftigkeit der Zeuge, als auch, durch die Dünste von jener Säure, auf die Gesundheit der Arbeiter, weggeschafft werden. In Rücksicht auf beides hat der Vf. mehrere Versuche angestellt. Er beschreibt nun hier sehr deutlich und aufrichtig sein ganzes Verfahren, sowohl das anfängliche Misslingen desselben, als auch die hernach angewendeten Verbesserungsmittel, durch die er endlich einen bessern Erfolg erreichte. Diese bestehen darin, dass er in eine von oben herab sich unten etwas verengende, und nahe am Boden mit einem hölzernen Hahnen versehene Tonne, 200 Quartier Wasser mit der nöthigen Quantität Gas vermischte, den er aus 16 Unzen guten Braunstein, 24 Unzen Vitriolöl aus Schwefel verfertiget, mit 48 Unzen Wasser verdünnt und 2 Pfund Kochsalz bereitete, und vermittelst gläserner Röhren aus gläsernen Kolben in jene Tonne leitete. Solches mit Gas vermischte Wasser gab den zu bleichenden Zeugen, oder Gespinnsten, ohne allen Abbruch ihrer Festigkeit, die verlangte feinste Weisse binnen wenigen Tagen, und sicherte zugleich die Arbeiter gegen die ihrer Lunge so schädlichen Dünste der dephlogistisirten Salzsaure. Alles dies ist von dem Vf. durch Abzeichnungen auf der Kupfertafel, durch hinzugefügte Erklärungen und durch genaue Bestimmungen des ganzen Verfahrens bey besagtem Geschäfte so begreiflich gemacht worden, dass es jeder leicht nachmachen, und dadurch die Nützlichkeit der erwähnten Methode bald erproben kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. Junius 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., b. Andrä: *Merkwürdige Reichs-Hofraths-Gutachten mit Gesichtspunkten für den Leser. III. Theil.* 1795. 454 S. 8.

In diesem *dritten Bande* werden unter XXVII Nummern XXII R. H. R. Gutachten, und hiernächst einige andere den R. H. R. betreffende anonymische Aufsätze, ingleichen ein Bericht des R. Kam. Gerichts, mitgetheilt. Die R. H. R. Gutachten sind, eben so wie die in den vorhergehenden Theilen, fast alle von der Regierungszeit Kaiser Josephs II. Nur zwey ältere werden noch nachgeholt, eins von 1729, und eines von 1750. Der Herausgeber gesteht dabey aufrichtig, dass die mehresten der in diesem Theil enthaltenen Stücke, nämlich N. VI bis VIII, und X bis XXI, sich schon anderwärts gedruckt finden. Allein wenn auch gleich dadurch dieser Sammlung das Verdienst der Neuheit zum Theil abgeht; so wird doch die zugleich beabsichtigte sehr zweckmäsige Vollständigkeit erreicht, und das Publicum erhält ein Supplement von allen bisher bekannt gewordenen R. H. R. Gutachten, wenn man die Moserische und Ganzische Sammlung, und die in Uffenbachs und Wernhers bekannten Schriften befindliche Aufsätze damit verbindet. Dieser Theil enthält einige besonders merkwürdige Erörterungen des deutschen Staats-Rechts, welche wir, mit Weglassung der übrigen minder wichtigen Stücke, deren Anführung zu vielen Raum einnehmen würde, kürzlich bemerken wollen. I) *Grundsätze des R. H. R. von der Kaiserl. und Reichs-Jurisdiction in Religions-Sachen*, durch Gesetze und Herkommen bewiesen, aus der Regierungszeit Kaiser Josephs II, nach dem Jahr 1769. II) Anderweitige Ausführung der Kaiserl. Gerichtsbarkeit S. 1—33 in Religions-Sachen. S. 34—111, beydes sind nicht eigentliche R. H. R. Gutachten, sondern anonymische Aufsätze, von welchen der erste, obgleich nur halb so lang, doch bey weitem der lesenswürdigste ist. Es wird darin recht gut ausgeführt, dass die *restituenda ex P. W.* so ihren Vollzug noch nicht erhalten, nach dem Nürnbergischen Execut. Recess, ohne Rgerichtl. Processe, *per Commissiones et Directores Circuli,* — die nachherigen *Contraventiones* und neue Beschwerden aber bey den RsGerichten, zwar nicht *processu ordinario*, sondern in dem durch den J. R. A. §. 193. vorgeschriebenen Mandatsweg, (welcher in gewisser maasse, im juristischen Sinn, kein gemeiner, sondern executivischer Process ist) erlediget werden sollen. III) Bericht des Kais. u. R. Kam. Gerichts *ad Augustissimum*, die Herrschaft Lahr und Mahlberg, auch andere Gerolseckische RsLehen betr. v. J. 1676. S. 112—162. Ist eine Verantwortung dieses Gerichts, gegen eine Beschuldigung des R Fiscals, wegen angemasster Jurisdiction in RsLehns-Sachen. Der Bericht ist ganz kurz, und bezieht sich lediglich auf eine beygefügte sehr lange Processgeschichte, die kein gar gutes Muster der damaligen Referir Methode abgiebt. V) *Das Recht des Kaisers päpstliche Bullen zu genehmigen.* R. H. R. Gutachten in Sachen Freysingen Domstift wider den *Doctorem iuris Particella*, dessen Stiftsmäsigkeit betr. v. J. 1750. S. 172—206. Der Domicellar *Particella* zu Freysingen, nicht zufrieden, in der blossen Eigenschaft eines Graduirten den Weg in das Domstift gefunden zu haben, hatte sich zu Rom ein Zeugniss seiner Stiftsmäsigkeit mit dem Grafentitel ausgewirkt, und verlangte, dass man ihn zur Probe seines angeblich stiftmäsigen Adels zulassen, und als Grafen in den Hochstifts-Kalender setzen möchte. Da sich das Capitel seinem Begehren widersetzte; so nahm er seine Zuflucht zu dem heil. Stuhl, und erhielt dort, *in contumaciam* seiner Gegner, welche sich nicht einlassen wollten, 1749 ein günstiges Urtheil, dessen Insinuation und Vollziehung sogar von dem Fürstbischof unbedenklich übernommen wurde. Das Domcapitel wandte sich nunmehr an den Kaiserl. Hof, bey dem nunmehr auch die ersten Erz- und Hoch-Stifter im Reiche, Maynz, Trier, Salzburg, Bamberg, Costanz, Wirzburg, Augsburg, Regensburg und Brixen, *interveniendo* einkamen. Der R. H. R. sah solches für eine blosse Civil-Sache an, wobey das Kaiserl. Reservat, über die Stiftmäsigkeit des deutschen Adels zu entscheiden, empfindlichst angegriffen sey. Es ergieng daher gegen den *Particella* ein scharfes *Conclusum*, *cum excitatione Fiscalis.* VI—VIII) *Sind Gemüthskranke Fürsten der Kaiserl. Jurisdiction unterworfen?* (S. 207—243.) Dies wird durch drey R. H. R. Gutachten die Gemüthskrankheit des Herzogs von Guastalla betr. aus dem Jahre 1729 erläutert. Der Herzog von Guastalla, Joseph Maria Gonzaga, befand sich, als er eben seinem Bruder in der Regierung folgen und die Lehn empfangen sollte, in einem melancholischen Gemüthszustande, welchen er schon vier Jahre vorher noch stärker gehabt hatte, davon aber wieder genesen war. Der Kaiserl Fiscal in Italien, Graf Borromeo, zog darüber durch den Reichs-Fiscal geheime Erkundigung ein, und trug auf Bestellung einer Administration an, welche die Schwester des Herzogs, Eleonora, verwittwete Fürstin von Toscana, zu übernehmen grosse Lust hatte. Dagegen kam das Guastallische Ministerium mit wiederholten Vorstellungen ein, weil, nach dem Gutachten der Aerzte, noch Besserung zu hoffen und übrigens die Regierung gut besetzt sey. Der R. H. R. betrachtete die Sache vorzüglich nach den Grund-

Grundfätzen des Lehnrechts, und hielt dafür: „dafs „der Herzog, wegen feines Gemüthszuftandes, von „dem *jure fucceffionis et inveftiturae* nicht ausgefchlof- „fen, auch, bey der von den Aerzten gegebenen Hoff- „nung der Wiederherftellung, noch zur Zeit mit Be- „ftellung einer Adminiftration nicht übereilt werden „könne, indem auch zu beforgen fey, dafs hierdurch „die Krankheit vergröfsert und wohl gar der Tod ver- „urfacht werden könnte, *da vielmehr Recht und Billig- „keit und die chriftliche Liebe in dergleichen Fällen erfo- „dere, dem Kranken Zeit und Weile zu laffen, bis man „fehe, was fein Zuftand für einen Ausgang nehme.*" Der Herausgeber fcheint diefen Fall, bey welchem übrigens die Kaif. W. Cap. Art. I. §. 3. nicht einfchlägt, mit der Neuwiedifchen Curatel, weshalb neuerlich der Recurs an den Reichstag ergriffen worden, in Parallel ftellen zu wollen, ohne fich jedoch darüber beftimmt zu äufsern. Merkwürdig ift es immer, dafs der R. H. R. damals, bey einer durch Aerzte und andere Zeugniffe völlig erwiefenen Gemüthskrankheit, doch noch aus Schonung und chriftlicher Liebe Anftand nahm, eine Adminiftration anzuordnen, fondern den Ausgang der Krankheit abwarten wollte. Ein ftarker Mitbewegungsgrund dazu war freylich, dafs die Schwefter des Herzogs, wenn ihr die gefuchte Adminiftration zu Theil würde, fich bey dem Abfterben ihres Bruders in den längft gewünfchten Befitz derjenigen Länder feftfetzen möchte, worin ihr kein Erbfolge-Recht gebührte. IX. R. H. R. Gutachten in Sachen von der Reck zu Heefen und Steinfurth, *puncto inveftiturae*, die Mannlehen und die freyen Stühle zu Drenfteinfurth und Heefen, betr. v. J. 1774. (S. 246—262.) Kaifer Jofeph bewilligte die Inveftitur blofs *ex nova gratia*, gegen den Antrag des R. H. R., welcher das Succeffions-Recht für ganz richtig, und die von dem Fifcal dagegen gemachte Einwendungen für unzuläfsig angefehen hatte. Zif. X—XXII. betreffen die *Aufhebung des Jefuiterordens*, welche in den Jahren 1773 und 1774 zu fehr wichtigen R. H. R. Gutachten Anlafs gab, über die Einziehung der diefem Orden zuftändig gewefenen Reichs Lehnftücke, und über allerhand Irrungen, die, wegen der mittelbaren Güter deffelben, zwifchen benachbarten Reichs Ständen, vornehmlich zwifchen Paderborn und Lippe-Dettmold, zwifchen Kur-Bayern und der Stadt Augfpurg katholifchen Antheils; zwifchen den *brachio ecclefiaftico et feculari* der Stadt Augfpurg, ingleichen zwifchen Kur-Kölln und der Stadt Kölln, vorgefallen waren. XXIV u. XXV. R. H. R. Gutachten in Sachen Georg Wilhelm von Maffenbach, *contra* deffen Unterthanen zu Maffenbach vom Jahre 1773. Der v. Maffenbach wird wegen feiner Renitenz, und weil er in einer bey der Reichs-Ritterfchaft Orts Creichgau anhängigen Civilftreitigkeit einen unerlaubten Recurs an Kur-Pfalz, als Lehnherrn, genommen, *feiner Reichs-Unmittelbarkeit für verluftig erklärt*, auch die von dem Kur Pfalzifchen Beamten zu Hilfspach bewerkftelligte Entwaffnung eines, ohne fpecielle Requifition, durchziehenden Kaiferl. Execut. Commando, geahndet. Merkwürdig ift hierbey die Behauptung des R. H. R. dafs die in der W. C. Art. IV. §. 15. vorgefchriebene *Requifition nur alsdann nothwendig fey, wenn die Execut. Mannfchaft eine Feftung, oder fonft einen, mit regulärer Militz befetzten fremdherrfchaftlichen Ort betreten, oder auch in eines benachbarten Standes Lande Nachtquartier oder Stillager nehme.*

Lemgo, b. Meyer: *Auszug aus den Lippifchen Landesgefetzen für den Bürger und Landmann.* 1791. 216 S. 8. (6 gr.)

Ueber Zweck, Anlage und Inhalt diefes Werkes äufsert fich der Vf., der Fürftlich Lippifche Rath und Archivarius *Klofermeier*, alfo: „Die Sammlung aller vom Jahr 1571 an bis zum Ende des Jahres 1789 ergangenen lippifchen Landesverordnungen, welche unter der Auflicht der Landesregierung in den Jahren 1779, 1781 und 1789 in 3 Quartbänden, mit den nöthigen Repertorien verfehen, zum Druck befördert worden, lafst fich dem gemeinen Manne zum Gebrauche nicht empfehlen; ein blofs auf das Wefentliche eingefchränkter, ihm leicht verftändlicher Auszug aus den ihn gegenwärtig wirklich bindenden Gefetzen ift alles, was er nöthig hat. Einen folchen Auszug nun übergebe ich hiermit, nach dazu von der Landesregierung erhaltenem Auftrage, dem Publicum. Weggelaffen mufste daraus werden, was in den Landesgefetzen entweder die Begriffe des gemeinen Mannes überfteigt, ihm alfo nöthigenfalls von dem Richter, oder von feinem Rechtsfreund erklärt werden mufs, oder was allein die Obrigkeiten, die Magiftrate, die Beamten, den Adel, die Geiftlichkeit, die Sachwalter angeht, oder die Forftbedienten und Medicinalperfonen betrifft, welche die ihnen vorgefchriebenen Gefetze felbft fammeln müffen. Nach reifer Ueberlegung und mit dem Beyfall der Landesregierung habe ich die alphabetifche Ordnung der Sachen gewählt. Unfere Landesgefetze machen unter fich noch kein vollftändiges Ganzes aus. Sie find blofs noch als einzelne Stücke eines im Werden begriffenen lippifchen Gefetzbuches zu betrachten, deffen Theile nach und nach entftehen, fo wie eine jedesmalige befondere Veranlaffung ihnen das Dafeyn giebt. Noch kann man alfo auch darauf kein überall wohl zufammenhangendes Syftem der befondern lippifchen Gefetzgebung gründen, mithin läfst fich auch noch kein fyftematifches Handbuch der vaterlandifchen Gefetze für den gemeinen Mann verfertigen. Auf die Erfparung des Raumes habe ich möglichfte Rückficht genommen, und daher alle Wiederholungen auf das forgfältigfte zu vermeiden gefucht, es aber darum doch nicht an Nachweifungen fehlen laffen. So weit es möglich war, find die eigenen Worte der Gefetze überall beybehalten worden; nur da, wo der Zufammenhang, oder mehrere Deutlichkeit für den gemeinen Mann es zu erfodern fchien, bin ich davon abgegangen. So wie nun übrigens die, nach der mit dem J. 1789 gefchloffenen vollftandigen Sammlung der lippifchen Landesverordnungen, noch ferner herauskommenden Gefetze, der Regel nach, aufser dem Anfchlag, auch durch das lippifche Intelligenzblatt jedesmal bekannt gemacht werden, diefes öffentliche Blatt alfo bis zur Herausgabe eines neuen Bandes inzwifchen als Fortfetzung jener Sammlung zu gebrau-

gebtauchen ist; so werden auch die Extracte aus den, vom Jahr 1790 an, erscheinenden Gesetzen jährlich in dem lemgoischen verbesserten Kalender eingerückt werden, mithin wird dieser so lange zur Ergänzung dieses Auszuges aus den lippischen Landesgesetzen dienen können, bis eine neue Auflage desselben nöthig werden wird." — Ausserdem soll diese Sammlung auch in den Schulen bey dem Unterricht der erwachsenen Kinder zum Grunde gelegt werden, und desswegen hat der Hr. General-Superintendent *Ewald* in einer eigenen Vorrede den Schullehrern eine zweckmäsige Anleitung gegeben, wie sie sich dabey zu benehmen haben. — Rec. hielt sich verpflichtet von der ganzen Anstalt hier getreue Rechenschaft zu geben, da solche gewiss als Muster zur Nachahmung aufgestellt zu werden verdient. Wie sehr sticht doch der ruhmwürdige, warme Eifer der lippischen Landesregierung für Verbreitung der Gesetzkunde gegen die unverzeihliche Kälte ab, mit welcher in den meisten Territorien dieser wichtige Gegenstand noch bis jetzt behandelt wird! In vielen Ländern ist die Zahl der Gesetze zu vielen Tausenden angewachsen, die in chaotischer Verwirrung in den Archiven zerstreut liegen, und für deren Sammlung von Staatswegen so wenig gesorgt wird, dass auch der thätigste Privatmann eine solche Arbeit zu unternehmen, den Muth nicht fassen kann. Vielleicht liegt der Grund davon hin und wieder auch darinn, dass man das Licht zu scheuen triftige Ursachen hat, denn wahrlich nicht selten sieht es in unserem lieben Vaterlande noch trübe im Fache der Gesetzgebung aus. Aber auch das ist im Lippischen der Fall nicht. Rec. hat mit wahrem Vergnügen, und vielfaltig zu seiner Belehrung diesen Auszug ganz durchgelesen; nur hin und wieder stiess er auf Flecken, die er ausgemerzt wünschte. Besonders war dies der Fall bey Bestimmung der rechtlichen Verhältnisse zwischen den Dienstleuten und Dienstherrn, und zwischen dem Gesinde und den Hauswirthen. Das hier festgesetzte grosse Missverhaltniss des Dienenden gegen den Bedienten, und die gegen den ersteren dem letztern zugelassene, in der That, empörende, Strenge, müssen Widerwillen bey jedem Freunde der Menschheit erregen.

Leipzig, b. Böhme: D. *Ernst Gottfr. Schmidts*, Prof. der Rechte und Hofger. Advoc. zu Jena *theoretisch-praktischer Commentar über seines Vaters* D. Joh. Lud. Schmidts *prakt. Lehrb. von gerichtl. Kl. u. Einr.* Fünfter und letzter Band. 1794. 440 S. mit Inbegr. des Registers. 8.

Dieser Band, mit welchem das ganze Werk sich schliesst, enthält die noch übrigen Arten persönlicher Klagen, nemlich diejenigen, die aus einer unerlaubten That entspringen, und die sogenannten *actiones personales dativas*, und endigt sich mit denjenigen, durch welche eine Wiedereinsetzung in den vorigen Stand Rechtens gesucht wird. Auch in diesem Bande sind die Erläuterungen gut und zweckmäsig angebracht. Nur bedauren wir, dass gegen den Plan des Vf. alle Formulare weggeblieben sind. Uebrigens sind wir überzeugt, dass studierende Jünglinge und angehende Geschäftsmänner dieses Commentars sich mit vielem Nutzen bedienen werden, und dass derselbe seinen Werth auch alsdann noch behalten wird, wenn das Schmidtsche Lehrbuch aufhören wird, unter den Lehrbüchern über die gerichtliche Klagen und Einreden die erste Stelle zu behaupten.

Versuch eines Beweises dass die Kaiserin von Russland den westphälischen Frieden weder garantiren könne noch dürfe. 1794. XII u. 146 S. 8.

Der bekannte Schritt des Kurfürsten von Trier (im J. 1791), die Russische Kaiserin „bey der misslichen Lage, worin er sich wegen Befriedigung seiner Ansprüche gegen Frankreich befand," um ihre Protection zu bitten, brachte zum erstenmal eine Frage, mit der sich bis dahin aus sehr natürlichen Gründen Niemand beschäftiget hatte, nämlich: „Ob die Russische Kaiserin als Garant des Westphälischen Friedens angesehen werden könne?" zur Sprache. Diejenigen, welche dem Russischen Hofe diese ganz neue, und wahrlich nicht ganz unbedeutende, Befugniss zuzuwenden wünschten, bedienten sich zu dem Ende eines sehr sonderbaren Arguments. Da Russland den *Teschner Frieden* von 1779 garantirt hatte, in diesem aber der *Westphälische* von neuem bestätiget war, so wurde, meynten sie, dadurch die Russische Garantie auch auf den letztern mit übertragen.

Der Vf. hat die Grundlosigkeit dieser erbärmlichen Sophisterey völlig aufgedeckt, zugleich über die mit einer solchen Neuerung verknüpfte Gefahr, und die Schädlichkeit aller fremden Garantieen der innern Constitutions-Gesetze eines Landes überhaupt sehr vernünftige Anmerkungen hinzugefügt. Wenn es je mit dieser Russischen Garantie des Westphälischen Friedens Ernst werden sollte, so würde man seine Schrift jedem deutschen Patrioten zum Studium und zur Beherzigung empfehlen.

PHILOLOGIE.

Venedig, b. Remondini: *T. Livii opera quae supersunt*, obscuriorum locorum interpretationibus et selectis adnotationibus illustrata ab *J. B. L. Crevier* cum ejusdem supplementis in postremos libros ex recensione *Arn. Drakenborkii.* Editio postrema in sex tomos distributa, cui — nunc primum accedit *Fragmentum libri XCI*, nuper inventum in Bibliotheca Vaticana et scholiis illustratum a Vito M. Giovenazzio. Tomi VI. 1791. 8. (3 Thlr.)

Eine neue Auflage einer bereits 1759 vom Verleger besorgten Ausgabe des Livius, welche ausser dem Text die Inhaltsanzeigen, die Epitome, Register, rhetorische Abhandlungen über die Reden im Livius, die Bruchstücke, Anmerkungen des Clericus, Sigonius Zeitrechnung, die Literatur des Livius aus dem Fabricius, Abhandlungen über den Styl des Livius u. s. w. enthielt. Der Verleger beruft sich auf den grossen Beyfall, den seine Ausgabe erhalten, und glaubt sich durch ihn berech-

rechtigt, bey der neuen Auflage *ne latum quidem unguem* von jener abzuweichen. Doch hat er die Supplemente nicht, wie damals, aus der Crevierschen sondern aus der Drakenborchschen Ausgabe, in welcher die Quellen, wo sie angetroffen werden, angegeben sind, entlehnt, und das im J. 1772 von unserm *Bruns* in einem Vaticanischen Codex rescriptus entdeckte Bruchstück aus dem 91sten Buch des Livius mit den Erläuterungen von Giovenazzi, Bruns und mit den Zusätzen und Verbesserungen Brotiers aus dessen zweyter Ausgabe der Werke des Tacitus beygefügt. Ein auf Vervollkommnung und Vollständigkeit mehr bedachter Herausgeber würde noch manches andre, was für den Livius seit jener ersten Ausgabe geleistet worden ist, nachzutragen und einzuschalten gefunden haben, wozu er durch Wegschneidung mancher unnützen Abhandlung leicht Raum gefunden hätte. Auch konnte man von Italien aus bestimmtere und aufklärende Nachrichten über die berühmte arabische Handschrift der angeblich verlohrnen Bücher des Livius in der Benedictinerabtey zu S. Martino in Sicilien, welche aber wahrscheinlich bloss eine Uebersetzung der alten Epitome enthält, erwarten. Die neuesten Nachrichten über diese Handschrift finden sich, nebst einer arabischen Probe, in einer neuen Schrift: *Reise von Warschau über Wien nach der Hauptstadt von Sicilien. Bresl.* 1795 S. 195—206. — Das Papier dieser Ausgabe des Livius ist übrigens schlecht; die Lettern klein, verbraucht und der Druck ist für das Auge beschwerlich.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Zeitz u. Naumburg*, b. Heinse: *Medicinal-Wesen in Deutschland.* 1794. 6 Bog. 8. Der Vf. hat sich am Ende der Vorrede *J. K. H. Ackermann* d. A. W. Dr. unterzeichnet, und ist ausübender Arzt in *Zeitz*. Der Zweck des Vf. ist: diejenigen Mängel aufzudecken, welche noch in manchen Gegenden in Betracht des Medicinal-Wesens herrschen. Er hat, der Vorrede zufolge, bereits im vorigen Jahre einige seiner Beobachtungen im Reichs-Anzeiger bekannt gemacht, und dabey bemerkt, dass verschiedene würdige, patriotisch denkende Aerzte solche mit Beyfall aufgenommen haben. Dieses hat ihn denn angetrieben, mehrere dergleichen hier zusammen zu stellen. Das Ganze enthält *neun* Briefe, deren Inhalt wir kürzlich darstellen wollen. Im *ersten* Briefe wird die allgemeine Klage über After-Aerzte und Quacksalber wiederholt, und gezeigt, wie sehr diese Leute noch immer vom gröfsten Theile des Publicums geehrt werden, während hundert geschickte, talentvolle Aerzte, die weder mit ihren Kenntnissen prahlen, noch durch andre entehrende Mittel sich empfehlen wollen, in sehr geringer Achtung stehen — wie viele Summen Geldes sich jene durch Menschenmord erwerben, während dass diese bey dem thätigsten Eifer, Menschenwohl zu befördern, in Dürftigkeit leben müssen!! Die Ehrenbezeugungen, so der Vf. zur Vertilgung dieser Verachtung der ordentlichen Aerzte in Vorschlag bringt, werden wohl fromme Wünsche bleiben. Eigentlich sollten die Obrigkeiten die brauchbaren Aerzte besolden, denn diese gehören doch eben so gut zur Aufrechthaltung des Wohls im Staate als die besoldeten Beamten und Mitglieder anderer Collegien!! Dieser Vorschlag des Rec. folgt im *zweyten* Briefe, wo der Vf. sagt: „Giebt es nicht in allen Staaten viele unnöthige Stellen und Aemter, die auf öffentliche Kosten errichtet worden sind? Hat der verdienstvolle Arzt nicht eben auch das Recht vom Staate Besoldung zu verlangen? Auch die Vertheilung der Aerzte in einem Lande sollte von der Obrigkeit durchaus beherzigt werden, denn: „Muss nicht in einer Gegend, wo kein wahrer Arzt sich aufhält, das Volk in Krankheiten zu After-Aerzten und Quacksalbern (vorzüglich zu Scharfrichtern) seine Zuflucht nehmen?" Im III Br. wünscht der Vf., dass die *Aerzte*, in den Schulen, *Naturkunde* und *Anatomie* den Schülern lehren sollen??? Er glaubt diese Befugniss in *der Sächsischen Verordnung wegen Qualificirung junger Leute zu künftiger Dienstleistung* — gefunden zu haben. Der IV Br. enthält beynahe eben das — doch erstreckt sich dieses nur auf Vorlesungen der Aerzte für die Schulmeister und künftige Land-Prediger, besonders über Behandlung der Scheintodten. Er rühmt dabey die Vorlesungen, welche D. *Zarda* in Prag 1792 über die Rettungs-Mittel in plötzlichen Lebens-Gefahren, für Jedermann, ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes, gehalten hat. V Br. Ueber einige Pflichten der Aerzte und Obrigkeiten bey und nach Epidemieen. VI Br. Von den Vorzügen der Privatverpflegung armer Patienten vor der Hospital-Verpflegung — Der Vf. zieht die Privatverpflegung der Kranken der Verpflegung in Hospitälern vor — wie aber, wenn der Kranke keine Anverwandten hat, welche ihn warten, und wenn sich Niemand dazu verstehen will? wie, wenn der Kranke kein Bette hat, und auf dem blossen Strohe, mit Lumpen zugedeckt liegt? ist es dann nicht äusserste Wohlthat für den Kranken, wenn er in einem Hospitale, wo er die nöthige Wartung und ein Bette hat, aufgenommen werden kann?? VII Br. Etwas über Hebammenschulen — hätte füglich wegbleiben können! VIII Br. Einige Gedanken über Apotheken. — Es ist allerdings verdienstlich, die in einigen Apotheken gebräuchliche Apotheker-Bücher (*dispensatoria*) zu verbessern, und dem Apotheker verbesserte Vorschriften zu geben, nur ist das Fuldaische, welches der Vf. hier mit anführt, gerade nicht das brauchbarste. Auch würde der Vf. wohl thun, die Mängel welche er in den Apotheken findet, bey der Obrigkeit anzuzeigen, und die Mittel anzugeben, wie denselben abzuhelfen sey, (versteht sich, wenn er hinlängliche pharmaceutische Kenntnisse hat!) Zuletzt wünscht er noch, dass auch in manchen Dörfern gute Apotheken errichtet werden?? IX Br. Ueber einige Mittel, die Arzneywissenschaft immer mehr zu vervollkommnen — Zu solchen Mitteln rechnet er öftere Leichenöffnungen — und hierzu sollen (S. 75) die Policeydirectoren die Aerzte auffodern?? wahrlich! eine aus der Luft gegriffene Foderung. Durchaus zweckwidrig, ist dasjenige was der Vf. S. 76, zum Behufe der Leichenöffnungen, um solche gewöhnlicher zu machen, sagt: „Uebrigens hoffe ich, dass je mehrere Todtenhäuser man auf Gottesäckern in Deutschland, so, wie sie *Frank* und *Hufeland* angegeben und empfohlen haben, errichten wird, desto häufiger auch Leichen eröffnet werden etc." Gerade dieses würde die Aufnahme der Leichenhäuser zurück setzen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. Junius 1795.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Breitkopf: *Der entlarvte Dumouriez.* Erzählung des Lebens und der Abentheuer des Helden bey Jemappe. Nach dem Englischen des Hn. *de Viette* eines französischen Officiers. 1794. XII u. 92 S. gr. 8.

Das Original dieser Schrift ist noch vor der Erscheinung der ersten *Memoires* von *Dumouriez* herausgekommen. Der Vf. ist ein Officier, der eine Zeitlang am Hofe *Ludwig XVI*, und um die Person des Königs gelebt, 1792 aber „in der Avantgarde der Armee der französischen Prinzen unter den Befehlen des Königs von Preussen" gedient hat.

Die Feder des Hn. *de Viette* war offenbar in Galle getaucht, und ein grosser Theil seiner Nachrichten und Urtheile würde, wenn es uns auch noch ganz an Gelegenheit fehlte, sie historisch zu prüfen, schon wegen der auffallenden Bitterkeit und Heftigkeit des Vortrags verdächtig scheinen. Denn dass *D.* so klein und so verächtlich, als ihn *Viette* gern schildern möchte, nicht war, das bezeugt die Geschichte der verflossnen Jahre, und die allgemeine Stimme von Europa gar zu unwidersprechlich.

Ueber die Facta, welche in dieser Schrift enthalten sind, lässt sich mit völliger Bestimmtheit folgendes sagen: Einige davon sind *notorisch falsch;* andre sind wenigstens in ein falsches und gehässiges Licht gestellt. Wenn es also auch noch nicht Data genug giebt, *alle* Beschuldigungen, die der Vf. gegen D. vorbringt, zu prüfen, so ist es doch höchst wahrscheinlich, dass die, deren Falschheit sich jetzt schon beweisen lässt, nicht die einzigen ihrer Art seyn werden.

Wir wollen nur einige der gröbsten Unrichtigkeiten beleuchten. S. 4: „Der *Graf Broglie* schickte den *D.* nach *Polen* als Spion: hier spielte er die niederträchtige Rolle eines *Aushorchers:* doch hatte er einst das Unglück, *ertappt zu werden.* Man ergriff ihn, band ihn an einen Tisch, und so bekam er hundert Stockprügel auf seine *Posteriora.*" Welch ein elendes Mährchen, wenn man bedenkt, dass nicht der *Graf Broglie*, sondern der Herzog von *Choiseul* D. nach Polen schickte, dass er dort als geheimer Bevollmächtigter dem Conföderations-Reichstage zu *Eperies* beywohnte, dass er über die Rolle eines gemeinen Spions oder Horchers durch seine Situation so weit erhaben war. S. 6: „Nachdem unser Held *in polnischen Kriegsdiensten* gewesen war, kehrte er nach der Hauptstadt Frankreichs zurück. Indem er *auf diese Weise* (auf welche?) bloss den Eingebungen seiner Eitelkeit und Eigenliebe Gehör gab, wurde er dem Staatsminister vorgestellt, und *sogleich in die Bastille* geschickt." In dieser Erzählung ist so wenig Zusammenhang, dass wir ihr, wenn wir es auch *nicht* besser wüssten, keinen Glauben beymessen würden. Aber wie schlecht unterrichtet war der Vf. hier! Von den eigentlichen Ursachen der Verhaftnehmung D's, von seiner ganzen Mission in *Hamburg*, von allem, was zwischen ihm und *D'Aiguillon* vorging, wusste er also nichts. S. 7: „Bey Ludwig XV Tode verschaffte ihm Hr. *von Sartine* die Befreyung aus der Bastille." Grundfalsch, da er bekanntlich *vor* Ludwigs XV Tode, und *ohne* Sartine freygelassen wurde. S. 21, wo von dem Auftrage, eine sogenannte Verschwörung zu *Lyon* zu ersticken, den *D.* 1790 erhielt, die Rede ist, sagt der Vf.: „Nachdem er seine Brieftasche mit Banknoten vollgepfropft, und seinen Beutel mit Golde gespickt hatte, *ging er nach Lyon ab.* Aber sein *Triumph* war von kurzer Dauer. — — — Der Minister schickte ihm sogleich einen Courier nach, und D. musste zurückkehren." — Wie ganz anders lautet dieser Vorgang in *D's* Lebensgeschichte! Er ging nie nach Lyon ab: und bloss *Brissot's* Voreiligkeit, der eher, als der König seine Ernennung zu diesem Geschäft genehmiget hatte, in seinem Journal davon sprach, brachte *D.* um dieses Commando. S. 31: „*D.* war *der erste*, der sich mit einer *rothen Mütze* schmückte." Eine muthwillige Unwahrheit. Alle Zeitungen meldeten es, dass gerade in der Jacobinersitzung, wo man D. mit dieser Mütze schmückte, das Schreiben von *Petion* einging, welches die *Abschaffung* dieser Tracht anrieth. S. 59: „Am 18ten Januar (1793) ging er von Paris wieder weg — — Hierauf unterschlug er alle Briefe, die bey der Armee ankamen, und liess alle Couriere, die von Paris kamen, anhalten, damit seine Truppen nicht eher von der (am 21sten Januar erfolgten) Hinrichtung Ludwig XVI Nachricht bekommen möchten, als bis sie wirklich vorbey wäre." Ein ganzes Gewebe von Lügen! D. ging erst am 26sten Jan. wieder von Paris. —

Rec. hat bey Gelegenheit der Anzeige von *Dumouriez's* Memoiren und Lebensgeschichte genugsam offenbart, dass er weit entfernt sey, diesem berühmten Manne in allem, was er von sich selbst sagt, unbedingten Glauben beyzumessen, oder ihn von allen Vorwürfen, die man seinem Betragen in den verschiedenen Perioden der Revolution gemacht hat, frey sprechen zu wollen. Um so weniger kann also der gerechte Tadel, welcher hier über *Viette's* Schrift ausgesprochen wird, den geringsten Verdacht einer parteyischen Vorliebe.

liebe erwecken. Nicht allein die Wahrheit, sondern auch das, was man im öffentlichen und schriftstellerischen Leben, Anstand und Convenienz nennt, ist in dieser Broschüre gemisshandelt. Wie wenig *Tact* setzt es z. B. voraus, nicht nur von *D.* durchgehends als von einem ganz erbärmlichen, alltäglichen Windbeutel zu sprechen, sondern ihn sogar in dem Augenblick, wo man *die Schlacht bey Jemappe* beschreibt, „einen *lächerlichen Helden*," „einen *vorgeblichen Eroberer*" zu nennen. „Viertausend Franzosen liefen aus dem Treffen weg (?) *Baptiste* erscheint mit der *Schlafmütze* seines unbestechbaren Helden in der Tasche, und indem die Soldaten seine Stimme hören, fassen sie frischen Muth; – und so wurde das Treffen gewonnen." — Wahrlich, dies ist ein Ton, den man von einem Bücherschreibenden *Officier* nicht hätte erwarten sollen!

Von allen einigermasen neuen Beschuldigungen des Vfs. (denn was allgemein-bekannte Thatsache ist, dessen erwähnen wir hier nicht) scheint keine so viel Rücksicht zu verdienen, als die, welche sich auf seine frühen Verbindungen mit dem Hause *Orl ans* bezieht. Doch muss man auch über diesen Punkt die Aussage des Vfs. mit grosser Behutsamkeit gebrauchen. Er erzählt, dass bey der Reise, welche die Kinder des Herzogs von *Orleans* unter Aufsicht der Frau von *Genlis* im August 1788 nach *Cherbourg* machten, D. geflissentlich alles, was eine besondre Achtung oder Aufmerksamkeit gegen diese hohen Gäste verrathen konnte, vermieden, insgeheim aber eine genaue Verbindung mit ihnen unterhalten habe. *In wiefern* dies wahr seyn mag, können wir nicht entscheiden; merkwürdig ist es aber, dass D. in seiner Lebensgeschichte dieses ganzen Besuchs der *Orleansschen* Familie in *Cherbourg* mit keiner Sylbe erwähnt. — Dass er beym Ausbruch der Revolution nicht ganz so rein und fest, als er in seiner Lebensbeschreibung gern glaublich machen möchte, gehandelt habe, und dass besonders sein Betragen gegen das Haus *Harcourt* nicht tadellos gewesen sey, haben wir immer geglaubt. — Was der Vf. aber von seiner Geldgier und von seiner Gewissenlosigkeit in der Wahl der Erwerbsmittel an mehr als einem Orte einfliessen lässt — und er behandelt ihn zuweilen, wie einen gemeinen Beutelschneider; — scheint grundlose Verleumdung zu seyn.

Nach diesem Urtheil über den Werth des gegenwärtigen Buches, wird es vielleicht manchem, der es in die Hand nimmt, nicht wenig auffallen, dass der *Uebersetzer* seine *Vorrede* mit folgenden seltsamen Worten eröffnet: „*Judas Dumouriez* machte eine Zeitlang im Angesicht von ganz Europa viel Aufsehen! Er konnte aber diese grosse Rolle, die er zu spielen übernommen hatte, nicht ausführen, weil sein Herz zu bös, sein Hang zu Cabalen und Intriguen zu bekannt, seine Geldgierigkeit zu granzenlos, und seine vielfachen Verräthereyen zu schwarz waren. Gegenwärtiges *Actenstück* (!) wird den aufmerksamen Leser hinlänglich überzeugen, was D. vor (für) ein *schwarzer* — besser und bestimmter gesagt — was vor (für) ein *teuflischer* Bösewicht er *von Jugend auf* (?) gewesen ist." Es wäre zu wünschen, dass man statt dieses unnützen und sehr übel angebrachten Ausfalls etwas mehr Fleiss auf die Uebersetzung gewendet hätte, wo man „herunter *purzeln*" statt *fallen*, und „Anstalten auf *Moerdyk*, an einem Arme der See, den man *Hollandsdiep* nennt, über die *Mosel* zu setzen" findet: indessen mag auch manches, was dem Uebersetzer zur Last zu fallen scheint, auf die Rechnung des wahrscheinlich schlecht und nachlässig geschriebnen Originals zu stehen kommen.

1) WITTENBERG, b. Kühne: *Robespierre*, freymüthig geschildert und unbefangen beurtheilt, von einem patriotischen Sachsen. 1794. 24 S. 8.

2) LEIPZIG, u. FRANKFURT a. d. O., b. Apitz: *Die französische Revolution.* Ein Miniatur-Gemälde. Erstes Bändchen. 1794. 150 S. 16.

3) Ohne Druckort: *Eine Skizze über die französische Freyheit.* Aus dem Taschenbuche eines Reisenden. 1793. 68 S. 8.

1) Den *Patriotismus* des Vf. wollen wir gar nicht bezweifeln, obgleich nicht recht abzusehen ist, was derselbe mit einer *freymüthigen Schilderung* eines auswärtigen Machthabers zu thun hat: aber das ist nicht zu verzeihen, dass er von den Lebensumständen des Mannes, den er schildern will, so äusserst schlecht unterrichtet ist. Er schreibt: „*Robespierre* sey *Privatsecretair des Herzogs von Orleans* gewesen;" ferner: „er habe sich in der ersten Nationalversammlung *durch Vorschub des Herzogs* eine Stelle verschafft;" — und endlich gar: „wo er jedoch in Erwartung der Dinge, so da kommen mussten, sich *ganz stille verhielt* (?) und *daher* bey seinem Austritte aus der Nationalversammlung, indem er *Sitz und Stimme in den Criminaltribunälen* (!!) bekam, als ein Mann ohne Talente verachtet und *vergessen* ward." — Es ist kaum glaublich, dass man ein *Buch* über *Robespierre* schreiben wollen, und doch in *diesem Grade* unwissend seyn kann. Aber was wagt man heut zu Tage nicht!

2) Es lässt sich leicht denken, was man von *fünf* Jahren der Revolutionsgeschichte (1789 — 1793) auf hundert und funfzig *Sedezseiten* sagen kann. Für wen ist denn wohl ein solches *Miniaturgemälde* bestimmt? Höchstens doch nur für Kinder. Dann aber müsste der Styl wieder viel einfacher und verständlicher seyn, besonders auch nicht gleich in der ersten Zeile ein Sprachfehler — „vieles *von* und *über französischer* Revolution gelesen" — vorkommen.

3) Ein Deutscher, der sich im J. 1792 einige Monate in Paris aufgehalten hat, findet für gut, uns einen Theil dessen, was er dort sah und hörte, halb in poetischer Prosa, halb in Auszügen aus Reden, Briefen u. s. f. mitzutheilen. Die Existenz einer solchen Schrift angezeigt zu haben, ist genug, und beynahe schon zu viel davon gesagt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, b. Curt: *Alex. Pope's Versuch über den Menschen*, in vier Episteln. — — Englisch und deutsch, mit Anmerkungen. Nebst den *Kriegsliedern des Tyrtäus*. Von *Friedrich Heinrich Bothe*. 1794. XVIII u. 143 S. gr. 8.

Eine Probe dieser Uebersetzungen gab der Hr. OCR. *Gedicke* vor zwey Jahren heraus; und die verdiente günstige Beurtheilung derselben in dieser A. L. Z. (N. 316. v. J. 1793) veranlasste den Vf., das Ganze zu vollenden und mehr auszufeilen. Dem Rec. ist es kein geringes Vergnügen, einen so guten Erfolg seiner damaligen Ermunterungen und Erinnerungen zu bemerken; und jetzt glaubt er das deutsche Publicum im Besitz einer Uebersetzung des Popischen Versuchs zu sehen, die wenigstens alle vorhergehende übertrifft, ob sie gleich noch nicht für unübertreffbar gehalten werden kann. Dem Vf. müssen die Erklärungen und Geständnisse indessen zu Gute kommen, die er selbst in der Vorrede von den Schwierigkeiten seiner Arbeit giebt, und von seinen Bestrebungen, dieselben, so viel möglich, zu überwinden. Er selbst bekennt, dass die angenehmen Augenblicke selten waren, wo er sagen konnte: dies genügt mir! und dass er gar bald den Vorsatz aufgab, das Original *ganz*, in seiner originalen Schönheit, darzustellen. Seine Bemühung ging also nur dahin, von seinem Urbilde eine Copie zu geben, die so genau, als es ihm möglich war, nicht nur seine Umrisse, sondern auch sein Colorit, und die Nuancen desselben, darstellte. Die in unsrer damaligen Beurtheilung ihm gegebenen Winke hat er dabey sorgfältig benutzt; nur den Anfang des ersten Gesangs konnte er, trotz vieler Anstrengung nicht viel besser, als vorhin, übersetzen, und die beiden weiblichen Anfangsreime nicht vermeiden. Es waren aber auch nicht diese, sondern die vier auf einander folgenden weiblichen Reime, die dort weggewünscht wurden, und die nun glücklich vermieden sind. Jene acht Zeilen lauten jetzt so:

Auf, Bolingbrocke, nach allen kleinern Dingen
Lass Königsstolz und niedre Ehrsucht ringen.
Uns lass, *weil darin ja das Leben fast besteht*,
Dass man sich umsieht, und — *von hinnen geht*,
Frey überschaun des Lebens buntes Spiel;
Ein oft durchkreuzter Lauf, *jedoch nach einem Ziel*;
Ein wüstes Feld, wo Ros' und Distel blühen,
Ein Garten, wo uns rings verbotne Früchte glühen.

Ganz kann man mit der Uebersetzung noch nicht zufrieden seyn, sobald man sie mit dem Originale vergleicht; und selbst ohne diese Vergleichung sind die bemerkten Stellen zu matt und prosaisch. Aber die beiden schönen Verse:

Eye Nature's walks, shoot folly as it flies,
And catch the manners living as they rise,

sind schon besser übersetzt:

Die Pfade der Natur lass uns zu halten streben,
Thorheiten fällen, wie sie sich erheben,
Und Sitten haschen, wie sie leben!

Desto matter aber der Vers:

But vindicate the ways of God to man,

in dem der ganze Zweck des Gedichts so kurz und schön ausgedrückt ist:

Das Laster tadeln, und die Menschen lehren,
Des Himmels Vorsehung verehren.

Reime, wie S. 5, *dünkt* mit *schlingt*, hätte sich der Vf. nicht erlauben sollen. Die Abänderung folgender Verse freuen wir uns veranlasst zu haben:

Unkunde des Zukünft'gen, uns geschenkt,
Dass jeder *füllt* den Kreis, in den ihn Gott beschränkt,
Gott, der gleichheiter sieht, *der* (ein) König dieser Welt,
Wie hier ein Held erblasst, wie dort ein Sperling fällt,
Wie ein Atom und ein System verwehet,
Wie eine Seifenblas' und eine Welt zergehet!

obgleich das *a bubble burst* im Englischen ungleich malerischer ist. Minder gelungen sind die Verse:

Hope humbly then; with trembling pinions soar;
Wait the great teacher, Death, and God adore.

Denn in der Uebersetzung:

Bescheiden hoffe drum, und *niedrig* fleug und scheu!
Erwart' ihn still, den grossen Lehrer,
Den Tod, *des Ewigen Verehrer*!

wird der Leser wohl die drey letzten Wörter eher auf den Tod beziehen, als auf sich selbst. Vollends aber wird ihn das gleich folgende: „Er will" irre machen, das wieder auf den Ewigen gehen soll. — Unleidlich matt ist die Umschreibung nachstehender Verse, wo von den Hoffnungen des Indiers in jener Welt die Rede ist:

He thinks, admitted to that equal sky,
His faithful dog shall bear him company.

durch die vier Zeilen:

Er hoffet, da sein Gott, *wie er bescheiden denkt*,
Den *schönen* Himmel Allen schenkt,
Dass dort ihm, so wie hier, *bey seinem stillen Heerde*,
Sein treuer Hund *Gesellschaft leisten* werde.

Zu Anfange der zweyten Epistel sind die Verse:

Plac'd on this Isthmus of a middle state,
A being darkly wise, and rudely great,

nicht ganz richtig so gegeben:

Auf einem Isthmus steht der Sterbliche: sein Loos
Ist, *thörichtweise* seyn, und *kleinlich gross*.

Vielmehr ist der Sinn: der Mensch soll nur dämmernde, halbdunkle Weisheit, und nur rohe, unvollendete Grösse erreichen. — Auch die beiden unmittelbar folgenden Verse sagen etwas anders, als:

Er weifs zu viel, mit Pyrrho ftets zu zweifeln;
Die Stoa ift zu ftolz, ihm Troft ins Herz zu träufeln.

Der Sinn ift vielmehr; er weifs zu viel, um ein Skeptiker zu feyn, und zu wenig, um ftoifchen Stolz auf fein Wiffen hegen zu dürfen. — Der Sinn der beiden Verfe:

Wits, juft like fools, at war about a name,
Have full as oft no meaning, or the fame,

ift im Deutfchen zu wenig erfchöpft;

Witzlinge, gleich den Thoren, kriegen
Um Namen oft, und wiffen nicht,
Was eigentlich ihr Schwert, der Witz, verficht.

„Witzlinge, fagt *Pope*, zanken fich oft, wie Gecke, „um einen blofsen Namen, und denken fich dabey ent„weder gar nichts, oder im Grunde das nämliche." — Auch die beiden Schlufszeilen S. 62, wünfchten wir ftärker:

Das Thier fteht *vor* Dir auf vom Lebensmahl;
Du ftehest gleichfalls auf einmal.

Denn wie viel fchöner ift das Englifche:

The creature had its feaft of life before;
Thou too muft perifh, when thy feaft is o'er.

S. 72 ift es wohl nur Uebereilung, dafs *great nature fpoke* durch: „die grofse Mutter *fchwieg*," überfetzt ift. Denn wenn gleich fie vorher redend eingeführt, und nun ihre Rede vollendet ift, fo geht diefs *fpoke* doch eben auf diefe letzte, und es wäre daher beffer: „die grofse Mutter *fprachs*." — Das Spruchreiche und Nachdruckvolle in folgender Stelle ift, fammt ihren glücklichen Antithefen, faft ganz verfchwunden;

For forms of Government let fools conteft;
Whate'er is beft adminifter'd, is beft:
For modes of faith let gracelefs zealots fight;
His can't be wrong, whofe life is in the right;
In Faith and Hope the world will difagree;
But all mankind's concern is Charity,

Im Deutfchen:

Wer über Staatsverfaffung *ftreitet*, *irrt*;
Denn jeder Staat *ift gut*, *der gut verwaltet wird*,
Um Glaubensformen mögen Eifrer ftreiten;
Der irret nicht, den Gott und Tugend leiten,
In Glauben und in Hoffnung *ftimmt* man nicht;
Doch Menfchenlieb' ift *leicht erkannte Pflicht*.

In den letzten beiden Verfen liegt eigentlich der Sinn: „Ueber *Glauben* und *Hoffnung* wird und mag die Welt „immer uneins feyn; aber des Menfchen wichtigfte An„gelegenheit ift *Liebe*." — Gleich darauf ift der Sinn noch mehr verfehlt:

Man, like the gen'rous vine, fupported lives;
The ftrength he gains, is from th' embrace, he gives,

heifst nicht;

Der Rebe gleich, hält jeder Menfch fich an,
Und borget Kraft von feinem Nebenmann.

Pope will dies Anfchliefsen nicht, wie man hieraus fchliefsen könnte, tadeln, fondern deffen Bedürfnifs, und die rückgängige Wohlthätigkeit der Nächftenliebe, in diefem fchönen Bilde zeigen: „Gleich „dem edeln Weinftocke, lebt der Menfch durch feine „Stütze; die Kraft, die er gewinnt, erhält er durch „die Umarmung, die er gewährt." — Der bekannte fchöne Vers;

Virtue alone is Happinefs below

hat im Deutfchen eine fehr unbequeme Wortfolge erhalten;

Glückfeligkeit ift Tugend nur hienieden.

Auch ift der fchöne Spruch:

Grafp the whole worlds of Reafon, Live and Senfe
In one clofe Syftem of Benevolence,

viel zu fchwach und übelklingend ausgedrückt:

Aus allem rings, *was fich des Lebens freut*,
Mach' ein Syftem der Lieb' und der *Wohlwollenheit*.

Jedem Gefange find Anmerkungen beygefügt, die gröfstentheils aus den bey der englifchen Ausgabe des Originals und im Warburtonfchen Commentar befindlichen überfetzt, und mit einigen eignen Noten begleitet find. Schade, dafs der Ueberf. nicht auch *Warton's* trefflichen Verfuch über *Pope's* Genie und Schriften zu Rathe zog, aus dem fich noch manche feine und lehrreiche Bemerkung über dies Gedicht hätte hernehmen laffen. Auch aus der Leffingifchen und Mendelsfohnfchen Schrift: *Pope ein Metaphyfiker!* hätte fich manches benutzen laffen, obgleich es des Ueberf. Abficht nicht war, fich in die Würdigung des Inhalts und feines philofophifchen Gehalts, einzulaffen. Uebrigens ift fowohl von diefem Gedichte das englifche, als von den Kriegsliedern des Tyrtäus das griechifche Original beygedruckt. Recht fehr ift zu wünfchen, dafs Hr. B. feine Hand von diefer ihm im Ganzen fehr rühmlichen Arbeit noch nicht abziehen, fondern ihr immer gröfsere Vollendung geben möge, deren fie nicht nur in den von uns bemerkten, fondern auch in mehrern Stellen, noch bedarf, und unter fo gefchickten Händen gewifs fähig ift.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. Junius 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

PORTSMOUTH, b. Showbray: *Observations on the Passage between the Atlantic and pacific Ocean*, in two Memoirs *on the Straits of Anian* and *the Discoveries of de Fonte* elucidated by a new and original map to which is prefixed an historical abridgement of Discoveries in the North of America by *Will. Goldson*. 1793. 158 S. 4.

Wir haben, um den Inhalt dieser Schrift, worin so mancherley Nachrichten über die Möglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt zusammengedrängt und bescheiden geprüft sind, desto leichter zu übersehen, den ausführlichen Titel abgeschrieben. Sie besteht eigentlich aus drey verschiedenen Abhandlungen, wobey Hr. G. ausser den Werken, welche die hier bearbeiteten Gegenstände beyläufig untersucht haben, vorzüglich Forsters Geschichte der Entdeckungen und Schiffarten im Norden, und des bekannten französischen Geographen Buache gründliche und unter uns nicht sehr bekannte Memoiren benutzt hat.

Die erste Abhandlung enthält eine kurze chronologische Darstellung der vorzüglichsten Entdeckungen in Nordamerica von Sebastian Cabot, bis Duncan, der 1790 die nordwestlichen Küsten der neuen Welt untersuchte. Hr. Goldson hat hier nur Forsters Bemerkungen abgekürzt, hin und wieder anders geordnet, und die Entdeckungsreisen hinzugefügt, die seit Erscheinung der Geschichte in Norden unternommen wurden. Da er hier aber blos die Fahrten zusammenstellt, welche die nordwestliche Durchfahrt aus dem atlantischen Meere suchten, so gehören die neuern Reisen des Haceta, Beerings, Cook, und Duncan nicht eigentlich hieher, weil sie entweder blos die Küsten von Neualbion beschifften, oder aus der Südsee eine östliche Durchfahrt finden wollten. Einen schicklichern Platz würden sie in dem zweyten Memoir gefunden haben. Der Vf. konnte in dieser meist summarischen Anzeige freylich nur das längst bekannte dieser Seereisen wiederholen, doch beyläufig theilt er einzelne eigene Bemerkungen mit, die oft neues Licht über ihre vermeynten oder wirklichen Entdeckungen verbreiten. So zeigt er S. 17, mit Egedes eigenen Worten, dass dieser in seiner Geschichte von Grönland, lange vor Hn. Dalrymple, die sogenannte Frobishers Strasse im Süden von Grönland läugnete. Dalrymples Verdienste sind demungeachtet unverkennbar. Er bewies zuerst aus Frobishers handschriftlicher Seekarte, wo diese Strasse dann zu finden sey, und dass es keine andere als die nachher genannte Hudsonsstrasse seyn konnte.

Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich mit den verschiedenen Meynungen über die Strasse Anian, und den ältern Seefahrten, welche angestellt wurden, die nordwestliche Küste von America zu erforschen. Er wird nicht alle Leser befriedigen, weil der Vf. den streitigen Punkt nicht recht fasst, und zu viel Nebenumstände berührt, welche die Frage, wo lagen Strasse und Land Anian nach der Meynung der alten Erdbeschreiber, und wer hat zuerst von dieser Gegend gesprochen, keineswegs oder nicht hinlänglich beantworten. Hier wird zuerst eine kurze Nachricht von den verschiedenen spanischen Seereisen in den nordlichen Gewässern der Südsee, und zur Untersuchung von Californien gegeben, auch nach Meares de Fucas Reise von den gewöhnlichen Vorwürfen ihrer Unwahrscheinlichkeit gerettet. Hr. Goldson glaubt, dass hinter dem wiedergefundenen Archipelagus von Lazarus nicht nur ein schiffbares Meer vorhanden sey, sondern dass man auch aus demselben, durch Meerengen, Flüssen und Landseen, entweder in das Eismeer kommen könne, welches America gegen Norden einschliesst, oder irgendwo in die Repulse, welche nordwärts des Hudsons-Meerbusen liegt. Wir sind allerdings dieser Meynung, ungeachtet wir nur einzelne Punkte, von den innern Gegenden des unbekannten westlichen Nordamerica kennen. Indessen, wenn gleich de Fucas und de Fontes Reisen allen Glauben verdienen, so bleibt die Reise, die Madoc, ein welscher Edelmann, im zwölften Jahrhundert nach America unternommen haben soll, und dessen Nachkommen einige Reisende nicht weit von den Küsten der Südsee entdeckt haben wollen, immer eine Fabel; ein Märchen, das aus spätern sogenannten Chroniken entlehnt ward, dessen Vf. eben so unbekannt ist, als die Zeit, wenn sie verfasst wurde. Man möchte hier überhaupt fragen, was doch wohl diese vermeynte welsche Colonie, die Hr. G. unter den westlichsten canadischen Wilden, den Paducas wieder findet, für oder wider die Strasse Anian, oder ihre wahrscheinliche Durchfahrt erweisen könne. Diese erklärt er aber gründlicher durch die räsonnirende Darstellung der Fahrt des Maldonado, der 1598 aus der Baffinsbay in die Südsee schiffte, und die Vergleichung der Angaben dieses spanischen Seefahrers mit neuern Zeugnissen von jenen unbekannten Gegenden. Bey Untersuchung dieser Fahrt gelangt Hr. G. endlich zu seinem Hauptzweck, die Lage und den Ursprung der Strasse Anian zu bestimmen. Was er hier darüber anführt, gehört grösstentheils Hn. *Buache*, der in seinen trefflichen *Considerations geographiques et physiques sur les nouvelles decouvertes au Nord de la Mer du Sud. Paris* 1753. 4. zuerst das wichtigste über die Strasse Anian

Anian zusammengestellt hat. Eben daher ist auch die Idee entlehnt, dass man wohl den grossen Cooksfluss, den man zur Zeit noch so wenig kennt, der aber wahrscheinlich mit dem Arathapeskowsee in Verbindung steht, für diese Strasse annehmen müsse, und dass Maldonado aus diesem Flusse in die Südsee gekommen. Beides sucht er durch die beygefügte Karte, die zugleich der Reise des de Fonte zur Erläuterung dient, anschaulicher zu machen. Auf derselben sind zugleich die neuen Entdeckungen eines Hearne, Mackenzie, Pond etc. zu sehen, die lange nach Buaches Schrift gemacht wurden. Weil wir so sparsame Nachrichten von den ersten Zeiten haben, in denen die Erdbeschreiber den Namen Anian zu brauchen anfingen, so ist diese Meynung etwas schwer zu widerlegen, ob wir gleich lieber Anian nach Cooks- oder Beringsstrasse versetzen möchten, weil alte Karten erstere immer als eine Meerenge zwischen Asien und America, keinesweges aber, als einen Seeweg mitten durch ein grosses festes Land vorstellen. Weit weniger können wir Hn. *Goldson's* Meynung beystimmen, dass der Name Anian zuerst von Maldonado und dem Engländer Lancaster gebraucht worden. Er erscheint wirklich viel früher, als beide Seefahrer ihre Journale verfassten. Franz Lopez de Gomara, der vor 1540 seine Geschichte von Indien schrieb, kennt ihn noch nicht. Er würde ihn sonst gewiss in seiner äusserst genauen Beschreibung der americanischen Küsten, Vorgebirge, Häfen und Meerbusen gebrauchen, die er im zwölften Capitel seines Werks, aus den Karten und Tagebüchern der spanischen Piloten zog. Dieser Name findet sich hingegen schon in des Ortelius Atlas von 1570 und 1584. Frühere Spuren sind uns zur Zeit, alles Nachsuchens unerachtet, nicht vorgekommen.

In dem letzten Abschnitt führt der Vf. einen sehr gründlichen, und, so viel zur Zeit geschehen kann, überzeugenden Beweis, für die Aechtheit der Reise des spanischen Admirals de Fonte von 1640, und dass derselbe wirklich aus der Südsee bis an das nördliche americanische Eismeer gekommen sey. Hr. *G. Forster* hat dessen ganzen Bericht im 2 Theil S. 43 etc. seiner kleinen Schriften deutsch übersetzt, auch einzelne Gründe für ihre grosse Wahrscheinlichkeit angeführt. Unser Vf., der diesen Aufsatz nicht kannte, aber alle neuern Entdeckungen vor sich hatte, welche in unsern Tagen englische Seefahrer und Pelzhändler im Innern von Neualbion gemacht haben, gibt hier die Resultate einer eigenen ausführlichen Untersuchung, und hat darin alles gesammelt, was zu ihrer Aufklärung nur einigermassen dienen kann. Selbst nautische Erfahrungen sind zur Bestätigung seiner Gründe, und *de Fonte's* Bericht benutzt worden. So dass man nicht nur das wichtigste über diese Reise hier beysammen findet, die wirklich ein Zufall zu Anfange unsers Jahrhunderts bekannt machte, sondern unsers Vf. Ehrenrettung auch alle bisherigen dahin abzweckenden Versuche weit hinter sich lässt. Dass bey dem Dunkel, worin die ganze Reise, und die Weltgegend, welche sie betraf, zur Zeit verhüllt ist, dem geographischen Kenner bisweilen Zweifel gegen einzelne Voraussetzungen aufstossen müssen, und dass künftige Entdecker erst das Ganze besser aufklären werden, dürfen wir wohl nicht auseinandersetzen. Da der Vf. in seiner Schrift so vielerley Namen von Ländern und Personen anführt, so mancherley Schriftsteller benutzt, und überall kleine geographische Bemerkungen eingewebt hat, so erleichtert ein sehr vollständiges Register dem Leser das Wiederauffinden so vieler speciellen Nachrichten und geographischen Berichtigungen.

Ohne Druckort: *Authentische Actenstücke als Beyträge zur Statistik der dänischen Staaten in den letztern siebenziger Jahren*, aus den Papieren eines ehemaligen Staatsmannes am Hofe dieses nordischen Reiches. 1795. 326 S. 8. verschiedene Tabellen mit gerechnet.

Der Herausg. ist uns so wenig wie der Vf. bekannt. Letzterer, ein deutscher Staatskenner am dänischen Hofe, soll nach der in der Vorrede gegebenen Versicherung bereits verstorben seyn, er scheint aber, nach einigen hin und wieder geäusserten Bemerkungen, zur österreichischen Gesandtschaft gehört zu haben. Der Vf. hat gewiss sehr viel über Dänemark gesammelt, oder seinem Hofe einberichtet, wie einzelne Beziehungen zeigen, die wir aber unter den Beylagen nicht gefunden haben. Auch der Herausg. sagt nichts hierüber, und ob wir diese Schrift hiermit als geschlossen ansehen, oder davon eine weitere Fortsetzung erwarten sollen. Sie beschäftigt sich bloss mit den dänischen Finanzen, der Land- und Seemacht, und wie diese in den Jahren 1777 und 1778 beschaffen waren. Sehr vieles hat sich nun freylich seit diesem Zeitraum verändert, manches kennen wir auch aus den Schriften neuerer dänischen Politiker genauer, und bey einigen Aufsätzen leistet der Vf. nicht immer seinem Leser Genüge. Allein da er wirklich verschiedene in Deutschland unbekannte Actenstücke, einzelne Aufklärungen mittheilt, die man in den neuesten Schriftstellern über Dänemark vergebens sucht, und man überhaupt den gegenwärtigen Zustand eines Reichs nicht gehörig beurtheilen kann, ohne in vorige Zeiten zurückzuschauen, so verdient diese Schrift allerdings einen Platz unter den Quellen der dänischen Statistik. Aus ihr können auch die Finanzetats im vierzehnten und siebzehnten Theil von Büschings Magazin sehr oft erläutert werden, wenn gleich manches hier gesagte nicht so unbekannt ist, als der Herausg. wohl glaubt, wir auch nicht alle Aeusserungen des Vf. für ganz zuverlässig annehmen möchten. Eine grössere Papierverschwendung ist uns in deutschen Büchern noch nicht vorgekommen, als hier. Ganze Bogen enthalten bloss einzelne Zeilen, oder Rubriken besonderer Aufsätze, die entweder der Vf. gar nicht vollendete, oder die höchstens eine oder anderthalb Seiten betragen. Bey den allgemeinen Klagen über Papiertheurung oder gar Papiermangel, hätte hier vielleicht ein Drittheil des allzuwenig bedruckten Papiers zum Vortheil der Leser erspart werden können.

Die dreyzehn ersten Artikel sind den dänischen Finanzen gewidmet, und erklären die vorzüglichsten

Zweige der königlichen Einkünfte. Nach dem ersten betrug die Landsteuer 1778 überhaupt 1,128,465 Rthlr. von 376,155 Tonnen hart Korn, wovon jede jährlich 3 Rthlr. bezahlt. Letztere Angabe scheint uns wirklich zu hoch, da Waldungen, dem Kriegszehnten unterworfene Ländereyen viel weniger, auch die übrigen Grundstücke nicht so viel bezahlen. Diese Berechnung umfasst nur das eigentliche Dänemark. Die Contribution des ganzen Königreichs steigt weit höher. Eine besondere Tabelle zeigt die Zahl der catastrirten Tonnen hart Korn eines jeden Stiftamts, und zu welcher Classe ihre Besitzer gehören, und eine andere, die bis 1750 vorhandenen Lehnsgraffschaften und Baronieen, und die Jahre ihrer Stiftung. Die Seelenzahl derer, die damals die Kopfsteuer bezahlten, wird auf 2,021,700 geschätzt; hier sind nun wieder alle Einwohner des Königreichs mit Ausschluss der Kinder unter 12 Jahren, und des Soldatenstandes berechnet. Der Herausg. hätte dergleichen Verwirrungen, oder wenn der Vf. nicht bestimmt anzeigt, ob vom ganzen Königreich, oder nur vom eigentlichen Dänemark die Rede ist, leicht durch einige kurze Anmerkungen heben können. Ob unter den Posteinkünften die norwegischen begriffen sind, lässt sich durch Vergleichung mit frühern Angaben nicht herausbringen. Aber beym Stempelpapier ist sicher der reine Ertrag für das ganze Königreich berechnet, der damals auf 200,000 Rthlr. stieg. Bey den westindischen Einkünften, deren Angaben neuere Erfahrungen bestätigen, wiederholt der Vf. die Geschichte des Verkaufs der königl. Zuckerplantagen. Sie gaben der Krone vorher nur 8 bis 10,000 Rthlr. Gewinn. Seitdem Schimmelmann, der sie für 400,000 Rthlr. kaufte, solche beträchtlich verbessert hat, sollen sie 800,000 Rthlr. abwerfen. Beym Sundzoll bemerkt der Vf. die kleinen allmählichen Erhöhungen in diesem Jahrhundert, welche der Mangel harter Thaler nöthig machte. Wie aber 1775 dänischer Seits eine abermalige Erhöhung zum Vorschlage kam, weigerten sich die Seemächte, diese zu erlegen. Verschiedene dieserwegen gewechselte Vorstellungen nebst den Antworten des dänischen Staatsministeriums sind hier eingeschaltet. Die damaligen Einkünfte der Bank werden zu 272,000 Rthlr. angeschlagen. Was dabey aber von ihrer 1775 erfolgten Vereinigung mit den Kroneinkünften gesagt wird, hatten wir längstens schon in Büschings Magazin Th. 8. gelesen. Die Summe von 160,000 Rthlr. ist für die Norwegischen Zölle viel zu geringe, sie betrugen nur 8 Jahre später nach Thaarup 544,192 Rthlr. Auch sind die Schleswig-Holsteinischen Intraden wenigstens dreymal höher, als sie hier angesetzt sind, wie man aus Schmettaus erläuterndem Commentar über stehende Heere sehen kann. Man findet hier ferner eine Uebersicht der jährlichen Ausgabe und der Staatsschulden. Erstere zeigt freylich manche Artikel deutlicher als andere, die in neuern Zeiten eben diesen Gegenstand darstellen, aber ganz vollständig ist sie doch nicht, wie wir durch Vergleichung mit andern gefunden haben. Beweise davon hier zu geben, würde uns zu weit führen. Das Departement der auswärtigen Affairen kostete 1778 nebst den Gesandtschaften 150,000 Rthlr. Die Staatsschulden waren 1777 bis auf 12,241,000 Rthlr. vermindert, weil die inländischen Gläubiger grösstentheils abbezahlt waren, und im folgenden Jahre wurden sie abermals um eine Million Thaler vermindert.

Die gegenwärtige Beschaffenheit des dänischen Seewesens in 9 Tabellen, enthält zwar genauere Nachrichten von der Flotte, als bisher ins Publicum gekommen sind, und dieser Aufsatz wird gewiss alle Wünsche derer befriedigen, die Belehrung über die dänische Marine wünschen. Er leidet aber keinen Auszug. Eben dasselbe müssen wir bey dem letzten Aufsatz wiederholen, der eben so ausführlich und darstellend die dänische Landmacht nach allen ihren Theilen und Einrichtungen beschreibt. Diese hat ohnehin seitdem verschiedene wichtige Umänderungen erlitten. Verschiedene bis dahin für beide Vertheidigungsanstalten ergangene königliche Verordnungen sind ganz eingerückt, und der Vf. hat grosse Mühe angewandt, das kleinste Detail der Einrichtung, Ausgabe und Ersparung beider Anstalten zu erfahren.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zeitz u. Naumburg, b. Heinse: *Der Menschenfreund, Franz Fairborn*, ein komischer Roman, in zwey Theilen, frey nach dem Englischen bearbeitet. 1793. Erster Theil. 228 S. Zweyter Theil. 153 S. 8.

Wie dieser Roman für einen *komischen* ausgegeben werden könne, ist nicht wohl abzusehn. Das Komische darin macht vielleicht keinen halben Bogen aus, und ist, weil der Vf. alsdann Laune auf eine sehr geschmacklose Art affectirt, gerade das Schlechteste des Werks, das eigentlich in die Classe der *empfindsamen*, oder, wie die Engländer sagen, *sentimentalen* Romane, und zwar zu den mittelmässigsten dieser Gattung gehört. Weichherzige Wohlthätigkeit ist das Thema desselben, das in verschiedenen, ziemlich alltäglichen, und eben nicht künstlich verbundenen, Scenen ausgeführt wird, wovon die meisten sich mehr auf andre Personen, als auf den Helden des Romans selbst, beziehen. Die Absicht, Menschenliebe als das edelste Gefühl darzustellen, ist ganz gut gemeynt; aber die Ausführung matt und langweilig. Sobald der Styl sich ein wenig erhebt, wird er auf eine lächerliche Art pretiös; z. B. zu Anfang des zweyten Theiles: „Der *Busen* unsers Helden „hatte jetzt *einen Gast bewirthet*, der zu thätig war, um „sich die trägen Fesseln des Schlafs anlegen zu lassen; „er schlummerte, und das Bild seiner Elise stellte sich „seiner Einbildungskraft in englischer Schönheit dar." Die Uebersetzung liest sich sehr unangenehm; sie hat häufig verworrne und schleppende Perioden, wie folgende, Th. I. S. 119: „Nachdem er sie aber von seiner „unverletzlichsten Hochachtung versichert hatte, so verlor sich ihre Furchtsamkeit dergestalt, dass ihre Ausdrücke der Dankbarkeit so lebhaft wurden, und ihr „gan-

„ganzes Betragen so einnehmend„ dass unser Held, auf „dessen Herz ihre persönlichen Reize *einen* (muss heissen *keinen*) geringen Eindruck gemacht hatten, nun „auch vollends durch die Vorzüge ihres Geistes bezaubert wurde; und er liess sich jetzt gewiss zum erstenmal in seinem Leben, ohne es selbst zu wissen, durch „eigennützige Bewegungsgründe zu Handlungen der „Wohlthätigkeit und Menschenliebe aufmuntern, welche vorher die willkührlichen Folgen einer allgemeinen Wohlwollenheit bey ihm waren."

Frankfurt u. Leipzig, b. Maklot: *Amalia von Nordfeld*, oder *die Freymäurer-Aufnahme*, ein Sittengemälde in vier Aufzügen, von *Auffenberg*. 1794. 160 S. 8.

Der eigentliche Zweck des Vf. war, den ächten Freymäurerorden gegen die Beschuldigungen zu rechtfertigen, die theils von den Misbräuchen, unnützen Ceremonien, und Geldprellereyen der Winkellogen, theils von einer übeln Deutung der maurerischen Grundsätze von Freyheit und Gleichheit herrühren. Durch ein Drama konnte diese Rechtfertigung freylich nur sehr unvollkommen geschehen. Indessen sucht es der Vf. durch die Art, wie er die Charaktere seines Stücks bearbeitet, zu bewirken, indem er die zur Winkelloge gehörige Personen als Betrüger, und die Mitglieder der ächten Loge als edelgesinnt schildert. Allein er konnte da, wo (S. 122) von dem eigentlichen Zweck der Maurerey die Rede ist, die Profanen unmöglich ganz befriedigen, ja, er hat nicht einmal die Gebräuche der Aufnahme dramatisirt. Wenn also sein Stück für Nichtmaurer einiges Interesse haben sollte, so musste er noch etwas, allgemein interessirendes, hinzufügen. Nun sind zwar aus der Liebesintrigue, die er eingeflochten hat, ein paar lebhafte Scenen entstanden, die den Kampf desjenigen, der edelmüthig selbst für das Beste seines Nebenbuhlers zu arbeiten beschlossen hat, und das Toben des Liebhabers, der seine Geliebte in ein Kloster entfernt glaubt, ausdrücken; aber das unnöthig lange Hinhalten des Ausgangs, den man schon lange vorher weiss, und der nur verzögert wird, um den Liebhaber ein wenig zu quälen, ermüdet den Leser, und der Vf. hat durch müssige Personen, und durch langweilige Bedientenscenen sein handlungsarmes Stück, das um einen ganzen Act kürzer seyn könnte, zu sehr gedehnt. Der Dialog hat einige gute Stellen, ist aber zu plauderhaft, und zu wenig bearbeitet. Provincialismen, wie *folgsam* für *folglich*, *ausgeschieden* für *ausgezeichnet*, *in Bälde* für *in Kurzem*, und manche Sprachunrichtigkeiten entstellen den Styl des Vfs.

Halle, in der Rengerischen Buchh.: *Kleine Romane* aus alten und neuen Zeiten. Erstes Bändchen. 1794. 290 S. 8.

Ein Roman aus den alten, und einer aus den neuen Zeiten machen dieses Bändchen aus. Die Epoche, in die der erste Roman, welcher *Cinname* überschrieben ist, gehört, ist die altgriechische. Man findet in ihm nichts als eine Liebesgeschichte mit Verwicklungen, deren Entwicklung leicht vorherzusehen ist; was ihm aber an Erfindung abgeht, wird durch einen sehr blühenden und angenehmen Vortrag, und durch eine getreue Beobachtung der griechischen Sitten ersetzt. Der zweyte Roman aus den neuern Zeiten, von S. 102 an, ist *Kamilla* betittelt, gründet sich zum Theil auf dasjenige, was die florentinische Geschichte von der Verschwörung der *Pazzi* erzählt, war schon 1788 unter dem Titel: *Kamilla Kastarelli* einzeln erschienen, und nach dieser ersten Auflage in der A. L. Z. beurtheilt worden. Weil der Vf. aber glaubte, dass dieser Roman zu wenig im Publicum bekannt geworden sey, so liess er ihn hier von neuem, mit verschiednen Zusätzen und Abkürzungen, abdrucken.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Heinsius: *Die Hochzeit des Figaro*, eine nach dem Italiänischen frey bearbeitete Operette in vier Aufzügen, von *C. A. Vulpius*. 1794. 110 S. 8. — Der Geist und die Manier dieses Schriftstellers ist aus einer Menge ähnlicher Producte bekannt. Er bleibt sich immer gleich; und mit Recht, da er die Freude hat, wo nicht den Text seiner Opern, doch die Musik zu denselben überall mit so vielem Beyfall gespielt zu sehn. Ein Stück Poesie aus *diesem* Figaro mag indess immer als Probe des Ganzen hier Platz finden.

Graf.

Nun lieben Freunde, ich nehm' an eurer Freude,
sehr grossen Antheil, und ich wünsche,
dass ihr euch recht lustig macht, noch heute
dies frohe Fest zu feyern, mit Tanzen, mit Singen,
Essen, Trinken und was ihr braucht, soll man euch bringen,
und auf meine Kosten sollt ihr's erhalten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. Junius 1795.

PHILOLOGIE.

Halle, in der Waisenhausbuchh.: *Homeri Odyssea et Batrachomyomachia.* In usum scholarum et praelectionum. Editio altera, priore emendatior. 1794. XXXIV Vorb. u. 478 S. 8. (1 Rthlr.)

So wenig auch die Absicht des Hn. Prof. *Wolf* dahin ging, in diesem Abdruck, der allein den Mangel der Exemplarien der Odyssee bis zur Vollendung seiner jetzigen neuen Ausgabe des Homer zu ersetzen bestimmt ist, eine vollständige Recension des Textes vorzunehmen; so hat doch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Stellen schon hier ihre Berichtigung erhalten. Die Beurtheilung dieser Textverbesserungen bleibt schicklicherweise bis zur Erscheinung der grösern Ausgabe ausgesetzt, und nur also um bestimmter anzugeben, wodurch sich auch schon dieser Abdruck vor dem vorigen auszeichnet, wollen wir einige derselben ausheben, uns aber auch diese bloss anzuzeigen begnügen. So steht III. 73 für *τοίγ᾽ αλόωνται; τοί τ᾽ ἀλόωνται* (wie schon sonst IX. 254) IV. 372 f. *μεθίης; μεθίεις* (vergl. Brunck ad Soph. Oed. Tyr. 628) 667 f. *ἀλλά οἱ αὐτῷ; ἀλλὰ οἷ αὐτῷ* (*ihm selbst*, im Gegensatz mit dem gleich darauf folgenden *πρὶν ἡμῖν*) VIII. 337. 342. XVII. 37 und sonst f. *χρυσῆ; χρυσέη* (nach dem alten Jonismus, wie schon sonst Od. VII. 90. *Il.* V. 427 u. a. a. O. m.) VIII. 483 f. *ἥρωι; ἥρῳ.* 539 f. *δῖος ἀοιδος; θεῖος ἀ.* X. 7 f. *ἀκοίτας; ἀκοίτις.* 11 f. *αἰδοίοις ἀλόχοισιν; αἰδοίης ἀ.* XI. 335 f. *ὅγε; ὅδε.* XII. 87 f. *πέλωρ κακὸς; πέλωρ κακόν.* XIV. 101 f. *συβόσεια; συβόσια* (wie *Il.* XI. 678 neue Wolf. Ausg. 679) 445 f. *ἐθέλει; ἐθέλῃ* (wegen des vorhergehenden *κὲ*) XV. 105 f. *ἔνθ᾽ ἔσαν οἱ πέπλοι; ἔνθ᾽ ἔσκν οἱ π.* (nach einer besondern Ausnahme, welche die alten Grammatiker hier machten, damit nicht *οἱ* als Nominativ zu *πέπλοι* gezogen würde) XVIII. 356 f. *ἦ ἄρ κ᾽ ἐθέλεις; ἦ ἄρ κ᾽ ἐθέλοις.* XXII. 14 f. *οἱ; οἷ.* Batrachom. 248 f. *Φύγῃ; Φύγοι*, und um einige noch wichtigere zusammenzustellen: XIII. 439 f. *τὼ — διέτμαγον; τ. — διέτμαγεν* (vergl. *Il.* I. 531. VII. 302). XIV. 92 f. *οὐδ᾽ ἔτι Φειδὼ; οὐδ᾽ ἔπι Φ.* XVI. 387 f. *βούλεσθε; βόλεσθε.* XVIII. 359 f. *ἔνθα δ᾽ ἐγὼ; ἔνθα κ᾽ ἐγώ.* XIX. 590 f. *οὔ μοι; οὔ κέ μοι.* Vorzüglich aber hat der Herausgeber den ganzen Text in Absicht auf die Accentuation und Orthographie überhaupt, im weitesten Sinne dieses Worts, durchaus umgeformt, und mit den Grundsätzen des gelehrten Alterthums, vorzüglich der besten Alexandrinischen Grammatiker, übereinstimmend gemacht. Ueber einige dieser Grundsätze selbst, die zum Theil vor Bekanntmachung der venetianischen Scholien nicht vollständig aufgefunden werden konnten, hat er sich in der Vorrede erklärt, und damit den Freunden der griechischen Literatur ein neues schätzbares Geschenk gemacht, da es jetzt z. B. möglich ist, die verwickelte Lehre der Anastrophe, über welche bisher nur höchst unbestimmte Begriffe herrschten, in einigen wenigen allgemeinen Regeln, (unter denen wir nur diejenigen, welche *ὡς* betreffen, vermissen) zu übersehen. Ueberhaupt lässt sich, nachdem nun durch diese Wolfische Ausgabe der Odyssee, und die eben erschienene der Iliade, ein vollständiges Muster einer Textberichtigung von dieser Seite (bey der wir hier allein verweilen) gegeben ist, die Hoffnung schöpfen, dass auch die künftigen Herausgeber der Classiker, wenigstens durch diese Erleichterung aufgemuntert, ihre Aufmerksamkeit endlich auf diese Dinge richten, und die Meisterwerke des Alterthums auch in dieser Rücksicht in ihrer wahren Gestalt herstellen werden; — eine Hoffnung, die freylich vielen höchst unbedeutend scheinen wird, es aber wahrlich am wenigsten in einem Zeitraume ist, in welchem die Kritik schon offenbar an schwankender Unbestimmtheit krank liegt, und in welchem (einige seltene Ausnahmen abgerechnet) gerade gründliche Genauigkeit am meisten vermisst wird. Der Herausg. erklärt sich an mehreren Stellen der Vorrede bald ernsthaft, bald mit feiner Ironie über die Sitte, diese grammatikalischen Dinge als geringfügige Kleinigkeiten zu verachten, gegen welche schon allein die Betrachtung sprechen sollte, wie subtil die *alten* Theoristen von Aristoteles an über diese Gegenstände zu räsonniren pflegten. Und gewiss ist es auch nirgends so sehr, als in der Kritik der Fall, dass selbst das Kleinste in sehr naher Beziehung auf das Wichtigste steht. Denn um die Denkmäler des Alterthums, so viel es möglich ist, wieder in ihrer Aechtheit herzustellen, darf auch die geringfügigste Kleinigkeit nicht verabsäumt werden, sobald sie nur irgend dazu dienen kann, diese Aechtheit zu erkennen, oder gleichsam festzuhalten. Ueberhaupt aber ist es schwer zu sagen, was denn eigentlich Kleinigkeit heissen solle? Für denjenigen, der sich gewöhnt hat, irgend ein Fach der Wissenschaften mit philosophischem Geist zu studiren, hat kein Theil desselben eine abgesonderte Wichtigkeit, sondern jeder erhält dieselbe nur durch sein Verhältniss zum Ganzen. Nur durch den Gesichtspunkt aufs Ganze, nicht aber durch flüchtiges Vorübergehn vor dem scheinbar Geringfügigen, unterscheidet sich die geistvolle Behandlung von der pedantischen. Nun aber hängt in den Wissenschaften alles mit allem zusammen, und wenn der Kritiker z. B. die Sprache in ihrem ganzen Umfange studiren muss, so ist es schwer zu begreifen, wie er z. B. Accentuation und Orthographie übergehen, oder

oder doch nicht erschöpfend, sondern allenfalls nur bis auf einen gewissen beliebigen Grad studiren könne. Wie viel aber von der Kenntnifs der Lehre der Accentuation, und gerade in ihren bisher weniger bemerkten Feinheiten abhängt, davon führt der Vf. vorzüglich S. XV ein merkwürdiges Beyspiel bey Gelegenheit der pronominum ἐγκλιτικῶν und ὀρθοτονουμένων an. In der bekannten Stelle der Ilias nämlich (V. 116), wo Diomedes die Minerva um Beystand anruft, liess man bisher durchaus in allen Uebersetzungen den Helden sagen: „wenn Du *mir* und dem Vater sonst beystandest, so stehe mir *jetzt* bey" (eben als würde εἴποτ' ἐμοὶ καὶ πατρὶ gelesen) da er sich doch, wenn man genau dem in allen Ausgaben vorkommenden Accente folgt (εἴποτέ μοι κ. π.) mit wahrhaft griechischer, auch dem Heldenalter nicht fremden Bescheidenheit so ausdrückt: „Wenn Du einst *meinem Vater* beystandest, so stehe nun auch *mir* bey." Schwerlich würden sich manche, die stolz darauf zu thun scheinen, nur den Geist und den ästhetischen Gehalt der Alten aufzusuchen, eingebildet haben, dass mangelhafte Kenntnifs der Accentuation sie dahin bringen könnte, der Zartheit eines Heldencharakters Unrecht zu thun. Allein selbst wo der Einfluss der Lehre von der Accentuation auf den Sinn nicht so offenbar ist, als hier, giebt sie doch oft eine dringende Veranlassung, nicht nur in den Sinn einzelner Stellen, sondern in die Natur der Sprache und der Wortfügung überhaupt tiefer einzugehen, und auch hiezu liefert diese Vorrede einige treffliche Belege. Es ist nämlich bekannt, dass, wenn das Nomen, zu welchem eine Präposition gehört, vor derselben vorausgeht, die Präposition alsdann in der Regel ihren Accent von der letzten Sylbe auf die erste zurückzieht, damit sie in der Aussprache mit dem vorhergehenden, nicht aber mit dem folgenden Worte verbunden werde. Ist nun der Fall so, dass einige Worte später ein Verbum folgt, mit dem die Präposition wohl sonst auch verbunden zu werden pflegt (wie z. B. Od. III. 408. IX. 6. Il. X. 274. XXIII. 561) so ist eine doppelte Beziehung der Präposition auf das Verbum vorwärts und auf das Nomen rückwärts möglich, von welchen jede eine verschiedene Stellung des Accents erfodert, und hier hängt nun die Entscheidung, die nicht in allen Fällen dieselbe seyn kann, von einer feinen Untersuchung der Natur der Wortfügung und der Aussprache überhaupt, der Eigenthümlichkeit der griechischen Sprache insbesondre, und sogar der Sitte des besondern Zeitalters und Schriftstellers ab. So bemerkt der Herausg. bey dieser Gelegenheit, z. B. S. XXV sehr scharfsinnig, dass in der alten Homerischen Sprache über die Trennung der Präpositionen von ihren Verbis, und über die Tmesis überhaupt anders, als in der späteren geurtheilt werden müsse, da jene noch freyer trennt, was diese regelmäsiger verbindet. Auf diese Weise leitet also die Accentuation selbst, und gerade durch ihre sogenannten Spitzfindigkeiten auf eben die Dinge, die man jetzt so oft im Munde führt, auf Sprachphilosophie, Geist des Zeitalters u. s. f., über die es aber freylich bequemer ist, oberflächlich zu räsonniren, als gründliche historische Untersuchungen anzustellen. Freylich wäre es nun hiezu nicht eben nöthig, die Accente wirklich zu *schreiben*, genug wenn man nur auch auf die *nicht geschriebenen* achtete; hierauf aber muss Rec. den Leser bitten, die Antwort bey dem Herausg. selbst nachzusehen. (S. XXI) Bey den Griechen endlich, in deren Charakter das feinste, und auf das höchste ausgebildete Schönheitsgefühl ein hervorstechender Zug ist, sollte nicht bloss die Materie, der Gedankengehalt, sondern auch die Form, und zwar im weitesten Sinne des Worts, wichtig scheinen. Dahin aber gehört ganz vorzüglich die Declamation, der Vortrag der Poesie sowohl als der Prose, und da es der Natur der Sache nach äusserst schwierig ist, von dieser einen richtigen Begriff zu fassen; so wäre es mehr als sonderbar, wenn man gerade dasjenige Studium vernachlässigen wollte, was hier eine entschiedene Wichtigkeit hat, das Studium der Accentuation und Orthographie. Immer wird freylich der Versuch vergeblich bleiben, die Declamation der Alten ganz wieder unter uns herzustellen, und den Homer eben so als Plato, oder auch nur als Longin zu lesen; aber unläugbar bleibt es doch, dass das Studium derselben uns nicht nur über die Feinheit des griechischen Organs wichtige Aufschlüsse, sondern auch über unsere eigne Declamation in unsrer Sprache nicht unbedeutende Winke ertheilt. In dieser letzten Rücksicht führt der Herausg. z. B. die Sorgfalt an, mit welcher die Griechen bey apostrophirten Wörtern den Consonans, der zur weggelassenen Sylbe gehört, mit der folgenden Sylbe verbanden, da bey uns ungeübte Leser ihn so oft an die vorhergehende anschliessen, und die sie bewog, diesen Consonans, wenn das Wort am Ende eines Verses stand, allein zu trennen, und zum Anfang des folgenden hinüberzuziehen, wie z. B. *Il.* VIII. 207.

Ζῆ-
ν', αὐτοῦ κ' ἔνθ' ἀκάχοιτο καθήμενος οἶος ἐν Ἴδῃ.

Im Pindar (Ol. III. 46.) muss sogar ein einzelnes solches ν einmal aus dem Ende einer Antistrophe in den Anfang der folgenden Epode hinüberwandern. In der That klingt auch, wie jedem nicht ungebildeten Ohr auffallend seyn muss, die entgegengesetzte Aussprache nicht nur höchst unangenehm, sondern giebt noch ausserdem manchmal zu Zweydeutigkeiten Anlass. So kann, um ein Beyspiel aus unserer Sprache anzuführen, das apostrophirte Imperfectum: *winkt'* durch unrichtiges Lesen in das Präsens verwandelt werden, und ein lacherliches Missverständnifs derselben Art erzählt der Scholiast des Euripides von dem Atheniensischen Theater. Als nämlich Orestes beym Euripides (Eur. Or. 279.) aus einem Anfall der Raserey erwacht, ruft er aus:

Ἐκ κυμάτων γὰρ αὖθις αὖ γαλήν' ὁρῶ.
„Die Woge schweigt; ich seh' *die Heitre* wieder!"

Der Schauspieler Hegelochus hielt, als er diese Rolle spielte, weil ihm gerade nach der zweyten Sylbe der Odem ausging, hinter γαλήν' ein, und nun klang der Vers:

Ἐκ

> Ἐκ κυμάτων γὰρ αὖθις αὖ γαλῆν ὁρῶ.
> „Die Woge schweigt; ich seh' *das Wiesel* wieder!"

Die Comödiendichter versäumten diese Gelegenheit nicht, sich über das tragische Theater lustig zu machen. Sannyrion unter andern liess einen Verfolgten, der vor seinen Feinden floh, ausrufen:

> „Wie mach' ichs, dass ich in ein Loch entschlüpfe?
> „Könnt' ich nur schnell zum *Wiesel* werden!
> „Allein was hülf' es mir? Es käme
> „Hegelochus, der Tragiker, und schriee
> „Laut meinen Feinden zu:
> „*Die Woge schweigt; ich seh' das Wiesel wieder!*"

und auf eine ähnliche Art wird der arme Hegelochus auch von Aristophanes verspottet. (S. Aristoph. Ran. v. 304, wo Bruncks Note, so wie Markland ad Eur. Suppl. 901. zu berichtigen ist.) Diese Materie, noch ein wenig weiter verfolgt, könnte noch zu andern sehr interessanten Bemerkungen führen. Wenn z. B. in solchem Fall gerade nach einem Apostroph der Sinn einen Abschnitt verlangt, wie schwebend muss dann die griechische Stimme beide Wörter gehalten, wie sanft sie in einander haben überfliessen lassen? und eben so, wenn dieser Fall am Ende des Verses eintritt, da der Herausg. bemerkt, dass das Ende des Verses allemal im Lesen angedeutet wurde; wohin vielleicht auch gehört, dass die griechischen Dichter, vorzüglich die lyrischen, zu den Endsylben der Verse gern lange Sylben wählten, (wie denn namentlich bey Pindar bey weitem der gröfste Theil der Endsylben lang ist,) um dadurch das Schweben und Innehalten der Stimme zu erleichtern, (vergl. Marius Victorinus ed. Putsch. p. 2569.) die doch gewiss wieder sehr schnell zum folgenden Verse hinübereilte, da die Endsylbe des einen Verses oft durch Position der Anfangssylbe des andern lang wird, und die Griechen überhaupt weit schneller, als wir, declamirten. Aber vielleicht hat sich Rec. durch das Interesse, das diese, noch so wenig behandelte. Materie in ihm erweckte, schon zu weit führen lassen. Er begnügt sich daher, nur noch anzumerken, dass der Leser, ausser den genannten Gegenständen, noch über andere Materien, z. B. über die richtige Abtheilung der Wörter (z. B. πρέ-σβα od. πρές-βα) Ἀτρείδης oder Ἀτρεΐδης, die Ἀπλη γχία, das ν ἐφελκυστικόν, die Verdoppelung der Consonanten, und vorzüglich der fünf Halbvocale, die Zusammenziehung einiger Wörter (z. B. ἀμπέλαγος) und die Diastole, lehrreiche Bemerkungen findet, welche die Resultate gelehrter und scharfsinniger Untersuchungen sind. Denen, die sich nicht scheuen, tiefer einzugehen, empfehlen wir die Vergleichung einiger Stellen der Reitzischen Schrift *de prosodiae Graecae accentus inclinatione*, vorzüglich p. 124—126 von der Anastrophe.

Endlich dürfen wir nicht unbemerkt lassen, dass der Druck sehr sauber, und weniger klein und angreifend für das Auge, als in der vorigen Ausgabe ist, und dass sich auch dieser Abdruck durch die, den Wolfischen Ausgaben so eigenthümliche, Correctheit auszeichnet.

BERLIN, b. Nauck: *Des P. Ovidius Naso Metamorphosen.* Für Schulen in einem Auszuge herausgegeben von *G. K. F. Seidel*, Prof. d. Gesch. am Berlinisch-Kölnischen Gymnasium. 1794. 222 S. 8. (8 gr.)

Ovids Werk von den Verwandlungen kann als die anziehendste und anmuthigste Einleitung in das Studium der alten Dichter- und Kunstfabel gebraucht werden, und man müsste jungen Leuten billig nichts davon entziehen, als was ihren Sitten nachtheilig werden könnte. Es ist daher zu bedauern, dass diese im Ganzen recht gut gerathne Auswahl eine grosse Anzahl von Ovidischen Fabeln *nicht* enthält, unter denen auch solche sind, die mit Recht zu den reizendsten Erfindungen der Phantasie gezählt werden mögen, als, vom Pyramus und der Thisbe, vom Narciss und der Echo und vom Pygmalion.

Dem Texte sind kurze, lateinisch geschriebne, kritische Anmerkungen untergesetzt, worin die wichtigern verschiednen Lesarten aus dem Burmannischen Vorrath mit Vergleichung der Editio Vicentina 1480 angegeben und beurtheilt, auch hie und da mit eignen kritischen Vermuthungen begleitet werden, von denen er selbst nur eine sehr geringe Vorstellung hat. Ausserdem hat der Herausg. den Inhalt der aufgenommenen Stücke und den Zusammenhang mit den ausgelassnen beygefügt, und bey vielen Fabeln noch in Anmerkungen Winke über den Sinn und Ursprung der Mythen gegeben, die zum Theil aus andern Schriften entlehnt sind, zum Theil aber ihm selbst angehören. So flüchtig sie hingeworfen scheinen, so kann man in ihnen das Sinnreiche doch nicht verkennen, und es scheinen allerdings einige der bloss angedeuteten Ideen einer weitern Prüfung oder Ausführung nach festern historisch-kritischen Grundsätzen würdig zu seyn. Aber worauf gründen sich Aeusserungen, wie folgende, über die Entstehung der Fabel von den Steinmenschen aus der Wortableitung: „Vielleicht kam ein orphischer Mystiker auf den Einfall?" Als wenn nur orphische Mystiker Fabeln aus Worten ausgesponnen hätten? S. 68 wird gefragt: ob der Fabel, dass die Proserpina nur unter der Bedingung zur Oberwelt zurückkehren solle, wenn sie im Schattenreich noch keine Speise genossen, nicht der Gedanke zum Grunde liege: „Wenn die Frucht die Nahrung der Erde zu sich genommen hat; dann kehrt sie zur Oberwelt nicht eher zurück, bis sie der Aehre entfällt." Uns sind diese Worte und diese Deutung durchaus unverständlich. Das angehängte Wort- und Sachregister enthält für junge Leser des Ovid, die doch keine Elementarschüler mehr sind, manche Wörter und Sacherläuterungen, die sie schon wissen sollen, oder aus dem nächsten Wörterbuch erlernen können, z. B. *Acheron*, Fluss der Unterwelt; *aconitum*, ein giftiges Gewächs (warum nicht bestimmt: was für eins?); überhaupt Gift; *actutum* sogleich; *agitabilis*, was sich bewegt oder bewegen läfst; *almus* gütig, hold; *ambiguus*, zweydeutig, ungewiss u. s. w. Die Sacherläuterungen sind in zweckmässiger Kürze abgefasst. Unter dem Wort *aulaeum* wird unrichtig gesagt, dass der Thea-

Theatervorhang der Alten beym Anfang eines Aufzugs aus einer Versenkung aufgezogen wurde; er wurde vielmehr, um die Schaubühne zu öffnen, beym Anfang niedergelassen, und, um sie zu schliessen, am Ende der Handlung in die Höhe gezogen, wie es richtig von Auslegern zu Ovid. Met. 3, 111 und von Voss beym Virg. Ge. 3, 25, und früher schon von andern erklärt worden ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DRESDEN, in der Waltherischen Hofbuchh.: *Vermischte Blätter*, von *W. G. Becker.* 1790. 356 S. 8.

Das Vorzüglichste in dieser vermischten Sammlung nimmt auch den gröfsten Raum ein, nämlich die Novellen, die bis S. 252 gehen. Ein leichter fliessender Vortrag, Lebhaftigkeit, die alles anschaulich schildert, ohne zu üppig zu werden, Eleganz und Präcision der Schreibart machen die drey prosaischen Erzählungen, die man hier findet, zu einer sehr angenehmen Lectüre. I) *Amasis* ist eine Ausführung eines Fragments von *St. Pierre*, worin die Schwierigkeiten, mit denen Aufklärer der Menschheit zu kämpfen haben, gezeigt werden sollen. Das antike Costume ist in dieser Erzählung sehr gut beobachtet, und benutzt worden. II) *Wer weiss, wozu es gut ist*, erschien zuerst in der Quartalschrift: *Für ältere Literatur und neuere Lecture*; ist aber hier mit vielen neuen schönen Zügen bereichert. Von der III. Erzählung, *Beatrice Cenci*, steht hier nur noch erst das erste Buch, welches blofs die Exposition der Geschichte enthält, aber auf die Fortsetzung sehr begierig macht. Als eine Zugabe der erstern Erzählung sind des *St. Pierre* Ideen über *Memnon's Grabmal* übersetzt, worin gemuthmafst wird, dass in der holen Bildsäule des Memnon eine lange eiserne Spiralruthe angebracht gewesen sey, die, von der Kälte der Nacht zusammengezogen, und von der Wärme der Sonnenstrahlen wieder ausgedehnt, einen Klang von sich gegeben habe. Zuletzt stehen dreyzehn Gedichte, wovon eins eine reimlose Uebersetzung aus dem *Petrarch*, die übrigen aber Elegieen, Lieder, Romanen und Sinngedichte sind. Sie kündigen mehr den Mann von Geschmack, als den gebornen Dichter an. Die besten Gedanken findet man in der Elegie über den Vesuv, den der Vf. einst besuchte, und in dem Lied nach der Weinlese. Das Gedicht über *Ernesti's* Tod hat zu viel prosaische Stellen.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Nürnberg*: *Denkmal der Freundschaft dem verewigten Hn. D. Philipp Ludwig Wittwer*, ordentlichem Physicus in Nürnberg, und Mitgliede des Blumenordens daselbst, *errichtet* im Namen der Gesellschaft von *Paul Joachim Siegmund Vogel*, der Theologie ordentlichem Lehrer in Altdorf. 1793. 2 Bogen. 4. — Rec., der selbst mehrere Jahre lang Wittwers Freundschaft genoss, bedauert noch immer herzlich den frühen Tod eines Mannes, der seinen Freunden alles war, und den die gelehrte Welt zu so grosen Hoffnungen von seinen vortrefflichen Talenten und seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit berechtigte. So viele Freunde auch Wittwer unter der ehrwürdigen deutschen Gesellschaft des Blumenordens hatte, so hätte doch diese Gesellschaft den Auftrag, ihm ein Denkmal zu stiften, keinem ihrer Mitglieder anvertrauen können, der geschickter dazu gewesen wäre, als Hn. V., dem Freunde des Verstorbenen, mit dem er durch gemeinschaftliche Liebe für deutsche Literatur in ihrer schönsten Blüthe, schon in seiner Jugend verbunden war. Der Hauptzug in Wittwers Charakter war zartes Gefühl für alles Schöne, das köstlichste Geschenk der Natur, wie Hr. *V.* sagt, das die schätzbaren Eigenschaften erst liebenswürdig macht, und dem Manne, dem es verliehen ist, nicht blofs den Beyfall des Verstandes, sondern die Herzen aller, die ihn kennen, gewinnt. Er war ein vortrefflicher Gelehrter, und mit den mannichfaltigsten Kenntnissen ausgerüstet: sein Vortrag war sowohl in der gesellschaftlichen Unterredung, als in Schriften, richtig, nachdrücklich und hinreissend. Sein Werk über den epidemischen Katarrh, seine Schrift auf Niklaas Tulp, und die Blumen, die er auf das Grab des von ihm so verehrten Stolls streuete, haben ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Schriftstellern Deutschlands erworben. Er war dabey der liebenswürdigste Gesellschafter, dem es nie an Stoff fehlte, auf das angenehmste zu unterhalten, und der fein Feuer oft auch andern mittheilte, ein Freund des Guten, Schönen und Wahren, wo er es fand, dagegen ein abgesagter Feind aller Schleifwege, aller Bedrückungen. Seine zahlreichen Freunde fühlten seinen Verlust tief. Eine hypochondrische Schwermuth hatte ihn seit mehrern Jahren befallen. In dieser war er gegen seine vertrautesten Freunde wo nicht kalt, doch äusserst zurückhaltend, dabey unthätig und düster. Auf diese folgte Ruhe, und was er that, und für das Publicum arbeitete, geschah in dieser Periode, wo er die trefflichsten Plane machte, die ihn die nachher folgende glühende Heftigkeit auszuführen immer untersagte. Auf diesen Zustand der Heftigkeit, wo alle seine Geisteskräfte erhöht waren, wo seine Beredtsamkeit wie ein fortreissender Strom war, wo sein natürlicher Hass gegen Bedrückungen, Ungerechtigkeiten und Bosheiten zu brennendem Unwillen stieg, folgte wieder ein gemäsigter Zustand, und dieser ging in die schwermüthige Düsternheit und Unthätigkeit über. — Wittwer selbst kämpfte beständig gegen diese Anfälle. In der schwermüthigen Periode, die nach und nach immer länger anhielt, vermochte er nichts über sich: aber im Zustand der Ruhe that er viel, um den Zeitpunkt der Schwermuth von sich abzuhalten, und selbst im Zustand der Heftigkeit zerstreuete er sich so sehr, dass man hoffen konnte, die Schwermuth dadurch verscheucht zu sehen. — Er ging als Lehrer der Heilkunde nach Altdorf, und lehrte da eine Zeitlang mit dem ausgezeichnetsten Beyfall: aber die finstere Schwermuth kam wieder, und machte ihn zu den Geschäften des Lehrers untüchtig. Er verliess die Universität, und kam wieder nach Nürnberg; aber auch da änderte sich die Stimmung seiner Seele nicht. Er brachte den 24sten Dec. 1792 den Mittag und einen Theil des Nachmittags heiter und froh im Schoosse seiner Familie zu, und ging dann in sein Studierzimmer. In diesem fand man ihn Abends todt. Ein Steck- und Schlagfluss hatte, wie die Leichenöffnung zeigte, seinem Leben plötzlich, unter dem Lesen eines Buches, das noch auf dem Tische lag, ein Ende gemacht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. Junius 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) GÖTTINGEN, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Neuestes katechetisches Magazin* zur Beförderung des katechetischen Studiums, ausgearbeitet von *Johann Friedrich Christoph Gräffe*, Pastor zu Obernjesa bey Göttingen (jetzo Pastor an der Nicolaikirche in Göttingen). Erster Band. Erste Abhandlung. 1789. Ohne den Plan und die Vorrede, 126 S. 8. Zweyte vermehrte Ausgabe. 1793. Ohne den Plan und die Vorreden, (nach engerm Druck) 114 S. 8. Ersten Bandes zweyte Abhandlung, nebst einer kurzen Anzeige der katechetischen Literatur. 1793. 311 S. 8. Zweyter Band. 1791 ohne Dedication, Vorrede und Inhalt 427 S. 8. Dritter Band. 1792 ohne Dedication, Vorrede und Inhalt 422 S. 8.

2) EBENDAS. *Katechetisches Journal* herausgegeben von *Johann Friedrich Christoph Gräffe*, Doctor der Philosophie und Pastor an der St. Nicolaikirche in Göttingen. Erster Jahrgang. Vier Hefte. 1793 und 1794. 652 S. 8. (1 Rthlr.)

Beide Schriften hat Rec. mit desto grösserm Vergnügen gelesen, je mehr Nahrung er für sich darinn gefunden hat, und je mehr er überzeugt worden ist, dass Hr. *Gr.* sich durch solche ein unstreitig grosses Verdienst um die katechetische Literatur erworben habe. Der Plan des *Magazins* ist von einem weiten Umfang, da der Vf. *die Katechetik nach allen ihren Theilen und Zweigen* nach und nach ganz zu umfassen und über diese Wissenschaft ein Ganzes zu liefern gesonnen ist. Er liefert deswegen *Abhandlungen über die wichtigsten Theile der katechetischen Wissenschaft*, die in einer ganz speciellen Ausführung der katechetischen Regeln bestehen. Jede Regel ist durch eine oder mehrere ausführliche Katechisationen nach dem Hannöverischen Katechismus mit beygefügten Bemerkungen erläutert worden. Dabey nimmt Hr. *Gr.* besonders Rücksicht auf die *Landjugend*, weil sich hier die mehresten Schwierigkeiten finden, und will zu dem Ende Beobachtungen, Erfahrungen und Bemerkungen über das Charakteristische der Landleute mittheilen. Auf die Weise will er zugleich eine Revision anstellen, wie weit wir bis jetzt im katechetischen Fach gekommen sind. I Bd. II Abh. beschäftigt sich mit dem Grundsatze: der Mensch denkt sinnlich, (das heisst: 1. er denkt einzeln, 2. er denkt sich alles gern in einer sinnlichen Form); und mit den Regeln der Katechetik, die daraus abgeleitet werden. In der II Abh. werden diese Regeln weiter ausgeführt und aus der neuern kritischen Philosophie bestätiget. Der *zweyte Band* enthält *die Sokratik* nach ihrer ursprünglichen Beschaffenheit in katechetischer Rücksicht betrachtet; und *der vierte die Katechetik* selbst nach ihren wesentlichen Foderungen, wovon aber bis jetzt nur der *erste Theil* erschienen ist.

Aus dieser allgemeinen Darstellung dessen, was Hr. *Gr.* zu liefern gesonnen ist und wirklich geliefert hat, werden die Leser schon von der Reichhaltigkeit und dem Werthe dieses Buchs sich überzeugen können. Sie werden es aber noch mehr seyn, wenn sie die Ausführung des Plans im Einzelnen sich bekannt machen werden. Man wird bald sehen, wie aufmerksam Hr. *Gr.* auf alles gewesen sey, was zur Verbesserung der katechetischen Methode gereichen kann, und wie er ganz unbedeutend scheinende Umstände zu benutzen und deren Wichtigkeit ins Licht zu setzen wisse. Seine geläuterten philosophischen und besonders psychologischen Kenntnisse, seine genaue Bekanntschaft mit den Eigenheiten der Landleute und ihrer Art, sich Dinge vorzustellen, seine Belesenheit in den ältern Profanscribenten, besonders dem Homer und andern Griechischen Dichtern, und in den ältern und neuern philosophischen Schriften und sein scharfer unermüdeter Beobachtungsgeist haben ihn in den Stand gesetzt, in vielen Stücken weiter zu gehen, als seine Vorgänger gethan haben. Ein besonderer Vorzug seiner Schrift ist die glückliche Anwendung der *Kantischen Philosophie* auf die Katechetik, wovon bisher wenig Gebrauch gemacht worden ist. — Doch die Schrift verdient es, etwas näher beleuchtet zu werden, und zum Beweis, wie wichtig solche dem Rec. sey, mögen einige Bemerkungen über dasjenige dienen, was seiner Meynung nach noch eine Verbesserung bedürfte. Einer der wichtigsten Theile des Buchs ist *die Sokratik* im *zweyten Band*, die Hr. *Gr.* von allen Seiten nach dem *Plato*, *Xenophon* und *Aeschines* weitläuftig beschrieben, durch viele Beyspiele und kritische Bemerkungen erläutert und zuletzt auf den katechetischen Religionsunterricht angewendet hat. Das alles ist auf eine so lichtvolle Weise geschehen, dass der Leser dadurch hinlänglich in den Stand gesetzt wird, sich eine deutliche Vorstellung von der sokratischen Methode zu machen. Sollte es aber nicht besser gewesen seyn, die dreyfache Sokratik sogleich zu vereinigen, und jeder Regel Beyspiele aus dem Plato, Xenophon und Aeschines beyzufügen, anstatt dass hier diese drey von einander abgesondert sind, und manche Regeln zwey auch wohl dreymal wiederholt werden. Das, was ein jeder eigenes hat, würde doch sichtbar geblieben seyn und von dem Vf. haben bemerkt werden können. Am Schluss dieser Abh. hat der Vf. den *Plato* gegen die Beschuldigung, dass er die Sokratik nicht ächt darge-

dargestellt habe, in Schutz genommen, und den Ungrund derselben auf eine befriedigende Weise dargethan. Doch glaubt Rec., dass man angehende Katecheten hauptsächlich deswegen mehr auf Xenophon als auf Plato verwiesen habe, weil dieser, wie der Vf. selbst sagt, die Sokratik verschönert und mit mannichfaltigen scharfsinnigen Untersuchungen bereichert, auch mehr gelehrte und philosophische Unterredungen geliefert hat, jener aber nur durch die Wahl der leichtern und fasslichern, besonders moralischen Materien und durch fassliche Darstellungsgabe sich auszeichnet, folglich für den Unterricht des grossen Haufens brauchbarer ist. Xenophon wäre also dem Katecheten wenigstens zuerst anzurathen, ehe er durch die Lesung des Plato sich zu einer grössern Feinheit und Geschmeidigkeit im Katechisiren zu erheben suchte. Noch weniger können wir Hn. *Gr.* beytreten, wenn er es S. 231 tadelt, dass man die *Ironie* zum Wesentlichen der Sokratik rechne, und darinn einen Unterschied derselben von Katechisationen suche, dass letztere keine Ironie zulasse. Denn eben deswegen, weil Sokrates, wenn er mit unwissenden und aufgeblasenen Sophisten disputirte, zur Ironie bey unschicklichen Antworten genöthigt wurde, und sich immer unwissend stellte, und weil diese Ironie so oft vorkommt, wurde dieses ein charakteristischer Zug seiner Methode, der von Katecheten zum grössten Nachtheil der guten Sache leicht könnte nachgeahmt werden, so dass es allerdings nöthig ist, davor ernstlich zu warnen. Die eigentliche *katechetische Methode* ist eben so richtig und deutlich gezeichnet worden als die *sokratische*, die Entwickelung der Begriffe und Wahrheiten und die Führung der Beweise durch mannichfaltige Beyspiele, Instanzen, Vergleichungen und andere sinnliche Hülfsmittel, die Art und Weise, die Kinder von dem Bekannten ganz unvermerkt auf das Unbekannte zu führen, ist nicht nur in den gegebenen Regeln, sondern auch in den zur Erläuterung beygefügten Katechisationen auf eine musterhafte Weise, gründlich und anschaulich dargestellt worden. Die schwersten Begriffe sind so entwickelt, dass sie den Kindern ganz deutlich werden müssen. Ob alles dasjenige, was dem Verstande der Kinder ganz helle und klar worden ist, auch sich ihrem Gedächtnisse so tief einprägen werde, dass sie es nicht wieder vergessen, z. E. S. 213, *eine Beziehung auf etwas haben*, könnte freylich bezweifelt werden, aber bey öfterer Wiederholung lässt sich doch dieses mit Grund hoffen. Bey allen diesen Vollkommenheiten findet doch Rec. noch einiges zu erinnern. B. I. S. 28 leitet Hr. *Gr.* den Begriff der Sünde aus ihren Wirkungen her und beschreibt sie als eine Handlung, wodurch man sich und andern Schaden zufügt, welches mit den Kantischen Grundsätzen nicht vereinbar ist. Zuweilen haben sich doch noch einige zu leichte Fragen mit eingeschlichen, worauf die Kinder nur mit Ja oder Nein antworten dürfen, z. E. Wollte Ruben den Joseph in der Grube lassen? — Wurde Jakob nicht recht betrübt? — Sind also nicht fromme Menschen ein Segen für die Welt? — Auch die Art der Fragen, die dem Vf. sehr gewöhnlich sind, da die Antwort den Kindern halb vorgesagt wird, hält Rec. für fehlerhaft, z. E. Also Thiere haben? K. Schmerz. — Die Seele ist geschaffen zum? K. Ewigen Leben. Eines theils ist die Construction gegen die Natur der deutschen Sprache, und ausserdem legen sich die Kinder dabey auf das Rathen. Warum nicht lieber: was haben also Thiere? Wozu ist die Seele geschaffen? Ob es rathsam sey, bey Erklärung der biblischen Sprüche, sich auf das Wort im Grundtexte zu berufen, so wie es B. I. S. 57 mit πολιτευμα geschehen ist, möchte Rec. wohl sehr bezweifeln. Ueberhaupt scheint es ihm sehr nützlich zu seyn, die Sprüche erst katechetisch zu zergliedern und in Fragen zu verwandeln, ehe man die Erklärung und Entwickelung anfängt. Zuweilen, obgleich selten, ist vom Lehrer etwas eingeschoben, welches durch Fragen sollte abgelockt werden, als B. III. S. 75. Die Dinge, die wir durch das Gesicht erkennen, nennen wir sichtbar. Hier sollten die Fragen darzwischen stehen: Können wir den Schall sehen? Die Speisen hören? Womit sehen wir? mit dem Gesicht. Wenn wir etwas nicht sehen können, wie nennt man das? Unsichtbar. Und wenn wir etwas sehen können? Sichtbar. Wie nennen wir also die Dinge, die wir durch das Gesicht erkennen? sichtbar. Im Gebrauch des Analogischen zur Entwickelung abstracter Begriffe ist Hr. *Gr.* auch nicht allemal ganz glücklich. So sucht er S. 78. die Kinder auf den Begriff von *Eindruck* durch das Analogon des Drucks, welchen eine schwere Last Holz auf den Schultern verursacht, zu führen. Damit ist aber vorzüglich die Vorstellung von Schwere verbunden, die bey der Receptivität der Seele nicht ist. Die Kinder antworten auch nicht *Eindruck*, sondern *Druck*, das erste wird vom Lehrer hinzugesetzt. Passender wäre wohl der Eindruck, welcher auf weiches Wachs oder eine weiche Materie geschieht, gewesen. Was den Gebrauch der *Kantischen Begriffe* anlangt, so ist dieser überall sichtbar, und B. III. S. 337 ist die Tafel der Kategoricen abgedruckt und davon die Anwendung auf die katechetische Methode gemacht worden. Vorzüglich ist dieses in der *zweyten Abtheilung des ersten Bandes* geschehen, wo das Ablocken der Antworten durch die Kantische Lehre von Raum und Zeit als möglich vorgestellt und genauer bestimmt wird, so wie S. 197 f. gut gezeigt worden ist, dass die Kantische Philosophie am meisten zum populären Vortrag wirke. Wenn man gleich nicht immer dadurch auf neue Regeln geführt wird, so leitet sie doch gewiss auf grössere Deutlichkeit und Bestimmtheit. So hat die bekannte Regel: man muss alles versinnlichen, den bestimmtern Ausdruck erhalten: Man muss alles zur Anschauung bringen, oder jedem Begriff eine angemessene Anschauung aus Raum und Zeit unterlegen. Dem Vortrag des Vf. könnte man vielleicht den Vorwurf einer etwas zu grossen Weitschweifigkeit machen, aber bey dem Angenehmen und Fasslichen des Styls übersieht man dieses gern. In allem Betracht ist dieses Buch zu den classischen Werken im katechetischen Fach zu rechnen, und wer sollte daher nicht der Fortsetzung desselben, besonders in Rücksicht auf die Bewegung des Willens der Katechumenen mit Verlangen entgegen sehen?

Das

Das *katechetische Journal*, das Hr. P. *Gr.* mit Hn. Hofprediger *Lang* gemeinschaftlich bearbeitet, hat auf das Magazin keine weitere Beziehung, als dass es auf gleiche Weise die Beförderung des katechetischen Studiums zur Absicht hat, da das erste blofs Recensionen, das letzte aber nur Abhandlungen enthält. Beide Schriften sind aber, wegen dieser gemeinschaftlichen Absicht und wegen der darinn herrschenden gleichen Grundsätze, von einem Liebhaber der Katechetik mit einander zu verbinden. Dass ein solches Journal von grossem Nutzen sey, ist wohl keinem Zweifel unterworfen, da nach der Vollendung des *Langischen katechetischen Magazins* in diesem Fache noch immer eine Lücke ist, und in einem solchen besondern Journale die dahin gehörigen Schriften vollständiger und ausführlicher als in einem allgemeinen beurtheilt werden können. Hr. *Gr.* will darinn die ganze katechetische Literatur umfassen, so dass nichts übergangen werden soll, was dahin einschlägt, und auch aus andern Europaischen Ländern sich Nachrichten und Schriften zu verschaffen suchen, wovon mit Dännemark bereits der Anfang gemacht ist. Der Plan ist auch nach des Rec. Meynung in diesem ersten Jahrgange nicht unglücklich ausgeführt worden. Es sind darinn bald ausführliche, bald kürzere Recensionen befindlich, welche den Geist eines richtigen kritischen Gefühls und eines reinen Geschmacks athmen. Nicht selten werden Proben von Katechisationen ausgehoben und mit der kritischen Fackel beleuchtet, und zuweilen auch kleine Excursus über katechetische Materien eingeflochten. So findet man St. 4. S. 509, in der Recension von der *kleinen liturgischen Bibliothek* eine Abhandlung über *die Einrichtung öffentlicher Gebete bey dem Gottesdienste, besonders bey Katechisationen*, wobey über den Inhalt und besonders über den Wohlklang desselben viel Gutes gesagt worden ist. Auch hier hat Hr. *Gr.* seine Belesenheit in den Griechischen Profanscribenten gezeigt und manche feine Bemerkungen durch Stellen aus dem Homer und Aristoteles erläutert. Nur einige Aeusserungen sind dem Rec. an mehrern Orten aufgestossen, die ein allzustarkes Interesse für den neuen Hannöverischen Katechismus verrathen, besonders in der Recension der *Erinnerungen und Zweifel gegen die Brauchbarkeit des neuen H. Kat.* Bey allen den unläugbaren Vorzügen dieses Katechismus ist man doch jetzt fast allgemein darüber einverstanden, dass er noch manche wichtige Fehler und Unvollkommenheiten habe. Von den in der recensirten Schrift gerügten Fehlern, die der Rec. grösstentheils für richtig hält, hat Hr. *Gr.* auch nur einige, jedoch nach der Meynung des Rec. auf keine befriedigende Weise, widerlegt. So wird unter andern die gewöhnliche Eintheilung der heil. Schrift in *Gesetz* und *Evangelium* in Schutz genommen, weil doch wirklich der Inhalt derselben aus Lehren, Vorschriften und Verheissungen bestehe. Es kommt aber hier nicht auf die Sache, sondern die Benennungen an, die deswegen unschicklich und nachtheilig sind, weil sie im N. T. eine ganz andere Bedeutung haben, und deswegen bey den Katechumenen nothwendig Verwirrung verursachen müssen. Auch die Definition des *Gewissens* im H. K. bleibt doch ungeachtet der Vertheidigung des Hn. *Gr.* noch dunkel und unvollständig. Die im Kat. beybehaltene Fragmethode ist noch am glücklichsten vertheidigt worden, doch nicht so, dass man nicht die Methode, die Lehren in Sätzen vorzutragen, simpler, natürlicher und bequemer finden sollte. Künftig soll in jedem Quartal ein Stück erscheinen. Jeder Katechet und Prediger wird sich gewiss darüber freuen.

Gotha u. Halle, b. Gebauer: *Der Geistliche oder Religionslehrer*, das ist, compendiöse Bibliothek alles Wissenswürdigen über Religion und populäre Theologie. Heft 2. 1794. 84 S. Heft 3. 1794. 94 S. 8. (12 gr.)

Der Herausg. hat im dritten Heft die Absicht dieser Schrift etwas bestimmter angezeigt. Der *Religionslehrer* (eine unstreitig schicklichere Benennung als der *Geistliche*) soll 1) den wesentlichen Inhalt grösserer schwer anzuschaffender, 2) kleiner sich oft bald verlierender Schriften aufbewahren; zugleich 3) aus allen nützlichen theologischen Schriften Auszüge liefern, (wenn die Natur der Schrift dieses verstattet,) um den Werth derselben bestimmen zu können, daraus soll 4) mit der Zeit eine Encyklopädie der gemeinnützigsten theologischen Kenntnisse entstehen, welche mit dem Fortgange der Wissenschaft selbst fortgeht und bereichert wird. Ein solches Unternehmen würde unstreitig wohl von einem ausgebreiteten Nutzen seyn. Aber ob dieser vierfache Zweck in einer einzigen Schrift ausführbar sey, möchte wohl billig bezweifelt werden, da eine jede dieser Absichten Stoff genug zu einer reichhaltigen Schrift darreicht, und jede eine besondere Bearbeitung erfodert. Die erste Absicht eröffnet schon ein sehr weites Feld. Sollen die Auszüge von Nutzen seyn, so dürfen sie nicht zu kurz gemacht werden, sind sie aber weitläuftig, so werden sie viel Raum wegnehmen. Auszüge aus kleinen Schriften müssten auch auf alle Programme und Disputationen, die von Wichtigkeit sind, ausgedehnt werden, und hier wird sich auch kein geringer Vorrath von Materialien finden. Zur Erreichung der dritten Absicht ist wohl ein allgemeiner Auszug hinreichend, dazu müssten aber einige ausgezogene Stellen als Proben von der Behandlungsart des Vf. kommen, um von der Güte einer Schrift hinlänglich urtheilen zu können. Dagegen soll hier auch bey den Auszügen ein gewisser Grad der *Vollständigkeit* statt finden. Ueberhaupt soll man aus *allen* nützlichen theologischen Schriften Auszüge zu erwarten haben, ausgenommen von Compendien, Skizzen und ähnlichen Werken, die aber doch zur Erreichung der vierten Absicht ebenfalls nöthig wären. Zu dieser gehörte auch, dass bey jeder Materie die verschiedenen Meynungen mit ihren Gründen neben einander gestellt würden, um durch die allgemeinere Uebersicht zur Prüfung derselben mehr in den Stand gesetzt zu werden, welches aber bey dem angenommenen Plan nicht wohl geschehen kann. Am besten wäre es also wohl, wenn

der Hr. Herausgeber bey der ersten und zweyten Absicht stehen bliebe, und Auszüge aus solchen Schriften lieferte, deren Inhalt sich kurz zusammenziehen lässt, ohne dass etwas Wesentliches, was zur Belehrung nöthig ist, verlohren gehe. Von der Art sind die Auszüge No. 8. u. 9. im 3ten Heft, *die Geschichte der Iesuiten* und *die Beschreibung der Abtey la Trappe*, so wie *die Biographie Ierusalems* im 2ten Heft Nr. 5. Dagegen hat Rec. im 2ten Heft mehrere gefunden; die ihm nicht recht zweckmässig zu seyn scheinen. Der erste Aufsatz aus *Treumanns* Abh. *über positive Religion* ist etwas dürftig. Der *kurze Abriss der Geschichte der Dogmatik* aus *Nitsch Theologie der Neuern* ist zu oberflächlich, als dass er vielen Nutzen stiften sollte. So sieht man sich bey der Charakterisirung *Augustins* S. 14. nach seinem Gegner *Pelagius* vergebens um. Was *Reuchlin*, *Erasmus*, *Luther* und *Melanchthon* zur Verbesserung des theologischen Systems beygetragen haben, ist S. 14 in 15 Zeilen erzählt, und die Beschreibung der Römischen und Griechischen Dogmatik S. 18. in 9 Zeilen abgefertigt worden. Bey *Calixt* ist nicht bemerkt, dass er die Dogmatik zuerst von der Moral getrennt habe. Die Concordienformel, die der Dogmatik doch ihre ganze Form gab, ist nur berührt, von den andern symbolischen Büchern gar nichts gesagt worden. Von den Socinianern, S. 21, ist kein einziger genennt. (S. 24 hat sich *Reinhards* Moral auch in die Geschichte der Dogmatik verirrt.) Ein Auszug aus Schriften wie die Reinhardische Moral kann allerdings von Nutzen seyn, obgleich manches zur Deutlichkeit und Ueberzeugung nöthige bey einer allzu grossen Kürze nothwendig verloren gehen muss; aber wenn von einer darinnè befindlichen Skizze einer Geschichte der systematischen Moral von 2 Blättern wieder ein Auszug gemacht wird, so ist doch wirklich kein Nutzen davon einzusehen. Ueberhaupt werden sich bey dem gemachten Plan immer mehrere Schwierigkeiten in der Ausführung zeigen, je mehr derselbe ausgedehnt wird, und schwerlich wird bey dem jetzigen schriftstellerischen Zeitalter alles umfasst werden können, was an wichtigen und lehrreichen Schriften jährlich zum Vorschein kommt.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Frankfurt a. M.*, b. Jäger: *Panegyricus Divo Josepho II.* Pio, felici, Augusto Romanorum Imperatori etc. publica auctoritate Francofurti ad Moenum die XIII. Mart. A. O. M. MDCCXC. dictus à *Jo. Georgio Purmanno.* Gymnasii Rect. 32 S. fol. Der Vf. dieser Rede, in welcher einzelne Theile mit Beredsamkeit ausgeführt sind, verweilt am längsten bey der Entwickelung der Geisteskräfte Joseph des II, der Geschichte seiner Erziehung und seiner Reisen, wobey er auf die ausserordentliche Begierde desselben nach der Erwerbung nützlicher Kenntnisse, und die mit grosser Weisheit von ihm gewählten Mittel, um zu denselben zu gelangen, aufmerksam macht. Er spricht ferner von den zahlreichen, aber leider oft fruchtlosen Bemühungen desselben um die Aufklärung und Bildung seiner Unterthanen, wo denn besonders der neuen Einrichtungen in den Schulen und auf den Akademieen Erwähnung gethan wird. Dann noch einiges über die Verbesserung der Justizpflege und die Kriege des Kaisers. Dieses ist alles so weit ausgeführt, als es die rednerische Behandlung erlaubt. Am wenigsten wird man mit dem Eingange zufrieden seyn. Der Ton der wahren Empfindung ist nicht getroffen, und die Stellen aus Cicero und andern Rednern, welche zum Theil wörtlich aufgenommen, zum Theil sichtbar nachgeahmt sind, vernichten die Täuschung vollends. Auch wäre es wohl billig, dass man endlich die Sprache der römischen Höflinge von den Rednerstühlen verbannte, und von Verstorbenen, sollten es auch Kaiser und Könige seyn, wie von Menschen nicht wie von Göttern spräche. Es ist doch in der That auch nicht auf die entfernteste Weise wahrscheinlich, dass die Frankfurter Bürger, bey der Nachricht von Josephs Tode, das gedacht haben sollten, was ihnen der Vf. in den Mund legt: *ah! optime Josephe, gloria maxima principum, itane recusas amplius dici imperii pater atque custos! itane te nihil retardant tot populorum querelae? tot acerbae lacrymae tuorum? itane properas ad coelestes unde veneras?* — Gegen die Latinität dürften hin und wieder einige kleine Anmerkungen zu machen seyn. Z. B. S. 4. *Obiit Josephus — et in optimo quidem aetatis flore obiit*, wo *quidem* an der unrechten Stelle steht. Auch sagt man nicht *optimus flos*. Es sollte wohl heissen *et quidem in ipso aetatis flore obiit*. S. 6. *num ita dolori nostro indulgeamus, ut — inimicum animum in numen divinum, quod nobis tam gravissimum vulnus inflixit, habeamus.* Hier scheint uns *inflixerit* richtiger: *tam gravissimum vulnus* aber, statt *tam grave* ist zuverläsig unlateinisch. Man sehe Vorstius *de Latin. merito susp.* p. 267. — S. 12. *Adolescentia eius in ea incidit tempora, quibus — maximi exercitus — per septem annorum spatium varia fortuna inter se dimicarunt*, wo *es dimicabant* heissen muss. — Warum ist wohl S. 13. in *nihil oculis eius acutis subterfugere potuit*, die ungewöhnlichere und archaische Construction der gewöhnlichen vorgezogen? Auf derselben Seite ist in dem Satze: *Noctu quondam Themistocles — in publico ambulasse dicitur, quod somnum oculis capere non potuisset*, gegen die Folge der Temporum verstossen. Es muss *posset* heissen, wie auch beym Cicero steht *Tuscul. Quaest.* IV. 19. *Noctu ambulabat in publico Themistocles, quod somnum capere non posset.*

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, b. Franke: *Das Lindenthal.* Ein Gedicht in vier Gesängen von *J. B. Tilly.* 1795. 66 S. 8. Der bescheidne Vf., welcher hier zum erstenmale öffentlich erscheint, erwartet von der Aufnahme dieses Products die Entscheidung des Publicums über den Werth seiner dichterischen Fähigkeiten. An Leichtigkeit und Wohlklang der Versification scheint es ihm allerdings noch zu fehlen, und zuweilen wünscht man der Erzählung einen rascheren Gang. In einzelnen Zügen erkennt man indessen ein nicht gemeines Talent der Darstellung, die Geschichte selbst ist nicht ohne Interesse, und es fragt sich, ob ihr ein schlichteres Gewand nicht vielleicht besser gekleidet hätte. Die Form eines Gedichts in Stanzen ist vielversprechend, und fodert in dem Stoffe selbst eine gewisse Pracht des Gedankens, die durch den Schmuck des Vortrags nicht ersetzt werden kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. Junius 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Leipzig, im Schwickertschen Verl.: D. *Sam. Fr. Nath. Morus — kurzer Inbegriff der christlichen Gottesgelahrtheit für künftige Religionslehrer.* Nach der zweyten Ausgabe aus dem Lateinischen übersetzt von *Joh. Friedrich Heynatz*, Prof. der Beredf. und schönen Wiss. auf der K. Pr. Universität zu Frankfurt an der Oder etc. 1794. 2½ und 1 Alph. 1 Bog. 8. (20 gr.)

2) Halberstadt, in der Buchh. der Grosseschen Erben: D. *S. F. N. Morus — Dogmatik oder kurzer Begriff der christlichen Religion für künftige Religionslehrer*, nach der neuesten vermehrten Auflage des Originals ins Deutsche übersetzt von *Joh. Heinrich Adolph Schneider*, des Predigtamts Candidaten. 1795. zusammen 20½ Bog. gr. 8.

Hr. *H.* hat in seiner Vorrede so ziemlich alles gesagt, was sich zur Rechtfertigung desjenigen sagen lässt, der die Uebersetzung eines solchen Buchs unternimmt. Nur gerade das hat er nicht berührt, was hier am eigentlichsten hätte gesagt werden sollen; wir meynen, dass *Morus* sein Lehrbuch rein lateinisch geschrieben hatte, und dass es daher Vielen dunkel vorkommen wird, die an die neuere gemeine und durch die Terminologie besonderer Schulen verderbte Latinität gewöhnt sind; dass er überdies seine eigne Art über Religion zu denken, sonach auch seine eigene Art sich darüber auszudrücken, hatte. Gerade dieser doppelte Umstand konnte für solche, die übrigens im Lateinischen nicht versäumt sind, eine Uebersetzung räthlich machen. Aber eben dieses Eigene lässt sich schwerlich in einer Uebersetzung ausdrücken, wie ein jeder, und nur der weiss, der *gut* lateinisch zu *denken* gewohnt ist; ein andrer wird entweder den Sinn verfehlen, oder ihn so kurz und bestimmt nicht, wie der Vf. im Lateinischen, ausdrücken, oder der Leser der Uebersetzung wird, wenn der Uebersetzer jenes auch kann, schwerlich bestimmt das dabey denken, was der Verfasser eigentlich bey seinen Ausdrücken gedacht wissen wollte. Hr. *H.* meynt zwar, es sey ein Vorurtheil, und nichts scheine ihm unrichtiger, als der von *Ernesti* und dessen Schülern behauptete Satz: man könne im Lateinischen sich mit mehrerer Genauigkeit und logischer Schärfe ausdrücken, als in einer von den jetzt lebenden Sprachen, besonders in der deutschen. Dies hat, unsers Wissens, Ernesti nie gesagt, gewiss wenigstens in der Stelle nicht, die Hr. *H.* anführt. Es lässt sich aber, allen Missverstand und Wortstreit bey Seite gesetzt, gar wohl behaupten: dass jede, wenigstens zum Gebrauch in Wissenschaften gebildete, Sprache ihr Eigenthümliches habe, und gewisse Begriffe und Sätze, auf eine solche Art bezeichne, dass dadurch gewisse Bestimmungen und Nüancen angegeben oder abgesondert werden, die sich unmöglich in einer andern, obgleich vielleicht in mancher Absicht noch gebildetern, Sprache, gerade so, d. i. mit *der* nämlichen Fülle oder Einschränkung, auf eine völlig entsprechende Art ausdrücken lassen. Wir wünschen es übrigens weit mehr, als wir uns auch nur zu hoffen getrauen, dass diese Uebersetzung eine Anreizung geben möge, die Urkunde selbst zu lesen. Unser Glaube an diese freylich *mögliche* Anwendung — die das einzige ist, womit Hr. *H.* die Besorgniss niederzuschlagen sucht, „dass eine Uebersetzung solcher Bücher die Unwissenheit angehender Gottesgelehrten, die ohnehin der Abreizungen vom Lateinlernen schon zu viel hätten" — ist so schwach, dass wir für den gegenseitigen Erfolg sicher glauben, hundert gegen Eins wetten zu dürfen. *Damit* sey indessen dem Werthe dieser Heynatzischen Uebersetzung nichts benommen. Schwerlich hätte sie in bessere Hände gerathen können, wenn auch gleich jemand, der den sel. *Morus* selbst über dieses Buch gehört hätte, in wenigen einzelnen Stellen richtiger möchte den Sinn derselben getroffen haben. Wo wir auch die gegenwärtige Uebersetzung mit dem Original verglichen, fanden wir sie treu und rein deutsch, einige Kleinigkeiten ausgenommen. So sind z. B. S. 1. *sensus animi nexi ex illa cognitione* nicht: Gesinnungen und Empfindungen, durch welche sich jene Erkenntniss *äussert*, sondern, die aus ihr *entspringen*. S. 192. würde *detractio incommodi e peccato oriundi* besser gegeben seyn, durch: Entfernung eines Nachtheils oder Uebels, das aus der Sünde entsteht, als durch: Hinwegschaffung einer in der Sünde gegründeten *unbequemen Lage*. S. 301. wird mancher schwerlich verstehen, was das heisse: in der Bestimmung der den Wörtern Gesetz und Evangelium beygelegten Bedeutung kann man *die Willkührlichkeit* der gottesgelehrten Schriftsteller nicht verkennen. Ohne Zweifel wollte M. mit den Worten: *in definiendo hoc sensu duorum verborum L. et Evang. arbitrium docentium elucet*, sagen: die Theologen hätten beiden Wörtern sehr willkührliche Bedeutungen untergelegt, sie viel enger oder weiter, als die heil. Schrift, genommen. S. 270. Anm. 3. ist gewiss der Sinn verfehlt in Gerhards Worten: *Secuti τὸ ἑνωτικὸν judicamus* etc. *Aus Liebe zum Frieden* urtheilen wir etc., anstatt: zu Folge der *Concordienformel;* denn diese ist das ἑνωτικὸν, und auf deren Urtheil hatte sich auch vorher M. berufen.

Hie und da hat Hr. H. Anmerkungen beygefügt, aber sehr selten. Sie betreffen auch bloss Ausdrücke oder citirte Schriftsteller.

Von der andern Uebersetzung des Hn. C. *Schneider's* erwarteten wir, in Absicht auf die Verdeutlichung einiger dem sel. M. eignen Ausdrücke, noch etwas Mehreres, weil er selbst ein Zuhörer desselben gewesen zu seyn scheint; aber wir fanden uns in unserer Erwartung sehr getäuscht. Wir wollen zwar seine Entschuldigung mit dem *Voluisse sat est* so streng nicht nehmen; denn der blosse gute *Wille* giebt freylich so wenig Beruf zum Uebersetzer als zum Schriftsteller. Allein der Uebersetzer muss doch wenigstens seinen Text verstehn; er muss sich verständlich, und, wenn er deutsch übersetzt, sich deutsch auszudrücken wissen; er muss am wenigsten, was im Original etwas dunkel ist, in der Uebersetzung noch dunkler machen, oder wohl gar mit seinen Worten das Gegentheil von dem sagen, was sein Autor gesagt hat. Von allen diesen Fehlern ist Hn. Sch. Uebersetzung voll, und in dieser weiss man oft gar nicht, was M. sagen will. Zum Beweis nur einige wenige Beyspiele, wie sie uns eben beym Blättern in die Hand kommen. M. sagt: Man lege jemanden Religion bey, *cum in illo homine est partim cognitio Dei rerumque divinarum, partim cultus Dei.* —— *Constat igitur religio et cognitione, et cultu Dei.* Gleich diese ersten Zeilen im Buche, die der Uebersetzer entweder nicht zu construiren verstand, oder ohne die mindeste Rücksicht auf den so sehr deutlich ausgedrückten Zusammenhang las, giebt er: „wenn ein „Mensch Kenntniss von Gott, seinen Werken, und *sei*„*ner* Verehrung besitzt." Hielt der Uebers. etwa *cultus Dei* für den Genitiv: so konnte ihn ja schon das wiederholte *partim* vor dem Irrthum bewahren, sowohl als das folgende *et, et*, wo er gleichwohl abermals übersetzt: „folglich ist das Wesen der Religion Kenntniss von Gott und *seiner* Verehrung." Morus erste Note unter dem Text hat sich noch dazu an das Ende des Paragraphen ohne allen Sinn verirrt, und die zweyte Note gar verloren. M. sagt von Gott: *nec omnes homines promiscue errare passus est, sed erroribus occurrit* (er beugte den Irrthümern vor, durch seine nähere Offenbarung); der Uebersetzer S. 5: „Nicht alle ohne Un„terschied liess die Gottheit auf dem Irrwege *fortge*„*hen*, sondern *begegnete* ihnen (den Menschen?) *auf* „*demselben*." Nach unserm gewöhnlichen Deutschen heisst *einem auf einem Wege begegnen* uneigentlich: eben denselben Weg gehen, mit eines Andern Meynung zusammentreffen. Man muss doch wohl eher glauben, dass der Uebers. hier sein eignes Deutsch nicht verstanden, als dass er seinen Autor habe wollen solchen Unsinn sagen lassen. Oder ist das deutsch S. 7: „Gott hat diesen Unterricht für die Menschen *anerkennbar gegeben* (*haec scienda et admittenda proposuit*, zu erkennen und anzunehmen vorgelegt)? oder S. 30: „die Gottheit *ist* bey den Schriftstellern *gestanden*," (*Deus adstitit scribentibus, ne errarent*)? Warum schreibt er immer *eine* Dogme (*dogma*) S. 14 und anderwärts? Wer versteht das S. 45: „Die Verbindung, in der die Nach„theile mit den bösen Handlungen stehen, heisst *Zorn* „*Gottes*?" im Lateinischen hiess es: *Nexus incommodi cum male facto est ὀργὴ Θεῦ*, d. i. wenn nachtheilige Folgen mit bösen Thaten verbunden werden, so heisst dies Gottes (geäussertes) Missfallen am Bösen oder seine Strafgerechtigkeit. S. 132 giebt der Uebers. *communicatio idiomatum* (Mittheilung der Eigenschaften) *Vereinigung der Idiome*. Was mag er aber wohl bey folgenden Worten gedacht haben, und was der Leser dabey denken? Morus hatte bemerkt: wenn die Hebräer von Menschen sagten: sie thäten etwas durch den Geist Gottes, so hiesse dies: durch Gottes besondere Wirkung und Unterstützung, womit sie aber gar nicht die *Art* bestimmen wollten, *wie* es Gott thue, die auch wirklich bey den verschiedenen Büchern der h. Schrift *sehr verschieden* gewesen sey. Daher scheine es, Paulus habe das Wort *θεόπνευστος* in einem *sehr weiten* Verstande genommen, und so *weitläufig* müsse man es auch bey den Büchern N. Test. nehmen. Aber, was er (Morus) bisher gesagt habe, scheine manchen zu weitläuftig oder unbestimmt, weil *es sehr verschiedne* Arten (der Theopnevstie) in sich schliesse, und sie meynten, es werde daher für das doch *ganz gleiche* Ansehen aller biblischen Bücher nicht ganz *gleich* gesorgt; auch könnten die Leser dieser Bücher nicht überall sicher seyn, ob sie sich nämlich auf die Wahrheit des einen wie des andern Buchs durchaus verlassen könnten. Dies drückte M. kurz und etwas dunkel so aus: *Sed quae hactenus dixi, ea videntur multis vaga, quia sunt ἑτερογενῆ, neque adeo paris omnium librorum auctoritatis parem caussam continere, neque tutos satis lectores illorum librorum ubivis praestare;* und unser Uebersetzer verdolmetscht es folgendergestalt: „Aber die bisher an„geführten *Stücke* (?) halten viele für *weitschweifig* (un„bestimmt), weil sie (welche?) *fremdartig* wären, auch „nicht *alle Gründe* für das Ansehen, das allen Büchern „in gleichem Maasse zukommt, umfassten, auch ihre „Leser nicht überall sicherten." — Doch unsre Leser werden wohl an diesen Proben genug, und nicht eben Lust haben, den guten Morus durch *diesen* Uebersetzer kennen zu lernen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ANSPACH, b. Haueisen: *Fränkische Unterhaltungen zum Nutzen und Vergnügen*, Erziehern, Liebhabern der Geschichte, und Freunden des Guten in Städten und auf dem Lande gewidmet. Viertes Bändchen. 1794. 360 S. 8.

Dieser *vierte* Band wird auch unter dem Titel: *Unterhaltungen vermischten Inhalts zum Nutzen und Vergnügen, erstes Bändchen*, verkauft. Der gegenwärtige Theil dieser, ursprünglich periodischen Schrift, hat sich über die Mittelmässigkeit nicht erhoben, die die A. L. Z. an den vorhergehenden Bänden tadelte; und Leser, die hier Scharfsinn in der Ausführung moralischer und historischer Materien, und einen lebhaften und kornigten Vortrag suchen wollten, würden ihre Erwartung so wenig, als ehedem, befriedigt finden. In Ansehung des Inhalts waren die vorigen Bände viel reichhaltiger.

Ein

Ein Paar *fränkische* Gewohnheiten abgerechnet, die unter der Rubrik: *Sammlung einiger Volksgebräuche, Gewohnheiten und Rechte* erwähnt werden, ist in diesem Bande nichts, das sich auf *Franken* bezöge, man müsste denn die alte Reisebeschreibung S. 95 hieher rechnen, insofern, als darin das Tagebuch einer Reise geliefert wird, die ein gewisser *Löly*, Stadtpfarrer zu *Anspach*, von *Anspach* aus nach Italien im J. 1672 unternahm. Der Herausg. versichert zwar, von diesem, hier zum erstenmal gedruckten, Tagebuche alles weggelassen zu haben, was jetzige Leser nicht interessiren könne, es ist aber demunerachtet noch sechs Bogen lang, und eine äusserst trockne Lectüre, aus der man höchstens lernen kann, auf was für eine unaufgeklärte und geschmacklose Art man damals die Denkwürdigkeiten der Länder betrachtet und erzählt. Der Herausg. hat öfters durch lange Noten nachhelfen wollen, in denen er dem unkundigen Leser die Sachen des Textes mit den Worten neuerer Reisebeschreiber besser zu erklären sucht. Sonderbar stechen gegen die altväterische Reisebeschreibung die unmittelbar darauf folgenden *Briefe eines Reisenden* aus unsern Tagen ab, worin von Neapel zwar nichts Neues und Eignes, aber doch alles mit Geschmack erzählt wird, und welche auch aus einer Handschrift mitgetheilt werden. Dies ist doch noch ein Vorzug des gegenwärtigen Bandes vor den vorigen, in denen bloss Auszüge aus bekannten Reisebeschreibungen vorkamen. Hingegen ist diesmal das historische Fach ganz leer ausgegangen. Moralische Abhandlungen stehen in diesem Bande zwey, nämlich eine über die Unzufriedenheit, deren Quellen ganz richtig angegeben werden, und eine, nur zu weitschweifige, über die in Ansehung des Alters ungleiche Ehen. Ein Paar übersetzte Erzählungen, einige prosaische Fabeln, und vier Gedichte können noch eher zum Vergnügen dienen, als die sechs sogenannten launigten Briefe, die den Beschluss machen, und die bey allem Haschen nach Witz ein unausstehliches Geschwätz enthalten.

LEIPZIG, b. Klaubarth: *Dissertationes theologicae et philologicae;* scripsit D. *Sam. Fr. Nathan. Morus*, Theol. Prof. in Acad. Lips. *Volumen secundum.* 1794. 1 Alphabet. 8.

Unter allen Reliquien des verewigten *Morus*, welche die dankbare Liebe seiner Schüler auf die Nachwelt zu bringen, wenigstens allgemein bekannter zu machen, gesucht hat; ist diese Sammlung, die man dem Hn. D. *Keil* verdankt, gewiss am allerwenigsten, in Absicht auf ihre Authentie und Vollendung, einigem Zweifel unterworfen; da sie lauter solche Auffätze enthält, die der Vf. entweder selbst schon vorher herausgegeben, oder doch ausgearbeitet hinterlassen hatte. Es bedarf daher, ausser einer allgemeinen Aufzahlung der darin enthaltnen Stücke, auch nur einer etwas nähern Anzeige derjenigen, die nach des Vfs. Tode ans Licht getreten, oder, wenn sie in die Zeit der A. L. Z. fallen, darin noch nicht aufgeführt sind. — Den vorigen Theil dieser Dissertationen gab der Vf. bekanntlich im J. 1787 selbst heraus. In dem jetzigen zweyten findet man: I) *De religionis notitia, cum rebus, experientiae obviis, et in facto positis, copulata, dissertation.* I—V. II) *Illustr. loc. Evang. Joan.* cap. XII, 36-50. III) *de homine submittente se Deo*, Diss. I—III. IV et V) *ad locum epist. Paulinae*, Ephes. IV, 11—17. Diss. I et II; seine zwey letzten Programmen. Er hält sich weder mit Erläuterung der verschiednen in dieser Stelle erwähnten Lehrer, noch bey dem wirklich dunkeln *εἰς ἔργον διακονιας*, noch mit dem *ἀληθευειν ἐν ἀγαπῃ* auf, sondern erklärt vornämlich den *καταρτισμον των ἁγιων* und die Beschreibung desselben v. 13. Die *ἑνοτητα της πιστεως*, welche er lieber *paritatem*, als *unitatem* übersetzt wissen will, versteht er, mit Widerlegung andrer Erklärungen, davon, dass *alle Christen*, einer wie der andre, obgleich jeder in seiner Art, in Absicht auf Erweiterung und Gewissheit der Erkenntniss fortschreiten sollen. *Ηλικια του πληρωματος τ. χριστου* hält er, wie mehrere Andere, mit *ἡλικια πεπληρωμενη* für einerley (*expleta s. justa aetas*) und *χριστου* solle nur anzeigen, dass es uneigentlich zu nehmen sey. (Er scheint also *πλ. τ. χρ.* nicht für den Hauptbegriff zu halten, wie man doch wohl wegen Cap. 1, 23. annehmen müsste, zumal da hier v. 16 ebendasselbe durch *σωμα τ. χρ.* ausgedrückt wird.) Am ausführlichsten setzt er die verschiednen Bedeutungen der *κυβειας τ. ἀνθρωπων* auseinander, erläutert sie sehr gut, und erklärt sich für die Bedeutung der *inconstantiae et mutabilitatis*, der *fluctuantis disciplinae.* VI) Ueber Ephes. I, 15 bis II zu Ende, ein von ihm zu einem Osterprogramm bestimmter und nun erst, eben so wie der folgende, aus seinen hinterlassnen Papieren abgedruckter Auffatz. Einige wenige Anmerkungen über dunklere Ausdrücke dieses apostolischen Abschnitts ausgenommen, behandelt er ihn hier bloss dialektisch, d. i. er zieht aus dem ganzen Abschnitt den Hauptsatz heraus, so wie aus dessen weiterer Ausführung wieder die Hauptsätze, um das Verhältniss ins Licht zu setzen, in welchem die Sätze gegeneinander stehen. Was er gleich anfangs über diese dialektische Behandlung eines alten Schriftstellers sagt, ist, bey aller Kürze, so gut vorgestellt, und die ganze Abhandlung ein so schönes Muster von einer solchen Behandlung, dass Rec. sie glaubt besonders angehenden Theologen empfehlen zu müssen, um daraus abzunehmen, wie man sich am besten gegen willkührliche Erklärungen verwahren lerne, wodurch den heiligen Schriftstellern oft ganz fremde Vorstellungen, unter dem verführerischen Namen des *Geistes* der heil. Schrift, im Gegensatz gegen den *Buchstaben*, untergeschoben werden. VII) *Describitur testimonium Dei Patris de Filio suo, ad* Jo. V, 31—47. *Sohn Gottes* müsse mit Nachdruck von dem in seiner Art einzigen Gesandten Gottes, dem Messias, genommen werden; *σωζειν* sey v. 34 eben das, was anderwärts *κερδαινειν, lucrari aliquem*, zu einem richtigern und billigern Urtheile leiten wollen; die Thaten Jesu (*ἐργα*), worauf er sich berufe, seyen nicht seine Wunderwerke, so wenig wie Cap. 14, 10. 13 sondern, wie immer bey Johannes, die ihm von Gott anvertraueten Geschäfte, seine

seine Lehre und sein Tod; und das Zeugniss seines Vaters von ihm v. 37 könne nichts anders seyn, als die von ihm im alten Testament abgelegten Weissagungen, welches auch v. 39 beweise. Alles dies wird hier sehr wohl erwiesen, und was in der ganzen Stelle irgend einer Erklärung zu bedürfen schien, kurz und deutlich vorgelegt. VIII) *Diss. de cognatione historiae et eloquentiae cum poesi*, womit der Vf. sich im J. 1761 die Rechte eines Leipziger Magisters erwarb. IX) *Diss. de commendatione veri subtilitatis accessione*, womit er die Stelle eines Professoris Philos. extraord. antrat.

Man hat auch dafür gesorgt, dass diese kleinern Aufsätze, so wie die, welche in der oben erwähnten erstern Sammlung von 1787 stehen, Lesern nutzbar werden möchten, die nicht so gut lateinisch verstehen, dass sie die Originale selbst lesen könnten, oder, wie sich der folgende Herausgeber ausdrückt, „Studierenden und Predigern, denen es *verdriesslich* ist, ein lateinisches Buch zu lesen.“ Sie sind unter dem Titel herausgekommen:

Leipzig, b. Köhler: D. *S. F. N. Morus kleine Schriften theologischen und philologischen Inhalts, aus dem Lateinischen. Nebst dessen Leben, Erster Band.* 1794. 21½ Bogen. *Zweyter Band.* 1794. 1 Alph. (zusammen 1 Rthlr. 20 gr.)

Diese Sammlung enthält weniger und mehr als die zwey Bände der lateinischen. *Weniger*; denn es fehlen darin nicht nur die *vier* Abhandlungen, die wir oben als die letzten des zweyten lateinischen Theils angegeben haben (N. VI — IX), sondern auch Nr. I und III dieses und die XIte des ersten Theils, weil sie schon von Andern übersetzt einzeln erschienen waren. *Mehr* aber; weil auch im zweyten Bande S. 316 u. folg. das, was M. über *Reiskens* Leben geschrieben hat, übersetzt, und dem ersten das Leben und der Charakter des Vf. auf LX Seiten vorgesetzt ist. Der Herausgeber oder Uebersetzer, ein Hr. G. B. R., Rector der Stadtschule zu G., hat das Leben aus Hn. Mag. *Höpfners* Schrift, und die Darstellung des Charakters, theils aus Hn. D. *Rosenmüllers* Vorrede zu seiner Predigt nach M. Tode, theils aus Hn. Mag. *Voigts* Morus, entlehnt. Die Uebersetzung ist, meistens überall wo wir sie mit dem Original verglichen haben, treu und deutsch, nur, bey den Eigenheiten der lateinischen Sprache, zu lateinisch. Z. B. Band 2, S. 54: *Non possum a me impetrare, ut me nonnullis accenseam admisceamue, qui etc. Ich kann nicht von mir erhalten, dass ich mich zu denen zählte oder unter die mischte*, die etc. anstatt: Ich kann mich nicht entschliessen, die nachzuahmen, welche etc. Wie undeutsch ists und wie so sehr der Sinn verfehlt in folgender Stelle S. 192: *Enim vero durius fortasse statuere videar, quod, hac interpretatione stabilienda, sententiam de futurorum corporum fulgore, velati per manus traditam tollo, aut, si vel maxime δοξα fuerit omnino excellentia, hunc fulgorem hoc verbo non saltem simul comprehendendum puto* etc. Morus will nämlich, — weil man gemeiniglich in der Stelle 1 Kor. 15 von dem verklärten Körper das Wort δοξα vom *Glanze* zu verstehen pflegt, Er aber glaubte, man müsse dabey gar nicht an einen *glanzenden*, sondern nur überhaupt an einen *herrlichen* Körper denken — den Vorwurf der Härte von seiner gegebnen Erklärung ablehnen. Dies gibt nun unser Uebers. so: „Ich scheine vielleicht einen zu „harten *Schluss zu fassen* (?), dass ich, um diese Auslegung zu behaupten, die Meynung über den Glanz „der künftigen Leiber, die gleichsam von einem zum „andern überliefert worden“ (genauer und deutscher würde man sagen: die gleichsam aus einer Hand in die andre gegangen ist), „aufhebe, oder, wenn auch δοξα „die Vortrefflichkeit *in einem noch so hohen Grade* anzeigt, doch nicht glaube, dass dieser Glanz mit in „dem Worte begriffen sey.“ Er besann sich also nicht, dass *statuere* auch heisse: *eine Meynung behaupten*; dass *si vel maxime δοξα fuerit omnino excellentia nur* heissen könne: „wenn auch *höchstens* (d. i. alles zugegeben was man zugeben kann) δοξα *Herrlichkeit überhaupt* seyn oder bedeuten möchte;“ und dass *non saltem simul* so viel sey als: *nicht wenigstens zugleich mit.* — Warum übrigens der Uebersetzer die Ordnung oder Stellung der Abhandlungen verändert, und besonders warum er so oft die Noten des sel. Morus weggelassen hat, worin dieser ältere oder neuere Schriftsteller anführt, die mit ihm einerley Meynung sind oder sie weiter ausgeführt haben; ja selbst Noten, worin M. den Sprachgebrauch der heil. Schrift erklärt — z. B. in der schönen Abhandlung von allgemeinen Begriffen in der Theologie S. 199 f. — dies wissen wir uns nicht zu erklären. Doch wohl nicht, um machen Lesern nicht *verdriesslich* zu fallen?

Dresden, in der Hilscherschen Buchh.: D. — *Morus Anweisung, wie man Gott als Geist auf eine gemeinfassliche Art vorstellen könne.* Aus dem Lateinischen übersetzt von M. *Paul Christian Gottlob Andreä*, des heil. Predigtamts Cand. 1793. 3 Bog. 8.

Diese Uebersetzung eines im J. 1783 ausgegebenen Programms, das auch in der ersten Sammlung von *Mori dissertationibus* wieder abgedruckt ist, scheint mit Fleiss gemacht zu seyn, und bindet sich genauer an das Original als die, welche in dem ersten Bande der vorhin angezeigten *kleinen Schriften* den zweyten Platz einnimmt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. Junius 1795.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Unger: *Versuch einer Geschichte des deutschen Bauernkriegs* oder der Empörung in Deutschland zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts von *Georg Sartorius*, Custos der Göttingischen Bibliothek. 1795. XVIII. u. 406 S. 8.

Ganz einverstanden mit dem Vf., dass eine neue Bearbeitung der Geschichte des so merkwürdigen *Bauernkriegs* gerade für den gegenwärtigen äusserst bedenklichen Zeitpunkt, in mehr als einer Rücksicht sehr verdienstlich, und die Lectüre derselben für manchen sehr belehrend und nützlich seyn könne, muss auch Rec. die darauf gewendete Mühe mit Dank erkennen. Sollte derjenige, der die Geschichte blofs als Geschichte studirt, ohne sich eben um den Einfluss zu bekümmern, den dieselbe etwa auf die Gesinnungen anderer haben könnte, berechtiget zu seyn glauben, mehr von dem Vf. zu fodern, als er wirklich geleistet hat, so hat sich derselbe theils schon durch die deutliche Erklärung seiner Absichten, theils aber auch durch das Bekenntniss, dass es ihm nicht am guten Willen, wohl aber an Gelegenheit, weiter als seine Vorgänger zu kommen, gefehlt habe, sattsam gerechtfertiget. Zudem ist ja durch diesen, hauptsächlich den gegenwärtigen Zeiten angemessenen Versuch, andern der Weg nicht versperret worden, weiter zu gehen, und dasjenige, was demselben abgehet, zu ersetzen, wie wir denn wirklich eine ausführliche, aus gedruckten nicht nur, sondern auch aus *ungedruckten* Quellen geschöpfte Geschichte des *Bauernkriegs*, und des so ganz genau mit demselben zusammenhängenden *Schwäbischen Bundes* von Hn. Prof. *Schmid* in *Ulm* zu erwarten haben. Unser Vf. bemerkt in der Vorrede, dass diese Geschichte in den neuern Zeiten, aus Mangel näherer Nachrichten, (um die man sich vielleicht doch nicht ernstlich genug möchte bekümmert haben,) noch mehr aber deswegen so wenig bearbeitet worden sey, weil dieser Aufstand nur kurze Zeit gedauert habe, und ohne merkliche Folgen geblieben sey, die den Geschichtschreiber besonders hätten interessiren können. (Dieses mag wohl auch der Grund seyn, warum dieser Krieg in der sonst so weitschweifigen *Häberlinischen Reichsgeschichte*, auf etlichen wenigen Blättern abgefertiget worden ist.) Indessen da jene Gährungen eine auffallende Aehnlichkeit mit denen haben, welche heut zu Tage ausgebrochen sind, so glaubt Hr. *S.*, dass eine genauere Nachricht von jenen, in mancher Hinsicht nicht nur Vergnügen, sondern auch einigen Nutzen gewähren würde, weil — gewisse praktische Wahrheiten, wenn sie auch mit allem Scharfsinn, und mit aller Beredsamkeit vorgetragen würden, nicht halb so wirksam auf einen grossen Theil der Menschen wären, als wenn ihnen die Geschichte zu Hülfe kommt, Beyspiele aufstellt, und jeden zu diesen Wahrheiten hinführt, ohne dass er ahne, wohin ihn dieser Weg trägt. In der nun folgenden ungemein gründlichen *Einleitung*, die Rec. schon in einem gewissen Journal gelesen zu haben, sich erinnert, wird der Leser durch eine richtige Darstellung des Zustandes der Bauern, und überhaupt aller derer, über die, die Fürsten, der Adel und die Clerisey in Deutschland zu Ende des funfzehnten, und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts zu gebieten hatte, gleichsam vorbereitet, jene traurigen Scenen zu erwarten, die ihm in der folgenden Geschichte vor Augen gelegt werden. Dieser Zustand der deutschen Bauern war der kläglichste, der sich nur denken lässt. Fürsten, Edelleute und Geistliche sahen dieselben für *ihr Eigenthum* an, mit welchem sie schalten und walten konnten, wie sie nur immer wollten. Der Adel war damals freyer, und die Macht der Fürsten über denselben eingeschränkt. Derselbe konnte also mit den Bauern machen, was ihm gut dünkte. Selbst von den *Landtagen* konnten sich *die armen Leute (miseri)* — das war der Name, den man ihnen gab — nicht viel gutes versprechen, da auf denselben nur die Geistlichkeit, der Adel und die Städte erschienen — die Bauern, diese verworfene Classe von Menschen, gehörten nicht zu den Ständen. Sogar die hohen *Reichsgerichte* konnten nichts zu ihrem Vortheil thun. Sie waren damals noch zu neu — zu dem war *dieser Weg zur heiligen Justitz* zu weit, und für den ausgesaugten Landmann viel zu *kostbar*. (Sollte dies nicht noch immer, auch in unsern Tagen, wo nicht überall, doch gewiss in manchen Gegenden der traurige Fall seyn??) Was die Bauern also noch erwarten konnten, das kam blofs auf *die Gnade und Barmherzigkeit* ihrer Herren an, und dass sie sich auch von dieser Seite nicht viel gutes versprechen konnten, lasst sich leicht erachten, da der deutsche Adel damals gröfstentheils wild und barbarisch war. Ueberdies war bey den höhern Ständen, aus verschiedenen Ursachen, und besonders wegen des immer mehr überhand nehmenden Luxus, auch die Zahl ihrer (vermeintlichen) Bedürfnisse gestiegen. Es mussten also neue Hülfsquellen eröffnet und neue Steuern aufgelegt werden. Diese trafen abermals den Bauer. Denn der Adel und die Geistlichkeit konnten nicht besteuert werden. Die Plagen, welche die Bauern von den Söldnern und Landsknechten, durch die Befehdungen u. d. g. auszustehen hatten, waren unerhört. War es daher wohl Wunder, wenn der fast ganz zu Boden gedrückte Deutsche endlich an eine Empörung dachte? Die errungene

gene Freyheit und Unabhängigkeit der *Schweizer* vermehrte die Gährung der Gemüther — wie denn auch die Rebellion zuerst in den an die Schweiz gränzenden Ländern ausbrach. Zur Ausbreitung des schon einmal entstandenen Aufruhrs trug sehr viel das, in den deutschen *Städten*, (wo sich der bisherige Wohlstand sichtbar vermindert hatte,) herrschende Misvergnügen bey. Die mit ihren Obrigkeiten unzufriedenen *Bürger* vereinigten sich mit den gedrückten *Landleuten*. Am meisten wirkte auf den Bürger sowohl, als auf den Landmann, der Zustand der damaligen Geistlichkeit, bey welcher das Sittenverderbniss die höchste Stufe erstiegen hatte. Man foderte — und das mit allem Rechte, eine Veränderung. *Luther* trat auf — seine Volksschriften verbreiteten überall ein Licht, das von nun an keine menschliche Macht mehr auszulöschen fähig war. Die Frage: ob *Luther* durch seine Reformation den Bauernaufruhr veranlasst habe, beantwortet der Vf. eben so gründlich als ausführlich. Nicht die *Propaganda von Wittenberg;* eigenen Druck und Härte hatte man zu befürchten. Mit Abschaffung der gröbsten Misbräuche, und mit Nachgeben der billigsten Foderungen des Volkes, hätte man vieles, ja alles, gewinnen können. *Luther* war also an den spätern Unruhen eben so wenig schuld, als an den *frühern*, die sich schon zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts gezeigt hatten, und von denen der Vf. zu Ende der Einleitung eine zwar kurze, doch befriedigende, Nachricht ertheilet. Die Geschichte selbst trägt er in 4 Abschnitten vor — *der erste* — Anfang der Empörung in Schwaben, Verbreitung derselben in Franken und im Maynzischen. *Der zweyte* — Empörung im Bisthum Speyer, in Würtemberg, im Elsass, an der Saar, in der Pfalz u. s. w. *Der dritte* — Siegreicher Zug des Schwäbischen Bundesheers durch Schwaben; Vereinigung desselben mit dem Heer des Kurfürsten von der Pfalz und andrer Fürsten; Zug in Franken; Einnahme von Würzburg; Trennung der beiden Heere; Beylegung der Rebellion im südlichen und westlichen Deutschland. *Der vierte* — Münzers Empörung in Thüringen, Verbreitung derselben in Sachsen, Fulda und Hessen. Diese, von *Münzern* erregte Empörung, war von den in den vorhergehenden Abschnitten beschriebenen ganz verschieden, daher ihr der Vf. auch einen eigenen Abschnitt widmete. Am Schlusse handelt derselbe noch von den Ursachen der so schnellen Dämpfung dieser Unruhen, und bemerkt, dass dieselben zwar die traurigsten Folgen mancher Art, aber auch diese höchst erwünschte gehabt haben, dass dadurch die Reformation, oder die Veränderung der bisher bestandenen kirchlichen Verfassung, der wir so vieles zu danken haben, beschleunigt worden sey. Als Beylagen sind beygefügt 1. *Die zwölf Artikel der Bauerschaft.* Hr. *Strobel* hat dieselben *im 2ten Bande seiner Beytrage* S. 8. u. f. *aus einer Originalausgabe*, mit diplomatischer Genauigkeit abdrucken lassen. 2. *Offentliches Ausschreiben der Bauern vor und zu Würzburg versammlet an alle Fürsten.* 3. *Kritische Uebersicht der Schriften, welche bey der Ausarbeitung dieser Geschichte sind gebraucht worden.* Das Urtheil über des *Gnodalius* Geschichte des Bauerkriegs, die gewiss mit unverkennbarem Fleiss ausgearbeitet ist, möchte fast etwas zu strenge seyn, zumal da der Vf. dieses Werk wohl benutzen konnte. Rec. besitzt die Originalausgabe Basil. 1570. 8. Man hat davon auch eine deutsche Uebersetzung von *Jacob Schlusser*. Basel 1573. Fol. Hn. *Strobels* Miscellaneen zur Geschichte des Bauernkriegs hat der Vf. erst nach vollendeter Arbeit kennen lernen, welches wir bedauern. So hat auch der verstorbene Rector *Hummel* in Altdorf schon im J. 1792 einen *Beytrag zur Geschichte des Schwäbischen Bundes und des Bauernkriegs, bestehend in Urkunden und Briefen, zu Fürth* 8., und Hr. Pred. *Waldau* in Nürnberg schon 1790 in Nürnberg einen *Beytrag zur Geschichte des Bauernkriegs in Franken besonders im Bisthum Bamberg aus einer gleichzeitigen Handschrift* herausgegeben, die dem Hn. *Sartorius* unbekannt geblieben sind. Von den *Materialien* des letztern zur Geschichte dieses Kriegs sind indessen noch *zwo Lieferungen* erschienen, die wir nebst der ersten bey dieser Gelegenheit anzeigen wollen.

Chemnitz, b. Hofmann: *Materialien zur Geschichte des Bauernkriegs* in Franken, Schwaben, Thüringen im Jahre 1525. *Erste Lieferung* 1791. *Zweyte Lieferung* 1794. *Dritte Lieferung* 1794. 228 S. 8.

Des Sammlers und Herausgebers Absicht ist, besonders dem künftigen Geschichtschreiber des Bauernkriegs, dadurch einen wesentlichen Dienst zu leisten, und demselben manche, oft doch vergebliche, Mühe zu ersparen. Denn wirklich ist es so leicht nicht, die hin und wieder versteckt liegenden Nachrichten von dieser so merkwürdigen Begebenheit zu finden, oder die kleinern gleichzeitigen Schriften, diesen Krieg betreffend, in die Hände zu bekommen. Am allerschwersten aber ist es, solcher Handschriften habhaft zu werden, die über denselben nähere und bisher unbekannt gebliebene Aufschlüsse geben. Hr. *Sartorius* hat daher auch schon die erste Sammlung dieser Materialien benutzt, auch die 12 Artikel der Bauerschaft aus denselben wieder abdrucken lassen. Es würde zu weitläuftig seyn, die in diesen drey Lieferungen befindlichen Stücke anzuzeigen; wir bemerken nur dass zwey derselben — *Vergleich der Bauern in der Grafschaft Lupfen mit ihrem Herrn, dem Grafen Siegmund,* und *des Fränkischen Hauffen Zug und Handlung* — aus Handschriften genommen worden sind. Dieses letzte Stück dienet besonders zur Ergänzung der Geschichte des bekannten *Götz von Berlichingen.* Gut wäre es, wenn Hr. *Waldau* am Schluss dieser Sammlung noch eine bestimmte Anzeige machte, wo man die in derselben befindlichen Stücke schon gedruckt antreffen kann.

SCHÖNE KÜNSTE.

Göttingen, b. Dietrich: G. C. *Lichtenbergs ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche, mit verkleinerten, aber vollständigen, Copien derselben* von E. *Riepenhausen. Zweyte Lieferung.* 1795. XIV u. 370 S. in 8. und sechs Kupfertafeln in Querfol.

Am Schluss der Vorrede zur ersten Lieferung dieses dem Witze und dem Kunstfleisse unsrer Nation so rühmlichen

lichen Werks versprach Hr. L. die zweyte Lieferung schon auf die Michaelismesse v. J. und die Erklärung der *Heyrath nach der Mode* als Inhalt derselben. Beides traf nicht ein, weil sich der Künstler diese mehr ausgearbeiteten Blätter nicht in so kurzer Zeit zu liefern getraute, und eine Krankheit hinderte ihn an der Vollendung der dafür gewählten sechs Blätter, *der Weg der Buhlerin.* Dass diese Krankheit von Grund aus gehoben sey, wird gewiss keiner bezweifeln, der Hn. *Riepenhausens* treffliche Copieen mit den Originalen vergleicht; eben so wenig wird er aber auch irgendwo in der Erklärung den Einfluss einer Kränklichkeit bemerken, die leider! dem verdienstvollen Herausgeber eine lästig treue Begleiterin durch das Leben bleibt, die aber sich doch alles ihres Einflusses unterwürfig genug zu begeben, und ihren verdrängten Feindinnen, der Gesundheit des Geistes und der heitersten Laune, zu weichen scheint, sobald er sich mit dem Publicum unterhält. Sollte ein so glückliches Anschlagen dieser Kur Hn. L. nicht Antrieb genug seyn, sich ihrer öfter und fortgesetzter zu bedienen? Die einzige schlimme Wirkung, welche jene Ueberlästige auf seinen Geist zu haben scheint, ist die, dass sie ihn fast bis zur Schüchternheit misstrauisch gegen seine so allgemein anerkannte Kräfte macht. Kaum bedurfte es auch der Gründe, die Hr. L. in der Vorrede anführt, warum die Erklärung dieser sechs Blätter minder unterhaltend ausfallen konnten. Es mag seyn, dass sie an sich selbst von allen Hogarthschen Werken die kleinste Quantität von eigentlich sogenannter *lachenmachender* Materie enthalten; in der Erklärung vermissen wir Laune und treffenden Witz im mindesten nicht, und der eingestreute Ernst ist gleichfalls von der Art, dass er so willkommene als belehrende Unterhaltung gewährt. Ganz ein anders ist, der markige, kraftvolle Anstrich dieses Ernstes, als *Trusler's* und *Ireland's* trockner, unbelebter, moralisirender Ton. Uebrigens begreift Rec. die Verlegenheit sehr wohl, in der sich der Vf. über die Erklärung einiger auf diesen Blättern vorkommenden Dinge befand; aber der Erklärer zog sich auch hier meisterhaft aus dem Handel; und was er darüber in der Vorrede sagt, wird vollends allem genommenen Aergernisse vorbeugen. Das weise *Darumherumgehen* und das Hinwegsehen mit gesuchter Direction, war hier ohne Zweifel der beste Ausweg; Ueberspringen oder directes Hinweisen hätte hier ganz verkehrte Wirkung gethan. „Wer in einer Gesellschaft von Frauenzimmern, immer nur Eine und eben dieselbe ansieht, verräth sich nicht um ein Haar mehr, als der, der nur immer Eine und dieselbe *nicht* ansieht. Das Eine löst das Problem so gut als das andre." — Am Schluss der Vorrede wird, ausser den angezeigten Druckfehlern, noch ein Uebereilungsfehler verbessert. Wir setzen noch durch die eigne Nachweisung des Vf. veranlasst, ein paar Berichtigungen hinzu. S. 151, Z. 5. ist durch einen Schreibfehler *Telegraphen* für *Teleskope*, oder vielmehr für *Brillen*, gesetzt; und auf der zweyten Platte nahm Hr. L. den Absatz des Pantoffels für die Spitze desselben, worauf sich die nun nicht zutreffende Bemerkung S. 86 gründet, dass die Fussspitze einwärts zu stehen gekommen sey.

Um unsern Lesern einigen Vorschmack des reichen und erfreulichen Genusses zu geben, den ihnen auch diese Fortsetzung eines so meisterhaften Commentars gewähren wird, wollen wir einige Stellen ausheben. S. 78, wo von dem Gesichte der Hauptperson die Rede ist, fragt Hr. L. mit Recht: „Ist das Carricatur?" und setzt hinzu: „O! noch immer nennt man dich den Carricatur-Mahler, guter *Hogarth*, dich Seelenmahler; aber tröste dich. Die dich so verkennen, sind sehr gewöhnliche Menschen. Ein griechisches Steingesicht mit blinden Augäpfeln nach irgend einem verheimlichten Müsterchen, aus Tusch-Schälchen mühsam zusammen zu lecken, verstundest du wohl so gut als sie, und wie es hundert deiner Landsleute verstunden, die alle vergessen sind, während Du bleibst und bleiben wirst." — S. 189 gedenkt er einer Deutung, welche einer seiner Freunde von dem Komödianten-Blatte der vorigen Lieferung auf die französische Revolution gemacht hat; z. B. „den verlornen Seehandel drücken die Wellen vortrefflich aus, die man in die Ecke geworfen hat. Katzen drehen Weltkugeln um, ohne zu wissen, was sie da machen; Bischofsmützen werden Futterale für Komödienbücher. Juwelen von Bettlern füllen Malterkörbe. Das können doch wohl nichts weiter als *Assignaten* auf Juwelen seyn; und diesem unermesslichen Reichthume droht ein brennendes Talglicht den Untergang. *Sansculotterie* ist hier überall; sogar das einzige Paar Hosen liegt weggeworfen da. Man schneidet einer wüthenden Katze den Schwanz ab. Ist das nicht *Robespierre's Schweif*, mit dem man jetzt beschäftigt ist? Der Dreschflegel, das heisst, der Ackerbau, liegt im Winkel. Die leeren Koffer sind so klar wie was. Eine Seegöttin aus Westindien schenkt einem Sansculotten ihren letzten Rum; und beide weinen; sie selbst ist auf das Land geworfen. Der Affe, der seine Geschäfte mit dem Helm, vielleicht der Pallas, treibt, ist nicht zu verkennen. Auch das Suchen der Kleiderstücke in den Wolken hat seine Bedeutung. So geht es durch das Ganze; und die Versammlung, worin dies alles vorgeht, nennt sich: *Senatus Populusque Romanus.*" — Unter mehrern äusserst witzigen und scharfen Bemerkungen wählen wir nur noch folgende, S. 148: „Die Weltweisen haben längst bemerkt, dass *Erblinden* die Hälfte des Todes sey; und wirklich scheint die Natur diese Meynung zu unterschreiben, welches eben nicht immer der Fall bey Bemerkungen der Weltweisen ist. Ich zweifle nämlich, ob es gegen irgend ein Uebel in diesem Jammerthal mehr Hülfsmittel giebt, als gegen das *nicht sehen können.* Bliebe die Sonne aus; gut, so steckten wir Lichter an. Das ist eine Kleinigkeit. Verschliesst der Staar das Fenster; wiederum gut so macht der Augenarzt den Laden wieder auf. Wird der Mensch *Myops*, oder sieht er von dem Universo nichts als die Spitze seiner Nase, oder wird er *Presbyt*, und sieht den Kirchthum deutlich, aber nicht seinen Nächsten, der vor ihm steht, so ist der ganze Handel mit zwölf Groschen abgethan, die man dem Glasschleifer bezahlt. Mit Hülfe dieser grossen Triple Allianz von Lichterzieher, Augenarzt und Glasschleifer, hat der Mensch bisher die absolute

„sowohl

„sowohl als relative Blindheit so kräftig bekämpft, *defensive* wenigstens, dass ihre Eingriffe, die sie dennoch „hier und da thut, kaum der Rede werth sind. Ja, „man hat sogar *offensive* agirt, und Hoffnung, dereinst „noch den Splitter in des Bruders Auge im Monde zu „sehen. Ist es nicht sonderbar mit diesem Sehen? Haben wir nicht schon eine Telegraphik mit dem Monde „zu Stande gebracht? so dass wir, genau berechnet, „immer nach anderthalb Secunden wissen konnen, wenn „dort oben ein *monte nuovo* entstanden ist, oder ein „Lissabon oder Messina sein Ende erreicht? Aber ach! „wenn es doch auch Brillen für die übrigen Sinne gäbe! „Allein da sieht es erbärmlich aus! Da sinkt der *Presbyte* „immer mehr in Myopie; *Fernsichtigkeit* wird *Kurzsichtigkeit*, und diese erstirbt bald in völliger *Blindheit*. Wer „da ein Licht anzünden, oder, den *Staar* ausziehen, „oder eine *Brille* schleifen könnte! O! es wäre der Stein „der Weisen, ich meine des *Alters*, ohne welches keine „Weisheit möglich ist. Man hat es tausendmal versucht; „aber mit welchem Erfolg? Der Geist, erst voraus und „willig, und das Fleisch hinter drein schwach, eröffneten den Zug. dann folgte, armselige, erzwungene „Willigkeit des Fleisches, hinter welchem der Geist erbärmlich herkroch, und endlich — war gar kein Zug „mehr; und Geist und Fleisch, und Auge und Brille waren „verloren. Meistens Jammer-Schade für die — *Brille*."

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Hellbronn u. Rothenburg an der Tauber* bey Class. *Geschichte des Katechismuswesens im Wirzburger Bisthume.* 1794. 78 S. 8. Die Absicht dieser kleinen, aber sehr merkwürdigen, von einem sachkundigen, unbefangenen Gelehrten verfassten Schrift geht unstreitig dahin, nicht nur den gemeinen Mann, sondern auch Personen aus höhern Ständen, die eben so, wie dieser, sogleich Gefahr für die Religion wittern, sobald von einer, auch noch so nothwendigen und heilsamen, Veränderung die Rede ist, auf ein vielleicht zu veranstaltendes besseres Lehrbuch für die Jugend im Wirzburger Bisthume vorzubereiten, und allen Klagen, als wollte man dem Volke vermittelst desselben, die angeerbte Religion rauben, und demselben eine neue aufdringen, vorzubeugen. Diese gute Absicht konnte der Vf. wohl nicht besser erreichen, als dadurch, dass er nicht nur überhaupt zeigte, dass alles, was man jetzt für *alt*, und von vorigen Zeiten hergebracht ansieht, anfangs auch *neu* gewesen sey, und diese Gestalt nur nach und nach angenommen habe, sondern dass er dieses auch durch eine kurze Geschichte des Katechismuswesens in gedachtem Bisthume anschaulich, und zwar so anschaulich machte, dass nur ganz verblendete das jammervolle des bisher ertheilten Religionsunterrichts nicht einsehen und beklagen, und eine baldige Verbesserung für erlaubt, ja für höchst wünschenswerth, erkennen sollten. Der allererste Religionsunterricht, den man auch im Wirzburgischen dem Volke gab, schränkte sich bloss darauf ein, dass man dem Gedächtnisse desselben, das *Pater noster*, das *Credo* und den *Dekalogus* oder die *Zehen Gebote* einzuprägen suchte. Kein eigentlicher Katechismus war nicht vorhanden, und selbst nach Erfindung der Buchdruckerey, die sich doch vorzüglich mit liturgischen Schriften beschäftigte, wurde nicht dafür gesorgt. Daher auch in der ersten 1482 zu *Wirzburg* gedruckten Agende nichts zu finden ist, was einem öffentlichen Religionsunterricht gliche; bloss bey der Taufe wird der Pathe und zwar in lateinischer Sprache erinnert, den Täufling, das *Pater noster*, das *Ave Maria*, und das *Credo in Deum* lehren zu lassen. Erst 1564, da der Bischof *Friedrich* von *Wirsberg* eine neue Agende publicirte, wurde mehr Rücksicht auf den Unterricht des gemeinen Volks genommen. In dieser besonders merkwürdigen Agende, die Rec. selbst besitzt, ist dem Taufformular nicht allein eine deutsche Uebersetzung der an die Pathen zu stellenden Fragen, und von denselben zu gebenden Antworten, sondern auch eine förmliche Unterweisung und Ermahnung an die sämtlichen Zeugen der Handlung beygefügt worden. So findet man auch bey den Vorschriften, wie die Eheleute eingesegnet, das h. Abendmal den Kranken mitgetheilet werden soll, deutsche Ermahnungen und Gebete. Der am Ende beygefügte Anhang enthält in deutscher Sprache *das Vater Unser, das Ave Maria, den christlichen Glauben und die Zehen Gebote Gottes.* Vermuthlich gaben zu dieser Verbesserung die Fortschritte, die der Protestantismus, durch die unter das Volk ausgestreuten Katechismen, machte, die nächste Veranlassung; wenigstens fieng man um diese Zeit an, die Nothwendigkeit, dem Volke und besonders der Jugend einen bessern Unterricht, als der bisherige war, zu ertheilen, nach und nach einzusehen. Vorzüglich war es der berühmte Jesuite *Petrus Canisius*, der mit seinen beiden Katechismen, dem grössern und kleinern, grossen Beyfall fand. Dass derselbe auch in *Wirzburg* eingeführt worden sey, ist leicht zu erachten. Indessen sah man doch ein, dass dieser Katechismus nicht für die kleinere Jugend passe: es wurde daher noch ein anderer, unter der Regierung *Johann Gottfrieds*, unter dem auffallenden Titel: *Kinderspiel* eingeführt, und dieses *Kinderspiel* blieb beynahe 150 Jahre ein Wirzburger Schulbuch, indem solches erst 1752 cassirt werden konnte. Erlaubte es der Raum, so würden wir aus dem von dem Vf. mitgetheilten Auszug aus diesem *Kinderspiel* einige Fragen und Antworten ausheben, um einen jeden zu überzeugen, dass sich gar nichts einfältigeres, ja wohl gar scandalöseres denken lasse, als dieses *Kinderspiel*. Ganz im Geschmacke desselben schrieb 1625 der Jesuite *Georg Vogler*, seinen *Exempelkatechismus*, den er *JESU von Nazareth, dem Göttlichen Zwölfjährigen Kind, seinem genädigen Gott und Herren, zu unterthänigsten Gehorsam und Ehren dedicirte.* Aus diesem nur etwas zur Probe! Fr. *Wo werden alle guldene, fromme Engelische, ja göttliche Kinder gebohren? A. zu Bethlehem in dem Stall bey Jesu dem allerschönsten Kindelein* u. s. w. Fr. *Was ist das für ein Stall? A. Die katholische Kirch. Denn gleich wie der Stall zu Bethlehem ohn allen Gestank nicht gewesen, als ist die Kirch Gottes auf Erden nicht ohn Ergerniss und Gestank der Sünden: Wie auch jener Ochsen und Esel gehabt, als begreift diese nicht allein fromme Gerechte leut, sondern auch Gottlose, die dahin leben wie unvernunftiges Vieh.* Nach langer Zeit, erst 1678, dachte der Bischof *Peter Philipp von Dernbach* an eine Verbesserung. Es wurde eine neue Auflage des bisherigen Wirzburgischen Katechismus besorgt, und manches anstössige, besonders das erste Capitel vom *Kinderspiel* weggelassen; und bey einer neuen 1711 erfolgten Auflage, wurde derselbe abermal castrirt. Doch wir müssen die übrigen Schicksale, die das Katechismuswesen in Wirzburg ferner gehabt hat, und die immer nicht die günstigsten waren, übergehen, und bemerken nur noch dieses einzige, dass derjenige, den der Jesuite *Franz Xaver Widenhofer* ausarbeitete, und den der Bischof *Carl Philipp*, 1752, bestätigte, bisher, und also bis in das 42ste Jahr in allen Schulen und Kirchen dieses Bisthums vorgelesen und erklärt worden — dass aber auch dieser, nach des Vf. freymüthigen Aeusserungen aus verschiedenen, schlechterdings unläugbaren und nicht zu widerlegenden, zum Beschluss angeführten Gründen für das jetzige Zeitalter unzweckmässig und unbrauchbar sey, und dass es folglich unverzeihliche Sünde wäre, wenn gegen eine so nothwendige Aenderung des Religionsunterrichts noch eine Einwendung sollte gemacht werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. Junius 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Journal der Pharmacie für Aerzte, Apotheker und Chemisten*, von *F. B. Trommsdorf*, Prof. der Chemie auf der Universität zu Erfurt etc. *Zweyten Bandes, erstes Stück.* 1794. 216 S. 8.

Auch das gegenwärtige Stück dieses Journals, dessen Plan und Einrichtung bereits aus der Anzeige des ersten Bandes bekannt ist, zeugt von dem rühmlichen Bestreben des Herausgebers, zu einer mehrern Aufklärung im Fache der Pharmacie beyzutragen, und zugleich auf die Moralität der, in der sittlichen Ausbildung verwahrloseten unter den angehenden Apothekern, — denn *alte* Sünder bessern sich nur selten, — zu wirken. Es ist daher zu hoffen, dass es ihm, bey Fortsetzung seines Journals, fernerhin mehr darum zu thun seyn werde, eigenes Verdienst um dasselbe sich zu erwerben, als mit unbedeutenden fremden Beyträgen es zu überladen. — *Ueber eine Assecuranz unter den sämmtlichen Apothekern Deutschlands*, vom Herausg. So gemeinnützlich und patriotisch dieser Vorschlag ist, so möchte doch die Ausführung mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft seyn. Den mitgetheilten vorläufigen Plan, dessen weitere Auseinandersetzung er sich vorbehält, empfiehlt er indessen der Beherzigung seiner Mitcollegen. — *Ueber das Conditioniren der Apotheker*, von Ebend. Eine kurze Schilderung der Vortheile, welche das Serviren dem angehenden Apotheker gewährt, nebst Mittheilung einiger dahin abzweckenden guten Regeln. — *Noch ein paar Worte über die Frage: Was heisst eine gute Apotheke?* Von Ebend. Nicht äusserlicher Flitterglanz, sondern Reinlichkeit, Ordnung, Genauigkeit, Aechtheit der Medicamente, und deren gewissenhafte Zubereitung, bestimmen das Wesen einer guten Apotheke. — *Ueber Hahnemanns Weinprobe.* Durch mehrere Klagen über das Fehlschlagen dieses Mittels bewogen, gibt Hr. D. *Hahnemann* hier eine nochmalige Vorschrift, mit der Anweisung, wie die bey dessen Anfertigung vorgefallene Fehler zu vermeiden sind. Bekanntermassen zeigt ein hienach verfertigtes Prüfungsmittel Bley, Kupfer, und andere schädliche Metalle, im Weine an; Eisen hingegen bleibt unangezeigt und unpräcipitirt, wenn es von der Säure des Weins selbst, nicht aber, wenn es durch Mineralsäuren aufgelost ist. Unter dem Namen: *Liquor probatorius fortior*, theilt nun Hr. D. *H.* eine anderweitige Vorschrift mit, die von der vorhergehenden darin unterschieden ist, dass zu ihrer Bereitung, statt des Weinsteins, die wesentliche Weinsteinsäure angewendet wird, wodurch der Liquor die Eigenschaft erhält, auch das durch Mineralsäuren aufgelöste Eisen aufgelöset zu erhalten. — *Chemische Untersuchung der Ulmenrinde*, von Rinke. — *Die Krystallisation des vegetabilischen ätzenden Laugensalzes*, mitgetheilt von Hn. *Lowitz.* Ob diese Krystallisation, nach hier angezeigter Methode, an andern, weniger nördlichen Orten, als Petersburg, eben so gut gelingen, und dabey dieselbe Erscheinung statt haben mag? — *Ueber den weissen Quecksilber-Präcipitat*, vom Hn. Prof. *Hermbstädt.* Auf die Frage: woran die Schuld liege, dass der nach *Wiegleb's* Art verfertigte, *Mercurius praecipitatus albus* fast immer gelb ausfalle, theilt Hr. *H.* die richtige Auseinandersetzung und Erklärung dieses Processes mit, woraus dann das Mittel zur Abhelfung jenes Uebels hervorgeht. — *Ein neuentdeckter phosphorescirender Körper*, vom Herausg. *Mercurius dulcis* giebt, wenn er von der Bereitung noch warm ist, oder auch nachher erwärmt wird, beym Zerbrechen ein lebhaftes Licht. Am ätzenden Sublimate ist solches nicht zu bemerken. — *Etwas über die räthselhafte Natur des sogenannten Cremor Tartari solubilis*, von *Buchholz.* Nach Anführung der Meynungen anderer Scheidekünstler, trägt Hr. *B.* seine eigene, durch Versuche unterstützte, vor, nach welcher sich dieses Salz als eine Mischung aus weinsteinsaurer Sode, boraxsaurer Potasche, und freyer Weinsteinsäure, zu erkennen giebt. — *Ueber das Verhalten einiger Neutralsalze zum Kupfer*, vom Herausg. Vitriolisirter Weinstein, Glaubersalz, Salpeter, Kochsalz, mit Kupferfeile und Wasser, sowohl in Porzellangefässen als in kupfernen Kesseln, gekocht, wobey aber die Flüssigkeiten noch heiss aus den Kesseln gebracht worden, gaben keine Spur vom aufgelösten Kupfer zu erkennen. Wurden hingegen kupferne Kessel, mit den Auflösungen dieser Salze befeuchtet, der Luft ausgesetzt, so fanden sie sich nach einigen Tagen grün angelaufen. — *Ueber die Verfertigung der Pottasche*, aus dem franz. des Hn. *Bosc d'Antic.* — Auszug aus D. *Rese Abhandlung über die Krähenaugen;* desgleichen aus D. *Schaub's Abhandlung vom Kirschlorbeer.* Unter den verschiedenen, an Thieren angestellten Versuchen, steht es im Widerspruch, dass S. 110 u. 111 eine Taube von 30 Tropfen desjenigen Wassers, da ein Pfund desselben von einem Pfunde Blätter abdestillirt worden, nach drey Minuten, und eine andere von 100 Tropfen sogleich, getödtet worden; da doch S. 113 von dem Wasser, da 3 Pfund Blätter mit 2 Pfund Wasser destillirt worden, 200 Tropfen einer Taube ohne Schaden gegeben werden konnten. Die Versuche, ob und was für Veränderungen das Kirschlorbeerwasser von verschiedenen gegenwirkenden Mitteln erleiden würde, sind jedesmal mit der ver-

verschwenderischen Menge von *zwey Tropfen* des Wassers angestellt worden. Das muss recht exacte Resultate gegeben haben! — *Ueber die grüne Farbe des Cajeputöls.* Nach Hn. *Thunberg* wäre diese Farbe dem Oele eigen; aber zufolge der Versuche mehrerer rührt sie dennoch vom Kupfer her. — *Genaue Beschreibung einiger ausländischen Arzneymittel aus dem Pflanzenreiche. Cinchona caribaea; Copaifera officinalis; Theobroma Cacao.* — *Von der Verfertigung der lebendigen Kräutersammlungen, und präparirter Pflanzen;* wozu gute Regeln mitgetheilt werden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Ohne Druckort: *Beyträge zur Unterhaltung für Freunde der Religion und des Vaterlandes in Rücksicht auf unsre Zeiten. Erstes Stück.* 1793. *Zweytes Stück.* 1794. in fortlaufenden Seitenzahlen. 256 S. 8. (Das Stück ist für 6 gr. zu haben in Lignitz beym Buchdrucker Pappasche, und in Haynau beym Hn. Postsecretär Scholtz, laut der Nachricht auf dem Umschlage.)

Auf dem rothen Umschlag des ersten Stücks nennt sich Hr. *C. G. Fechner*, evangelischer Prediger in Parchwitz, als Herausgeber; er scheint aber auch Vf., zwar nicht aller, aber doch der meisten Aufsätze zu seyn, und läfst diese Zeitschrift auf seine Kosten drucken. Die Absicht dieser Beyträge ist, durch Sammlung dessen, was über den Werth der Christenthums- und der Vaterlandsliebe gesagt worden ist, oder gesagt werden kann, zur Ermunterung und Vermehrung der Freunde der Religion und des Vaterlandes zu wirken, und dadurch etwas zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung beyzutragen. Im ersten Stück sind folgende Aufsätze enthalten: 1) *Wer ist ein Freund der Religion? Erklärung über Plan und Absicht.* Die Frage, wer ein Freund der Religion sey? ist sehr kurz und unzulänglich beantwortet. 2) *Ueber das Verhältniss, in welchem Christenthum und Philosophie in ältern und neuern Zeiten gegen einander gestanden haben.* Die Fortsetzung und der Beschluss dieser ausführlichen Abhandlung ist im 2ten Stück enthalten. Der Vf. zeigt aus der Geschichte, dass die Philosophen, von den Platonikern an bis auf die Anhänger der neuesten philosophischen Systeme dem Christenthum unendlich viel geschadet haben. Die Facta sind bekannt und meistentheils richtig erzählt; aber viel zu einseitig beurtheilt. Das Resultat dieser Untersuchung ist (St. 2. S. 229 f.): Die von einander so himmelweit (?) verschiedenen Dinge, Vernunft, Christenthum und Philosophie sind niemals gehörig unterschieden worden. Die Vernunft — muss billig oben an stehen, da ohne Vernunft weder Philosophen noch Christen sich denken lassen. — Ihr kommt es zu, zu entscheiden, ob sie der Philosophie oder dem Christenthum ihr Vertrauen schenken soll. Es ist hohe Zeit, dass sie, auf welche jeder Mensch, auch ohne Philosophie Anspruch machen kann, das Richteramt zwischen der Philosophie und dem Christenthum übernehme, und jene zur Rechenschaft fodre über den Gebrauch, den sie von dem letztern durch einen so langen Zeitraum gemacht habe. Vor dem Thron dieses Richters erklärt der Vf., „dass die Philosophie, so lange sie mit dem Christenthum auf Menschenwohl zu wirken suchte, *nichts gethan (?)*, als das Christenthum entstellt, der Vernunft verdächtig gemacht, des blinden Vertrauens der Menschlichkeit sich bemächtiget, dadurch aber alle Winkel der Erde mit unermesslichem Elend und Jammer erfüllt, und es sogar dahin gebracht hat, dass das Christenthum, welches als die Lehre des Friedens, der Liebe und des Wohlwollens, der Welt ein Segen des Himmels seyn sollte, ihr sehr oft ein Fluch der Hölle geworden ist; und da die Kirchengeschichte dies unwidersprechlich beweiset, (so fährt der Vf. weiter fort,) so erkläre ich auch, dass die Philosophie in Sachen des Christenthums mit Recht das Vertrauen aller verständigen und tugendhaften Menschen verloren habe." — Gründliche Kenner der Geschichte werden ohne unser Erinnern wissen, was auf die harten und höchst übertriebenen Beschuldigungen, die hier der Philosophie gemacht worden, zu antworten sey. Kurz vorher (S. 205) hatte der Vf. der (durch *Thomasius* und *Wolf*) verbesserten Philosophie doch noch ein kleines Verdienst zugestanden. Sie bekriegte (sagt er) mit gutem Erfolg die Hexerey, das Geisterbannen, Schatzgraben, und andere damals herrschende Teufeleyen, *oder unterstützte vielmehr christliche Prediger, die sich schon lange vorher solchen abergläubischen Dingen öffentlich in Lehrvorträgen widersetzten*, und dabey oft von Philosophen der Rechtsgelehrsamkeit viel Ungemach zu leiden hatten. (Der Vf. weiss also nicht, dass die meisten damaligen Prediger die eifrigsten Patronen des Aberglaubens waren, und dass Thomasius von ihnen für einen abscheulichen Ketzer erklärt worden ist.) Nun aber soll die Philosophie *nichts gethan*, als das Christenthum entstellt haben. Wie übertrieben! Uebrigens ist dieser Aufsatz der ausführlichste in dieser Zeitschrift; bey der Anzeige der Uebrigen können wir uns kürzer fassen. 3) *War die Schlacht bey Wahlstadt im Jahr 1241 so wichtig wie die ältern Geschichtschreiber behaupten, oder so unbedeutend wie die neuern sagen?* Die Absicht dieses Aufsatzes war nicht, die in demselben zum Grunde liegende historische Thatsache mühsam zu untersuchen, die verschiedenen Meynungen derer, die darüber geschrieben haben, unter einander zu vergleichen, und das Ganze in ein gehöriges Licht zu setzen. Der Vf. wollte nur diese Begebenheit von einigen Seiten und Beziehungen betrachten, aus welchen man sie bisher noch nicht betrachtet hat; und dann wollte er auch die Schlacht bey Wahlstadt als einen nicht ganz unwürdigen Gegenstand für die höhere Dichtkunst darstellen. 4) *Das gerettete Deutschland.* Erster Gesang. Dieses Gedicht auf die Schlacht bey Wahlstadt ist nach des Rec. Einsicht nicht ohne poetischen Werth. 5) *Auszüge und Anzeigen.* Unter andern wird eine Schrift im Auszuge geliefert, von welcher der Herausgeber oder Verfasser dieses Aufsatzes vermuthet, dass sie vielleicht unter die schon vergessenen gerechnet werden könne, nämlich der *Versuch über den Plan, den der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschen entwarf,* die

die 1784 erschien. Es ist zu wundern, dass der Herausgeber nicht wusste, dass diese vortreffliche Schrift den Hn. Oberhofprediger Reinhard zum Verfasser hat, und dass bereits eine zweyte Ausgabe davon erschienen ist. Das Buch wird übrigens nach Verdienst gerühmt.

Zweytes Stück. 1) *Poetische Bittschrift eines schlesischen Schulmannes.* Dieser Schulmann war der Cantor Burman zu Goldberg. Im Jahr 1756 übergab er die hier abgedruckte Bittschrift dem dortigen Bürgemeister, und erhielt auf dieselbe eine ansehnliche Gehaltsvermehrung. Denn er hatte dem Hn. Consul in Versen vorgerechnet, dass er jährlich nicht mehr als 191 Rthlr. einnehme, und zur Bestreitung seiner unentbehrlichsten Bedürfnisse 291 Rthlr. nöthig habe. Wie sich diese Bittschrift hieher verirrt hat, lernen wir aus einer Anmerkung des Herausg. Sie verdiene nämlich um deswillen hier eine Stelle, da sie zur Erleichterung der bekümmerten Lage so manches verdienten Schulmannes, und dadurch auch für Religion und Vaterland vortheilhaft wirken könne. 2) *Ueber das gegenseitige Verhältniss der Religion und der Philosophie* etc. — Das Resultat dieser Untersuchung ist schon bemerkt worden. 3) *Auszüge und Anzeigen aus folgenden Schriften: Ueber die Gefahr, die den Thronen, den Staaten und dem Christenthum den gänzlichen Verfall drohet* etc., *von einem Freunde der Fürsten und der wahren Aufklärung,* 1791. Diese bekannte Schrift, in welcher die ungereimtesten Träumereyen mit wahren und halbwahren Thatsachen wunderbar contrastiren, wird hier für unterrichtend und belehrend erklärt. Sie enthalte auf 106 Seiten so viel Wichtiges und Beherzigungswerthes, dass es nicht so leicht sey, einen vollständigen Auszug davon mitzutheilen, ohne in Gefahr zu gerathen, die ganze Schrift abzuschreiben. Freylich! *Was soll ich zur Beruhigung meiner Seele glauben bey den mannichfaltigen Meynungen der Gelehrten? Beantwortet von einem abgelebten Greise am Rande des Grabes.* Zelle, 1790. Der Vf. dieser hier in einem kurzen Auszuge dargelegten Abhandlung war bekanntermasen der verstorbene Consistorialrath *Jacobi* in Zelle. *Der Christ der beste Unterthan. Aus Friedr. Karl v. Moser moralischen und politischen Schriften.* 4) *Ueber die Recension der Beyträge etc. in der literarischen Beylage zu den schlesischen Provincial-Blättern im Septemberstück* 1793. Dieser Aufsatz rührt nicht von dem Herausg. dieser Beyträge selbst her, sondern von einem andern, der seine Gedanken über jene Recension um deswillen aufgesetzt hat, weil die Recension die Absicht der ganzen Unternehmung verdächtig macht, indem darauf hingedeutet wird, sie gehöre zu denen, die wahre Aufklärung hindern, oder herabsetzen wollen. Dieser Vorwurf soll durch diese Apologie abgelehnt werden. — Rec. hofft, dass die Leser durch diese kurze Anzeige des Inhalts dieser zwey Stücke in den Stand gesetzt seyn werden, den Geist dieser Zeitschrift selbst zu ahnen. Uebrigens sollten jährlich drey bis vier Stücke erscheinen. Es sind uns aber nicht mehr als die angezeigten im Jahr 1793 und 1794 gedruckten Stücke zu Gesichte gekommen. Das Unternehmen scheint also nicht hinlängliche Unterstützung gefunden zu haben.

LEIPZIG, b. Crusius: *Katechetische Erklärung und Unterhaltung über die Sonn- und Festtags-Evangelien.* Von *Sylvester Jakob Ramann*, des evangel. Minist. zu Erfurt Collaborator, und Conrector an der Predigerschule, (nunmehr Pfarrer zu Zimmern Supra bey Erfurt.) *Zweytes Bändchen.* 1793. 281 S. *Drittes Bändchen.* 1794. 258 S. *Viertes Bändchen.* 1794. 206 S. *Fünftes Bändchen.* 206 S. 8.

In diesen vier Bändchen sind die katechetischen Erklärungen der Sonn- und Festtags-Evangelien vom Sonntage Septuagesima an bis auf den 27sten Sonntag nach Trinitatis enthalten, und ist also hiemit das ganze Werk vollendet. Im Ganzen hat man Ursache, mit der Arbeit des Vf. zufrieden zu seyn, und Schullehrer, auch wohl manche Prediger werden sie mit Nutzen gebrauchen können. Indessen könnte gegen die Erklärung einzelner, besonders schwerer Stellen noch manches erinnert werden. So wird z. B. bey der Erklärung des Evang. am Sonntage Invocavit die gewöhnliche Meynung angenommen, dass unter dem Versucher der böse Geist zu verstehen sey, welcher sich vermuthlich in einer menschlichen Gestalt gezeigt, und sich mit Jesu in ein Gespräch eingelassen habe. *Die Engel dienten Jesu,* nachdem er die Versuchungen glücklich besiegt hatte, das soll heissen: *Sie brachten ihm Speise*, und hiebey wird die Anmerkung gemacht: So sorgte Gott selbst, wie es der Heiland vorhersagte, für ihn, indem er ihm auf eine ausserordentliche wunderthätige Art durch die Engel Speise bringen liess. — Hingegen wird die Stelle im Ev. am Sonntage Sexagesima: *Der Teufel nimmt das Wort von ihren Herzen* etc. von *Verführern* erklärt, und zum Beweis, dass oft derjenige, der einen Menschen zum Bösen verleiten, oder an dem Guten hindern will, *Teufel, Satan,* in der Bibel genennt werde, wird ganz richtig Marc. 8, 33. angeführt. Diese Erklärung wäre bey der Geschichte von der Versuchung Christi anwendbar gewesen. — *Beelzebub* soll der *Mücken-* oder *Fliegen-Gott* heissen, und hiebey wird angemerkt, die Juden hätten geglaubt, der Teufel habe diese Thiere erschaffen. Daher sey folgendes Mährchen entstanden: Da der Teufel bey der Erschaffung der Welt zugesehen habe, wie Gott alles so herrlich mache, so wäre es ihm auch eingefallen, was (etwas) zu erschaffen. Bey aller Bemühung aber hätte er weiter nichts hervorbringen können, als Mücken und Fliegen; und diese lebten nun, wie ihr Meister selbst, den Menschen selbst zum Verdruss. Dieses Mährchen wird hierauf von dem Katecheten widerlegt. — Hingegen sind manche, und vielleicht die mehresten evangelischen Abschnitte recht gut und fasslich erklärt. Oft werden die abgehandelten Materien durch Beyspiele aus der Geschichte erläutert; und das ist an sich sehr gut. Nur sind die Erzählungen bisweilen zu lang, und manche, die aus der alten Geschichte genommen sind, werden sich dem Gedächtnisse nicht leicht einprägen, weil zum

Ver-

Verstehen derselben Vorkenntnisse nöthig sind, die von Kindern schwerlich erwartet werden können. So z. B. die Geschichte von *Solon* und *Krösus* (B. 4. S. 49 ff.). Die Geschichte der Zerstörung Jerusalems wird (B. 4.) von S. 89 — 106 erzählt, und das in einer Katechisation über das Ev. am 10ten Sonntage nach Trinitatis. Dieser Erinnerungen ungeachtet, wird dieses Buch für Schullehrer immer brauchbar genug seyn. In der Vorrede zum *dritten* Bändchen wiederholt der Vf. sein Versprechen, die Sonn- und Festtagsepisteln eben so zu bearbeiten, wie die Evangelien. Durch die Erfüllung dieses Versprechens wird er Schullehrern, die vermöge ihrer Schulordnung den Kindern die Episteln eben sowohl, als die Evangelien erklären sollen, einen angenehmen Dienst erweisen.

NÜRNBERG, in der Raw'schen Buchh.: *Biblische Denksprüche mit Anwendungen in Versen auf alle Tage im Jahr*, sammt Morgen- und Abendgebeten auf alle Wochentage und etlichen Liedern von einer Verehrerin der göttlichen Schriften, M. C. S. 1793. 194 S. 8.

Auf jeden Tag im Jahre ist eine Schriftstelle gewählt, und der Inhalt derselben in Verse gebracht worden. Die Vfn. ist nach der Vorrede eine christliche Dame von angesehenem Stande, welche diese erbauliche Gedanken in stillen Andachtsstunden zu eigenem Gebrauch niedergeschrieben hat. Ein Freund fand diese Blätter in der Handschrift und beschloss, ohne Wissen der Vfn., solche durch den Druck gemeinnützig zu machen. Ob er derselben dadurch einen Gefallen gethan habe, ist also noch sehr zweifelhaft, denn was man zu seiner eigenen Andacht aufzeichnet, will man deswegen nicht sogleich an das Publicum kommen lassen. Die Bescheidenheit der Vfn. war sehr wohl gegründet, denn, wenn gleich manche gute Gedanken darin vorkommen, so ist doch Inhalt und Poësie mehrentheils von der Art, wie man sie in den ehemals beliebten Schatzkästlein findet. Aus nachfolgenden Proben, die dem Rec. gerade vor die Augen kommen, mag der geneigte Leser selbst darüber urtheilen. Am 22 März. Joh. 18, 8: *Suchet ihr denn mich, so lasset diese gehen.*

Seele! alle Noth
Wirf auf deinen Gott!
Er als Heiland hilft sie tragen.
Wer an dich sich wollte wagen,
Muss mit Schanden doch bestehen;
Jesus spricht: *Lass diese gehen.*

Am 29 April. Exod. 28, 29. *Aaron soll die Namen der Kinder Israel tragen in dem Amtschildlein, auf seinem Herzen.*

Mein Name ruhet auch auf Deinem *JESUS-Herzen!*
Dies ist der beste Trost in Leibs- und Seelen-Schmerzen.
Du Hoherpriester denkst dort oben auch an mich u. s. w.

Am 12 Sept. Hohel. 5, 10: *Mein Freund ist weiss und roth auserkohren unter vielen tausenden. O auserkohrner Freund!* Vor vielen tausenden, zur Freude für mein Herz im Glauben ausersehen! Wie schön, wie göttlich schön bist Du, o höchstes Gut, für mich in *Unschuld weiss*, und *roth in Deinem Blut.*

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, b. Schöne: *Waldemar, Markgraf von Schleswig.* Ein Ritterschauspiel in fünf Acten. Von *Hagemeister.* Aufgeführt auf dem Theater zu Berlin. 1793. 104 S. 8. Ein Mord aus Rache, eine Hinrichtung und ein Selbstmord bestimmen die Hauptpunkte der Handlung dieses Stücks. Waldemar, ein unbändiger und inconsequenter Eisenfresser, und mit diesen Eigenschaften recht zum Helden eines Ritterschauspiels geeignet, vergeht sich gegen Kaiser und Reich, und wird seines Lehns für verlustig erklärt. Sein Bruder übernimmt es, den Ausspruch des Kaisers dem Verurtheilten zu überbringen, und ihn so weit zu executiren, dass er sein Wappen zerbricht, und ihm vor die Füsse wirft. „O Bruder, Bruder, ruft Waldemar bey dieser Gelegenheit aus; ein Fusstritt von dir hat alle Denkmäler meiner Väter, ihre Ehrensäulen, ihre Grabsteine zersplittert. Was hast du gethan, die Arbeit mehrerer Jahrhunderte in einem Athemzuge zu Grunde gerichtet. O sammelt sie auf, diese heiligen Reliquien, tragt sie, wie in andächtiger Procession, im Lande umher, und erbettelt von Priestern und Leviten eine Thräne des Erbarmens." Noch vorher hatte Waldemar den Verführer seiner Frau, nebst seiner Beute in einem Kloster überfallen, und ermordet; die Frau springt aus dem Fenster in die vorüberfliessende Elbe. Waldemars Bruder fängt sie auf, und übergiebt sie dem Gerichte zu Hamburg. Dieses verurtheilt sie zum Tode. Waldemar übernimmt es, sie den Händen des Henkers zu entreissen; aber die Frau, welche seine Absicht erfährt, lässt sich etwas früher hinrichten, und vereitelt den Plan ihres Mannes. Nun wüthet er gegen die kaiserl. Commissarien, lästert den Kaiser, und ersticht sich. An grässlichen Scenen und wunderbaren Ereignissen fehlt es also hier nicht. Aber man hat dergleichen schon so oft gesehn, dass es einem nur Spass dünkt. Auch wundert man sich nicht mehr, unter Rittern weder Wahrheit in den Empfindungen, noch viel weniger Wahrheit im Ausdrucke zu finden. Als Waldemar den Ehebruch seiner Frau erfahren hat, bespricht er sich so mit sich selbst: „Die Meineidige! mich so zu hintergehn! so mit ungeweihter Hand die Vorhänge unsers Ehebettes aufzureissen, und Eifersucht und Zwietracht wie ein Pfand der Liebe in unsre Mitte zu legen. Doch ich will die Missgeburt in den Windeln erdrücken!" O Natur! o Wahrheit!



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. Junius 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

OXFORD, aus der Clarendonischen Druckerey: Ἀρχιμηδους τα σωζομενα μετα των Ευτοκιου Ασκαλωνιτου ὑπομνηματων. *Archimedis quae supersunt omnia cum Eutocii Ascalonitae Commentariis.* Ex Recensione *Josephi Torelli,* Veronensis, cum nova Versione latina. Accedunt Lectiones Variantes ex Codd. Mediceo et Parisiensibus. 1792. XXIX und 471 S. fol. nebst einem Titelkupfer und einer Vignette, worauf Archimeds Kopf nach einem alten römischen Marmor abgebildet ist.

Unter allen Schriften des griechischen Alterthums ist vor und nach der Wiederherstellung der Wissenschaften keine Classe mehr vernachläsiget worden, als die mathematische. Sehr viele, selbst von den bedeutendsten Werken dieser Art, sind gänzlich verloren gegangen, oder nur noch in arabischen Uebersetzungen vorhanden; andere existiren zwar noch in mehr oder weniger verdorbenen Abschriften, sind aber bisher entweder noch gar nicht, oder doch sehr fehlerhaft, einige auch nur in mangelhaften lateinischen Uebersetzungen herausgegeben worden; und nur sehr wenigen ist das Glück widerfahren, von sachkundigen Männern kritisch bearbeitet, und in einer ihrer würdigen Gestalt dem Publicum vorgelegt zu werden. Freylich finden sich bey einigem Nachdenken leicht mehrere Ursachen dieser noch immer fortdauernden, und vielleicht immer mehr zunehmenden Vernachläsigung. Einmal werden die Männer immer seltener, welche die Sach- und Sprachkenntnisse mit einander verbinden, die zur Herausgabe eines alten Mathematikers erfoderlich sind, und die zugleich die wirklich nicht geringe Mühe übernehmen wollen, die über alle Beschreibung fehlerhafte, und von unwissenden Copisten mit Beybehaltung der alten, und Hinzusetzung neuer Fehler äusserst entstellten Abschriften zu dechiffriren. Doch würde man wirklich den Mathematikern Unrecht thun, wenn man glauben wollte, es gebe nicht auch unter ihnen Männer, welche die Denkmäler des Alterthums gehörig zu schätzen wüsten, und bereit wären, sie von den ihnen durch die Hand der Zeit aufgedrückten Flecken zu reinigen. Ausser dem, was wirklich von einigen verdienten Männern, besonders Engländern, hierin geleistet worden ist, dachten ein *Dasypodius*, ein *Wallis*, ein *Bernard* darauf, *sämmtliche* alte Mathematiker herauszugeben. Aber da tritt nun ein anderer böser Umstand ein. *Nemo est*, wie Wallis sagt, *qui impressionis sumtus sustinere velit.* Gründliches Studium der Mathematik ist noch viel zu selten, als dass ein Buchhändler hinreichenden Absatz eines alten mathematischen Werks hoffen dürfte. Hierzu kommt noch, dass in neuern Zeiten, besonders seit der Erfindung der Infinitesimalrechnung so viele Abkürzungen der ältern Methoden angegeben, so viele Aussichten zu neuen, den Alten unbekannten, Untersuchungen geöffnet worden sind, dass vielleicht mancher in neuern Rechnungen wohl geübte Mathematiker seine Zeit zu verlieren glauben würde, wenn er an der Hand der Alten langsam den Weg durchlaufen müsste, an dessen Ziel, an einem von sinnreichen Männern erfundenen Springstock, mit halbgeschlossenen Augen, er sich hinschlendern zu können Hoffnung hat. Freylich urtheilten grosse Männer, urtheilte ein *Newton* selbst hierüber anders. Sie meynten, es wäre besser, in dem Gebiet dieser Wissenschaft anfänglich mit langsamer Eile vorwärts zu dringen, bey jedem Schritt sich sorgfältig umzusehen, seinen Scharfsinn bey Erforschung *einzelner* Gegenstände zu üben, und dann erst gestärkt durch solche Uebungen darauf zu denken, wie man auf dem kürzesten Wege, ohne Gefahr sich zu irren, weiter und bis zu Anhöhen sich erheben könne, die der von den Alten gebahnte Weg noch nicht völlig erreichte. Auch *Torellus* war dieser Meynung, und suchte durch die Bearbeitung eines so ausgezeichnet grossen, bisher aber noch sehr vernachläsigten, Schriftstellers, wie Archimed war, zur Verbreitung des Studiums der alten Geometrie thätig mitzuwirken. Er war, auf Anrathen des Grafen *Stanhope*, wegen der Herausgabe des Werks mit der Oxforder Akademie, die sich schon vor bald einem Jahrhundert durch die ähnliche Ausgabe des griechischen Texts von Euklid, und von *Apollonius* Kegelschnitten verdient gemacht hat, in Unterhandlung getreten, hatte sich aber nie entschliessen können, die Besorgung des Drucks fremden Händen anzuvertrauen. So unterblieb die Ausgabe, bis nach dem Tode von *Torellus* sein Erbe *Alberto Albertini*, ein Handelsmann zu Verona, den ganzen vorgefundenen Apparat der Oxforder Akademie mit der Bitte überliess, die Ausgabe des Werks nun bald möglichst zu veranstalten, welches denn auch durch die Hn. *Robertson* aufgetragene Besorgung geschahe. Ehe wir von dem, was bey dieser Ausgabe geleistet worden ist, weitere Nachricht ertheilen, wird es wohl hier der Ort seyn, einiges wenige von dem Leben *Torellus* nach der von Hn. *Clemens Sibilliatus*, Rhetor und Philologus zu Padua, diesem Werk vorangeschickten (in panegyrischem Styl verfassten) Beschreibung desselben anzuführen.

Torellus war 1721 zu Verona gebohren, wo er nach dem frühen Tode seines Vaters, eines dortigen Han-

Handelsmanns, von feiner trefflichen Mutter, Antonia Albertini, forgfältig erzogen, und Privatlehrern anvertraut wurde, bis er noch ziemlich jung die Univerfität Padua bezog, um dort hauptfächlich Rechtswiffenfchaft zu ftudiren. Hier zeichnete er fich bald durch Fleifs, gute Aufführung und Kenntniffe fo vortheilhaft aus, dafs dortige Gelehrte, felbft aus andern Facultäten, z. B. der berühmte *Morgagni*, ihn nicht nur ihres vertrautern Umgangs würdigten, fondern ihn fogar über ihre Schriften und Vorlefungen zu Rathe zogen. Nach erhaltener Doctorwürde kehrte er in feine Vaterftadt zurück, wollte aber bey feinen glücklichen Vermögensumftänden kein öffentliches Amt annehmen, auch nicht heirathen, um defto ungehinderter den Studien leben, nachher auch defto ungetheilter die zärtlichfte Sorgfalt und Pflege auf feine kränkliche Mutter wenden zu können. Ohne die Rechtswiffenfchaft gänzlich zu vernachläfsigen, verband er damit viele andere Kenntniffe. Er war fehr geübt in Gefchichte, Kritik, Chronologie, Geographie. Vorzüglich aber befchäftigte er fich gern mit fchönen Künften und Wiffenfchaften, und mit Mathematik. Mufik, Malerey, Baukunft, Alterthumskunde fanden einen folchen Freund und Kenner an ihm, dafs er nicht nur fremden Durchreifenden ein angenehmer und nützlicher Rathgeber werden konnte, fondern felbft Künftler fein Urtheil fich erbaten. Er verftand aufser feiner Mutterfprache mehrere ältere und neuere Sprachen, von jenen die *hebräifche*, (es find fogar *Animadverf. in Hebraic. Exodi Libr. et in Graecam LXX. Interpretat.* von ihm gedruckt, zu Verona 1744.) griechifche und lateinifche; von diefen die fpanifche, franzöfifche und englifche. Er hat Aefops Fabeln aufs neue ins Lateinifche, Theokrit, einige Stücke von Catull und Plautus, und einen Theil der Aeneide in italienifche Verfe, wie auch einige englifche Stücke von Gray u. a. in gebundener und ungebundener Rede in feine Mutterfprache übertragen, wovon ein grofser Theil vorlängft gedruckt ift, einiges aber noch handfchriftlich aufbewahrt wird. Ueber mathematifche Gegenftände hat man verfchiedene Abhandlungen von ihm, z. B. *de rota fub aquis circumacta Epiftola.* Veron. 1747: *de Nihilo geometrico* Libri II. Veron. 1758: *Geometrica.* Veronae 1769, und noch einige andere. Auch Euklids Elemente hat er ins Italienifche überfetzt, und noch follen nächftens zwey Bücher über Perfpectiv von ihm erfcheinen. Selbft auch in einige theologifche, befonders cafuiftifche, Unterfuchungen hatte er fich in jüngern Jahren eingelaffen, auch Moral und Metaphyfik ftudirt. Eben fo fehr als durch feine mannichfaltige Gelehrfamkeit zeichnete er fich durch reine Sitten, Mäfsigkeit, gefälliges Betragen aus, und erwarb fich durch beides die Freundfchaft mehrerer achtungswürdigen Männer unter Ausländern fowohl, als unter feinen Landsleuten. Er ftarb 1781. Sein Erbe, *Alberto Albertini*, hat ihm ein marmornes Denkmal errichten laffen, das auch hier vor feiner Lebensbefchreibung, wiewohl ziemlich fchlecht, abgebildet ift. Sein Bruftbild fteht zwifchen einer Leyer und einer Erdkugel in der Mitte. Die Unterfchrift giebt feine vorzüglichften Kenntniffe, und die Hauptzüge feines Charakters kürzlich an.

Von einem folchen Mann, der fich die Bearbeitung Archimeds zum Lieblingsgefchäft gemacht hatte, ift man berechtigt, etwas Vorzügliches zu erwarten. In wie weit diefe Erwartung befriediget worden feye, werden wir fogleich fehen; nur zuvor ein paar Worte von der äufsern Einrichtung des Werks. Den Anfang macht eine kurze Nachricht der Oxforder Akademie von der ihr übergebenen Arbeit des Torellus, und den noch von andern hinzugekommenen Zufätzen. Hierauf folgt, nach der Anzeige der einzelnen Archimedifchen Abhandlungen die Lebensbefchreibung des Torellus, aus der wir fo eben einen Auszug gegeben haben, nebft einem Verzeichnifs feiner Schriften. Nun legt Torellus felbft in einer ausführlichen Vorrede, nachdem er kürzlich das Vornehmfte, was man von Archimeds Lebensumftänden weifs, erzählt hat, Rechenfchaft von feiner Arbeit ab. Man hatte bisher nur Eine vollftändige griechifche Ausgabe von Archimeds Werken, die *Thomas Gechauff, Venatorius* benamt, zu *Bafel* bey *Jacob Herwag* beforgt hat, wo zugleich eine lateinifche Ueberfetzung, wahrfcheinlich diefelbe, welche *Jacob von Cremona* für den Pabft Nicolaus V verfertigt, und *Regiomontanus* mit aus Rom zurückgebracht hatte, ingleichen *Eutocii* Commentarien über einige von Archimeds Schriften griechifch und lateinifch angehängt find. Diefe Ausgabe legte Torellus bey feiner Arbeit zum Grund, fah aber bald, dafs er vor allen Dingen die Ordnung, in welcher die einzelnen Bücher auf einander folgen, ändern müffe, indem fich Archimed öfters in einem feiner fpätern Bücher auf ein früheres zu berufen pflegt. Aus diefem Grunde mufste z. B. zwifchen die beiden Bücher vom Gleichgewicht ebener Flächen die Abhandlung über die Quadratur der Parabel eingefchoben werden, welches übrigens auch fchon *Sturm* in *des unvergleichlichen Archimedis Kunftbüchern aus dem Griechifchen in das Hochdeutfche überfetzt* u. f. w. Nürnberg, 1670 bemerkt hat.

Aufserdem hatte Gechauff aus zu ängftlicher Treue, wie es fcheint, felbft offenbare Fehler feines Manufcripts, (das wahrfcheinlich daffelbe war, das nach feiner Erzählung Wilibald Pirkheymer aus Rom erhalten hatte,) mit abdrucken laffen, und auf diefe Art einen an vielen Stellen gänzlich unverftändlichen Text geliefert. Nun hatten zwar bereits *Commandin*, *Rivalt*, *Barrow*, und befonders *Wallis*, viele glückliche Verbefferungen vorgefchlagenes, es blieb aber immer für Torellus noch eine beträchtliche Nachlefe übrig. Er zog dabey zuvörderft die lateinifche Ueberfetzung Jacobs (nicht, wie er hier heifst, Johanns) von Cremona zu Rathe, die nach einem etwas beffern Codex gemacht zu feyn fcheint, als derjenige war, der bey dem griechifchen Text der Basler Ausgabe zum Grund lag, um zu fehen, ob fich nicht mit ihrer Hülfe der Text verbeffern laffe. Wo dies Hülfsmittel, wie oft gefchahe, unzulänglich war, wagte er bey offenbar verdorbenen Stellen eigene Muthmafsungen, die er auch in den Text aufnahm, doch fo, dafs er die von ihm aus dem Text ver-

verwiesene Lesarten an dem Rande bemerkte, welches jedoch bey weitem nicht immer geschehen ist. Nachdem diese Verbesserungen gemacht waren, liess er noch mit Hülfe des Hn. *Zanetti*, Custos der St. Marcusbibliothek zu Venedig, einen dort befindlichen griechischen Codex vergleichen, und die vorzüglicheren Lesarten auszeichnen. Es fand sich aber, wie es auch nach Rec. Erfahrung gewöhnlich bey alten mathematischen Handschriften zu geschehen pflegt, wenig Trost darin, und die Stellen, die in dem zu Basel gebrauchten Codex verdorben waren, waren es meistens in dem Venetianischen eben so, oder noch mehr. Doch sind einige der bessern Lesarten dieser Handschrift am Rande bemerkt. Zu diesem kritischen Apparat des Torellus kommt noch, um dies hier gleich einzuschalten, durch die Sorgfalt der Oxforder Akademie, eine von *Bandini*, Präfect der Mediceischen Bibliothek zu Florenz, angestellte Vergleichung der Basler Ausgabe mit einem auf dieser Bibliothek aufbewahrten sehr alten, wie Hr. Bandini vermuthet, noch aus dem Anfang des 13ten Jahrhunderts herstammenden Codex; ingleichem eine zu Paris veranstaltete Vergleichung zwischen eben dieser Basler Ausgabe, und 4 Pariser Handschriften aus der ehemaligen königlichen Bibliothek. Das Resultat aller dieser Vergleichungen ist, etwas unbequem, nicht unmittelbar unter dem Text, sondern am Ende des Buchs S. 379 — 471 angehängt. So wenig Rec. den schon aus dieser beträchtlichen Seitenzahl wahrscheinlichen Fleiss der Collatoren bezweifeln will, so ist er doch auf einige Stellen gestossen, die ihn an einer durchgängigen Genauigkeit zweifeln lassen. Nämlich die zweyte der hier verglichenen Pariser Handschriften, oder Cod. 2360 ist offenbar dieselbe, die auch Rivalt gebraucht hat, und die er hie und da unter dem Namen: *Codex regius manuscriptus* anführt. Diese Identität erhellet aus der Beschreibung dieses Codex, die sich in der, der Rivaltischen Ausgabe von Archimeds Werken vorangeschickten, Lebensbeschreibung Archimeds auf dem letzten Blatt befindet, und völlig mit der hier S. III gegebenen Beschreibung dieses Codex übereinstimmt. Nun führt Rivalt bey mehreren Stellen Varianten aus dieser Handschrift an, die hier nicht angegeben sind, wiewohl er freylich auch an vielen andern Stellen mit den Angaben der jetzigen Vergleichung übereinstimmt. Z. B. am Ende des 26sten Satzes von Conoiden und Sphäroiden liest die Handschrift nach Rivalt statt der Worte der Basler Ausgabe; *τοις απο των αξονων αυτοις* vielmehr: *τοις απο των αξονων αυτης*. In der Sandrechnung S. 121 Lin. 43 der Basler Ausgabe hat nach Rivalt die Handschrift *ει κακα παραπολυ* statt der Basler Lesart: *εικονα παραπολυ*. Ebendas. Lin. 49. hat nach Rivalt die Handschrift *επιχορειν* statt der Basler Lesart: *επισκοπειν*. In allen diesen Stellen nun ist hier gar keine Variante bemerkt. Zum Glück sind bey mathematischen Schriften Variantensammlungen meist eben von keiner sehr grossen Wichtigkeit, indem gerade bey diesen Schriften, wo meist geometrische Evidenz vorhanden ist, auch blosse Conjecturalkritik weit entscheidender sprechen darf, als bey den meisten andern Schriften: allein, wenn nun doch einmal der Varianten-Prunk auf beynahe 100 Seiten in Folio aufgeführt werden sollte; so müsste wenigstens die Vergleichung genau gemacht seyn. Uebrigens ist die hier gelieferte Variantensammlung auch deswegen nicht brauchbar, durch *unmittelbare* Zusammenstellung mit dem hier gelieferten Text die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung des Texts mit den verglichenen Manuscripten zu beurtheilen, weil, wie wir gesagt haben, die Mspte mit der Basler Ausgabe verglichen worden sind, Torellus aber seine Abweichungen von der Basler Ausgabe bey weitem nicht vollständig angegeben hat. Man muss also, welches wenigstens sehr unbequem ist, immer die Basler Ausgabe bey der Hand haben, und zuerst nachsehen, ob Torellus mit der Basler Ausgabe, und dann erst, ob diese mit den Mspten übereinstimme.

Ausser den eigentlichen Verbesserungen des Textes übernahm Torellus auch noch die Mühe, die in Dorischem Dialekt geschriebene Bücher Archimeds von den häufig darin vorkommenden Atticismen, wie er sagt, zu *reinigen*, bemerkt aber selbst, dass diese Arbeit etwas unsicher sey, indem die verschiedene Dialekte nicht immer so genau von einander geschieden gewesen seyen, dass man nicht hie und da bey dem Attischen Schriftsteller Doricismen und umgekehrt antreffen sollte. Völlige Gleichförmigkeit ist denn aber doch nicht beobachtet worden. So fehlt, um nur eines anzuführen, das *Jota subscriptum* gewöhnlich nach Dorischer Art, an mehrern andern Stellen aber findet es sich doch. Ueberhaupt aber war wohl diese Bemühung des Torellus eben nicht sehr nothwendig. Noch besser aber war es, dass er die zwey, jetzt nur in Attischem Dialekt vorhandenen, Schriften, nicht, wie er anfänglich im Sinn hatte, in den Dorischen umgoss.

Die lateinische Uebersetzung hat er ganz neu verfertigt, weil ihm die in der Basler Ausgabe befindliche öfters, die von Commandin über *einige* Schriften Archimeds vorhandene Uebersetzung aber wenigstens manchmal nicht Genüge that, und er überdem bey einem solchen Werk auch in die Uebersetzung Einheit des Styls bringen zu müssen glaubte.

Ausser den griechisch vorhandenen Schriften Archimeds ist auch noch seine im griechischen verloren gegangene hydrostatische Schrift, die nach Pappus Zeugniss den Titel: *Περι των οχουμενων* gehabt zu haben scheint, und nach einer aufgefundenen alten lateinischen Uebersetzung erstens von Tartaglia, nachher verbessert von Commandin herausgegeben worden ist, hier nach Commandins Recension, wiewohl mit einigen neuen Verbesserungen abgedruckt. Noch ist eine kleine Schrift, unter dem Namen: Lehnsätze, arabisch vorhanden, welche einige Archimed zuschreiben, die ihm aber offenbar schon deswegen nicht zugehört, weil Archimed darin citirt wird. Thebit Ben-Korah solle sie aus dem griechischen ins arabische übersetzt haben, und aus dem arabischen ist sie von Johannes Gravius, und von Abrahamus Echellensis ins lateinische übersetzt

worden.

worden. Ungeachtet auch Torellus die Schrift Archimed abspricht, so hat er sie doch, weil er glaubte, es könnte vielleicht einiges darin von Archimed herrühren, gleichfalls aufgenommen. Anfänglich wollte er sogar die arabische Uebersetzung nach einem zu Florenz in der *Biblioth. Palat.* befindlichen Handschrift herausgeben; allein er konnte die Erlaubniss nicht erhalten, die Handschrift nach Verona bringen zu lassen. Er liefert also bloss die Uebersetzung von Abrah. Echell., an der auch Borellus gearbeitet hatte, jedoch mit Weglassung einiger, wie man weiss, erst später von Arabern beygefügter unnöthiger, zum Theil auch unrichtiger, Zusätze, und mit Verbesserung eines Beweises. Endlich folgen noch aus *Fabricii Bibliotheca Graeca* Stellen aus verschiedenen Schriftstellern über einige Archimed mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit zugeschriebene Erfindungen.

Ausser Archimeds Schriften sind auch noch *Eutocii* Commentarien über einige derselben, und zwar zur Bequemlichkeit des Lesers, jedesmal gleich hinter dem Satz, den sie erläutern, beygefügt worden. Torellus klagt, dass sich noch Niemand gefunden habe, der auch die von Eutocius nicht erläuterte Schriften Archimeds, in denen doch wirklich öfters noch ziemliche Schwierigkeiten vorkommen, mit einem beständigen Commentar begleitet habe. Aber von wem wäre man eher berechtigt gewesen, einen solchen Commentar zu erwarten, als von einem so gelehrten und fleissigen Herausgeber Archimeds, der dies auch um so leichter hätte leisten können, da doch wirklich schon von Andern vieles vorgearbeitet ist, das nur hätte gesammelt und ergänzt werden müssen. Dies ist wirklich als ein wahrer Mangel dieser Ausgabe anzusehen, da doch sonsten auch blosse Uebersetzer Archimeds gewöhnlich ihre Erläuterungen beygebracht haben. Nur bey einer Stelle, nämlich beym 12ten Satz der Schrift von Conoiden, und Sphäroiden findet sich ein freylich sehr nöthiger Zusatz von Torellus.

Uebrigens müssen wir doch auch noch sehen, wie Torellus wenigstens das, was er nun einmal leisten wollte, wirklich geleistet habe. Es soll dies hauptsächlich in der Berichtigung des Texts und Verbesserung der Uebersetzung bestehen. Und wirklich ist eine auch nur flüchtige Vergleichung des hier gelieferten Texts mit der Basler Ausgabe hinreichend, um sich zu überzeugen, dass Torellus an sehr vielen Stellen den öfters ganz unverständlichen Text glücklich verbessert habe. Ob dies aber überall geschehen sey, wo es hätte geschehen sollen, und können, ob Torellus Grund habe zu versichern: *Archimedem totum in integrum restitui, ut nihil jam sit in ejus scriptis, quod hominem Geometriae peritum morari possit; si locum unum excipias, quem suspicor mendosum esse; sed ideo non attigi, quod nihil de eo explorati habeam* u. s. w. und dann wieder: *hoc uno loco excepto reliquos omnes conjiciendo emendavi, ut nullus jam sit, qui negotium legenti facessere possit?* diese Frage möchte doch Rec. keinesweges bejahen. Zum Belege dieses Urtheils werden wir wohl einige Stellen ausheben müssen, die entweder noch offenbare Verbesserung, oder doch Erläuterung nöthig haben, wenn sie so deutlich seyn sollen, *ut nullum negotium legenti facessere possint.* Im Beweis des 4ten Satzes des 1sten Buchs vom Gleichgewicht der Ebenen sagt Archimed: es sey vorhin schon erwiesen worden, dass der Schwerpunkt einer aus zwey andern zusammengesetzten Grösse auf der geraden Linie liege, welche die Schwerpunkte dieser Grössen einzeln genommen verbinde, und doch findet sich kein Wort davon im Vorhergehenden. Müsste man daher nicht annehmen, das Vorhergehende sey verdorben? Denn die Auskunft, die Eutocius giebt, dass er glaube, es folge aus der Erläuterung, die er schon im vorhergehenden Theil seines Commentars gegeben habe, kann auch ohne Rücksicht auf die Richtigkeit oder Nichtrichtigkeit der Folgerung, doch offenbar für Archimeds Text nichts helfen, der sich ja nicht auf des weit spätern *Eutocii* Commentarien berufen konnte. Auch kann man nicht sagen: Archimed berufe sich hier, wie er etwa wohl sonst thut, auf andere von ihm geschriebene, jetzt aber verloren gegangene Bücher, indem offenbar bey dieser Schrift seine Absicht war, alles unmittelbar aus den ersten Grundsätzen herzuleiten.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Wien*, b. Camesina: *Lettera all' Ex-Conte Giuseppe Gorani Lombardo, ora Joseph Gorani, Citoyen François.* 1795. 54 S. 8. Einem so offenbar parteyischen und leichtfertigen Schriftsteller, als Gorani, Uebertreibungen und Unrichtigkeiten nachzuweisen, war eben kein grosser Aufwand von Kunst und Scharfsinn nöthig. Der Vf. begnügt sich damit, die Unzuverlässigkeit mancher von Gorani's geheimen Nachrichten durch einige Beyspiele darzuthun. Eines der auffallendsten ist, dass G. den, zu Anfang unsers Jahrh. verstorbenen Arzt, *L. A. Porzio*, im J. 1780 noch persönlich gekannt haben will. Die beyläufigen Ausfälle auf Philosophie und Aufklärung hätten, der guten Sache unbeschadet, wegbleiben können; auch hätte es sich für einen Schriftsteller, der so streng gegen den unsittlichen Leichtsinn der Weltkinder eifert, nicht übel geschickt, mehrere schmutzige Geschichtchen zu unterdrücken, die er dem Publicum hier zum Besten giebt. — Die mit dem Original zugleich erschienene Uebersetzung liest sich im Ganzen gut, ist aber, wie der Augenschein zeigt, mit grosser Flüchtigkeit hingeworfen.



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. Junius 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Oxford, aus der Clarendonischen Druckerey: *Αρχιμεδους τα σωζομενα μετα των Ευτοκιου Ασκαλωνιτου υπομνηματων etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Bey dem 2ten Zusatz des 5ten Satzes in eben diesem Buch hat zwar Torellus selbst am Rande bemerkt: *forte desit* και εφ εκατερα των μεσων. Allein gerade dies *forte desit* ist viel zu ängstlich, und lange nicht hinreichend. Der Satz würde ja ganz falsch seyn, wenn er sonst nichts enthielte, als was jetzt in dem Text steht, wenn blos die beiden mittelsten Grössen einander gleich, von den übrigen aber gar nichts bestimmt wäre. Es muss also nothwendig in den Text wenigstens so viel aufgenommen werden, als in dem Beweis des 9ten Satzes dieses Buchs steht, nämlich: και παντα τα εφ εκατερα των μεσων. — Am Ende des 11ten Satzes dieses Buchs scheinen die Worte: ομοιως δε λεγομεν σαμεια κεισθαι — ποτι ταις ομολογοις πλευραις offenbares Einschiebsel zu seyn, indem sich ja diese ganze Erklärung schon bey den dem Buche vorangeschickten Grundsätzen völlig eben so findet. — Blosses Versehen scheint es zu seyn, wenn bey dem Commentar des Eutocius zum 7ten Satz dieses Buchs die offenbar sinnlose Lesart των der Basler Ausgabe in den Text aufgenommen ist, und die nach dem Zusammenhange nothwendige Lesart του am Rande als Lesart des Baslers angegeben wird. Gerade umgekehrt sollte του im Text, und των als verworfene Lesart des Baslers am Rande stehen. — Was soll, S. 17 in der Vorrede zur Quadratur der Parabel, die ολου του κωνου τομα in der Uebersetzung: *totius Coni sectio* seyn? Aus dem Zusammenhang lässt sich mit höchster Wahrscheinlichkeit schliessen, wovon Archimed hier reden will. Einmal schimmert doch durch die verdorbene Lesart noch so viel Licht hindurch, dass man sieht, es soll von einem Kegelschnitt die Rede seyn, dessen Quadratur ältere Mathematiker vor Archimed nicht ganz glücklich versucht haben. Und nun welcher der 3 Kegelschnitte war dies? Gewiss nicht die Parabel; denn von dieser sagt Archimed unmittelbar darauf, ihre Quadratur habe noch Niemand seines Wissens versucht. Also entweder die Ellipse oder die Hyperbel. Unter diesen beiden Linien wars ohne Zweifel weit eher die Ellipse als die Hyperbel, theils überhaupt schon um ihrer Aehnlichkeit willen mit dem Kreise — und gerade mit den Versuchen über die Quadratur des Kreises setzt Archimed den Versuch dieser neuen Quadratur in Verbindung — theils auch, weil sich bey dieser der Ellipse allein zukommenden Aehnlichkeit mit dem Kreise begreifen lässt, warum jemand könnte darauf gefallen seyn, blos ihre Quadratur mit Uebergehung der übrigen Kegelschnitte zu versuchen, welches hingegen bey der Hyperbel weit weniger erklärlich seyn würde. Ist aber einmal höchst wahrscheinlich, dass von der Ellipse die Rede sey, so ergiebt sich von selbst, wie die Lesart verbessert werden müsse, nämlich statt τας ολου του κωνου τομας muss es heissen: τας οξυγωνιου κωνου τομας, welches bekanntlich bey Archimed der gewöhnliche Ausdruck für die Ellipse war. Sturms Erklärung, nach welcher selbst die recipirte Lesart eine Ellipse bedeuten soll, ist zwar sinnreich, kann aber doch, so lange sie nicht durch den Sprachgebrauch, wenigstens auch nur in einem einzigen andern Beyspiel, bestätigt ist, nicht wohl angenommen werden. Uebrigens ist deswegen nicht gerade nothwendig, wie Sturm meynt, die folgende Worte: και ευθειας auszulassen. — In eben dieser Schrift beym Anfang des 6ten Satzes sollte statt: ορωμενον επι ορθου ποτι τον οριζοντα και τας AB γραμμας wohl stehen: ο. ε. ο. π. τ. ο. και δια τας AB γραμμας. Man denke sich eine Ebene, die auf den Horizont senkrecht ist, und durch die Linie AB geht. — Ebendas. im 7ten Satz sind die Worte και κρεμασθω κατα το B το ΓΔΗ τριγωνον so wie sie hier stehen, offenbar unächt. Es wird ja erst in der Folge noch einmal gesagt: και κρεμασθω το ΔΓΗ τριγωνον, und zwar nicht κατα το B, sondern: εκ των B, Γ σαμειων. Jene ersten unrichtigen Worte müssen also entweder ganz weggestrichen werden, oder man kann höchstens nur die Worte: και κρεμασθω κατα το B beybehalten, und sie alsdann auf den Wagbalken beziehen, auf eben die Art, wie sie auch im Anfang des Beweises des 14ten Satzes stehen. Eben so muss auch im 8ten Satz statt: και κρεμασθω κατα το B το ΓΔΕ τριγωνον ορθογωνιον gelesen werden: και κρεμασθω κατα το B, και εσω το ΓΔΕ τρ. ορθ. In eben diesem 8ten Satz muss S. 22 lin. statt εχον gelesen werden: εχει. Eben so S. 30 lin. 5 von unten. — S. 31 im Zusatz zum 23sten Satz sind aus der Basler Ausgabe die unverständlichen Worte beybehalten: ωστε ειμεν τα περιλειπομενα τμαματα παντος ελασσονα, του προτεθεντος χωριου. Es muss heissen ω. ε. τ. π. τ. ελασσονα παντος τ. π. χ., oder doch wenigstens das Comma nach ελασσονα weggestrichen werden. — S. 37 lin. 43 sind aus der Basler Ausgabe die Worte beybehalten: την απο του B επι την AB καθετον αγομενην. Ουτως γαρ παντως αξων εστιν η BΔ. Hier sind erstens die letzten Worte von ουτως an offenbar ganz unrichtig und falsch, wenn man nicht annehmen will, dass noch etwas weiteres in dem Text gestanden habe, was aber ganz überflüssig ist. Und statt:

εστι

ἐπι την AB muſs es heiſsen: ἐπι την ΑΓ. — S. 40 Eutocius führt hier aus *Apollonii Conicis* eine Erklärung von dem an, was man ähnliche Abſchnitte der Kegelſchnitte nennt. Allein, wenigſtens in der von Halley aus dem arabiſchen verfertigten lateiniſchen Ueberſetzung von Apollonius, findet ſich noch die von Eutocius weggelaſſene wichtige nähere Beſtimmung, daſs die Grundlinien mit den Durchmeſſern in beiden Abſchnitten gleiche Winkel machen müſſen. Freylich ſcheint es faſt, als ob Archimed auf dieſe Beſtimmung keine Rückſicht genommen hätte. Ueberhaupt aber ſind hier und in einigen der folgenden Satze Archimeds noch Dunkelheiten zurück, die ganz unerörtert geblieben ſind. — S. 41. Hier citirt Eutocius das erſte Buch von der Kugel und dem Cylinder in einer Sache, von der in dieſem Buch gar nicht die Rede iſt. Wohl aber kommt die Materie in dem Zuſatz zum 20ſten Satz des Buchs von der Quadratur der Parabel vor. Es ſollte alſo wohl der Text verbeſſert, und dies Buch citirt werden. — S. 43 ſcheint am Ende von Eutocius Beweis noch etwas zu fehlen. Es ſoll ja nämlich, um den Schwerpunkt des ganzen Stücks zu finden, nicht die Linie ET, ſondern EX in dem dort angegebenen Verhältniſs getheilt werden. Es müſste alſo noch hinzugeſetzt werden: wenn ſchon ET in dieſem Verhältniſs getheilt einen Punkt oberhalb P angebe, ſo müſſe dies noch vielmehr bey der nach eben dieſem Verhältniſs getheilten Linie EX ſeyn. S. 43 im 6ten Satz. Sollte hier nicht ſtatt: ταν μεταξυ ευθειαν των κεντρων τυ βαρεος τυ τμαματος και τυ εγγραφεντος ευθυγραμμυ beſſer alles in dieſer Ordnung ſtehen: ταν μεταξυ τ. κ. τ. β. τ. τ. κ. τ. εγγρ. ευθ. ευθειαν? Im Beweis dieſes Satzes S. 44 ſcheint auch noch Unordnung zu ſeyn. — S. 57 lin. 15 ποτι αυτας. Dies iſt unverſtändlich, und muſs heiſsen ποτι αυταν. Schon die Basler Ausgabe hat: προς αυτην. — S. 58 müſſen die an dem Rand mit dem allzuſchüchternen *forte* angegebenen Leſearten nothwendig in den Text aufgenommen werden. — S. 64 lin. 5 von unten ſollte es wohl ſtatt κατ αυτων heiſsen: κατ αυτης. — S. 72 die 3te Linie von unten und die folg. Eutocius will hier Archimeds Worte erläutern, und führt ſie ſo an: Η αρα ΝΓ πολυγωνυ εστι ισοπλευρυ, και αρτιου πλευρ. Allein dieſe zwey letzten Worte ſind gar nicht in Archimeds Text, und gehören auch, wenn ſie gleich an ſich wahr ſind, gar nicht zur Sache. Wenn aber Eutocius noch weiter hinzuſetzt: δηλον, οτι και η τυ τεταρτημοριυ περιφερεια εις αρτιακις αρτιον τον αριθμον ισας διαιρεθησεται περιφερειας; ſo iſt dies offenbar falſch. Denn Archimed heiſst ja den rechten Winkel ΔΗΓ nur ſo lang theilen, bis man auf einen Winkel komme, der kleiner ſey, als der doppelte Winkel ΛΚΜ. Wie nun, wenn der Winkel ΛΚΜ gröſser wäre, als 45 Grade (welches allerdings möglich iſt), und mithin der doppelte Winkel ΛΚΜ gröſser als 90 Grade, folglich ſchon gröſser als der Winkel ΔΗΓ? Da brauchte man ja dieſen letzten Winkel gar nicht erſt zu theilen, und es würde alſo η τυ τεταρτημοριυ περιφερεια in gar keine Theile, alſo noch vielweniger gerade in ſolche Theile getheilt, deren Anzahl αρτιακις αρτιος oder durch 4 theilbar wäre. Faſt ſollte man alſo denken, dieſes ganze Stück von Eutocius Commentar ſey unächt. Wenigſtens iſt es, wenn es auch von Eutocius ſeyn ſollte, offenbar falſch, welches immer hätte bemerkt werden müſſen. — S. 103. Im 25ſten (nach der Basler Ausgabe 24ſten) Satz des Buchs von der Kugel und dem Cylinder ſtehen in der Basler Ausgabe folgende Worte: και της ιση· πασαις ταις επιζευγνυυσαις τας πλευρας τυ πολυγωνυ (τετραπλευρη), και παραλληλυς υσας u. ſ. w. Statt des in Klammern eingeſchloſſenen freylich wohl unrichtigen τετραπλευρη hat Torellus: ως τετραπλευρυς γινεσθαι, welches, ſo wie es da ſteht, gar keinen Sinn giebt, denn die Seiten können doch wohl nicht viereckicht werden. Aus der Ueberſetzung aber ſollte man wohl ſchlieſsen, es ſey dies ein bloſser Druckfehler, und ſolle heiſsen: ως τετραπλευρα γινεσθαι. So kommt freylich zur Noth ein Sinn heraus: aber es wird wenigſtens etwas ganz überflüſſiges, und zur Sache nicht gehöriges geſagt, was ſonſt gar nicht Archimeds Sache iſt. Die Handſchriften haben alle: τυ πολυγωνυ τετραγωνυς, was freylich auch keinen Sinn giebt. Sollte man nicht ſtatt τετραγωνυς leſen können τετραπλευρυ eines viertheilichten Vielecks, ſo daſs dies eben das hieſse, was hernach in dem Beweis des Satzes ſo ausgedrückt wird: πολυγωνον, ου αι πλευραι υπο τετραδο; μετρυνται? Ferner ſind die aus der Basler Ausgabe beybehaltenen Worte: παραλληλυς υσας offenbar unrichtig. Sie müſſen ſich auf ταις επιζευγνυυσαις beziehen, und folglich heiſsen: παραλληλοις υσαις. — Was endlich die Stelle S. 218 betrifft, welche Torellus noch für die *einzige* verdorbene hält, und die er gar nicht, oder nur durch Wegwerfung eines Theils des Textes zu retten weiſs; ſo ſcheint es Rec., ſie könne mit geringer Veränderung der Leſart völlig gut hergeſtellt werden. Archimed hatte nämlich geſagt, Conon habe mehrere wichtige Sätze vorgetragen, aber wegen ſeines zu frühen Todes ohne Beweis gelaſſen, davon habe *er* die meiſte in ſeinem Buch von der Kugel und dem Cylinder erwieſen; es finden ſich aber auch zwey Sätze darunter, die, wie er gleichfalls erwieſen habe, ganz falſch ſeyen. Nun führt er dieſe Sätze an, aber ſo, daſs nach der bisher gewöhnlichen Erklärungsart *drey* falſche Sätze herauszukommen ſcheinen, welches, wie Torellus richtig erinnert, theils der vorigen Angabe widerſpricht, theils auch deswegen unwahrſcheinlich iſt, weil die zwey erſten dieſer Sätze einander ſo offenbar widerſprechen, daſs Conon dies ſicher bemerkt haben müſste. Allein dieſe Schwierigkeiten heben ſich durch eine einzige Aenderung der Leſart. Der von Archimed als falſch ausgezeichnete, von Conon wahrſcheinlich nur ganz kurz ohne weitere Erläuterung ausgedrückte Satz war nämlich dieſer: Αικα σφαιρα επιπεδω τμαθη εις ανισα, το μειζον τμαμα ποτι το ελασσον διπλασιονα λογον εξει η α μειζων επιφανεια ποτι ταν ελασσονα. Was nun Archimed weiter hinzuſetzt, muſs nach Rec. ſo verſtanden und erläutert werden: dieſer Satz kann, ſo wie er von Conon ausgedrückt iſt, auf doppelte Art verſtanden werden. Entweder nämlich verſteht er unter dem Wort τμαμα die auf dem *Durchmeſſer* der Kugel abgeſchnittene ungleiche Theile, oder die *Kugelabſchnitte* ſelbſt. In beiden Fällen aber iſt der

der Satz unrichtig, wie aus dem dir überschickten Buch von der Kugel erhellt. Denn in demselben kommen noch folgende besondere Sätze vor (κεχωριςαι γαρ εν αυτοις τοδε. Dies ginge also nicht, wie man's bisher verstanden hat, auf Conons, sondern auf Archimeds Schriften, und muss nicht, wie auch Torellus thut, übersetzt werden: *Atque hoc etiam in illis sejunctum erat*, sondern, wie das Griechische lautet: *Etenim in illis sejunctim proposita erant, quae sequuntur.*) Erstens, wenn eine Kugel durch eine auf einen Durchmesser senkrechte Ebene in zwey ungleiche Theile getheilt wird; so verhält sich die *Oberfläche* des grössern Theils zu der des kleinern, wie der grössere Theil des Durchmessers zum kleinern. (Hier müsste also nur statt: το μειζον τμαμα ποτι το ελασσον τον αυτον εξει λογον gelesen werden: α τω μειζονος τμαματος επιφανεια ποτι ταν τω ελασσονος oder noch kürzer bloss: α μειζων επιφανεια ποτι ταν ελασσονα, und so verwandelte sich der zweyte nach der bisherigen Erklärung Conon aufgebürdete falsche Satz in einen wahren von Archimed gelehrten Satz. Freylich kommt dieser Satz nicht *wörtlich* so in Archimeds Schrift von der Kugel und Cylinder vor, aber er folgt doch unmittelbar aus Vergleichung des 48sten und 49sten (nach der Basler Ausg. des 40sten und 41sten) Satzes des ersten Buchs jener Abhandlung, oder kann noch leichter als Zusatz aus dem 4ten Satz des IIten Buchs abgeleitet werden, und Archimed pflegt auch sonst Sätze, die sich ganz leicht aus den von ihm erwiesenen ableiten lassen, als solche anzuführen, die er erwiesen habe). Zweytens habe ich erwiesen, dass der grössere Kugelabschnitt u. s. w. (Hier würde Rec. statt: το γαρ μειζον τμαμα τας σφαιρας noch lesen το δε u. s. w.) In welchem Sinn also Conon das Wort τμαμα nehmen mag; so bleibt immer also sein Satz falsch.

Dies wird wohl hinreichend seyn, um zu erweisen, dass noch vieles in dem Text zu berichtigen übrig geblieben seye. Was nun die Uebersetzung betrifft, so haben wir sie zwar in den meisten Stellen richtig und gut gefunden, doch ist sie auch noch an manchen Stellen undeutlich, hie und da unrichtig, und selbst manchmal schlechter, als die bereits vorhandenen Uebersetzungen. So sind S. 3 im Beweis des 2ten Satzes die Worte: επει ισορροπεοντων τω ετερω ποτιτεθη τι unrichtig übersetzt: *id enim gravium, quae librantur, alteri adjectum est.* In der Basler Ausgabe steht besser: *cum alteri aequiponderantium sit aliquid adjectum.* Ebendas. ist der 3te Satz so ausgedrückt: *Inaequalia gravia ab inaequalibus longitudinibus suspensa librantur, et quidem majus suspensum à minore longitudine.* Weit deutlicher steht in der Basler Ausgabe. *Si gravia inaequalia in distantiis inaequalibus suspensa, aequaliter ponderent: majus in minori, minus in majori distantia suspendetur.* - S. 20 beym 6ten Satz des Buchs von der Quadratur der Parabel, sind die Worte: επι ορθω ποτι τον οριζοντα και (δια) τας AB γραμμας bloss übersetzt: *in plano ad finitorem recto.* Es muss noch hinzugesetzt werden: *ac per rectam AB transeunte.* — S. 39 lin. 10. 11, sind die Worte: εις τως απο μοναδος εξης αριθμως τεμνονται ganz falsch übersetzt: *secari in numeros ab unitate deinceps impares.* Richtiger in der Basler Ausgabe: *in numeros ab unitate consequenter dispositos.* — S. 54 folg. werden im griechischen τομευς und τμαμα sorgfältig unterschieden, jenes Wort wird von dem zwischen zwey geraden Parallelen, und zwey Parabelstücken eingeschlossenen Raum, dies von dem zwischen Einer geraden Linie und Einem Parabelstück eingeschlossenen Raum gebraucht. Die Uebersetzung hat beidemal: *segmentum.* Besser schon die Basler Ausgabe und auch Rivalt für jenes: *frustum*, für dieses: *portio.* — S. 110 im 34sten (nach der Basl. Ausg. 30sten) Satz des 1. B. von der Kugel und Cylinder, ist das Ende der Worte: εαν η εν σφαιρα σχημα εγγεγραμμενον, και αλλο περιγεγραμμενον υπο ομοιων πολυγωνων, τον αυτον τροπον τοις προτερον κατεσκευασμενοις, wo freylich vielleicht auch noch im griechischen besonders in Ansehung des letztern Worts zu ändern, und vielleicht κατεσκευασμενα zu lesen wäre, ganz unrichtig so übersetzt: *circumactis polygonis iis, quae supra constructa sunt, similibus.* Weit besser die Basl. Ausgabe: *Si sint figurae, sphaerae inscripta et circumscripta, ut supra dictum est, à duabus planis figuris per circumvolutionem productae.* — S. 163 lin. 39 folg. heisst es: Των μεν τοι ζητεμενων ειχον την υποςασιν, εν μεσει δε την Αρχιμηδει φιλην δωριδα γλωσσαν απεσωζον. Dies ist übersetzt: *Quae porro quaeruntur, proposita erant Dorica lingua, quam Archimedes inprimis amat.* Es muss heissen: *Continebant enim potissima eorum, quae hic quaeruntur, capita, ac scripta erant lingua Dorica Archimedi familiari.*

Das bisher gesagte hat übrigens keineswegs die Absicht, das wirklich grosse Verdienst, das sich Torellus durch diese Ausgabe und Bearbeitung Archimeds erworben hat, herabzusetzen, sondern bloss zu zeigen, dass noch etwas mehr Fleiss darauf hätte gewendet werden können und sollen. Vielleicht wäre aber auch noch mehr geschehen, wenn Torellus selbst die Ausgabe noch erlebt hätte. Wenigstens glauben wir, nach der Versicherung, die Torellus am Ende seiner Vorrede von seinen bereits zu einem sorgfältigen Druck gemachten Anstalten giebt, dass alsdann diese sonst sehr schöne Ausgabe nicht mit so jämmerlich vielen Druckfehlern verunstaltet worden wäre, als jetzt leider geschehen ist. Hr. Robertson, dem die Sorgfalt für den Druck von der Oxforder Academie aufgetragen war, und der auch einige Erläuterungen über ein paar Sätze von Archimeds hydrostatischen Schriften beygefügt hat, hat sich an den Manen des Syrakusaners schwer versündigt, dass er bey der Correctur des Werks mit einer bey einem solchen Schriftsteller, und einer solchen Ausgabe so ganz unverzeihlichen Nachlässigkeit zu Werk gegangen ist. Fast auf jeder Seite hat Rec. mehrere Druckfehler bemerkt, freylich meist nur in Accenten und Interpunctionen, doch aber auch noch auffallendere, z. B. S. XVIII unten: *orationis filus*, S. 120 in dem 42sten Satz, und eben so S. 121 in der Erläuterung des Eutocius: *Eundem centrum*, S. 123 lin. 38 *uno* statt *Cono*, S. 108, 30ster Satz: *figurae sphaerae inscriptae* statt *circumscriptae*, S. 7. Prop. VIII zweymal: *totae*

totae magnitudinis centrum statt *totius*, S. 10 lin. 19. δυνατον statt δυνατόν. S. 72 lin 2, ισοπλευρη statt ισοπλευρα und so in unzähligen andern Stellen. Auch dies verdient Tadel, dass die zwischen den Text eingedruckte Figuren immer *nur einmal* beym Anfang eines Satzes abgedruckt sind, wenn man sie gleich oft noch ein paar Seiten hindurch bey dem Beweis des Satzes gleichfalls vor Augen haben sollte.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, in der Dollischen Buchh.: *Anna Boley*, *Königin von England*. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen von *Jos. Korompay*, Schauspieler. 1794. 159 S. 8.

In diesem Stücke sind Scenen auf Scenen gehäuft; der Gang der Handlung wird unaufhörlich unterbrochen; die Charaktere sind meistens aus der Luft gegriffen; und wir begreifen nicht, wie die Austheilung der Turnierpreise hineinkommt, da sie ganz unpassend und ein elender Behelf ist. Lord *Belton* ist der Lord *Hervies* aus *Marie Stuart*; kein Charakter ist ganz ausgeführt; die Situationen entspringen nicht sowohl aus dem Stoffe selbst, als vielmehr aus der Berechnung des Vf.: sie sind — Theater-Coups! so wie auch die Entwicklung. Der Dialog ist unerträglich gedehnt; die Sprache ist bald schwülstig, bald gemein und oft unrichtig; z. B. *gnadenvolle* Hand — *Wonnezänkerey* der Liebe — blicke in die Zukunft, und *schrecke dich* an ihren Folgen — Könntest du *dir* nicht fürchten? — Sie *schlägt* (fällt) zur Erde — Gott und Natur an Beweisen gegen Ungerechtigkeit arm plündern!!! —

BERLIN, b. Maurer: *Pigmalion oder die Reformation der Liebe*, ein lyrisches Drama in 2 Handlungen, von *Carl Herklots*. 1794. (Sehr geschmackvoll mit lateinischen Lettern gedruckt). 127 S. 8.

Dieses Singspiel ist eine schöne Allegorie; der Sieg der Venus Urania über die Venus Cypris ist der Inhalt desselben. Der Stoff ist mit Wärme und Delicatesse behandelt. Die Hypothese von der Belebung der Statüe Pygmalions ist neu und schön; sie wird Wirkung machen, wenn sie auf der Bühne gut ausgeführt wird. Die Versification ist fliessend, die Diction einfach, ohne Prunk, wahr und warm; und ein geistvoller Tonsetzer hat ein weites Feld vor sich. — Einige Unrichtigkeiten sind indessen uns aufgefallen. Man sagt nicht: *ich entspinne einen Plan*. In der jüngstvergangenen Zeit heisst es auch: es *entspann sich* und nicht *entsponn*, wie der Vf. es im ersten Chore braucht, wo er schreibt:

Söhne zyprischer Geschlechter
sind des frechen Plans Verfechter,
den sein Uebermuth *entsponn*.

Ferner schreibt er: *nieden* statt: *hienieden* — *vergülden* statt *vergolden*.

Euch winkt ein Götterleben,
gekeltert aus den Reben
erhabner Schwärmerey!!

Welch eine wunderbare Allegorie! wie konnte ein Mann von Geschmack so etwas schreiben? Wie fängt man es an, *das Leben zu keltern?*

LEIPZIG, b. Hilscher: *Friedrich Ehrenwerth*, *oder die gescheiterte Kabale*. Schausp. in 4 A. von *C. F. F.* 1794. 124 S. 8.

Wahrscheinlich hat der Vf. bey dieser Arbeit manche Scenen und Charaktere andrer Stücke vor Augen gehabt, und gesucht, danach seine Personen und Situationen zu zeichnen. Allein alles ist nur eine verunglückte Copie. Der Plan ist gedehnt, fehlerhaft durch Unwahrscheinlichkeiten; keiner der Charaktere ist gut angelegt, vielweniger ausgemalt; nirgends findet man Neuheit, nirgends Interesse; eine regierende Fürstin geht in der Nacht *allein* spatzieren, um Unglücklichen zu helfen, und wird statt eines andern Mädchens entführt! — Die Kabale des Hofmarschalls, der dieses Mädchen liebt, wird durch einen Brief entdeckt, den der Jude Lazarus in einem Rocke des Hofmarschalls findet, welchen er dessen Kammerdiener abgekauft hat etc. Der erste Act ist unerträglich lang, und mehrere Scenen sind mit so seichtem, munter seyn sollendem Geschwätze angefüllt, dass sie kein denkender Zuschauer aushalten wird. Ueberhaupt glaubt Rec. bemerkt zu haben, dass der Vf. sich sehr gern hört. Das könnte man ihm nun wohl verzeihen, wenn er nur gut spräche.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Regensburg*, b. Montag u. Weisse: *Die Verwandelung*; ein Lustspiel. 1793. 48 S. 8. Ein Justizrath ist in ein liederliches Fräulein verliebt, das ihn, nebst ihren Helfershelfern, betrügt. Der Einfall eines armen Studenten, den Schlafrock des Justizraths anzuziehn, und seine Rolle in dessen eignem Hause zu spielen, giebt Veranlassung zur Entdeckung des Betrugs. Die Ausführung dieser elenden Intrigue ist höchst platt, und einer Kritik vollkommen unwürdig.



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. Junius 1795.

PHYSIK.

Göttingen, b. Dietrich: *Anfangsgründe der Chemie*, von *Joh. Christ. Polyc. Erxleben*, weil. der Weltw. D. u. Prof. auf der Georg Augustus Universität etc. *Mit neuen Zusätzen vermehrt* von *Joh. Christ. Wiegleb.* 1793. 514 S. Nebst Inhalt und Register. 8.

Dieses Erxlebensche Handbuch fand bey seiner ersten Erscheinung im Jahr 1775 den Beyfall, welchen es verdiente; da es das erste chemische Lehrbuch war, welches den damaligen Umfang dieser Wissenschaft zusammenhängend, und in gedrängter Kürze, vortrug, und daher sehr gut zum Leitfaden akademischer Vorlesungen diente. Nach dem Masse aber, in welchem sich, in den beiden folgenden Jahrzehenden, die Gränzen dieser Wissenschaft erweiterten, konnte auch dieses Lehrbuch, in seiner ersten Ausgabe, seine Bestimmung nicht mehr hinreichend erfüllen; welches jedoch nun, in der gegenwärtigen neuen Ausgabe, durch die Zusätze des Hn. *Wiegleb's*, wobey der Text selbst unverändert geblieben ist, einige neue Brauchbarkeit erhalten hat. Von diesen Zusatzen sind diejenigen, welche blos in Berichtigungen bestehen, als Anmerkungen angehängt; diejenigen aber, welche später entdeckte chemische Gegenstände betreffen, sind, in Supplement-Paragraphen gehörigen Orts eingeschaltet. Auch das Verzeichniss der Schriftsteller hat an Ausführlichkeit gewonnen. So ist z. B. das, der Lehrbücher und Systeme, deren in der ersten Ausgabe nur 27 aufgeführt sind, bis zu 97, und das, der technisch-ökonomischen Chemie von 9 bis zu 45, vermehrt. Auch ist eine neue Rubrik von 36, die Alchemie bestreitende, Schriften hinzugekommen.

In der Anm. zu §. 116 bestreitet Hr. *W.* die vermeyntliche Verwandlung des Wassers in Erde, wovon *Erxleben* sagt: er könne diese Behauptung so ganz unwahrscheinlich nicht finden, mit allem Rechte. Wenn aber Hr. *W.* weiter äussert: die neuere Behauptung von der Zusammensetzung des Wassers aus brennbarer und Lebensluft beruhe auf falschen Beobachtungen und Erfahrungen; so lässt dieses zweifeln, ob er selbst schon Gelegenheit zur Anstellung oder Beobachtung vollständiger Wassererzeugungs Versuche gehabt habe. — In dem eingeschalteten §. 215. b. wird irrig Schottland als der Geburtsort der natürlichen reinen Schwererde genannt. Auch ist die Vorschrift: die durch Schmelzen des Schwerspaths mit Alkali erhaltene Masse mit Wasser auszuziehen, den Ueberrest mit Salz- oder Salpetersäure aufzulösen, und daraus die Erde mit Alkali niederzuschlagen, zur Erlangung einer, von fremden Erden und Metallkalken ganz freyen Schwererde nicht hinreichend. — Dass, nach §. 218 Anm. das, was die meisten Brunnenwasser nach dem Abrauchen hinterlassen, nicht sowohl Kalk-, als Gypserde, sey, ist doch im Allgemeinen nicht der Fall. — Der Nickel giebt, nach der Erfahrung des Rec. in der Verglasung nicht, wie Hr. *W.* §. 623. Anm. sagt, eine grünliche, sondern allerdings eine braune, nach Umständen auch wohl eine violette Farbe. Eben so wenig kann Rec. mit Hn. *W.* §. 793. b. den krystallisirten Braunstein für reines Braunsteinmetall annehmen. — Ein arger Druckfehler lässt §. 793. i. das Uranmetall 6mal *leichter* seyn, als Wasser. — Uebrigens drehen sich die von Hn. *W.* gegebenen Erklärungen gänzlich noch um das ältere Brennstoffsystem. Daher hält er z. B. §. 122. b. den Zucker noch für ein, durch Phlogiston abgestumpftes, saures Salz; behauptet §. 185. Anm. mit Gewissheit, dass der brennbare Grundstoff der Kohle mit dem, in der brennbaren Luft, einerley sey; siehet, bey §. 254. den Weingeist, so wie bey §. 291, den Essig, für bloss ausgeschiedene Bestandtheile an; erklärt, §. 230 Anm., die zugenommene Schwere (das zugenommene Gewicht) des frisch verbrannten Phosphors, §. 360, der Schwefelsäure, und §. 810, Anm. der verkalkten Metalle, durch die, jetzt ganz gefallene Hypothese von der negativen Schwere des Phlogistons, u. s. w. — So beträchtlich die Wiegleb'schen Zusätze sind, so ist doch im Texte noch manche Stelle übrig geblieben, die einer ebenmässigen Berichtigung bedurft hätte, z. B. §. 673: dass die, bey Auflösung des Eisens in Salpetersäure sich entwickelnde Luft entzündbar sey; §. 675: dass die salzsaure Eisenauflösung sich nicht krystallisiren lasse, u. m. — Dem §. 815 in welchem *Erxleben* der Möglichkeit der Metallverwandlung das Wort redet, hat Hr. *W.* eine ausführliche Anm. angehängt, in welcher er vornehmlich auch die Einwürfe beantwortet, welche E. in seiner physikalischen Bibliothek, bey Revision der Wiegleb'schen Untersuchung über die Alchemie vorgebracht hat.

Stendal, b. Franzen u. Grosse: *Polydor Lewis*, d. A. K. Doct. Mitgl. d. Soc. zu Edinburg u. Oberhospitalarzts auf der Insel Wight, *philosophische Untersuchung der Natur und der Eigenschaften des gemeinen Wassers; nebst Beobachtungen über seine medicinischen Kräfte.* Aus d. Englischen. 1792. XVI u. 142 S. 8.

Eigenthümliches Neues enthält dieses Büchlein nicht; sondern der Vf. hat die Materien seines Gegenstandes aus ältern und neuern Schriftstellern zusammengetragen, und zu einer brauchbaren Uebersicht der Naturgeschich-

schichte des Wassers geordnet. Der Inhalt ist unter folgende Rubriken gebracht: *Wasser im festen Zustande; vermeyntliche Verwandlung des Wassers in Erde; das Gefrieren des Wassers; Wasser im flüssigen Zustande; Wasser im luftigen oder dunstigen Zustande; Bestandtheile des Wassers; medicinische Eigenschaften des gemeinen Wassers; Vergleichung der verschiedenen Arten von Wasser; Verbesserung des Wassers; Kennzeichen eines gesunden Wassers.* Aus der Verlegenheit, worein sich der Vf. durch seine buchstäbliche Annahme der mosaischen Schöpfungsgeschichte versetzt sieht, dass nämlich das Wasser sogleich bey seiner Erschaffung gefroren seyn müsse, weil es früher, als die Sonne, erschaffen sey, hilft er sich S. 19. durch den Satz, dass die Erde, gleich von ihrem ersten Anfang, diejenige Wärme bekommen habe, welche zu den Absichten, wozu sie dienen sollte, nothwendig war. Nach einer, S. 25. angeführten, in Petersburg gemachten, Erfahrung des D. *King*, über das Verlöschen des vegetabilischen Lebens, wird, in strengen Wintern, der gefrierende Saft oft so beträchtlich ausgedehnt, dass er Bäume mit einem schrecklichen Knalle, wie von einem Kanonenschusse, auseinander bersten macht. Der Vf. berichtet, dass sich dieses, im J. 1740, auch in dem südlichen Theile von England ereignet habe, als das Thermometer nur 1 Grad unter Null stand.

Unter den verschiedenen Versuchen, das Seewasser trinkbar zu machen, verdient folgender ganz einfache Process S. 115, durch welchen ein Hr. *Allen*, zu *Newhaven* in Amerika, über alles Erwarten glücklich gewesen seyn soll, bekannter gemacht und weiter versucht zu werden; zumal es ein merkwürdiges Beyspiel einer Abscheidung chemisch aufgelöseter Stoffe durch eine blosse mechanische Behandlung seyn würde. In ein Oxhoft wird, etwa 3 bis 4 Zoll über der Mitte, ein falscher Boden, mit häufigen durchbohrten Löchern, befestigt, und darüber ein Seihetuch von Flanell gelegt. Das Fass wird hierauf mit feinstem Sande beynahe angefüllt, und dieses fest zusammengestampft. Durch eine Rohre, die mit dem Raume zwischen den beiden Boden in Gemeinschaft stehet, und bis zu einer grosen Höhe über den obern Rand des Fasses hinausragt, wird das Seewasser eingegossen, welches, weil es wegen seiner Höhe nach allen Richtungen drückt, durch den Sand bis oben in das Fass dringt; wo man es rein, und von den Salztheilen befreyet, abschöpfen kann. — Unter den angeführten Mitteln, faulende Wasser wieder zu verbessern, ist die Anwendung des reinen Kohlenpulvers dem Vf. noch nicht bekannt gewesen. — Die Uebersetzung scheint getreu zu seyn; nur einige Ausdrücke, z. B. S. 70, *lustige* Schwererde, hätten besser gewählt seyn können. S. 97, wird *Hume* in Danzig, ohne Zweifel *Hanov* heissen sollen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STRASBURG, in der akad. Buchh.: *Reise in die französischen Pyrenäen.* Als ein Anhang zu den Reisen des Hrn. *Ramond de Carbonnieres.* Aus dem Französischen. 1790. 281 S. gr. 8.

Weder der Name des Vf. noch der des Uebersetzers, noch der Titel des Originals, noch die Zeit, wenn die Reise unternommen wurde, findet sich angegeben. Man kann, sagt der Vf. — und wer möchte daran wohl zweifeln? — *Gascogne* auch in einer andern Absicht durchreisen, als um Anekdoten und witzige Einfälle zu sammeln. Sein Zweck war, die Natur und die Bewohner der Gegenden, durch die sein Weg ihn führte, zu beobachten, und nur einzelne Facta und *seine* Bemerkungen darüber mitzutheilen, nur Materialien zu geben, aus welchen eine geübtere Hand ein Gebaude aufführen könne. Jene Facta sind nicht blos statistische, sondern auch historische. Ein eigener Abschnitt, der gerade nicht zu den kleinsten im Buche gehört, führt, und zwar mit Recht, die Aufschrift: historische Notizen über *Bigorre*. Der Werth beider ist sehr verschieden und weder jene, noch diese sind in einer solchen Vollständigkeit mitgetheilt, dass sich daraus irgend ein befriedigendes Ganze aufstellen liesse. Auch findet man unter den gesammelten Factis, so wie unter den Bemerkungen so viel halb wahres und ganz falsches, und vorzüglich in der gleich anfangs mitgetheilten Schilderung der Bewohner der ehemaligen Grafschaft *Bigorre* so unvereinbare Züge und so manches schiefe, unverständliche und überspannte, dass man fast in Versuchung geräth, das Buch aus der Hand zu legen. Demungeachtet enthält das Werk schätzbare Beyträge zur Länderkunde; einzelne Schilderungen sind recht glücklich gerathen, und, einige zu derbe, zu gemeine und zu ungewöhnliche Ausdrücke und Wendungen abgerechnet, liest sich die Uebersetzung ganz gut.

Die Eintheilung der ehemaligen Grafschaft *Bigorre* in den *Rustaner* (Rústan), den *Plainer* (die Ebene), und in das *Thalerland* (das Gebirge) ist, wie man sieht, noch die alte. Die Lange dieses Landes mag 16, die gröſste Breite 7 Stunden austragen. Pomeranzen- und Olivenbäume können hier den Winter nicht aushalten, wenigstens gedeihen die Letztern nur an der Mittagsseite dicker Mauern. Der Vf. glaubt, dies rühre einzig daher, weil die Pyrenäen die Wärme Spaniens auffingen, und weil *Bigorre*, offen auf der Nordseite, den Nordwind ungeschwächt erhalte. Lorbeer- und Feigenbäume aber wachsen zu grossen Bäumen und die Myrthen zu grossen Gesträuchen empor. Man kennt hier nur zwey Jahrszeiten. Der Sommer folgt gleich dem Winter, und sehr kühle Nächte können auf brennend heisse Sommertage folgen. Mittagswinde können dabey in einem Augenblick die Atmosphäre verändern, und erstickende Warme erzeugt oft epidemische Krankheiten. Grosse Verschiedenheit zeigt sich allerdings im Charakter des *Gascogner* und seiner Nachbaren der Spanier, aber für Nationaltugend hält man in Spanien gerade nicht die spanische Gravität, und mehr als auffallend ist die Behauptung, dass die Freude des Franzosen nur eine öffentliche und nur durchaus rauschend sey und dass des Franzosen Glück einzig in der Meynung bestehe, die andere davon haben. Der bloss aus Hügeln bestehen-

bestehende Rustan leidet sehr durch Hagelschlag und Stürme; doch erzeugt er die besten Weine in der Provinz; Weine, die den Bearnern wenig nachgeben. Knechtschaft, drückende Abgaben und Lehnsdienste haben alle Aehnlichkeit des Bewohners des Rüstan mit den stolzen und muthigen Thalbewohnern vertilgt. Der Unterschied zwischen dem Bigorrer und dem Bewohner Armagnacs ist äusserst auffallend. Dieser gleicht einem Bettler, ist abgezehrt, mager und bleich, schon seine stockende röchelnde Stimme verkündigt sein Elend. Der mit Kieseln bedeckte und mit Strohhütten und unbewohnten Schlössern besäete Rüstan hat keine einzige Stadt; man zählt im ganzen Lande nur 65 unansehnliche Ortschaften. Herrliche Strassen, auf beiden Seiten mit Nussbäumen bepflanzt, geräumige Häuser, lebhafte und starke Männer, schlanke und frohe Weiber, zahlreiche Kinder und Wohlhabenheit und Glück sieht man in der Ebene, aber weder grosse Städte noch Palläste. *Tarbes*, die Hauptstadt von *Bigorre*, die 2000 Einwohner hatte, liegt gerade im Mittelpunkt und gleich weit von den vornehmsten Städten der Provinz entfernt. Die vortrefflichen Heerstrassen begünstigen hier sehr den Getreidehandel. Der Kunstfleiss der Bigorrer ist erloschen und seine Marmorbrüche liegen nun unbenutzt. S. 33 erklärt der Vf., dass ohne Kühnheit weder Behendigkeit noch Stärke statt finde; — dass die agrarischen Gesetze oft mit den natürlichen Bedürfnissen im Streite ständen und die Einwohner zur Uebertretung derselben und zu den daraus entstehenden Processen reizten; und dass endlich bey rüstigen Dorferinnen, die gute Hausfrauen wären und fleissig arbeiteten, eine grosse Leere in der Seele zurückbliebe, und dass diese Geschäftlosigkeit des Geistes mache, dass sie alle angenehmen Talente vernachlässigten!! Auf den Gebürgen findet man beym männlichen Geschlecht noch die Tracht aus dem Zeitalter Heinrichs IV. Mancher Einwohner in Vic-Bigorre hat einen mit herben und unschmackhaften Wein wohl versorgten Keller, aber kein Brod im Hause; und doch liesse sich Getreide in Menge auf den fetten Hügeln ärndten. ~~Rabastens hat eine schöne Lage~~ in der Ebene, aber noch ist es öde; zwey Jahrhunderte haben seine erlittene Unfälle nicht wieder gut machen können. *Montluc*, die Geissel der Kalvinisten, der an den Mauern dieser Stadt geschlagen wurde, rächte sich dadurch, dass er alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts und der Religion niederhauen liess. Auch die Stadt *Ibos* ist, seitdem sie 1592 ein Priester der Protestanten übergab, nur ein Dorf. Den Mais, der zu den wichtigsten Erzeugnissen der Ebene von Bigorre gehört, bekam man erst gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts. Der Landbau ist hier noch, was er vor Jahrhunderten war; durchaus keine Verbesserung hat man benutzt; es hat sogar noch keiner daran gedacht, ausländische Bäume anzupflanzen. Die Gebirge von Bigorre, deren mit dicken Wäldern bedeckter Boden nur durch die Hand des freyen kraftvollen Mannes urbar gemacht werden könnte, bilden den blühenden Kanton von Bigorre. *Cauterets* im Thale von Azün, dessen 12 mineralische Brunnen ehedem eine Menge Fremde herbeyzogen, wird jetzt, da die Mode andere Brunnen mit ihrer Gunst beehrt hat, nur noch von einigen Spaniern von der Gränze, von einigen Bearnern und siechen Priestern besucht, die wegen des geringen Preises der Lebensmittel und der Wohnungen kommen. Allgemein glaubt man, dass die Luft im Thale von Azün ungesunder geworden sey, seitdem man das Land urbar gemacht hat. Der von Waldungen entblösste Boden verstattet nun den Wolken einen ungehinderten Zug, da er sonst durch diese gegen den oft so versengenden Mittagswind geschützt wurde und die Wälder das Gewölk aufhielten und theilten. Eine ähnliche Klage soll man in Kastilien und Arragonien erheben. Im J. 1746 erst genossen die Bigorrer das für sie ganz neue Schauspiel, die erste Kutsche in das Bareger Thal kommen zu sehen. Was S. 94 über eine Art der Verbreitung der Pocken und über die Behandlung der Pockenpatienten gesagt ist, gehört zu den Behauptungen und Aeusserungen, die mehr als seltsam sind, und die man so häufig in diesem Werk findet.

Leipzig, b. Gabler: *Materialien zur Beantwortung der künftigen Preisfrage: soll man Kinder mit in Gesellschaft nehmen?* 1794. 199 S. 8. (16 gr.)

Der ungenannte und unter der Zueignung an drey gleichfalls nicht genannte Damen bloss mit ——— f bezeichnete Vf. erklärt sich, wie mehrere Schriftsteller über das Erziehungswesen seit Rousseau, sehr stark wider die in der Frage angegebne Sitte. Und da der Missbrauch, der damit getrieben wird, aller mannichfaltigen Erinnerungen ungeachtet, noch immer so häufig herrscht; so kommen seine, in einem lebhaften, fasslichen, zum Theil launigen, mit unter etwas derben, Tone gesagten und mit triftigen Beweisen unterstützten Erinnerungen für eine zahlreiche Classe von Lesern gewiss nicht zu spät; wenn man gleich über die Sache selbst so weit einig ist, dass es einer *künftigen Preisfrage* über diesen Gegenstand nicht eben bedarf, und diese auch wohl gleich auf dem Titel bestimmter gefasst seyn könnte. Zuerst wird, wie billig, fest gesetzt, von welcher Art Gesellschaften hier die Rede seyn solle: nämlich von gemischten, die der Belustigung, des Spielens und Schmausens, und von Damen-Gesellschaften, Caffeevisiten und Cotterieen, die im Grunde der blossen Mode wegen zusammen kommen, und in die man gegen alle bessere Ueberzeugung Kinder mitzunehmen pflegt; da sie aus blossen Männerclubbs der Regel nach ohnedem ausgeschlossen sind. Von dem in jener Art Zusammenkünften herrschenden Geiste entwirft der Vf. nun kein günstiges, aber nach dem Zeugnisse der Erfahrung in den meisten Städten und Städtchen unsers Vaterlandes allerdings wohl nicht ungetreues Bild; und zeigt nun, dass, unter der (gut und fasslich entwickelten) Voraussetzung, Erziehung müsse *Bildung des Menschen zur Geschicklichkeit und Klugheit*, am Ende aber doch vor allen Dingen *zur Sittlichkeit* (der die beiden zuerst genannten Zwecke durchgängig untergeordnet bleiben sollen) seyn, zwar zum Theil

 Geschick-

Geschicklichkeit (*conduite*) und Klugheit (*sçavoir faire*) bey Kindern dadurch gewinnen könne, ihre Sittlichkeit aber durchaus darunter leiden müsse: indem durch die Theilnehmung der Kinder an den hier gemeynten Gesellschaften bey ihnen *gezwungenes und affectirtes Wesen — Mangel an Selbstständigkeit und Originalität — Verdrehung und Abstumpfung der moralischen Urtheilskraft* — und, setzen wir hinzu — des der Zeit nach im Menschen dieser vorangehenden *moralischen Gefühls — Entwöhnung von Geistes-Anstrengung und Nachdenken — Nahrung des Eigennutzes und der Eitelkeit*, woraus denn nicht selten *Frechheit und dummer Stolz* hervorgehen — *Zeitverderb und Angewöhnung, die Zeit zu vergeuden* — endlich bis zum Uebermass und sehr zur Unzeit *gereizte und verstärkte Sinnlichkeit* befördert werden. Die Gründe, warum diese Folgen mit jener Sitte zusammenhängen, überlassen wir den Lesern im Buche selbst nachzusehen; da es mehr Raum, als wir auf die Anzeige dieser kurzen, aber gewiss nicht uninteressanten Schrift wenden dürfen, erfodern würde, sie auch nur Auszugsweise durchzugehen und zu prüfen. Sie werden sie fast sämmtlich sehr wahr und mit der Erfahrung übereinstimmend, wenn gleich etwas vergrössert und hier und da mit zu starken Farben dargestellt finden. Zuletzt wird noch einiges über die Bedingungen, unter denen Kinder mit in Gesellschaft genommen werden dürfen; oder vielmehr über die Beschaffenheit welche diejenigen Gesellschaften haben müssen, in die man sie soll mitnehmen können, beygebracht. Hier ist aber der Vf., zumahl im Verhältnisse gegen das Uebrige, etwas zu kurz und unbefriedigend; da gerade nun hier die Hauptsache hätte seyn sollen, an die Stelle der gerügten Missbräuche etwas Besseres zur Beförderung der von ihm doch billiger Weise nicht für überflüssig geachteten geselligen Cultur des kindischen Alters zu setzen. Auch wäre sehr zu wünschen gewesen, dass es ihm gefallen hätte, zu zeigen, auf welche Art den Nachtheilen, welche die mit unter, aller Rücksicht auf Pflicht ungeachtet, doch unvermeidliche Theilnehmung der Kinder an Gesellschaften, die nicht für sie taugen, haben kann, am zweckmässigsten und wirksamsten entgegen gearbeitet werden könne. Der Ton dieser Schrift ist grösstentheils satyrisch – ohne Zweifel der zweckmässigste, in dem man gegen solche Missbräuche sprechen kann. An manchen Stellen ist er dem Vf. recht gut gelungen, zwar etwas nachdrücklich aber treffend. — Wir führen zur Bestätigung dieses Urtheils eine Stelle, S. 63, an: „Es wäre unbillig, das Alter „der Kindheit so weit hinaus zu rücken, bis die Jahre „der Unmündigkeit des Verstandes verflossen wären, „denn sonst wüsst' ich nicht, wer noch in Gesellschaft „gehen sollte; da es weltkundig ist, dass die meisten „Gesellschaften geradezu aufgehoben werden müssten, „wenn Verstandesmündigkeit die unerlassliche Bedingung wäre, sich in denselben mit Ehren zu zeigen." Zuweilen scheint aber doch die gebührende Urbanität etwas bey Seite gesetzt. Mit unter ist auch der Ton nicht fein genug und der Schleyer der Ironie und Persiflage contrastirt zu schnell mit der nackten etwas zu rauh dargestellten Wahrheit. — Auch ist der Vf. nicht ganz dem Fehler entgangen, satyrisch und witzig seyn *zu wollen*; was dem Rec. namentlich in der Einleitung etwas widerlich aufgefallen ist, — und endlich hätten wohl manche Wiederholungen vermieden werden können, wenn nicht von vorn herein zu viel anticipirt worden wäre, was weiterhin doch noch besonders aus einander gesetzt wird. Ueber manche einzelne Behauptungen verbietet uns der Raum mit ihm zu rechten; wie wir denn bekennen, dass wir aller bisherigen Erinnerungen ungeachtet, diese nutzbare Schrift mit vielem Vergnügen gelesen haben, und dass wir derselben unter dem Publicum, dem sie bestimmt ist, recht viele Leser, und von Seiten dieser recht viel folgsame Beherzigung wünschen.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Berlin*, b. Matzdorf: *Verzeichniss der wichtigsten Stellen aus dem Alten und Neuen Testament zum Behuf der Leseübungen in Schulen.* Nebst einem kurzen Anhange über die Art des Verfahrens beym Bibellesen. 1794. 23 S. 8. Zu den Leseübungen möchte wohl die Bibel am wenigsten schicklich und brauchbar seyn, weil bey der besten Auswahl der Stellen doch immer viel Dunkles und Unverständliches vorkommt, welches die Lust zum Lesen offenbar hindert. Zu Leseübungen muss man leichte Sachen wählen, die Kinder leicht verstehen können, und ihr Interesse reitzen. Erst alsdenn, wenn sie recht fertig lesen können, ist es Zeit, die Bibel mit ihnen durchzugehen. Ehe sie dahin gekommen sind, besitzen sie viel zu wenige Vorkenntnisse, als dass man einen grosen Theil der vom Vf. angezeichneten Abschnitte verständlich machen könnte. Die Auswahl der Stellen ist auch nach keiner festen Regel gemacht. Man sieht oft gar nicht ein, warum eine Stelle weggelassen und die andere beybehalten ist. Z. E. Dass Esau seine Erstgeburt an Jakob verkauft habe, soll nur erzählt, die folgenden sehr ausführlichen Erzählungen, wie Jakob den Esau um den Segen ihres Vaters gebracht hat, und andere Cap. 27. u. 28, vorgelesen werden, da doch die erste kurze Erzählung sehr simpel und naiv ist. Ueberhaupt ist bey der biblischen Geschichte die beste Methode, solche Kindern erzählend beyzubringen, und nur einige interessante Stellen vorlesen zu lassen. Werden anstössige Stellen im Lesen übersprungen, so werden Kinder nur mehr gereizt, sie für sich zu lesen. In diesem Punkt ist der Vf. doch auch nicht sehr bedenklich, denn die für Kinder eben nicht erbauliche Geschichte des Ehebruchs Davids mit der Bathseba, 2 Sam. ist mit unter den vorzulesenden befindlich. Auch aus dem N. T. würde Rec. manche Stellen nicht angezeichnet haben, am wenigsten die Offenbarung Johannis, die bey Kindern sonderbare Phantasieen erregen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. Junius 1795.

MATHEMATIK.

Oxford, b. J. Cooke; J. Fletcher u. R. Bliss; London, b. P. Elmsly; Edinburg, b. E. Balfour; und Dublin, b. White: *Sectionum Conicarum* libri septem. Accedit Tractatus de Sectionibus Conicis et de Scriptoribus qui eam Doctrinam tradiderunt. Auctore *Abramo Robertson*. A. M. ex Aede Christi. 1792. 376 S. 4. mit 45 Kupfertafeln.

Die Lehre von den Kegelschnitten kann auf zweyerley Arten behandelt werden, entweder nach der geometrischen Methode der Alten, oder nach der von Descartes eingeführten algebraisch-analytischen Methode. Diese letztere Behandlungsart, die ausser England die gewöhnlichste ist, gewährt den Vortheil, dass, aus der einmal zur Definition angenommenen Gleichung dieser krummen Linien, ihre Haupteigenschaften durch eine leicht zu übersehende Rechnung, und zwar gemeiniglich mit geringer Aenderung der Zeichen, oder einer in der Fundamentalgleichung enthaltenen beständigen Grösse, für *alle Kegelschnitte zugleich* sich herleiten, und auf wenigen Bogen zusammengedrängt, sich darstellen lassen. Insbesondere ist algebraisch-analytische Behandlung alsdann schlechterdings nothwendig, wenn Infinitesimalcalcul auf Kegelschnitte angewendet werden, und z. B. ihre Rectification untersucht werden soll. Dabey ist diese algebraische Rechnung meist so leicht, dass man, wenn man nur die Hauptgleichung der Kegelschnitte im Kopf behält, ihre übrigen Eigenschaften, wenn man sie auch gleich aus dem Gesicht verloren hätte, sich immer mit geringer Mühe wieder vorrechnen kann. Auf der andern Seite aber ist nicht zu läugnen, dass gerade diese Leichtigkeit des Calculs nur allzuoft zu blossem maschinenmässigen Fortrechnen verleitet; bey welchem der Rechner sich öfters gar nicht deutlich denkt, welche Eigenschaften der Kegelschnitte er eigentlich durch sein Rechnen herausgebracht habe, auf welchen Gründen diese Eigenschaften beruhen, und in welcher Verbindung sie mit andern Eigenschaften der von ihm berechneten krummen Linie stehen; und dies kann dem Rechner um so leichter begegnen, weil er oft lange fortrechnen kann, ohne genöthigt zu seyn, auch nur einen Blick auf die Figur zu werfen, deren Eigenschaften er berechnet. Ungeachtet nun freylich dieses Nichtdenken des Rechners nichts weniger als nothwendig ist; so scheint doch in dieser Rücksicht besonders, die geometrische Methode, die an sich schon darinn etwas natürlicher ist, dass sie die Eigenschaften einer auf einer Kegelfläche, oder ebenen Fläche *gezeichneten* Linie durch *Zeichnung*, nicht durch *Rechnung*, herleitet, einen unläugbaren Vorzug zu haben. Indem sie alles aus unmittelbarer Betrachtung der Figur selbst herleitet, und so durch die Einbildungskraft auf den Verstand wirkt, erregt sie eine lebhaftere und deutlichere Vorstellung der Sache, von der die Rede ist, und hält der Seele zugleich ein sinnliches Bild vor, das sich nicht so schnell bey ihr verlöscht, als das Resultat eines abstracten Calculs; indem sie genöthigt ist, ähnliche Eigenschaften der verschiedenen Kegelschnitte entweder für jeden einzelnen derselben besonders zu erweisen, und folglich die einmal erregte Vorstellung mehreremal zu wiederholen, und zwar jedesmal mit Vorhaltung eines sinnlichen Bilds zu wiederholen, oder sie gemeinschaftlich, aber immer durch Nebeneinanderstellung, folglich im Grund abermals durch Wiederholung verschiedener Bilder zu erweisen; so drückt sie die erweckte und versinnlichte Vorstellungen dem Gedächtniss viel tiefer ein, als durch gleichzeitigen oder successiven Anblick einer etwa bloss durch ein Zeichen von einer andern verschiedenen Gleichung nie geschehen kann; indem sie endlich weit weniger, als die algebraische Rechnung die etwas schwerer zu entdeckende Eigenschaften der krummen Linie *unmittelbar* aus der ursprünglichen Definition derselben herleiten kann, sondern öfters genöthigt ist, zum Erweis derselben andere schon vorher erwiesene Eigenschaften zu Hülfe zu nehmen; so ruft sie eben damit diese letztere um so häufiger wieder ins Gedächtniss zurück, und nöthigt ihren Schüler viel mehr, als die algebraische Methode, vorhergehende Sätze richtig zu verstehen, um bey dem Erweis der folgenden fortkommen zu können. Vermuthlich sind es diese und ähnliche Gründe, warum unter Engländern, die unter allen Ständen Mathematik, nicht als blosse Brodwissenschaft, (wobey man sich etwa begnügt, nur die nothdürftigsten Sätze auf die möglich kürzeste Art zu sammeln, ohne sich immer um deutliche Einsicht derselben zu bekümmern,) sondern vorzüglich als Uebung des Verstandes zu studiren pflegen, die *geometrische* Behandlung der Lehre von den Kegelschnitten von jeher vorzüglich viele Liebhaber gefunden hat. Es beweisen dies die von Zeit zu Zeit daselbst über diese Materie erschienene Schriften eines *Robert Simsons*, *Hamiltons*, und nun das vorliegende Werk von *Robertson*, welches ebenfalls ganz nach geometrischer Methode bearbeitet ist. Uebrigens kann bey Anwendung der geometrischen Methode die Lehre von den Kegelschnitten hauptsächlich noch auf zwey verschiedene Arten behandelt werden. Entweder nämlich geht man davon aus, dass eine Ebene eine Kegelfläche schneide, und beweist, dass nach der verschiedenen Lage dieser Ebene in Bezug auf die Kegelfläche der gemein

meinschaftliche Durchschnitt der Ebene und der Kegelfläche verschiedene krumme Linien bilden werde, deren Haupteigenschaften man aus dieser Art ihrer Entstehung ableitet, und erst bey näherer Untersuchung ihrer weiteren, aus jenen erstern abgeleiteten Eigenschaften, betrachtet man sie unabhängig vom Kegel, blofs in einer Ebene. Oder man legt irgend eine ihrer einfachsten Haupteigenschaften als genetische Definition derselben in der Ebene zum Grunde, und leitet daraus ihre übrigen Eigenschaften her, wobey man dann meist in der Folge zu zeigen pflegt, dafs eben die nach der angenommenen Definition entstehende Linien dieselben seyen, die durch einen gewissen Durchschnitt einer Kegelfläche und einer Ebene entstehen würden. Diese letzte Behandlungsart scheint für Anfänger die fasslichste zu seyn, und ist auch zu diesem Zweck von mehreren berühmten Mathematikern angewendet worden; unser Vf. hingegen wählte nach dem Beyspiel von Apollonius, und mehreren anderen gleichfalls bedeutenden Mathematikern die erstere, weil sie ihm der strengen mathematischen Lehrart angemessener schien. Er handelt seine Materie in sieben Büchern ab. Das erste Buch enthält theils einige die Kegel selbst betreffende Lehren, theils einige daher abgeleitete Eigenschaften, die allen Kegelschnitten gemeinschaftlich sind. Im zweyten, dritten und vierten Buch werden nun die Parabel, Ellipse und Hyperbel einzeln durchgegangen, und hauptsächlich die einfachsten Sätze von ihren Durchmessern, Abscissen, Ordinaten, Parametern, von den aus dem Brennpunkt gezogenen Linien, von der Directrix der Parabel, den Mittelpunkten der Ellipse und Hyperbel, den Asymptoten der Hyperbel, den conjugirten Hyperbeln, und den Quadraturen der Kegelschnitte meist nach Hamilton, doch auch mit eigenen Wendungen des Vf. vorgetragen. Im fünften Buch werden die Lehren von den Durchmessern, Hauptdurchmessern, Brennpunkten und Berührungslinien der Kegelschnitte weiter verfolgt; es wird gezeigt, was man allgemein unter einer Directrix bey jedem Kegelschnitt verstehe, und noch werden einige andere dahin gehörige Lehren ausgeführt; am Ende des Buchs wird noch besonders von den um eine Ellipse, oder um conjugirte Hyperbeln beschriebenen Parallelogrammen gehandelt. Im sechsten Buch ist hauptsächlich die Rede von geraden Linien, die mit den Asymptoten der Hyperbel gleichlaufend gezogen werden, und ihrer Aehnlichkeit mit den Durchmessern der Parabel; von asymptotischen Parabeln; und von den in die Kegelschnitte beschriebenen Trapezien, nebst noch einigen angehängten Aufgaben. Das siebente Buch endlich handelt von ähnlichen Kegelschnitten; von geraden, Linien die von den Kegelschnitten in harmonischem Verhältnifs geschnitten werden; von Berührungskreisen; von Krümmungskreisen, von Beschreibung der Kegelschnitte durch gegebene Punkte, oder so dafs sie der Lage nach gegebene gerade Linien berühren. Den Beschlufs endlich machen die Aufgaben, zwischen 2 gegebenen geraden Linien 2 mittlere Proportionallinien zu finden, und einen gegebenen Winkel in 3 gleiche Theile zu theilen. Alle diese Sätze sind mit geometrischer Genauigkeit und Strenge erwiesen; nur einigemal schien der Vf. dem Rec. etwas zu rasch zu schliessen. Z. B. in dem Zusatz zum ersten Satz des zweyten Buchs zieht er blofs daraus, dafs die Schenkel der Parabel unendlich weit verlängert werden können, den Schlufs, diese Linie könne folglich nie in sich selbst zurückkehren, mithin nie einen Raum einschliessen. Bekanntlich giebts ja doch mehrere krumme Linien, deren Schenkel unendlich weit verlängert werden können, ungeachtet sie vorher einander durchkreuzen, und einen Knoten bilden. Bey den Aufgaben wird nicht, wie z. B. in Rob. Simsons Schriften, oder in Apollonius analytischen Schriften; zum Theil auch in seinen Kegelschnitten, erst besonders die Analyse, und dann erst die Composition der Aufgabe gelehrt, sondern, wie z. B. in Euklids Elementen, oder an andern Orten der Apollonischen Kegelschnitte, sogleich die Composition der Aufgabe vorgetragen. Der Anhang über die Geschichte der Kegelschnitte ist in 3 Capitel eingetheilt, wovon das erste von der Kenntnifs der Kegelschnitte vor Apollonius handelt; das zweyte die bey der Lehre von den Kegelschnitten von verschiedenen Schriftstellern gebrauchte Methoden angiebt; und das dritte von dem Zuwachs der Lehre von den Kegelschnitten, hauptsächlich durch die Bemühungen neuerer Mathematiker handelt. Eine vollständige Geschichte dieser Lehre mufs man übrigens hier nicht erwarten, da nach der eigenen Erklärung des Vf. am Ende des zweyten Capitels es ihm nur darum zu thun war, das Wichtigste davon anzuführen. Aber auch diese Aeufserung mufs dahin eingeschränkt werden, dafs er nur von dem Wichtigsten dessen, was durch *geometrische* Behandlung in der Lehre von Kegelschnitten bisher geleistet worden ist, Nachricht gegeben, das übrige aber, worzu Calcul erfodert wird, z. B. die Rectification der Kegelschnitte gänzlich übergangen hat. Eben daher ist besonders auch das zweyte Capitel von den Methoden bey der Lehre von Kegelschnitten nicht vollständig. Denn, wenn gleich die algebraische Behandlung der Kegelschnitte unter die zweyte Abtheilung unsers Vf. gebracht werden kann; so ist sie doch von den geometrischen Methoden immer so sehr verschieden, und auch an sich noch so verschiedener Bearbeitung fähig, dafs sie in einer vollständigen Abhandlung über die Methoden bey der Lehre von Kegelschnitten nothwendig wenigstens besonders genannt werden müsste, und gewifs am besten einzeln abgehandelt werden könnte. Uebrigens hätte, auch wenn blofs von geometrischer Behandlung der Kegelschnitte die Rede seyn sollte, unter den vorzüglichsten Schriftstellern in der zweyten Abtheilung des zweyten Capitels, doch wohl Robert Simson ein ausgezeichneter Platz gebührt, den wir nur erst im dritten Capitel, bey Erweiterung der Lehre von den Krümmungskreisen, gelegentlich, wiewohl rühmlichst genannt finden. Am Ende des ersten Capitels bemerkt der Vf. richtig, dafs die gemeine Meynung, nach welcher erst Apollonius die Namen: Parabel, Ellipse, Hyperbel eingeführt haben soll, unrichtig seye, und beweist dies damit, dafs Archimed nicht nur eine eigene Schrift von der Quadratur der Parabel geschrieben habe (dieser Umstand allein würde wohl

wohl nicht viel beweisen, indem in der ganzen Schrift Archimeds gleichwohl der Name: Parabel nie, ausgenommen in dem Titel vorkommt, der ja leicht später könnte hinzugesetzt worden seyn) sondern auch in seinem Buch von Conoiden, und Sphäroiden den Namen Ellipse brauche. Hierzu kann noch hinzugesetzt werden, dass Eutocius in seinen Commentarien über Apollonius Kegelschnitte, gleich zu Anfang, ausdrücklich bezeugt, man finde bey ältern Mathematikern vor Apollonius diese Namen. Er sagt: καὶ ἔςι παρ' αὐτοῖς (τοῖς παλαιοῖς) εὑρεῖν οὕτως ὀνομαζομένας τὰς τομάς, nachdem er eben vorhin die jetzt üblichen Namen angeführt hatte.

Berlin, b. Nauck: *Kurze Anleitung zur ebenen Dreyeck-Messkunst* nebst nöthigen Tabellen, für Schulen und diejenigen, die diese Wissenschaft nur auf die Feldmesskunst, Krieges und bürgerliche Baukunst anwenden wollen, von *J. C. Schulze,* Oberbaurath. 1794. VIII u. 128 S. 8. ohne die Tabellen und 1 Kupfertafel. (10 gr.)

Diese sehr nützliche, deutlich und gründlich abgefasste, Anweisung zur ebenen Trigonometrie bestimmte der Vf. bloss für die nächste Anwendung auf das Feldmessen, die Fortification und Civilbaukunst; da er für die weitern Anwendungen bereits vollständig im zweyten Hefte seines *Taschenbuches* über die Messkunst gesorgt habe. Nachdem der Vf. zuvor die Eigenschaften und die Berechnung der trigonometrischen Linien sowohl als der Logarithmen elementarisch entwickelt hat, giebt er die mit Beyspielen sehr gut erläuterten Lehrsätze und Formeln zur Berechnung geradlinichter Dreyecke, und schliesst mit deren Anwendung auf die Feldmesskunst, wobey er sich bloss auf die Berechnung und auf wenige ausgesuchte Fälle einschränkt, und für das Uebrige auf seine kurze und hinlänglich vollständige *Anweisung zur Feldmesskunst*, die bereits unter der Presse sey, verweiset. Den völligen Schluss machen noch einige Aufgaben für das Höhenmessen, nebst der Auflösung der für die Feldmesskunst sehr wichtigen Aufgabe: aus der bekannten Lage dreyer Oerter die Lage eines vierten Orts zu bestimmen.

Die angehängten Tafeln sind nebst der deutlichen Erklärung ihres Gebrauchs auf den kleinen Raum von 4 Bogen sehr geschickt gebracht worden: 1. Die Briggischen Logarithmen aller natürlichen Zahlen von 1 bis 10000 mit 7 Decimalstellen; der ersten 1000 in fortlaufenden Spalten, der übrigen so, dass jede Seite die Log. von 500 Zahlen enthält, indem hier, nach der bekannten Art der grössern Tafeln, in der ersten Spalte die 3 erstern Ziffern jeder Zahl, und in den folgenden 10 andern Spalten die Logarithmen stehen, wenn die 4te Ziffer beygefügt wird. 2. Die Quadrat- und Cubikzahlen aller Wurzeln von 1 bis 1000. 3. Formeln zur Berechnung der Kugelhaufen. 4. Die trigon. Linien auf der einen, und deren Logarithmen auf der gegenüberstehenden Seite; und zwar für die 5 ersten und letzten Grade von den einzelnen Minuten, für die übrigen aber nur von 10 zu 10 Minuten nebst deren Unterschieden. 5. Regeln zur Berechnung geradlinichter Dreyecke. 6. Erklärung und Gebrauch dieser Tafeln.

Wir wünschen mit dem Vf. dass dieses kleine Werk denjenigen recht nützlich werde, welche bey ihren Geschäften die Trigonometrie unumgänglich gebrauchen, ohne welche in sehr vielen Fällen nichts zuverlässiges ausgeführt werden kann.

Göttingen, b. Dieterich: *J. G. Wallis*, Organisten zu Herzberg, *Rechenbuch* für solche, welche mit ganzen und gebrochenen Zahlen sowohl auf dem Papiere als im Kopfe auf eine möglichst kurze und geschwinde Art rechnen zu lernen wünschen, nebst angehängter Zeit- und Osterrechnung 1794. 352 S. 8.

Da der Unterricht im Rechnen und in der Religion für die niedern Volksclassen das beste und einzige Mittel ist, das Nachdenken zu üben und den Verstand zu bilden: so sollte derselbe auch möglichst dazu benutzt werden, wovon aber leider immer mehr das Gegentheil geschiehet; wenigstens ist ein Rechenbuch von der Art, wie gegenwärtiges ist, weder zur Erweckung der Seelenkräfte, noch selbst zur Erlernung dieser Kunst tauglich. Der Vf. fängt gleich mit der Lehre von den Brüchen an, ohne etwas von den Zahlen überhaupt vorauszuschicken, und geht dann so gleich, ohne irgend einen Begriff von Verhältniss und Proportion zu geben, zur Regel Detri fort, worinn er fast eben so viele Abschnitte macht, und Fälle unterscheidet, als Exempel vorkommen können, ohne diese im geringsten unter allgemeine Regeln zu bringen, wodurch doch die Rechnungen so sehr aufgeklärt und erleichtert werden. Mit der angehängten Fest- und Osterrechnung, so wie sie hier vorgetragen ist, wird dem Publicum eben so wenig, wie mit dem ganzen Rechenbuche, gedienet seyn.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Das Schriftkästchen*: Ein A. B. C. Buchstabier- und Lesespiel, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung der Jugend beym ersten Unterrichte. Auch neben der Fibel zu gebrauchen. Geschenk für gute Kinder, an Weihnachts- Neujahrs- und Geburtsfesten. 1794. (2 Rthlr. 8 gr.)

2) Leipzig, b. Sommer: *Neues A B C spiel für Kinder* (für wen denn sonst?) mit Bildern aus dem Naturreiche. (4 gr.)

3) Salzburg, b. Duyle: *Der kleine Schreib- und Leseschüler.* Ein Geschenk für Kinder, welche in kurzer Zeit schreiben, und Geschriebenes lesen lernen wollen. 1793 86 S. 8. (4 gr.)

4) Breslau, b. Korn d. ä.: *Kleine Lesebibliothek* für die wissbegierige Jugend von *Tobias Wahrmann.* Drittes Bändchen. 1794. 12 B. 8. (12 gr.)

5) Halberstadt, b. Grosens Erben: *Kleine Encyklopädie für Kinder*, oder Unterricht in den gemeinnützigsten (tz) Kenntnissen. Zum Dictiren und Vorlesen in Schulen von *M. Albrecht.* Erstes Bändchen. 1794. 8 B. gr. 8. (6 gr.) Auch mit dem Titel:

 Mate-

Materialien zu Vorschriften, zum Dictiren und Vorlesen in Schulen, von *M. Albrecht.*

6) QUEDLINBURG, b. Ernst: *Beschäftigung für meine Eleven*, zur lehrreichen und angenehmen Unterhaltung. 1794. 14 B. 8. (12 gr.)

N. 1. Ein niedliches Kästchen, dessen Inneres abgetheilt ist, wie der Schriftkasten eines Setzers, und in jedem Fächelchen steht ein Buchstabe, auf steife Pappe geklebt, bald roth, bald blau, bald schwarz gemahlt, zwey, drey auch vierfach. Legt man den Deckel nach sich zu, und giebt dem Kasten durch Aufrichtung eines gegen über angebrachten Schiebers eine schräge Richtung, so geben die vorliegenden deutsch und lateinischen Alphabete wirklich einen angenehmen Anblick. Die Buchstaben sollen, auf den innern Abtheilungen des Deckels, erst einzeln bekannt gemacht, und hernach zu Sylben und Wörtern zusammen gesetzt werden. Was man doch Alles für Kinder erfindet!!

N. 2. Wozu die Bilder: Gans, Katze, Nelke, Ochse, Pferd, Rose, Veilchen u. s. w.? Diese Dinge kennt jedes Kind schon weit besser, als es sie hier würde kennen lernen; und Quackreiher und Xanthorn sind Vögel, die das Kind eben nicht vors erste kennen zu lernen nöthig hat.

N. 3. Die ersten 67 Seiten enthalten deutsche Vorschriften, wo Schreibezüge und Inhalt ganz gut sind; die letzten 19 Seiten sagen, mit lateinischen Lettern weitläuftig gedruckt, von Buchstaben, Sylben und Lesen, ganz bekannte Dinge, aber von dem, was der Titel verspricht: wie das Lernen *in kurzer Zeit* befördert werden soll? auch nicht ein Wort.

N. 4. Ganz den vorigen Bänden ähnlich, und Vieles von andern Schriftstellern entlehnt, z. B. die Biographie des Gen. Superint. Steinmetz, aus Schlichtegrolls Nekrolog aufs Jahr 1791; das Gedicht: Charakter der Deutschen, von Clodius; die beiden Gemsen, von Meisner; u. s. w. In den Scenen: der Christbaum, wo vier Knaben das, sonst für Spielsachen verschwendete, Geld zur Unterstützung eines armen Blinden anwenden, sind zwar die ersten Besprechungen der Knaben etwas langweilig, aber die Rolle des Vaters ist recht gut ausgeführt, der, bey vielem Lobe der Mildthätigkeit, doch zur nöthigen Vorsicht bey derselben kluge Anweisung giebt.

N. 5. Dieses Büchelchen ist, nach der Vorrede, eigentlich eine verbesserte neue Ausgabe des ersten der sieben Bändchen *Materialien zu Vorschriften* u. s. w. vom verstorbnen Prediger *Wigand*, das sich vergriffen hatte, und nach dem, sonderlich von Schulmeistern, viele Nachfrage war. Das fünfte Capitel, das Gesundheitsregeln und allerley Recepte enthält, hat Hr. M. Albrecht ungeändert gelassen, wo er, mit Zuziehung eines Arztes, vorzüglich hätte bessern sollen.

N. 6. Dieses Buch hat die, unter Kinderschriften wirklich nicht gemeine Tugend, dass es leistet, was der Titel verspricht: Nutzen und Vergnügen für junge Leser. Die 45 Aufsätze enthalten grösstentheils Curiositäten aus der Physik oder Kunst, die Erklärungen sind überaus deutlich, und die Schreibart ist gut und angenehm.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN: *Stendal*, b. Franz u. Grosse: *Johann Heinrich Schellers* ausübenden Wundarztes zu Löhdorf im Amte Sohlingen *Sendschreiben, an den Herrn Ritter von Zimmermann Hochwohlgebohrn in Hannover über den vortheilhaften Einfluss einer gemässigten und gutgeordneten Ausübung der Wissenschaften auf die Beförderung unserer Gesundheit.* 1793. 32 S. 8. Nicht allein dem Ton, sondern auch dem innern Gehalt nach, eine Schulchrie; ellenlange, gedankenleere Perioden, eine komische Gravität, mit der die trivialsten Dinge gesagt werden: nicht eine einzige kleine, eigne Bemerkung. In der Variation des Ausdrucks ist Hr. *S.* ein grosser Meister. Hr. R. *Zimmermann* wird (*S. e. c.*) ein dreyssigmahl angeredet, und jedesmahl erhält er ein neues Epithet. Auch ein strenger Purist ist Hr. *S.*; er spricht von einer unbegränzten *Umhersicht* (Horizont), von gewissen Bewegungen des thierischen *Lebensanfangs* (Prinzips) u. s. w. Nicht weniger sucht er seine Stärke in sonderbaren, ihm ganz eigenen Ausdrücken, und dem Gebrauch von Worten mit schlimmen Nebenbedeutungen im guten Verstande. Er schreibt seinem Freunde, „eine edle *Sucht* zu, seine Wissbegierde zu sättigen" er nennt seinen Aufsatz „eine ruhige und *unseitige* Untersuchung" — Hr. *S.* beweist durch das Beyspiel von *Homerus*, *Demokritus*, *Parmenides*, *Leibnitz*, *Neuton*, *Voltaire*, *Haller* u. a. m. dass die Menschen von jeher, und noch jetzt, bey aller Anstrengung des Geistes, ein hohes Alter erreichen können! — S. 24 fodert Hr. *S.* seinen hochwohlgebornen Freund auf, zu bedenken, dass von allen schönen Gegenständen nichts mit einem *solchen Ehrfurcht erweckenden Glanz* auf unsern Verstand und unser Herz wirke, als ein gestirnter Himmel. „Denken Sie sich, *unvergleichlicher* „*Freund!* den Weltweisen, wenn er in der Stille der Nacht, durch „keine Sorgen gequält, sich ganz der Beschauung des schönen, ge„stirnten Himmels überlässt, und mit Anstrengung seines Geistes „die verschiedenen Abwechselungen, Bewegungen und den Lauf „der himmlischen Körper berechnet. (Hr. *S.* glaubt also, die „Astronomen machten während dem Observiren — ihre Berech„nungen im Kopfe.) — Denken Sie sich, sag ich, diesen Welt„weisen mitten in einer solchen *glanzreichen Darstellung* (?) ganz „seiner Lieblingsbeschäftigung überlassen, und urtheilen Sie über „sein Vergnügen, vorzüglich in jenen Augenblicken, in denen „er so glücklich ist, durch Hülfe seiner zu grösserer Vollkommen„heit gebrachten Instrumente Gegenstände zu entdecken, welche „den Augen des Sternkundigen bis hierhin *entwischten.* Man kann „daher nicht zweifeln, *geehrtester Freund!* dass die Ausübung „der Wissenschaften eine Quelle des Vergnügens für uns Men„schen sey u. s. w. — — Und mit solcher Schülerweisheit glaubt „Hr. *S.* dem grossen Arzte „*einigen Stoff zu fernerm Nachdenken* „*gegeben zu haben.*"!!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. Junius 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, gedr. b. Bigg: *A Companion to a Map of the World*, by *A. Arrowsmith.* 20 S. 4. Velinpapier; nebst einem Charten-Netze und andern Figuren hiezu, auf dem grössten Whatmanschen Velinpapier, in 6 Blättern, wovon zwey etwas kleinere den Titel und die Zueignungsschrift nebst den trefflich gestochenen Bildnissen von *Cook* und *A Dalrymple* enthalten. — Die Weltcharte unter dem Titel: *A Map of the World on a globular — Projection*, exhibiting particularly the *nautical Researches* of Cpt. *J. Cook*, with all recent Discoveries for the present time; carefully drawn by *A. Arrowsmith.*

Durch diese neue Arbeit erwirbt sich der geschickte Vf. noch grösseres Verdienst um die Erdkunde. Die vorzügliche Weltkarte (eine Seekarte oder sogenannte Mercatorskarte), welche er vor vier Jahren herausgab, und die aus den *Zimmermannschen* geographischen Annalen unter uns rühmlichst bekannt ist, erlebte binnen kurzem zwey Ausgaben; und es ist mit Recht zu verwundern, dass Deutschland nicht gesucht hat, diese in ihrer Art einzige Karte wohlfeiler und dadurch allgemeiner zu machen.

Seit dieser Zeit sind indess keine unbedeutende Fortschritte in der Kenntniss unserer Erde geschehen. Nicht nur das grosse Südmeer und die Küsten von Nordwestamerica, haben durch neuere Besuche gewonnen; sondern das Innere dieses Welttheils, eben wie auch das von Africa, ward uns seitdem besser bekannt.

Da nun überdies jene ältere Karte keine eigentliche Projection zum Grunde hatte, so bestimmte dies zusammengenommen den Vf., eine Landkarte zu projiciren, welche alle die neuesten Entdeckungen deutlich vor Augen legte.

Die Abhandlung, welche die Karte begleitet, giebt zuerst Red und Antwort von der dabey angewandten Projection. Hr. *A.* hat deswegen keine der beiden gewöhnlichen Projectionsarten, der stereographischen, oder der orthographischen, gewählt, weil bey beiden Länder, wenn sie gleich unter sich von gleicher Grösse sind, dennoch je nach ihrer geringen oder grössern Entfernung von dem die Karte einfassenden Kreise, dem Auge an Grösse sehr verschieden erscheinen müssen. Die stereographische Projection gewähre freylich den Vortheil, dass sich die Linien für die Längen und Breiten bey ihr unter rechten Winkeln schneiden; allein sie verzerre dennoch stets die Darstellung der Länder sehr.

Diese Ursachen brachten Hr. *A.* auf den Gedanken, die Projection, welche *de la Hire* 1701 zur Abhelfung jener Unbequemlichkeiten vorgeschlagen, bey seiner neuen Karte zu gebrauchen. (Man begreift indess leicht, dass, sobald ein beträchtlicher Theil einer Kugel oder eines Sphäroids, also unserer Erde, perspectivisch vorgestellet werden soll; so müssen stets mehrere Theile derselben, dem Auge eine andere Gestalt zeigen als andere mit ihnen von gleicher Grösse, man mag eine Projection wählen welche man wolle. Auch zeigt sich dies sehr sichtlich bey dieser neuen Projection selbst.)

De la Hire setzt, für seine Projection, die er, in den *Mem de l'Acad. de Sc. de Paris* von dem erwähnten Jahre, für Himmelskarten angiebt, und die Hr. *A.* hier die *Globular-Projection* nennt, das Auge auf die Weite des Sinus von 45 Grad jenseit des Halbmessers; also in der Distanz des Halbmessers plus dem Sinus. Von dieser Verlängerung des Radius, ziehet er eine gerade Linie, zu dem Kreise, der die zu verzeichnende Halbkugel umschliesst, so dass dadurch nicht nur der Quadrant, sondern auch dessen Halbmesser, wodurch sie geht, in zwey gleiche Theile getheilt wird. Hiedurch werden dann mit dem *Radius* und mit dem ihm parallel laufenden *Sinus* des halben Quadranten (also von 45 Grad) ähnliche Dreyecke gebildet, und auf die Weise wird der übrige Theil des halben Kreises in Theilen dargestellt, die einander proportionirlich sind. So werde daher bey dieser Projection die Darstellung der Theile der Kugel ihren Vorbildern selbst am wenigsten unähnlich, und habe in dieser Rücksicht Vorzüge vor jenen beiden gewöhnlichen Projectionsarten.

Der Vf. giebt nun S. 3 u. f. die Methode an, deren er sich selbst bedient hat, um diese Weltkarte nach der *Globular-Projection* zu zeichnen; ohne Figuren lässt sich dies hier indess nicht gut deutlich machen. Er hat indessen alles fasslich vorgetragen, und um für jedermann noch nützlicher zu werden, hat er ein Netz für einen ganzen Quadranten nach einzelnen Graden getheilt von demselben Radius mit der Karte beygefügt.

Die Distanzmessungen auf der Karte sind überdies nach alle den verschiedenen Lagen der Orte vermittelst 6 verschiedener Aufgaben gelehrt, und genau berechnet; auch zuletzt noch eine Tabelle hinzugesetzt, welche viele Abstände von wichtigen Plätzen und Punkten schon berechnet, angiebt.

Als nützliche Nebenwerke zeigen wir hier noch die (S. 12) Bestimmung der höchsten Gebirge in englischem Maass an, eben wie die Aufzählung der grössten Flüsse unserer Erde. Bey letzterern ist nach des berühmten *Rennels* Angabe, die Themse für die Einheit gesetzt.

Hierauf folgt eine kurze Ueberſicht der Bemühungen der Alten und der Neuern, die Gröſse und Figur der Erde zu beſtimmen. Der Vf. ſetzt hieraus die Differenz der Erdaxe zu dem Durchmeſſer auf 36,948 alſo beynahe 37 engliſche Meilen. Die Abhandlung ſchlieſst mit einer Anzeige der Hülfsquellen für die Vorzüge dieſer neuen Karte vor jener ältern von 1790.

Und allerdings hat denn dieſe treffliche Karte ſehr gewonnen. Nicht nur mehr als hundert Orte ſind darauf niedergelegt, ſondern viele Inſeln des Südmeers, viele Theile des groſsen Nordweſtlandes von America, eben wie einige der innern Theile von America, ſind nach den neueſten Entdeckungen hinzugekommen oder verbeſſert. Hr. *A.* hatte Gelegenheit, die Manuſcriptkarten der Geſellſchaft der Hudſonsbay, beſonders die von ihrem Geographen, Hn. *Turner* bis 1792 zu benützen, ferner die Karten der Canadiſchen Pelzhändler; auch die aſtronomiſchen Obſervationen, welche Hr. *Bailey* auf der *Diſcovery* des Capitain *Collnet* für die Nordweſtküſte machte, und mehrere andere für das Innere des nordweſtlichen America, für die Küſten der Hudſonsbay und für Neu-Südwallis.

Um ſich genauer von dem zu überzeugen, was dieſe neue Weltkarte vor den letzten Mercatorskarten des Hn. *A.* voraus hat, verglich Rec. mehrere Blätter beider Karten miteinander. Auf der nördlichen Hemiſphäre haben im weſtlichen America die Gebirge bey den Paducasindianern, welche auf der ältern ſonderbar zuſammengewellet lieſen, jetzt eine natürlichere Geſtalt, und dadurch haben dann auch die dortigen Flüſſe andere Richtungen. Die *Stony Mountains* ziehen ſich nicht mehr ſo ſtark gegen Weſten hin, ſondern laufen gerade nach Norden hinauf. Der Fluſs *Oregan* iſt gänzlich verſchwunden; dagegen zeigt ſich, zufolge den Nachrichten eines neuern Reiſenden Hr. *Lawrence* von 1791, der durch dieſe Länder nach Californien ging, zwiſchen Fucas-Eingang und den Snake-Indians, ein groſses, offnes Land, das nur einen Binnen-See, als das Reſervoir mehrerer Flüſſe bey der Doeg Nation, enthält. *Mancheſterhouſe*, etwa unter 110 Gr. Länge von *Greenwich*, iſt nun hier nicht mehr das äuſserſte europäiſche Etabliſſement nach Weſten, ſondern *Buckinghamhouſe* liegt etwas nordweſtlicher; überhaupt haben dieſe Theile mehrere Berichtigungen erhalten. Dies iſt gleichfalls der Fall für die nordweſtlichen Theile von America, nämlich für die Gegenden jenſeits des zwanzigſten Grades der Breite bis zu der Küſte von Guinea.

Indeſs ſind die Zuſätze und Veränderungen für die Länder des groſsen Südmeers noch beträchtlicher. Die Geſtalt des fünften groſsen Continents, Neuhollands, iſt zwar im Allgemeinen dieſelbe geblieben; allein um nichts unſicheres mit Beſtimmtheit durch die völlige Einfaſſung des Landes angeben zu wollen, wie dies bisher geſchah, hat der Vf. die ganze ſüdliche Küſte von Nuytsland bis zu Van Diemens-Land nicht umriſſen, ſondern völlig unterbrochen, und offen gelaſſen. Ein Gleiches iſt an andern Orten, z. B. in Norden bey Carpentaria geſchehen.

Mehrere Inſeln ſind hinzugekommen, andere richtiger niedergelegt; ſo z. B. die Feje- oder Blighsinſeln, nordweſtlich der freundſchaftlichen Inſeln.

Dieſe wenigen Proben zeigen, wie ſehr die Erdkunde durch dieſe neue Karte gewinnt, und wie weit ſie die ältere übertrifft. Letzteres iſt denn auch der Fall in Rückſicht der Trefflichkeit des Stichs und der Schrift. Rec. iſt bis jetzt in dieſer Art, nämlich unter den Weltkarten, hierin nichts gleiches vorgekommen, und die groſsen Berggürtel von Aſien und America ſind ſo luxuriös ausgefallen, daſs man ſie gern hinter Glaſe den ſchönſten Kupferſtichen zugeſellte. Freylich ſind die Umriſſe der Länder und der Küſten äuſserſt fein, und fodern daher ohne Illumination von dem ungewohnten Auge oftmals einige Anſtrengung; allein ſicher nicht einmal ſoviel als manche unſerer gewöhnlichen jetzigen deutſchen Karten, beſonders da die Schrift ſo äuſserſt abgeſchnitten iſt, wodurch denn zugleich das Ganze mit Recht ein Meiſterwerk bildet.

Die Gröſse der Karte ſelbſt kann man daraus am beſten beurtheilen, daſs fünf Grade des Aequators einen engliſchen Zoll betragen. Neben den einzelnen Abtheilungen der Breitegrade iſt zugleich zu mehrerer Bequemlichkeit der Werth eines jeden einzelnen Grades der Länge in engliſchen Meilen, deren 60 einen Aequatorsgrad betragen, angegeben.

Mit Recht iſt zu hoffen, daſs auch das Ausland die Verdienſte des Vf. anerkennen, und ſeine Bemühung um die Erdkunde durch den thätigſten Beyfall ermuntern werde.

SCHÖNE KÜNSTE.

Prag, b. Calve: *Dramatiſche Werke(,) für das Hoftheater in Dresden gearbeitet von Albrecht.* Erſter Band. 1790. Enthält: 1) *Zieh aus, Herr Bruder!* 2) *Fürſtenglück.* 3) *Die Engländer in America.*

Nr. 1) *Zieh aus, Herr Bruder,* Luſtſpiel in 3 Aufzügen. — Der Graf Pierre d'or, Baron Hutheim, Baron Flensburg und der Advocat Wedemann werben um Fräulein Luiſe, das 6000 fl. Einkünfte hat, und bey dem Kaufmann Bekamp ſich aufhält, den Luiſe als ihren Vormund erkennt. W. iſt der eigentliche Begünſtigte; um ihn lächerlich zu machen, und ihn um Luiſens Beſitz zu bringen, überreden ihn ſeine Nebenbuhler, ſich für einen Baron auszugeben; und — der *rechtſchaffene* W. läſst ſich bewegen, Papiere, welche den Tod des letzten Abkömmlings der Familie Hornbuſch betreffen, zu benutzen; er iſt ſogar ſchwach genug, von ſeinen Nebenbuhlern koſtbare Kleider, Uhren, Doſen, Ringe ſich borgen zu laſſen, um deſto beſſer die Rolle eines Barons ſpielen zu können, allein ſeine Redlichkeit treibt ihn an, Luiſen den Betrug zu entdecken; dieſe vergiebt ihm, und — wählt ihn vor Allen zum Gatten. Luiſe iſt Bekamp's Tochter, der eigentlich der aus ſeinem Vaterlande vertriebene Baron Edelburg iſt; Wedemann iſt des Grafen Goldſtein natürlicher Sohn, den er hat legitimiren laſſen etc. Die Charakteriſtik

ristik in diesem Lustspiele ist weder neu, noch interessant; der Plan ist gedehnt, die Entwicklung, wie in manchen andern Stücken, worin alles nach Wunsche geht; die Sprache ist gemein, und nicht selten fehlerhaft.

2) *Fürstenglück*, Schauspiel in 5 Aufz. Das Interesse dieses Stückes ist schon lebhafter, und der Stoff ist neu. — Eine Prinzessin soll die Gemahlin eines jungen Fürsten werden; sie kommt, um ihn kennen zu lernen, unter fremdem Namen an seinen Hof; ihr Geist und ihr Herz fesseln ihn, auch sie liebt den Prinzen; endlich giebt sie sich ihm zu erkennen, und beide werden ein Paar, wie man unter Fürsten selten antrifft. Diese Handlung in drey Acte zusammengedrängt, würde an Interesse und lebhaftem Gange sehr gewinnen. Die Charaktere sind etwas alltäglich; oft ist der Dialog etwas fade, gedehnt, und nicht selten gesucht.

3) *Die Engländer in America*, Schausp. in 4 Aufz. In diesem Stücke finden zwey Väter unvermuthet ihre Söhne wieder, die Jahrelang in der Welt herumgeschwärmt waren; ein Bösewicht wird gestraft; ein Greis, der des Hochverraths beschuldigt ward, wird unschuldig erkannt. — Ein solches Stück *muss* einem empfindsamen Publicum gefallen, so gross auch die Fehler in Plan, Charakterzeichnung und Dialog sind. Hr. *Funt* giebt gleich anfänglich sich dem Capitain Cortton, als den Lord *Laval* zu erkennen; *Liddy* hat die Papiere, die ihres Vaters Rechtfertigung enthalten, *einem Sclaven* gegeben, um sie in Sicherheit zu bringen; dieser Sclave giebt sie auf dem Schiffe einem Fremden, den er nicht kennt; dieser Fremde erscheint am Ende, wo man alles verloren glaubt, wie ein *Deus ex machina*, bringt die Papiere, Laval ist also gerettet; dieser Fremde ist des Generals Sohn, Capitain Harey der Sohn Lavals u. s. w. kurz, alles geht erwünscht; freylich darf man nicht fragen, wie und warum alles sich so fügt. — Der Dialog ist gemein und wässericht; die Sprache oft fehlerhaft. Hr. *A.* schreibt: *Für* (vor) dieser Gewalt zittre ich nicht. — Nach Gold juckt dir's doch nicht? — Er muss sich mit mir schmeissen (schlagen). — *Für* (vor) etwas bewahren. — Sie mahnen mich an etwas *schrecklichen*. — Nach 40 Jahre (n). — Vor's (für) erste — etc. etc. Der General sagt einmal zum Cap. Harey: „wo kriegt (') ich einen wieder, den ich, wie dich, allenthalben an die Spitze stellen könnte (?)." Der *Buben* aber find' ich hundert (?!!).

Wien: *Cäcilie, oder Geschichte, und besondere Abentheuer eines französischen Frauenzimmers von Stande.* 1794. 272 S. 8.

Die erste Hälfte dieses Romans ist die Geschichte eines Freudenmädchens, deren Ausschweifungen ohne alle Rücksicht auf Sittlichkeit und Anstand geschildert werden; die andre Hälfte besteht in einer Robinsonade vom alltaglichsten Schlage, in der Abentheuer auf Abentheuer ohne alle Rücksicht auf Wahrscheinlichkeit gehäuft werden. Auf der letzten Seite bricht der Vf., vermuthlich, weil die vom Verleger vorgeschriebne Bogenzahl vollendet war, mitten im Lauf der Erzählung ab, und foppt den Leser mit der Versicherung, die französische Handschrift, die er vor sich gehabt, ende hier, und allenfalls könne künftig ein Nachtrag von den weitern Schicksalen der Heldin gegeben werden. So ekelhaft die Bekenntnisse sind, die Cäcilie in der ersten Hälfte des Buchs von den Verirrungen ablegt, in die sie Schönheit und Leichtsinn gestürzt, so unwahrscheinlich ist die heroische Denkungsart, die ihr in der andern Hälfte desselben beygelegt wird. Auf Vortrag und Einkleidung ist nicht die geringste Mühe verwandt.

Prag u. Wien, in der v. Schönfeldischen Handlung: *Neues Theater für Privat- und Landesgesellschaften*, oder Sammlung neuer, eigends für das Haus- und Landleben verfassten, Stücke, welche sich sehr leicht aufführen lassen, und dabey die Handlungen der Menschen eben so, wie bey grossen Stücken, anständig schildern. 1793. Erstes Bändchen, enthaltend ein Stück von 56, und eines von 84 S. 8.

Von kleinen Stücken für gesellschaftliche Theater fodert man keine grossen und künstlichen Plane; aber die Gemälde menschlicher Sitten, die darin gegeben werden, müssen, wie sich der Vf. auf dem Titel ausdrückt, in der Ausführung *anständig*, d. h. edel und fein seyn, wenn sie Unterhaltung bewirken, und Leuten von Geschmack gefallen sollen. Die beiden Stücke in dem ersten Bändchen dieses *neuen Theaters* haben aber nichts von diesen Eigenschaften an sich. Das erste: *Der arme Christoph, oder, der glücklich gewordne Bräutigam am* (auf dem) *Lande*, soll nach der Absicht des Vf. durch Scenen der unterdrückten Armuth, und der grossmüthigen Wohlthätigkeit rühren, aber dieser Endzweck wird bey der kraftlosen und ganz undialogischen Sprache durchaus verfehlt. Das andre Stück: *Der drolligte Hausknecht, oder der französische Revolutionstraum*, ist eine so alberne und geschmacklose Posse, als sie je von *Bernardon* oder *Kasperle* extemporirt worden, und die Spässe des Hausknechts, *Wurstl* genannt, so wie die des Schulmeisters könnten auf jedem Hanswurstltheater paradiren. Prügeln, Saufen, Schwarzfärben der Gesichter, Stecken in einen Sack, Küssen des Haarbeutels, und dergleichen Fratzen sollen den Mangel des ächten Komischen ersetzen. Die witzigen Einfälle sind von der Art, wie folgender S. 12: „Das „Mädl ist frisch, kugelrund, wie ein Butterfässchen, „und paar *Fässerl* hats, wie unsre Turteltaube," oder wie S. 27: „Des Kerls sein Latein macht mehr Wirkung „als eine Klistirspritze." So undeutsch, als der Titel, ist auch die Sprache durch das ganze Werk. Da findet man Constructionen, wie *ohne meiner;* Worte, wie *thränen*, statt *Thränen vergiessen*, *Nichtling* für *nichtswürdiger Mensch;* Ausdrücke, die ausser den österreichischen Landen schwerlich jemand versteht, z. B. *pomalich*, *Schüppl* und dergleichen. Eine so abscheuliche Schauspielsammlung konnte 1793 gedruckt werden!

Leipzig, b. Göschen: *Comisches Theater* von *J. B. Jünger*, K. K. Hoftheaterdichter. Erster Band. 1792. ohne Vorrede 252 S. 8.

Dieser Band enthält: 1) *Die Entführung*, ein Lustsp. in 3 Aufz. — Auf den meisten deutschen Bühnen ist bereits dieses Stück mit dem Beyfalle aufgenommen worden, den es verdient. Es hat interessante comische Auftritte, contrastirende Charaktere, einen raschen Gang, und einen lebhaften Dialog. — Indessen sinkt die Sprache zu Zeiten bis zum Gemeinen herab; Wilhelmine, das muntere Mädchen in diesem Stücke, gleicht mancher andern Rolle der Art in den Lustspielen des Hn. *J.*; sagt manches, was ein Frauenzimmer von etwas feinem Gefühle wohl nicht überall sagen würde; und in der Scene zwischen ihr und dem Baron Rosenthal vermisst man nicht selten Delicatesse. — 2) *Der Ton unserer Zeiten*, ein Lustsp. in 1 Aufz. Die Idee dieses kleinen Stückes ist zwar nicht neu; indessen ist es doch unterhaltend. Nur scheint uns der Charakter der Gräfin Hohenberg zu überspannt; es scheint uns unnatürlich, dass Hr. v. Reichenfeld so schnell einwilligt, seine einzige Tochter einem Gecken zu geben, den seine Schwester in Schutz nimmt, und das bloss aus der Ursache, weil — diese Vapeurs bekommt. Auch ist der Dialog oft gedehnt, und die Sprache vernachlässigt. — 3) *Das Ehepaar aus der Provinz*, Lustsp. in 4 Aufz. Dieses Lustspiel ist eigentlich eine Paraphrase von Anton Wall's niedlichem Lustspiele: *die gute Ehe*. Allein dieses letztre Stück übertrifft das Jüngerische; der Plan in demselben ist einfach; der Gang der Handlung natürlich; und weder durch Episoden, noch durch überflüssige Charaktere aufgehalten; der Dialog gedrängt, herzlich und lebhaft; Eigenschaften, die wir meistens in dem Stücke des Hn. *J.* vermisst haben.

Eisenach, b. Wittekindt: *Heinrich v. Neideck*, ein Ritterschauspiel in 5 A. 1794. 124 S. 8.

Rec. ist zwar kein Freund von allen den gewöhnlichen Ritterschauspielen, womit seit einigen Jahren die deutsche Bühne ist überschwemmt worden: in den meisten werden Natur und Wahrheit jämmerlich gemisshandelt. Allein er muss doch gestehen, dass dieses gegenwärtige Stück manche Vorzüge vor allen übrigen hat. Wenn man einige abentheuerliche Züge und einige Sprünge, die von dieser Gattung Schauspiele unzertrennlich zu seyn scheinen, abrechnet: so kann *Heinrich v. Neideck* Wirkung auf der Bühne machen. In den vier ersten Acten geht die Handlung einen ziemlich natürlichen Gang; die Sprache ist weniger gesucht und reiner als in andern solchen Stücken; die Charaktere sind gut gezeichnet, und nicht überladen. Nur hat der 5te Act keine Verbindung mit dem 4ten; das Fädchen, wodurch er angeknüpft ist, ist gar zu fein und schwach. Mit dem 4ten Acte ist die Handlung aus; *Wolfstein* ist todt, Heinrich von Neideck ist durch eine Schenkung auf dem Sterbebette Erbe seiner Güter; er wird Emma's Gemahl — was verlangt der Zuschauer mehr? — Nun aber kommt der Abt von St. Hilderich, und macht auf Wolfsteins Güter Anspruch: dies ist gleichsam mit Haaren herbeygezogen; alles Interesse hört auf. Die Geschichte Oswalds ist eine ganz überflüssige Episode. Warum sagt der Vf. immer: *für* etwas bewahren, *für* etwas sich fürchten, statt *vor*?

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Johann von Gaunt*, *Herzog von Lancaster*, eine brittische Rittergeschichte, aus dem Englischen des *J. White*, Verfasser des Grafen von Strongbow. 1791. 366 S. 8.

Bey Gelegenheit des Romans: *Graf von Strongbow*, von demselben Verfasser, der 1790 übersetzt erschien, ist in der A. L. Z. bereits bemerkt worden, dass der Vf. ein vorzügliches Talent besitze, Gestalten der altbrittischen Ritterschaft ins Leben zurückzurufen, und durch eine gewisse feyerliche Schwermuth seine Erzählung interessant zu machen. Dieselben Eigenschaften findet man in gegenwärtigem gleich unterhaltenden, Romane wieder. Da die Uebersetzung desselben in demselben Verlage herausgekommen, in dem *Graf Strongbow* übersetzt erschien, so ist vermuthlich der Uebersetzer auch derselbe; um so mehr, da man hier auch eben die rühmlichen Eigenschaften einer Uebersetzung, Treue und Geschmeidigkeit, findet.

Pilsen u. Leipzig, b. Morgensäuler: *Paul und Virginie, ein Gemälde guter Menschen*, nach dem Französischen frey bearbeitet von *F. Reil*, Hochgräflich-Metternich-Winneburgischen Kanzellisten zu Königswart und Mittigau in Böhmen. 1794. 126 S. 8.

Die Feinheit der Züge, das Arkadische der Gesinnungen und Bilder, die den Vorzug dieses rührenden Schauspiels ausmachen, erfodern einen mehr als gemeinen Uebersetzer, damit sie nicht, wie der zarte Duft auf Herbstfrüchten, von plumpen Händen verwischt werden. Leider aber ist gegenwärtige Uebersetzung des Originals ganz unwürdig, matt, steif, und öfters undeutsch. Vieles ist ganz buchstäblich übersetzt, z. B. *tenez* durch *halten Sie* (statt *nehmen Sie*) *der spitzigste Sporn*, statt *der schärfste*. Solche undeutsche Ausdrücke, wie *Getriebe*, *nach Heime*, kommen häufig vor. Das *Freye* in der Bearbeitung, das der Titel verspricht, rührt gar nicht von dem, sehr sclavischen Uebersetzer, sondern von — dem Verleger her, und besteht bloss darin, dass er die Insel, auf der das Stück spielt, zu einer englischen macht, um die französische Colonie in eine deutsche zu verwandeln, und zwar aus folgender Ursache: „Es sey immer natürlicher, edle Handlungen „von jeder andern Nation üben zu sehn, als *von einer „barbarischen Rotte, die Treu und Glauben mit Füssen tritt, und den Abscheu der ganzen Welt nach sich zieht.*“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. Junius 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Hofmann: *Scenen aus der Feenwelt*, von *M. R.* Erster Theil. 1794. 302 S. 8.

Eigentliche Feenwelt kömmt in diesem Theil nur einmal, nämlich S. 120, vor. Wundermänner und Zauberer, übernatürliche, täuschend dargestellte, Begebenheiten erscheinen wohl genug in diesen Erzählungen. Allein es scheint dem Vf., dem es hierzu nicht an Erfindungskraft mangelt, nicht sowohl darum zu thun zu seyn, dass er durch das Wunderbare Erstaunen errege, als vielmehr, dass er den Lesern, die hier nur Ergötzung der Phantasie vermuthen, Lehren der Weisheit ertheile. Scenen aus der alten Ritterwelt machen den grössten Theil des Inhalts aus, die sich aber auf keinen historischen Grund stützen, sondern ganz Imagination und Ideal sind. Der herrschende Ton der Erzählung ist sanfte Melancholie, die aber doch nie in übersüsse Empfindsamkeit ausartet. Der Styl nähert sich öfters der poetischen Prosa, ist bilderreich, ohne schwülstig oder geziert zu werden. Das Werk ist in dreyzehn Abschnitte, deren jeder eine eigne Ueberschrift hat, abgetheilt; es sind aber nicht dreyzehn, für sich bestehende Scenen, sondern man sieht am Ende, dass sie alle Ein Ganzes ausmachen, ob es gleich anfangs nicht so scheint. Denn der Vf. bricht, um die Neugierde des Lesers ein wenig zu necken, oft da ab, wo der Leser am begierigsten geworden ist, geht zu einer scheinbaren Digression über, von der man es erst späterhin erfährt, dass es keine Digression war, und verflicht so alles zu einem künstlichen Gewebe, das zum Theil schon am Schlusse dieses Bandes entwickelt ist.

Riga, b. Müller: *Feldblumen.* Gesammelt zum Besten einer Erziehungsanstalt für arme Kinder. 1791. 144 S. 8.

Eine kleine Sammlung von Gedichten, die den Leser erinnert, dass auch die Veilchen und Vergiss-meinnicht zu den Feldblumen gehören. Meistens zwar nur Gelegenheitsgedichte, aber um so mehr Beweise von Dichtertalent, weil sie, bey sehr markirter Individualität, gleichwohl auch allgemeines Interesse haben. Sie vereinigen mit dem, in dieser Art so seltenen Verdienste der Wahrheit in den Empfindungen und der Neuheit in den Wendungen, auch das einer sehr correcten, leichten, und doch gehaltreichen Sprache. Nur hie und da fehlt es dieser an Kraft und Würde. Auch in der Auswahl der Stücke selbst hätte der Dichter strenger seyn sollen, wie z. B. gegen S. 44, 77, 93, 96 bis 98 und 111. Folgendes sind die Rubriken: 1) *Kriegs- und Soldatenlieder.* (Die Execution erinnert sich Rec. schon vor mehrern Jahren in einem Almanach mit Vergnügen gelesen zu haben.) 2) *Todtenfeyer.* Den Plan des ersten Gedichts, auf einen gewissen Bürgermeister von Schick, zur Probe:

Als auf der Höhe seines Lebens
Der müde Greis
Mit dankerfülltem Herzen stand
Und über'm Grab die Ewigkeit
Von ihren gränzenlosen Feldern
Allmählich ihm
Den Wolken-Vorhang hob:
Da wandt' er sich noch einmal um,
Die Rückerinn'rung seiner Lebenszeit
Ging ihm, wie sanfter Mondschein auf.

Er sah auf jenen Tag wo — auf seine Vaterstadt — — seinen Richterstuhl — seine Erdengüter — — seine Tochter, die — —)

Sie segnend wandt' er sich — und stand am Ziel.
Das Grab ward dem Vollendenden
Zur kühlen Grotte,
Die uns durch einen kurzen dunkeln Gang
In eine überraschende
Glanzvollre Schöpfung führt.
— Das Herz voll Tugendruh
Voll Glauben an Unsterblichkeit,
Stieg er getrost hinein.

3) *Blumen der Freude.* Die Hochzeitgedichte sind besonders reich an neuen glücklichen Wendungen. 4) *Gedichte für die Bühne. Colma, ein Monodram. Einfälle.* Auf ein Dankfest in Stockholm 1788:

Wer wird nun wohl mit euch um euer Dankfest zanken
Ein frommes Kind muss auch für *gnäd'ge Strafe* danken.

Auf einen (sehr vornehmen) Feldherrn:

Er fragt die Aerzt' um Rath, und alle bitten ihn:
Doch ja nicht wieder selbst ins Feld zu ziehn.
Hätt' er an ihrer Statt die Generals gefragt,
Sie hätten sicherlich das nämliche gesagt!

Die Vorrede verdient noch einer besondern Erwähnung. Sie zeichnet sich durch Eleganz und Bescheidenheit sehr vortheilhaft aus.

PHILOLOGIE.

HALLE, b. Hendel: *Marcus Tullius Cicero für den T. Annius Milo, übersetzt und erläutert.* 1794. 148 S. 8. (8 gr.)

2) LEIPZIG, b. Schwickert: *M. T. Cicero's Reden für den Dichter Archias, für Marc. Marcellus Zurückberufung, für die Erhaltung des Manilischen Gesetzes, nebst der zweyten Philippischen Rede.* Uebersetzt und mit erklärenden Anmerkungen begleitet. 1794. 232 S. 8. (12 gr.)

So wie schon der Titel bey No. 1) einen Ueberfetzer ankündigt, der von Sprachgenauigkeit nichts weiss; so entspricht dieses ganze, wirklich höchst elende, Machwerk genau einer solchen Ankündigung. Einen verständigen Zweck hat sich dieser Ueberfetzer gar nicht gedacht. Vorr. S. 7: „Ich glaubte, dem Privatfleiss des Jünglings und der Lectüre der unstudirten Liebhaber des Alterthums durch Uebersetzung dieser Rede *nicht unwillkommen zu seyn*, zumal da ich aus mehrerer Erfahrung weiss, wie ärgerlich es manchem fleissigen Zuhörer war, wenn er bey vielen andern Arbeiten, die ihm das Präpariren auf die übrigen Schulsachen kostete, sich hier bey Lesung dieser Rede, auf die er sich am meisten gefreut hatte, plötzlich verlassen sah." Wie so? War denn dem Zuhörer, (denn den unstudirten Liebhaber wollen wir gar nicht erwähnen, da schwerlich jemals ein einziger diese Uebersetzung in die Hand nehmen wird) also, war denn dem Schüler sein Lexicon oder die Ernestische Clavis so plötzlich weggekommen? Denn diese wären zum präpariren wahrhaftig ungleich brauchbarere Führer gewesen, als diese Uebersetzung, mit Noten folgender Art: *Non timere*, i. e. *considere*. — *locus, Gelegenheit.* — *tueri lucem*, i. e. *vivere*. — Nach einer geschmacklos und undeutsch geschriebenen Einleitung, (z. B. S. 9: Seine Brunst zu Cäsars Gemahlin, *die* Pompeja; S. 10: Diese Verfahrungsart war der *Zunder* zu neuen Feindseligkeiten, da die ersten zwischen beiden ohnehin noch in voller Gährung waren;) kömmt die eben so geschmacklose Ueberfetzung nebst den gelehrten Noten. Es hiesse Papier verderben, den modernisirenden, mit unedeln Ausdrücken durchwebten Styl, — des in vielen Stellen verfehlten Sinns zu geschweigen — kritisch durchzugehen. Nur einige Beyspiele, um nicht absprechend zu scheinen. S. 49: Ist da eine Bill gegeben? Ist eine besondere Commission decretirt? Der Meuchelmörder war auf das Forum hinpostirt etc. S. 110: Wirklich, meine Richter, ich bin nicht so hirnlos, so dumm und unbekannt mit Ihren Gefühlen u. s. w. S. 119: Denken Sie, meine Richter, sich's einmal in Gedanken, — denn unsre Gedanken haben doch einen freyen Lauf — denken Sie also in Gedanken ein Gemälde von meiner jetzigen Lage." Auch einzelne Personen werden durch *Sie* angeredet: S. 105: *Ihr* Argwohn, Cn. Pompejus; *Sie* rede ich jetzt mit einer Stimme an u. s. w.

No. 2. zeigt zwar etwas mehr darauf verwandten Fleiss, als No. 1, bleibt aber doch weit unter den Foderungen, die man an einen Ueberfetzer des beredtesten Römers machen kann. Z. B. die bekannte Stelle, *Orat. pro Archia* c. 1: *Ac ne quis a nobis hoc ita dici forte miretur* etc., heisst hier: „Es wundere sich niemand, dass *wir* dies sagen *könnten*, da seine Stärke in etwas anderm, nicht aber in dieser Fertigkeit und dem Unterrichte in der Beredtsamkeit (*disciplina*) bestünde. Wir haben uns ja nie einzig und allein auf dieses Studium gelegt. Denn alle zur Bildung des Menschen gehörigen Künste haben ein gewisses gemeinschaftliches Band, und sind gleichsam durch eine gewisse Verwandtschaft mit einander verbunden." S. 168 Philip. c. 21: „Und nun vernehmt, ich bitte euch, alle die Unfläthereyen und Ausschweifungen, *deren* er sich zu seiner und seiner Famili*en* Freude erlaubt hat, besonders aber seine niederträchtigen und schändlichen Streiche, die er gegen uns und unsre *Güter*, ich meyne gegen das Interesse des gesammten Staats verübt hat." — Von den hier noch haufigern Noten gilt das, was von No. 1. gesagt worden ist; (z. B. S. 4: *aliquando* drückt, wie *olim*, zuweilen die vergangene und zukünftige Zeit aus);" jedes Lexicon und Compendium der römischen Antiquitäten, eines mündlichen Unterrichts zu geschweigen, lehrt dies besser; und man will doch hoffentlich jene Bücher und ihren Gebrauch den Anfängern der lateinischen Sprache nicht entbehrlich machen! — Clav. Ernest. sub. voce *acroamata* sagt: *Sunt homines qui cantu, dictis exhilarant convivas* etc. — Unser Commentator S. 9: „*acroamata*, Leute, die beym Gastmahl durch ihren Gesang, Reden etc. die Gäste aufheiterten." — Welche Begriffe müssen diese Herrn von dem Geschäfte, *gut* zu übersetzen, haben! Hätte Cicero im Lateinischen so gesprochen, wie diese ihn im Deutschen sprechen lassen, Antonius hätte ihm das Leben sicher nicht genommen! Juv. X. 123: *Antoni gladios potuit contemnere, si sic Omnia dixisset!*

STENDAL, b. Franzen u. Grosse: *Ausgewählte Stücke aus den dramatischen Dichtern der Römer*, dem Plautus, Terenz, Seneka und andern, zum öffentlichen Gebrauch der obern Classen deutscher Gymnasien, von D. *Ch. D. Köler*, Rector des Gymn. zu Detmold. Nebst einer Abhandlung über das Theaterwesen der Griechen und Römer. 1794. 8. 638 S. (nebst einem Kupfer.)

Diese Sammlung enthält ausser einigen Fragmenten des *Ennius*, *Pacuvius*, *Cäcilius*, *Attius*, die Captivos des *Plautus*, den *Heautontimorumenon* des *Terenz* und den *Herculem furentem* des *Seneca* ganz, aus den übrigen Dramen der genannten Dichter aber nur einzelne, vorzüglich charakteristische und interessante Scenen. Man hat Ursache, mit der Wahl des Herausgebers zufrieden zu seyn. Der Druck ist zwar nicht correct; aber die Fehler, welche bey der Entfernung des Hn. R. K. von dem Orte des Druckes nicht zu vermeiden gewesen waren, sind wenigstens am Ende gewissenhaft angezeigt. Zur Ausarbeitung der angehangten, in drey und dreyssig Capitel getheilten Abhandlung über das Theaterwesen der Alten, veranlasste ihn die Bemerkung eines Recensenten in der A. L. Z. welcher eine vollständige Bearbeitung dieses in so vielen Punkten höchst

höchst dunkeln und verworrenen Gegenstandes gewünscht hatte. Es macht dem Muthe und Eifer des Vf. Ehre, die Befriedigung dieses Wunsches unternommen zu haben, unerachtet er, wie er selbst sagt, ausser *Vossii Instit. Poët. Scaligeri Poëtica*, *Barnesii* Abhandl. über die Tragödie der Alten und die Reisen des jungen Anacharsis, nichts von Belang über diese Materie besafs: auch hofft er nicht, etwas vollendetes gegeben zu haben, unerachtet er sich nicht begnügte, die Werke seiner Vorgänger zu compiliren, sondern aus den Quellen der Alten selbst schöpfte. Wir fürchten indess gar sehr, dass dieses letztere nicht oft und nicht vorsichtig genug geschehen sey, und dass diese Abhandlung, der man eine grosse Eilfertigkeit nur allzu sehr ansieht, weit entfernt, jenes Bedürfniss zu befriedigen, dasselbe nur noch lebhafter empfinden lassen dürfte.

Zuerst vermissen wir in derselben Methode und Ordnung. Wir können den Plan nicht entdecken, nach welchem die Materien geordnet seyn dürften; aber welcher es auch seyn mag, bequem ist er nicht. Ehe der Vf. von der äussern Beschaffenheit des Theaters und der Bestimmung seiner einzelnen Theile handelte, musste er von den Eigenthümlichkeiten der Werke handeln, für deren Aufführung das Theater eingerichtet war. So wird aber hier von der äussern Einrichtung (dem *äussern Wesen*, wie es der Vf. nennt) des Chores zuerst, und dann erst von den Verrichtungen desselben in den alten Dramen gesprochen; noch weit früher, war von der Orchestra gehandelt worden. Viel besser würde sich alles entwickelt und zusammengereiht haben, hätte der Vf. seine Abhandlung mit einer Geschichte der dramatischen Poesie bey den Griechen und Römern eröffnet, und dasjenige, was einer nähern Betrachtung und Erläuterung bedurfte, in besondern Capiteln abgehandelt. Zweytens hätten die Eigenthümlichkeiten des griechischen und römischen Theaters weit sorgfältiger geschieden werden sollen, als hier, wo die Beschreibung beider so in einander geflochten ist, dass der Anfänger, welcher sich hier Raths erholen will, mit undeutlichen und verworrenen Vorstellungen erfüllt werden muss. Ueberhaupt scheint der Vf. seine eignen Vorstellungen nicht immer so weit auf das Reine gebracht zu haben, als es gar wohl hätte geschehen können. Da wo er von dem Theaterapparat spricht, S. 529, sagt er von den Choragen nichts, als dass die Anschaffung jenes Apparats eigentlich Privatsache gewesen, und dass mancher bemittelte Bürger darüber zu Grunde gegangen sey. (Der Vf. selbst drückt sich hierüber so aus: *Dort* [st. in Griechenland] gingen oft bemittelte Bürger, die man *daher* Choragen nannte, darüber zu Grunde.) Unmöglich kann er Wolfs Prolegomena in Or. c. Leptinem, welche er S. 624 anführt, gelesen haben; sonst würde er uns etwas bestimmteres über diesen Gegenstand gesagt haben. Der Anfänger, welcher mit dieser Erklärung abgefertigt wird, kann, wenn er S. 530 liest, der Dichter oder der Anführer oder der *Chorag* habe die Schauspieler im Declamiren geübt, nicht anders glauben, als jene bemittelten Entrepreneurs wären zugleich die Lehrmeister des gregis histrionum gewesen. Und fast scheint der Vf. dieses selbst geglaubt zu haben, da er den Dichter, den Anführer des Chors und den Choragus unterscheidet, da doch, wenn dem χορηγος dieses Geschäfte beygelegt wird, das Wort in einer alten Bedeutung von dem Dichter selbst verstanden werden muss, welcher an der Spitze des Chores stand. S. Hesych. in χορηγος. — Die Materie von dem Maschinenwesen der Alten ist hier ihrer Aufklärung, wie es uns wenigstens vorkommt, um nichts näher gebracht; ja manches ist nicht einmal richtig erklärt. Den Donner ahmte man nicht, wie es S. 527 heisst, bloss mit kleinen Steinen nach, die man durch eherne Gefässe warf, (wodurch nur ein Klirren würde hervorgebracht worden seyn,) sondern durch Schläuche, welche mit kleinen Steinen angefüllt waren. S. Pollux. IV. 130. — Fälschlich braucht der Vf. den Oceanus, welcher in dem *Prometheus des Aeschylus* auf einem Hippogryphen heranschwebt, als Beyspiel des θεολογειον, da es offenbar eine μηχανη war, was den Oceanus herbeyführt. Jenes zeigte die Götter in ihren Sitzen, so wie in der ψυχοστασία des *Aeschylus*, ein Beyspiel, dessen sich Pollux l. c. bedient. Die αἰώρας, welche derselbe Schriftsteller erklärt, erwähnt unser Vf. gar nicht. — Etwas allzu unbestimmt ist auch das, was er von der Zeit, zu welcher Schauspiele in Athen gegeben wurden, beybringt. S. 545. „Die Athenienser wählten gemeiniglich die Bacchusfeste und auch zu vielen die Panathenäen. Tragödien wurden gewöhnlich nur an dem Hauptfeste des Bacchus, an den Stadtdionysien, *gehalten*. An diesem Feste ging auch der Wettstreit der dramatischen Dichter vor sich. Comödien wurden nur an den Lenäen und den Herbstdionysien gegeben." Was für Herbstdionysien mag der Vf. meynen? Es können dieses keine andern seyn, als die Lenäen selbst, welche in dem Monate Anthesterion gefeyert wurden. S. Ruhnken. in Addendis ad Hesych. I. p. 999. Und nur an den Lenäen hätte man Comödien aufgeführt? Die *Wolken* des *Aristophanes* wenigstens wurden zum erstenmal an den grossen Dionysien gegeben, wie die Didaskalien besagen ἐδιδάχθησαν ἐν ἄστει. d. i. ἐν τοῖς κατ' ἄστυ Διονυσίοις. — Die Erklärung, welche S. 547 von einer Stelle des Scholiasten zu Aristoph. Nub. 530 gegeben wird, er scheine zu sagen, dass kein dramatischer Dichter vor dem 30 oder 40sten Jahre ein Drama aufführen lassen dürfe (vermuthlich, setzt Hr. K. hinzu, damit er kein *unnützes* Product auf die Bühne brächte) hat, unserer Einsicht nach, eben so wenig Grund, als die von *Potter*, welche Hr. K. zu verwerfen geneigt ist. Der Scholiast spricht überhaupt von dem Alter, in welchem es erlaubt war, öffentlich ἐν δημοσίᾳ aufzutreten. Sophokles gab seine erste Tragödie ungefähr in seinem fünf und zwanzigsten Jahre. S. 563 wird etwas über das Scabillum gesagt, womit der Tact angegeben zu werden pflegte. Hier äussert der Vf. die Vermuthung, das Scabillum möge vielleicht hohl gewesen seyn, und einen angenehmen Ton von sich gegeben haben, fast

 wie

wie die Kuckucksblasebälge der Kinder, weil sie sonst zu viel Geräusch gemacht haben würden. Seltsam! Würde denn dieser angenehme Ton jedesmal mit der Musik harmonirt haben? und wenn das nicht seyn konnte, war denn nicht der klappende Schall besser, als eine Disharmonie? — Ueber die Mimen der Griechen und Römer, deren Unterschied *Valckenaer* in seinem Commentar zu den Adoniazusen zuerst gezeigt hat, trägt Hr. K. sehr verworrene Dinge vor. Die Mimen der ersten waren kein Schauspiel, so wenig als die Silli, welche wenigstens S. 579 zu den dramatischen Gedichten gerechnet werden. Hat der Dichter sie zuweilen dialogisirt, so werden sie doch dadurch eben so wenig zum Drama, als die Sermonen und Episteln des *Horaz*. Was aber von den Eigenthümlichkeiten des satyrischen Drama gesagt wird, ist von der Art, dass man zweifeln muss, ob der Vf. den Cyclops des *Euripides* jemals gelesen habe. — Wir können endlich, und dieses ist der dritte Hauptpunkt unsers Tadels, der Schreibart des Hn. Rector unsern Beyfall ganz und gar nicht ertheilen. Sie ist weitschweifig, ungleich, verworren, und öfters platt. Seine Abhandlung wimmelt von Nachlässigkeiten, die man sich selbst bey einem mündlichen Vortrage nicht erlauben sollte, und die in einer für junge Leute bestimmten Schrift doppelten Tadel verdienen. Wir wollen nur einiges anführen. S. 589: Das weibliche Geschlecht hatte bey weitem nicht die Bildung *noch folglich die Achtung als jetzt*. Die Liebe *gegen es* war also auch so delicat nicht." S. 584. Daher vermieden die Alten Mord oder körperliche Verunstaltung, oder sonst etwas *zu widriges, was das Gefühl empörte*, auf der Bühne zu zeigen. *Dergleichen*, *wie* Agamemnons Mord wurde nur erzählt. - Der Vf braucht oft fremde Wörter (embelliren; Discours; solitair; fingiren; excelliren;) bisweilen in einem uns fremden Sinne; z. B. S. 620: Die Zeiten — waren für ein Drama nicht passend, das Tyrannen so oft die Wahrheit sagt, und sie ohne Schonung *skizzirt*. S. 584. Er zeichnet die Charaktere richtiger, *concentrischer* und völliger aus. — Er schreibt S. 527 *Chafot*, welches weder französisch noch deutsch ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Druckort: *Der heilige Franz von Assis war kein Narr*, wie die Herren Protestanten Spittler und Zimmermann glauben. 1794. 51 S. 8. — Fast sollte man glauben, der Vf. dieser kleinen Schrift habe statt einer Apologie, eine Satyre auf seinen Heiligen schreiben wollen. Denn einen Mann, wie *Franz von Assis* war — oder wie er wenigstens von seinen Legendenschreibern, besonders von dem berufenen *Bartholomäus de Pisis* in dem wahrhaft gotteslästerlichen *Libro conformitatum* geschildert wird, noch in unsern Tagen vertheidigen wollen, heisst wahrlich nichts anders; als denselben aufs neue auf die Bühne stellen, um ihn dem Gelächter aller Vernünftigen Preis zu geben. Das, was Hr. *Spittler* in *Göttingen* von demselben urtheilt, *dass es ihm im Kopf gefehlt habe* — und das, was Hr. *Zimmermann* von ihm sagt, *dass man den närrischen Franz unvernünftig und toll gelobt habe*, ist so richtig, dass es nur einem, mit der Geschichte desselben ganz unbekannten, oder durch Vorurtheile völlig verblendeten *Eiferer* einfallen kann, ein Wort dagegen zu verlieren. Und nur ein solcher kann es für *unbillig* und für *intolerant* erklären, wenn dieses auch öffentlich gesagt wird. Denn *dass eine ganze katholische Religionsgemeinde ihn unter ihre Heiligen, folglich unter ihre verehrungswürdige Mitglieder zählt*, thut hier zur Sache nichts, und kann diese Religionsgemeine nicht berechtigen, zu fodern, dass auch andere gerade so denken müssen wie sie. Doch der Vf. gesteht es ja selbst, dass man, wenn man die katholische Heiligen des mittlern Zeitalters nur aus den gewöhnlichen Legenden beurtheilen wollte, man ohne viele Mühe manchen comischen Zug zu einem lächerlichen Bilde finden würde. Er will also, dass man bis zur *reinen Quelle* zurückgehe, den Charakter eines Heiligen aus seinen eigenen Reden und Handlungen abstrahire, und dabey Unpartheylichkeit, Geduld und Kritik genug habe, das wahre vom falschen zu unterscheiden u. s. w. Dies lautet freylich sehr schön! Aber wir fragen den Vf.: wo denn *die reinen Quellen* anzutreffen seyn möchten, aus denen die Lebensgeschichte der Heiligen des mittlern Zeitalters geschöpft werden kann? ob es nicht unverantwortlich sey, eben diese Legenden in den Händen des gemeinen Mannes zu lassen, der ja wohl nicht geschickt ist, das wahre von dem falschen zu unterscheiden, und ob nicht eben dieser gemeine Mann, und vielleicht der grösste Theil der katholischen Religionsgemeinde geflissentlich hintergangen und genöthigt werde, Leute zu verehren, die aufs höchste, ihrer Einfalt wegen, bemitleidet zu werden verdienen. Heisst dieses vielleicht auch *unbillig* und *intolerant* geurtheilt? Oder hat man es nicht vielmehr mit Dank zu erkennen, wenn andere Unbefangene ihr Urtheil aufrichtig sagen, um dadurch würdigen Männern, die sich zur katholischen Kirche bekennen, Gelegenheit zu geben, *dergleichen Scandale*, die über kurz oder lang doch werden entdeckt werden, noch bey Zeiten aus dem Weg zu räumen. Ob man übrigens mit dem, was der Vf. zur Vertheidigung seines Helden anführt, zufrieden seyn könne, will Rec. jetzt gar nicht entscheiden, sondern nur dieses einzige bemerken, dass alles das, was er von diesem Heiligen rühmt, gar wohl, wenigstens mit dem bestehen könne, was *Zimmermann* sagt, dass er *unvernünftig und toll gelobt worden sey*. Zudem ist es ja bekannt genug, dass auch die ärgsten Schwärmer ihre gute Seite, und ihre *lucida intervalla* haben können. Dass endlich sogar Hr. *Lavater* mit in das Spiel gezogen, und auch dessen, auf die ihm von dem Vf. zugeschickte *physiognomische Schilderung* (wie er sie nennt) gebautes Urtheil, dass *Franz — ein recht guter und vollkommner Mann gewesen seyn müsse* — zur Vertheidigung desselben benutzt worden sey, dieses möchte vielleicht bey denen, *die Franzen* von einer andern Seite kennen, keinen sonderlichen Eindruck machen. Die Hn. *Zimmermann* in den letzten Zeiten dieser Brochüre gesagte Sottise — wird derselbe sonder Zweifel — als wahren *Franciscaner Witz* — belächeln.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. Junius 1795.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Rosenbusch: *Politische Geschichte des Eichsfeldes* mit Urkunden erläutert, von *Johann Wolff.* Erster Band, 1792. 1 Alph. 17 Bogen. Zweyter Band, 1793, 1 Alph. 18 Bogen, ohne die Zueignungsschriften und Vorreden. (2 Rthlr. 16 gr.)

Mit Vergnügen machen wir den Freunden der diplomatischen Geschichtskunde ein Werk bekannt, welches über einen beträchtlichen Theil Deutschlands neue Aufklärung verbreitet. Der Vf. desselben, Hr. *W.*, Caplan in Nörthen, erwirbt sich durch diese, mit pragmatischer und kritischer Auswahl bearbeitete Geschichte des Eichsfeldes ein unverkennbares Verdienst, und wir müssen ihm dafür um so verbindlicher danken, da man diese deutsche Provinz zeither nur blofs dem Namen nach kannte, ohne von den ältern Schicksalen und politischen Veränderungen derselben etwas zuverlässiges zu wissen. In der Vorrede giebt der Vf. zuvörderst von den Quellen der Eichsfeldischen Geschichte einige kritische Nachrichten. Von alten Denkmälern, Grabschriften und Münzen ist hier nichts erhebliches anzutreffen, und die wenigen handschriftlichen Chroniken und andern gedruckten Schriften, worin man hin und wieder nur einige zerstreute Nachrichten vom Eichsfelde auffindet, sind bey weitem nicht hinreichend, etwas Gründliches zu entwerfen. Auch mit den Urkunden, als dem sichersten Hülfsmittel der Geschichtskunde, sieht es in den Eichsfeldischen Archiven nicht zum Besten aus. Die Stifter Heiligenstadt, Nörthen, Dorla, Borsla und anderer in diesem Gebiete gelegenen Klöster, haben ihre diplomatischen Schätze theils im Bauernkrieg, theils durch spätere Unglücksfälle verloren, und das Oberamtsarchiv zu Heiligenstadt nahm Herzog Wilhelm von Weimar 1635 mit sich fort, ohne selbiges, des öftern Erinnerns ungeachtet, zurückzugeben. Bey diesem Mangel an Geschichtsquellen gab sich also der Vf. die Mühe, die vornehmsten Orte des Landes zu bereisen, sich mit Localkenntnissen zu bereichern, und von Kennern und Freunden einzelne Urkunden und Materialien zu sammeln, um aus selbigen die Geschichte seines Vaterlandes zu entwerfen. Es gehört in Wahrheit ein starker Patriotismus und ein anhaltender Eifer dazu, sich durch so viele Schwierigkeiten durchzuarbeiten, und die Schicksale eines kleinen Landes zu entwickeln, dessen Geschichte bisher theils vernachläfsigt worden, theils von den hiezu erfoderlichen Subsidien fast ganz entblöfst ist. Und dennoch hat Hr. *W.* durch seinen unermüdeten Fleifs in Ausspürung zuverläfsiger Nachrichten und deren Bearbeitung, in diesem Fache alles geleistet, was sich bey Arbeiten von der Art und bey den so vielen Hindernissen, die zu überwinden waren, leisten liess.

Der *erste Band*, welcher dem regierenden Kurfürsten von Maynz dedicirt ist, zerfällt in zwey Abschnitte. Der *erste* enthält eine ausführliche und mit vieler Belesenheit abgefasste Beschreibung von dem ältesten Zustande des Eichsfeldes, dessen Bewohnern und verschiedenen gräflichen und adelichen Familien, die in dieser Gegend ansäfsig gewesen sind. Hr. *W.* fängt die Geschichte oder vielmehr nur Bruchstücke derselben mit der Widerlegung einer alten Sage an, nach welcher der fränkische König Dagobert I das Kloster Heiligenstadt angelegt haben soll. Dieses Vorgeben wird aus guten Gründen, wiewohl etwas zu weitläuftig, widerlegt, und für eine im 15ten Jahrhundert erdichtete Fabel erklärt. Mit gleicher historischen Kritik verwirft der Vf. die Nachricht des Maynzischen Geschichtschreibers Serarius, dafs nämlich Karl der Grofse auf dem Stuffenberg eine Capelle, der Hilfensberg genannt, erbauet, und dafs Graf Amelung, den man für einen entfernten Stammvater des Herzogs Hermanns Billung ausgeben will, das Eichsfeldische Kloster Beuern angelegt habe. Hierauf folgt die Beschreibung und die geographische Lage des Thüringer Gauen Eichsfeld, welcher in einer Urkunde vom J. 897 zum erstenmale vorkommt, und den, zwischen Mühlhausen und Heiligenstadt gelegenen Bezirk in sich fasste. Von den damaligen Gaugrafen ist nur Einer, Namens *Otto*, mit Gewifsheit bekannt, welchen der Vf. für denselben hält, der 877 in Südthüringen das Grafenamt führte, und zuletzt Herzog in Sachsen war. Unter seinen Nachfolgern erscheint 950 ein Graf *Wichard*, und nachher 1022 Graf *Wilhelm*, ein Abkömmling der Grafen Waimar. Zu Anfang des 12ten Jahrhunderts, wo sich die Gauverfassung zum Ende neigte, entdeckt man in dieser Gegend einen Graf *Erwin* von Tonna, der wahrscheinlich der letzte Gaugraf war, und beträchtliche Güter in Besitz hatte, aus welchen dessen Sohn, *Ernst*, 1131 das Eichsfeldische Kloster Reifenstein stiftete. Mit dem Eichsfelder Gau standen auch die anliegenden kleinern Gaubezirke, als *Westgau*, *Germarmark*, *Amfeld*, *Wippergau* und *Leingau* in genauer Verbindung, und wurden zu Sachsen gerechnet, die Mark *Duderstadt* hingegen, nebst dem *Lisgau*, machten zwey besondere Gauen, welches bereits in *Wenk's* hessischer Landesgeschichte Th. 2. S. 335 umständlicher ausgeführt worden ist. Auser den fränkischen und sächsischen Einwohnern des Eichsfeldes, wohnten hier auch Wen-

Wenden. Zum Beweis macht der Vf. viele Dörfer namhaft, aus deren Benennung sich die sichersten Spuren des Ansitzes dieses Volks abnehmen lassen. Noch jetzt werden die von Hanstein mit der sogenannten *Wendischen Mark* von Kurmaynz belehnet, und selbst in Heiligenstadt ist noch eine *wendische Gasse* anzutreffen, die von einer wendischen Colonie den Namen erhalten hat. S. 40—54 liefert Hr. *W.* ein Verzeichniss vieler, in den Urkunden der mittlern Zeiten vorkommenden, Schlösser des hohen und niedern Adels, ingleichen der Dörfer und Höfe, von welchen aber ein grosser Theil in den Zeiten des Faustrechts und im Bauernkriege zu Grunde gerichtet worden, und die dermalen nur noch als Wüstungen bekannt sind. Da die Einwohner der verwüsteten Ortschaften sich alsdann in den benachbarten Dörfern niedergelassen haben; so glaubt der Vf. in dieser Veränderung die Ursache zu finden, warum in einigen Oertern die Einwohner verschiedenen Gerichtsbarkeiten unterworfen sind. (Bey dieser Verschiedenheit dürfte es wohl hauptsächlich auf eine genauere Bestimmung der Lehns- und Jurisdictionsverhältnisse ankommen, in welcher dergleichen eingegangene Dörfer in der Vorzeit mit dem Landesherrn oder dem Adel gestanden haben.) Im 12 und 13ten Jahrhundert gab es auch schon im Eichsfelde einige Markdörfer oder Städte, allwo neben dem Zöllner ein Markmeister angestellt war, der von den Waaren gewisse Gefälle erhob. *Heiligenstadt* erhielt zuerst im 13ten Jahrhundert das Stadtrecht, wurde 1227 mit Mauern umgeben, und wegen der Reliquien der heiligen Märtyrer Aureus und Justinus häufig besucht. *Duderstadt* war 1208 noch eine Villa, aber 1241 befand sich hier ein eigenes Gericht, aus welchem sich in der Folge (1269) ein Magistrat bildete. — Viele Seen und Teiche wurden nach und nach ausgetrocknet, und in Wiesen verwandelt, auch suchte man durch Ausrottung der Wälder mehr Land zu gewinnen, und Weinberge anzulegen, wovon man im 10ten, noch mehr aber im 13ten, Jahrhundert Spuren findet. In neuern Zeiten hat man aber den Weinbau gänzlich eingehen lassen. Zuletzt macht der Vf. noch die verschiedenen geistlichen und weltlichen Besitzer namhaft, die vormals an dem Eichsfelde Antheil gehabt haben. Die sächsischen Kaiser besassen in dem obern Theil desselben viele Domänen, die sie nach und nach den Kirchen und Klöstern zueigneten. Im Untereichsfeld hingegen gab es keine Reichsgüter. Ausserdem waren im mittlern Zeitalter die Herzoge zu *Sachsen* und einige Gaugrafen, die Stifter *Fulda* und *Hildesheim*, die Landgrafen von *Thüringen*, die Markgrafen von *Stade*, die Grafen von *Nordheim*, *Katlenburg*, *Supplinburg*, *Reinhausen*, *Lore*, *Eberstein*, *Schartfeld*, *Lutterberg*, *Honstein* und *Schwarzburg*, die Dynasten von *Plesse*, *Trefurt* und *Salza* im Eichsfeld mit vielen Gütern ansässig, und es verfloss ein Zeitraum von 600 Jahren, ehe die Kurfürsten von Maynz die vielen einzelnen Besitzungen nach und nach an sich brachten, und daraus eine ganze Provinz bildeten.

Im *zweyten Abschnitt* erzählt der Vf., wann und wie das Erzstift Mainz die einzelnen Theile dieser Landschaft erworben habe. Die ersten Einkünfte der Geistlichkeit waren die Zehenden, die Carl der Grosse den Bisthümern zueignete. Auch Mainz genoss diesen Vortheil; es überliess aber dergleichen Zehenden theils an andere Klöster, theils an den niedern Adel, der selbige für Kriegsdienste zu Lehn empfing. Das Kloster *Heiligenstadt* gehörte schon 1022 dem Erzstifte, man weiss aber nicht, wie es an selbiges gekommen ist. Das Amt und Schloss *Rustenberg* war ebenfalls eine der ältesten Mayzischen Besitzungen im Eichsfelde, und machte bis 1540 den Sitz eines Oberamtes aus, welches damalen nach Heiligenstadt verlegt wurde. Die Vogteyen *Ober*- und *Niederdorla*, die im 10ten Jahrhundert an Kurmaynz geschenkt wurden, kamen durch Pfandschaften in fremde Hände und endlich an Kursachsen, welches, vermöge eines Vertrags von 1773, allda noch gewisse Hoheitsrechte besitzt. Das Schloss und Gericht *Hardenberg* war 1098 das Eigenthum des Erzstifts und wurde 1292 und 1357 den Hn. von Hardenberg käuflich überlassen. Im J. 1607 kündigte ihnen zwar Kurmaynz die Pfandschaft auf, sie weigerten sich aber selbige abzutreten und begaben sich unter den Schutz der Herzoge zu Braunschweig, die 1636 und 1645 die Huldigung im Gerichte Hardenberg einnahmen, und nachher (1692) die von Maynz bestrittene Landeshoheit durch einen geschlossenen Vertrag erlangten. Zuletzt wurde auch dieser adelichen Familie 1743 das Haus und Gericht Hardenberg als Eigenthum überlassen, und dem Erzstifte blieb von diesem Gerichte weiter nichts übrig, als das Stift Nörthen, worüber sich zwar Braunschweig im dreyssigjährigen Kriege die Landeshoheit angemasset hatte, selbige aber 1743, mit Vorbehalt des Trauergeleuts, an Kurmaynz abtrat. Mit gleicher Genauigkeit entwickelt der Vf. die Schicksale und Veränderungen der übrigen Eichsfeldischen Schlösser, Aemter und Gerichte, zu *Stein*, *Harburg*, *Honstein* und *Geissmar*, ingleichen der Klöster und Stifter *Steine* bey Nörthen, *Reinhausen*, *Bursfeld* und des *Blasiusstift* in Nordheim, von welchen allen umständliche Nachrichten mitgetheilt werden. Die beträchtlichste Acquisition die Kurmaynz machte, bestand aus den drey Schlössern *Birkenstein*, *Gleichenstein* und *Scharfenstein*, welche Erzbischof Gerhard II 1294 von den Grafen von Gleichen und Gleichenstein um 1100 Mark Freyberger Silber an sich kaufte. Die Geschichte dieser drey Schlösser wird hierauf aus guten Quellen erzählt, und nicht nur die zu einem jeden derselben gehörigen Ortschaften, sondern auch die eingegangenen Dörfer oder Wüstungen genau angegeben; eine Methode, die unsern ganzen Beyfall hat und die wir einem jeden Geschichtschreiber kleiner Provinzen um so dringender empfehlen, weil durch diese Verfahrungsart die Geographie des mittlern Zeitalters ungemein viel gewinnt, und dem Geschichtsforscher das oft vergebliche Nachspüren der Lage so vieler, in Urkunden vorkommenden, jetzt unbekannten Dörfer, sehr erleichtert wird. Den Beschluss dieses *ersten Theils* macht eine mit vielem Fleisse ausgeführte Berichtigung der Geschichte der Grafen von Gleichen, die anfänglich im Eichsfelder Gau das Grafenamt führten, alsdann unter dem Namen der

der Grafen von Tonna, als Besitzer beträchtlicher Güter auftraten, und endlich ihre oben benannten 3 Schlösser dem Erzstifte verkauften. Das angehängte *Urkundenbuch* enthält CXXI Diplomen, welche, die Nr. I. II und LX ausgenommen, hier zum erstenmal in Druck erscheinen, und theils über die Geschichte des Eichsfeldes und der darin befindlichen Klöster manches Licht verbreiten, theils auch die Schicksale der hier ansäsig gewesenen Familien des hohen und niedern Adels, erläutern, mithin dem Freunde der speciellen Geschichte in verschiedener Hinsicht angenehm seyn werden. Da die Urkunden selbst, welche mit 897 anfangen und mit 1682 aufhören, nicht durchgehends aus Originalien, sondern zum Theil aus Abschriften genommen sind; so hat der Vf. Erstere mit einem * bezeichnet, um sie von den blosen Copieen zu unterscheiden.

Der *zweyte Band* ist dem Hn. Coadjutor, Freyherrn von *Dalberg*, zugeeignet. Die Zahl der §§. läuft in den beiden *Abschnitten* dieses Theils fort. Der erste Abschn. betrifft die spätern Erwerbungen des Erzstiftes Maynz im Eichsfelde und der *zweyte* die Landesverfassung desselben.

Dritter Abschnitt: Im Jahre 1294 besass das Erzstift auf dem Eichsfelde die Stadt *Heiligenstadt*, die Schlösser und Gerichte *Rustenberg*, *Hardenberg*, *Harburg*, *Honstein*, *Birkenstein* und *Gleichenstein*, ingleichen die Klöster: *Gerode*, *Reifenstein*, *Beuern*, *Annarode* und die Lazariten-Commenturey zu *Breitenbach*. In den folgenden Zeiten wurde diese Landschaft beträchtlich erweitert. Die zwey Dörfer *Schreiden* und *Sisboldshausen* bekam Kurmaynz 1310 durch eine Schenkung Friedrichs von Rosdorf, und bald darauf kaufte der dasige Kurfürst das Schloss und Amt *Bischoffstein*, welches zur Landgrafschaft Thüringen gehörte, um 200 Mark, worüber aber keine Urkunde anzutreffen ist. Der Antheil an der Herrschaft *Trefurth* gründet sich auf eine von Kurmaynz, in Verbindung mit den Landgrafen zu Thüringen und Hessen, 1329 gemeinschaftlich ausgeführte Eroberung der Raubschlösser und übrigen Besitzungen der Herrn von Trefurth. Jeder der drey Fürsten bekam davon einen Drittheil, weswegen unter ihnen 1338 ein Burgfrieden errichtet wurde. Rec. vermisst hier eine genauere historische Darstellung der ganerblichen Rechte, die Kurmaynz dermalen zu ⅓ Theil und Kursachsen zu ⅔ Theil in der Herrschaft Trefurth auszuüben haben. Dass zwischen der *Vogtey* und der *Herrschaft* Trefurth ein Unterschied zu machen sey, — dass in Absicht der erstern von Kursachsen die alleinige Landeshoheit behauptet worden, weil die Vogtey Trefurth im thüringischen Landesbezirk gelegen, und den dasigen Landgrafen schon in ältesten Zeiten zugehöret habe, — dass eben daher Kursachsen noch manche Hoheitsrechte in der Vogtey, Ausschliessungsweise besitze, auch Vermöge des Recesses von 1588 die Gerichtsbarkeit auf den Landstrassen und in den vier hohen Malefizfällen nebst dem Leibgeleite allein zuständig sey, — wie das Kurhaus, das doch seit dem Jahre 1485 nur ⅓ Theil an Trefurth inne hatte, die übrigen ⅔ Theile an sich gebracht habe, — von diesen u. a. Verhältnissen hätten wir billig in diesem §. mehrere Nachrichten erwartet. S. 11. bemerkt zwar der Vf., dass die vormaligen ganerblichen Streitigkeiten, durch einen Vergleich von 1773, von Grunde aus gehoben worden; Er würde aber sehr wohl gethan haben, wenn Er den deshalb geschlossenen Recess, zur nähern Kenntniss der gegenwärtigen ganerblichen Verfassung in der Vogtey und Herrschaft Trefurth, dem Urkundenbuch mit einverleibet hätte. S. 13 - 72 wird nicht nur die Geschichte der Städte, Schlösser und Aemter *Worbis*, *Duderstadt*, *Gieboldshausen*, *Greifenstein*, *Eschwegen* und *Sontra*, *Bodenhausen*, *Lindau*, *Bodenstein* und der sogenannten fünf *Gartendörfer*, die von dem Bache *Garte*, den Namen führen, meistens aus diplomatischen Quellen umständlich erzählt, sondern es werden auch am Ende dieses Abschnitts einige Gränzstreitigkeiten angezeigt, die zwischen Kurmaynz und den Fürstlichen Häusern Hessen, Braunschweig und den Grafen von Honstein und Schwarzburg anhängig gewesen.

Der *vierte* und *letzte Abschnitt* beschäftiget sich mit einer pragmatischen Geschichte der *Landesverfassung* des Eichsfeldes, deren Ursprung und successive Entwickelung der Vf. aus dem Zustande des mittlern Zeitalters darzustellen sucht. Zuerst eine Beschreibung der *Huldigungen*, die hier im 14ten Jahrhundert üblich waren, u. im J. 1627 zum letztenmal geleistet wurde. Seit dem werden, bey Regierungsveränderungen, von den Landesständen gewisse Abgeordnete zur Gratulation nach Maynz abgeschickt, die zugleich die Bestätigung der alten Privilegien auswirken. §. 119, 120 und 121. folgen einige Nachrichten von der ehemaligen Landesverwaltung, welche die Erzbischöfe zu Maynz, durch ihre Burggrafen und nachherigen Vicedome auf dem Rustenberg, die schon im 12ten Jahrhundert in dieser Eigenschaft vorkommen, besorgen liessen. Im J. 1540 wurde das Vicedomamt vom Schlosse Rustenberg nach Heiligenstadt verlegt, und zuletzt (1732) in eine Stadthalterschaft verwandelt. §. 112 und 123 werden die Activlehne, die von einigen auswärtigen Fürsten auf dem Eichsfelde verliehen werden, und dann diejenigen, die dem Kurfürsten von Maynz zuständig waren, zwar namentlich angeführet; dieses Lehnsverzeichniss schränket sich aber nur auf die mittlern Zeiten ein, und man weiss also nicht, ob die hier bemerkten Lehnschaften noch jetzt im Gange sind? Alle Lehne sind Burg- oder Mannlehne, Kunkellehen gab es hier gar nicht. S. 100. bemerkt der Vf. eine noch wenig bekannte Gattung von den dortigen Mannlehen, die unter den Namen, *Scheüren-Hütten*- und *Kastenlehen* auf den Kirchhöfen, vorkommen und wahrscheinlich daher entstanden sind, weil man auf den geweiheten Kirchhöfen Hütten und Ställe bauete, um Früchte und Vieh vor dem Raub des Feindes zu sichern. §. 124 und 125. handelt vom *Adel*, *Freygebornen*, *Ministerialen* und *Leibeignen*. Nach dem 13ten Jahrhundert nahm die Leibeigenschaft im Eichsfelde ab, und das damit verbundene Hauptrecht findet nur noch in wenig Ortschaften statt. §. 126. *Landstände*. Sie bildeten sich

zuerst

zuerst im 15ten Jahrhundert, wo (1479) sämmtliche Ritterschaft und Städte ein Ganzes ausmachten und damals, bey Gelegenheit einer über den Druck des Oberamtmanns auf dem Eichsfelde geführten Beschwerde, mit vieler Freymüthigkeit declarirten, dass, wenn man ihnen nicht bald Ruhe schaffen würde, *sie sich an einen andern Landesherrn wenden würden*. Dergleichen Aeusserungen, die jetzt einem jeden Landesherrn sehr auffallend seyn würden, nahm man in jenen Zeiten gar nicht ungnädig auf. Die Vorrechte und die Verfassung der gegenwärtigen Landschaft, die aus der Geistlichkeit, Ritterschaft und aus den Städten besteht, werden S. 116—128. ausführlich beschrieben. Im J. 1540 ward es schon sehr sichtbar, dass diese drey Stände ein vereinigtes Corpus ausgemacht und in Ansehung der bewilligten Land- und Türkensteuern, an den wichtigsten Landes-Angelegenheiten Antheil genommen haben. Ueber die Vorrechte der Eichsfeldischen Stände sind zwar keine Urkunden vorhanden; indessen hat man von jeher für ausgemacht angenommen, dass ohne ihre Bewilligung keine Steuern erhoben und keine Landes-Gesetze gemacht werden können. Wegen Repartition der Steuern haben sich die Stände 1688 dahin verglichen, dass zu einer Steuer von 1000 Rthlr. die Geistlichkeit 100 Rthlr., die Ritterschaft 208 Rthlr. die Städte 182 Rthlr. und die kurfürstlichen Aemter 500 Rthlr. tragen sollten. — §. 127 u. 128. *Alte Gerichte und deren Reform.* Im mittlern Zeitalter waren im Eichsfelde wenigstens vier Landgerichte, deren jedes einen bestimmten Umfang hatte, und wovon das *Eine* im Bezirk des Amtes Rustenberg, das *Zweyte* im alten Eichsfelde oder im Gebiete der Grafen von Gleichen, das *Dritte* zu Duderstadt und das *Vierte* bey Bernshausen gehalten wurde. Ausserdem gab es noch ein Landfriedensgericht, welches auf die Erhaltung der öffentlichen Ruhe in diesem Lande abzweckte. Im 16ten Jahrhundert bekam die Justizverfassung, durch verschiedene Gerichtsordnungen von 1534, 1536 und 1540 eine zweckmäfsigere Einrichtung, die aber im Jahre 1672 in vielen Punkten verbessert und unter dem Titel *Kurmainzische Landgerichtsordnung des Eichsfeldes etc.* durch den Druck bekannt gemacht wurde. §. 129. *Vertheidigung des Landes.* Hierzu dienten in ältern Zeiten die vielen landesherrlichen und adelichen Schlösser, in welchen letztern dem Kurfürsten das Oeffnungsrecht zuständig war. Auch mussten die adelichen Vasallen im Nothfall mit einer bestimmten Anzahl reisiger Knechte zu Felde erscheinen. Neuerer Zeiten 1703 fing man an, eine Landmiliz zu errichten und selbige (1747) auf einen regulären Fuss zu setzen. §. 130. *Herrschaftliche Einkünfte in ältern Zeiten.* Sie bestanden, wie gewöhnlich, in Zehenden, Kammergüthern, Ohrbar, Wortzinss, Geschofs, Berden, Thomas-Gülte, Zoll, Geleit, Markt, Münze und Leibeigenabgaben und die 1624 eingeführte Tranksteuer. Rec. bleibt bey diesem Artikel nur noch der Wunsch übrig, dass es dem Vf. hätte gefallen mögen, von dem heutigen Zustand der Finanzen noch einige Nachrichten mitzutheilen. §. 131. *Handel* und *Manufacturen.* In Heiligenstadt, wo schon im J. 1355 eine Kaufgilde existirte, blühte ehedessen der Handel, welcher, nebst den vielen Manufacturen an wollenen und leinenen Zeugen, den Wohlstand der Stadt in so grofses Aufnehmen brachte, dass sie vermögend war, den Kurfürsten von Maynz ansehnliche Geldsummen vorzuschiessen. Auch Duderstadt befand sich in glücklichen Verhältnissen, stand mit Lübeck schon 1293 in genauer Verbindung, erhielte 1314 vom Herzog Heinrich von Braunschweig grofse Handlungsvorrechte, und erwarb sich sogar das Münz- und Zollregal. Aber im 16ten Jahrhundert verlor sich die Betriebsamkeit der Bürger, und zuletzt geriethen Handel und Wandel ganz in Verfall. §. 132. *Bauernkrieg.* Die Verwüstungen, die derselbe im Eichsfelde anrichtete, und woran die dortigen Unterthanen nicht wenig Antheil hatten, werden aus einer geschriebenen Mühlhäusischen Chronik erzählt. §. 133. *Münzwesen.* Zu Heiligenstadt und Duderstadt befanden sich in ältern Zeiten Münzstätten, wo verschiedene Münzen ausgeprägt wurden, die S. 162 beschrieben werden. Von dem Zustand der *Schulen* und der *Literatur*, älterer und neuerer Zeiten, ingleichen von den traurigen Folgen des 30jährigen Krieges, von dem successiven Anwachs der *Volksmenge*, von Anlegung neuer *Manufacturen*, die gegenwärtig 18000 Menschen beschäftigen (Normann bestimmt die Zahl auf 30,000) von Verbesserung der *Landwirthschaft* und einigen zum Besten des Landes getroffenen Anordnungen, giebt uns der Vf. in den folgenden §§ noch manche interessante Nachrichten. Zu diesem 2ten Band gehören 121 Urkunden vom J. 1024 bis 1688. Ungern vermissen wir dabey die nöthigen Register, die den Gebrauch dergleichen diplomatischen Werke ungemein erleichtern. Die einem jeden Bande vorgesetzte Inhaltsanzeige der §§ könnte zwar zur Noth die Stelle eines Sachenregisters vertreten; aber in Ansehung der Urkunden war es schlechterdings erfoderlich, einen *Indicem geographicum* und *personarum* beyzufügen. In der Vorrede des 2ten B. macht uns Hr. *W.* die angenehme Hoffnung, aus seinem diplomatischen Vorrath die Geschichte von Heiligenstadt zu bearbeiten, und überhaupt die vaterländische Geschichte durch neue Schriften zu erläutern. An der Erfüllung dieses Versprechens, welches uns vielleicht eine geographisch-statistische Beschreibung des ganzen Eichsfeldes mit einer Landkarte erwarten läfst, dürften wir bey dem Fleifse des Vf. um so weniger zu zweifeln Ursache haben, da das ansehnliche Subscribentenverzeichniss einen angenehmen Beweis abgiebt, dass die Freunde gründlicher und diplomatischer Länderbeschreibungen noch nicht unter uns ausgestorben sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. Junius 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Breitkopf, Sohn u. Comp.: *Wanderungen in die Vorzeiten*. Erster Band. 1794. 314 S. 8.

Wanderungen in die Vorzeiten soll so viel heissen, als Erzählungen aus dem Mittelalter; der, etwas pretiöse, Titel ward vermuthlich gewählt, weil doch das Modewort *Vorzeit* gebraucht werden sollte, und der *Sagen der Vorzeit*, der *romantischen Geschichten der Vorzeit*, der *Scenen aus der Vorwelt* u. s. w. schon so viele waren. Vielleicht glaubte Hr. *Seidel*, der sich unter der Vorrede als Vf. angiebt, und von dem die A. L. Z. bereits vier Bändchen unterhaltender *Novellen* mit gebührendem Lobe angezeigt hat, dass das, nun schon ziemlich wieder aus der Mode gekommene, Wort *Novelle* seine neuen Erzählungen nicht so gut mehr, als die ehemaligen, verkaufen würde. Uebrigens aber erklärt er in der Vorrede, dass er die gegenwärtigen *Wanderungen* mit den vorhergehenden *Novellen* ganz in eine Classe gesetzt zu sehn wünschte. Wirklich hat er sie auch mit eben den Vorzügen ausgestattet, die ihm vordem den Beyfall des Publicums erworben haben, mit der Kunst, die Neugierde des Lesers bis ans Ende rege zu erhalten, interessante Situationen einzuleiten, und lebhaft auszuführen, alle Stufen der Theilnehmung bis zur schmerzhaftesten Rührung zu bewirken, und Leichtigkeit des Styls mit Eleganz zu vereinigen, ohne je nach dichterischem Schmuck und rednerischen Figuren zu haschen. Wenn gleich die Scene dieser seiner Erzählungen in das Mittelalter verlegt ist, (bey der ersten ist sogar die Epoche unbestimmt gelassen,) so war es doch seine Absicht nicht, Gemälde der damaligen Ritterwelt zu entwerfen, wie man sie in so vielen neuern Romanen findet. Ob er gleich in seinen kurzen Anspielungen auf die Sitten jener Zeit nie die Wahrheit verletzt, so war doch sein Endzweck nicht, jenes rohe und ungebildete Zeitalter mit allen seinen Gebräuchen und Missbräuchen umständlich zu schildern. Man findet bey ihm keine veralterte Worte, die ohne Anmerkungen nicht zu verstehn sind, keine rauhen, platten, und niedrigen Ausdrücke eingemischt, die man so oft zur Charakterisirung des alten Ritterthums für nothwendig geachtet hat. Folgende drey Erzählungen machen diesen Band aus: 1) *Die Liebe ist das Grab der Freundschaft*, eine sicilianische, ganz erdichtete Geschichte. Der Freund, in dem wider seinen Willen eine Leidenschaft für die Gattin seines Freundes erwacht, kämpft so sehr mit sich selbst, und die Gattin begünstigt ihn so wenig, dass jeder Leser am Ende einen minder tragischen Ausgang wünschen wird. 2) *Robert Graf von Artois*, aus den Zeiten der Könige von Frankreich Philipp V und Karl IV, die längste und interessanteste Geschichte dieses Bandes. Sie ist theils durch viele abwechselnde Situationen, theils durch häufig eingestreute Dialogen sehr ausführlich geworden. Eine verheirathete Person rächt sich an einem Manne, der ihrer Liebe auszuweichen sucht, ohne sie zu beleidigen, so grausam, dass sie, nicht zufrieden, ihm die Gnade des Königs, und seine Geliebte geraubt zu haben, nicht eher ruht, als bis sie ihn durch Meuchelmord aus dem Wege schafft. 3) *Idda von Toggenburg*, eine deutsche Geschichte aus dem zwölften Jahrhundert. Ein Ehemann stösst in der Hitze blinder Eifersucht S. 308. seine Gattin einen steilen Berg hinab; das ist sehr gräslich; aber noch unwahrscheinlicher ists, wenn sie dennoch unbeschädigt bleibt. Dass sie aber, als er ihre Unschuld und Errettung erfährt, seine Hand, die er ihr wieder anbietet, anzunehmen sich weigert, und Eremitin wird, ist gerecht und natürlich.

STETTIN, b. Kaffke: *Die sieben Teufelsproben*, eine ehrwürdige Legende für Katholiken und Protestanten, aus der alten Handschrift eines französischen Klosters. 1794. 172 S. 8.

Die Zeiten Kaiser Julian des Abtrünnigen sind die Epoche, in die dieser Roman gedichtet ist, und Scenen aus dem Leben des heiligen *Martin*, zuletzt Bischofs von Tours, sind hier, gröstentheils in Dialogen, bearbeitet. In der ersten Hälfte des Romans (oder, wie es der Vf. nennt, im ersten Buche), die ungleich interessanter als die zweyte ist, obgleich von letzterer das Ganze seinen Titel bekommen hat, erscheint *Martin* noch als ein wilder und roher Krieger, bey dem sich aber doch die sanften und edeln Gefühle, die ihm die Natur verlieh, und die er gewaltsam unterdrückte, oft schon wieder zu regen anfangen. Seine Liebe zu einer Christin, *Helena*, der er schon von Jugend an geneigt gewesen, veranlasst in der ersten Hälfte des Werks überaus lebhafte Auftritte. So sehr er sich anfangs vornimmt, nur ihr Verführer zu werden, so sehr wird sein Vorsatz durch *Helenens* unwiderstehlichen Edelmuth entwaffnet; ja, er wird durch sie zur Annehmung des Christenthums, von dem er schon in seiner Jugend nur durch Gewalt hatte können abgehalten werden, bewogen. Allein ehe noch dies bewerkstelligt werden konnte, hatte *Helena*, wiewohl nach hartem Kampf, gelobt, den Schleyer zu nehmen, so wie er aus Ehrgeiz denen, die ihm vorrückten, dass ihn nur die Liebe zum Christen mache, geschworen hatte, zwar sich taufen zu lassen, aber nie *Helenen* zu heirathen. Beide sind zu gewissenhaft, ihr Gelübde zu brechen, woraus dann eine, über-

überaus rührende, Trennung der Liebenden entsteht. In der Schilderung ihrer Liebe herrscht viel Wärme, aber keine erkünstelte, sondern wahre Herzenssprache. So ist auch in dem Ausdruck von *Martin's* Ungestüm, von der Freude der Aeltern bey seiner Rückkunft aus dem Kriege, und in der Rolle seines Kriegskameraden *Burbo*, eines rohen und boshaften Mannes, viel Natur. In der Charakterisirung sowohl der Heiden, als der Christen jener Zeiten, in der Vision, die *Martin* vor seiner Taufe hat, und in der Beschreibung der Taufe selbst sieht man einen guten Kenner der Sitten jenes Zeitalters. Nur der Duell zwischen *Martin* und *Burbo* ist nicht dem Costume gemäss. In der andern Hälfte des Romans, oder dem andern Buche, wird sogleich zu *Martin's* Einsiedlerleben fortgeeilt, das er aus Schwärmerey ergriffen hat. Hier ereignen sich nun mit ihm die sogenannten *Teufelsproben*, d. h. Anreizungen, die er durch ein, in seine Einsiedeley verschlagenes, Mädchen zu sinnlichen Lüsten bekömmt. Ob die verschiednen Grade dieser Versuchungen, (die sich aber auf sehr verschiedne Art berechnen lassen,) der Zahl nach gerade *sieben* sind, oder ob diese angegebne Zahl nur ein Bonmot seyn soll, bleibt zweifelhaft. Letzteres wird durch folgende Stelle S. 167 wahrscheinlich: „Mehr „als *sieben* Teufelsproben habe ich, dem Titel des Buchs „und der Legende gemäss, nicht zu erzählen; allein „*ein* nächtlicher Kuss *Arinens* auf *Martin's* Lippen, be„gleitet von einem zärtlichen Druck, begleitet von ei„nem unruhigen Seufzer, überwog *sieben und siebzig* „andre Proben, welche der Teufel der Tugend des Heili„gen auflegen können." Der Eremit besiegt alle Proben standhaft; endlich bey der letzten, äusserst gefährlichen, erscheinen ihm unerwartet seine geliebte *Helena*, und der abscheuliche *Burbo*, und hier bricht der Vf. plötzlich ab, ohne dem Leser weiter Aufschluss zu geben, ob dies Phantasie oder Wirklichkeit sey, und welchen Ausgang nun die Prüfungen des Eremiten gehabt.

Hildburghausen, b. Hanisch: *Karl von R. eine Geschichte aus dem achtzehnten Jahrhunderte*, eben so interessant als lehrreich. 1794. Erstes Bändchen. 198 S. Zweytes Bändchen. 173 S. 8.

Hoffentlich ist der Zusatz auf dem Titel: *Eben so interessant, als lehrreich* Lockpfeife des Verlegers, nicht Selbstlob des Vf. Durch den Plan wenigstens, welcher so gut wie kein Plan ist, hat das Werk nichts interessantes. Der Mann, von dem der Roman benannt ist, hat keine denkwürdigen Schicksale, und dient, sammt seinem Vater, nur dazu, die übrigen Scenen zu einem Ganzen zu verbinden, in sofern er dabey Handlungen der Wohlthätigkeit und Menschenliebe ausübt. Die Geschichte dreyer andrer Personen, (wovon die eine noch dazu auf die beiden andern gar keine Beziehung hat,) lenkt die Theilnehmung von dem Helden des Romans ganz ab. Die Verwicklung besteht darin, dass jene Personen abwechselnd bald unschuldig, bald schuldig zu seyn scheinen, bis zuletzt, (welches jedoch der geneigte Leser zeitig inne wird,) zwey ganz unschuldig bleiben, und eine als eine Verführte, und als eine reuige Sünderin befunden wird. Ein schändlicher Wirth einer Spitzbubenherberge, ein dürftiger Schullehrer, und ein Misanthrop machen Episoden, wodurch die Geschichte der übrigen Personen ohne Noth unterbrochen wird. Fast sollte man glauben, dass der Roman mit dem zweyten Bändchen noch nicht geendigt ist, indem der Leser am Ende desselben noch ungewiss gelassen wird, wie die Bestrafung des schwarzen Geheimderaths, und die Vergütung für den unglücklichen Secretair beschaffen seyn werde. Die Scenen der Armuth, Unterdrückung und Verfolgung, die nach einander aufgestellt werden, könnten interessant seyn, wenn sie der Vf. zu behandeln und zu benutzen gewusst hätte. Die Empfindsamkeit der Leser rege zu machen, wird mehr erfodert, als solche rednerische Declamationen, und solche affectirte Ausdrücke, (z. B. *Erdenwaller, Erdensiedler*) wie sie der Vf. liebt. — Was das *Lehrreiche* betrifft, das der Titel verkündigt, so hat der Vf. nicht bloss durch die Begebenheiten selbst belehren wollen, sondern hat auch die Briefe, in die er seinen Roman eingekleidet, mit einer Menge moralischer und theologischer Gemeinsprüche ausstaffirt, die so weitschweifig, so schleppend, in einem so elenden Predigerton vorgetragen sind, dass sie gewiss von den meisten Lesern überschlagen werden. Wer kann Tiraden, wie folgende S. 107, ertragen: „Mir siedet das Blut, und *ko„chend rollt es durch meine Adern*, dass auf Gottes schö„ner Erdenwelt, wo das ganze Menschengeschlecht „das gleichsam nur eine Familie ausmacht, deren Vater „die wesentliche Liebe ist, im harmonischen *Einklang* „mit einander *gekettater* Herzen, die so *flügelschnell* da„hin *rollenden* Tage des Lebens im *hohen* Genuss der „tausendfältigen Erdenfreuden, die Gottes Güte und „Weisheit bey jedem unsrer Fussstritte um uns her ver„breitet hat, verleben soll und kann, so viele *Aus„wüchse* und *Wechselbälge* herumschleichen, welche die „Ehre, Ruhe und Zufriedenheit ihrer biedersinnigen „Brüder zu morden suchen, und *höllische* Wollust ein„hauchen, wenn sie ihre, für Wuth und Rache *fun„kelnden*, Augen an ihren Qualen weiden können!" In der Schreibart des Vf. findet man hin und wieder gar sonderbare Blümchen; da hört man bey ihm *Schauer rieseln*, da sieht man den *Frost blitzen*, da liest man von *gebrandmarkten Seelen*. Auf der andern Seite kommen solche triviale Ausdrücke des gemeinen Lebens, z. B. *der arme Schacher*, *mit der Farbe herausgehn*, häufig vor. Auch stösst man auf Worte, die nur dem Vaterlande des Vf. eigen seyn müssen, z. E. ein *vergalltes* Herz, ein Herz voll Galle, *kiefen* für nagen, *Klunze* für Spalte.

Gotha, b. Perthes: *Die Verschwornen*, aus dem Archive der Brüderschaft des heiligen Paulus, nach einem italienischen Manuscript. Erster Theil. 1794. 260 S. 8.

Keine von den gemeinen Geisterseherhistorien und geheimen Bundesgeschichten, die eben so sehr durch ihre Menge, als durch ihre Beschaffenheit Ueberdruss erregt haben. Zwar beginnt die Geschichte mit allerhand

haud Visionen, zwar ist ein gewisser Schleyer von scheinbarer Unerklärbarkeit über das Ganze verbreitet, zwar interessirt der ganze Roman mehr durch Spannung der Neugierde, als durch Rührung, oder Erschütterung; allein die gute Ausführung, die kräftige, und ungezwungne blühende Sprache, die Erfindungen, und die anschauenden Darstellungen derselben zeichnen das Werk sehr zu seinem Vortheil aus. Die *Verschwornen* haben, so viel man aus den Begebenheiten des ersten Theils errathen kann, sich zu einer guten Absicht verbündet, nämlich, insgeheim einen jungen Regenten, ohne dass er es weiss und merkt, so zu leiten, dass er nicht allein die hohen Pflichten seines Berufs erfüllt, sondern auch als Mensch glücklich wird. So isolirt die Visionen des Prinzen, die Menschen, die sein Vertrauen besitzen, die Person, die sich als Kindermörderin angiebt, und der Mann, der auf die erste falsche Beschuldigung seinen Freund und Wohlthäter mordet: auf den ersten Anblick scheinen; so fangen doch schon am Ende dieses Theils ihre Angelegenheiten an, sich so in einander zu verschlingen, dass der Leser gewiss erwarten kann, im folgenden Bande alles noch enger verkettet, und am Ende alles, was jetzt noch Räthsel bleibt, gelöst zu sehn. Der Vf. streut öfters philosophische Räsonnemens ein, welche der denkende Leser wegen der Art, wie sie vorgetragen sind, immer schön finden wird, wenn er auch Anstand nehmen muss, die Sätze, die darin behauptet werden, zu unterschreiben. S. 80 ist mehr als ein Bogen tiefsinnige Philosophie über die Pflicht, und die Mittel, mit der Natur in Einverständniss zu leben, in Form einer Leichenpredigt eingeschaltet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Göttingen*, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *F. A. A. Meyer Tentamen Monographiae Meloes.* 1793. 2 Bog. 8. — Von einer Monographie fodert man mit Recht, dass sie ihren Gegenstand nach allen seinen Arten und Abarten so viel möglich vollständig behandle. Denn darin eben besteht der Nutzen solcher Monographieen, dass sie sich auf eine umständliche Zergliederung der feineren Theilmerkmale einlassen können, die in Werken von mannichfaltigerem Inhalt zweckwidrig seyn würde. Es wäre zu wünschen, dass mehrere anfingen, ihre neuen Entdeckungen und Berichtigungen, anstatt sogleich ganze Bücher darüber zu schreiben, worin das Alte bloss dem oft wenigen Neuen zu Gefallen mit aufgeführt wird, in Monographieen bekannt zu machen. — Indess trifft doch auch diese kleine vor uns liegende Schrift der gleiche Vorwurf. Um die wenigen neuen Beobachtungen, die der Vf. selbst gemacht hatte, sogleich anzubringen, um von der Angst, dass etwa ein anderer vorgreifen und die Beschreibungen einiger Meloenarten früher der Welt bekannt machen möchte, befreyt zu werden, zog der Vf. aus andern Schriften die Beschreibungen aller Thiere, die sie unter dem Namen *Meloë* aufführten, und gab dem ganzen Werke den Titel einer Monographie. Es wäre freylich immer besser, wenn Monographieen geliefert werden sollten, dass sie grössere und verwickeltere Gattungen beträfen, allein Rec. nimmt gewiss eine gute Monographie auch einer noch so kleinen Gattung mit Dank an, wenn sie wirklich alle die dahin gehörenden Arten gehörig auseinandersetzt, welches aber in der That nicht eher geschehen kann, bis Einer alle Arten selbst gesehn und so ihre specifischen Unterschiede bestimmt hat. So klein diese Gattung der Meloen auch ist, so kann doch wohl vielleicht noch eine oder die andere Art, welche hier als verschieden aufgeführt werden musste, eingehn. Allein Rec. wagt hierüber nichts zu entscheiden, da ihm, ungeachtet er eine beträchtliche Anzahl hieher gehöriger Arten und Varietäten besitzt, doch noch einige fehlen, aus deren blosser Beschreibung er nicht zu urtheilen fähig ist. Denn man findet gewöhnlich die feinern Verhältnisse der Theile gegeneinander bey den Beschreibungen aus der Acht gelassen, die bey diesen Käfern von grosser Wichtigkeit sind. Statt der weitläuftigen Bestimmung der Gattung und ihrer Synonymie, womit der Vf. anfängt, die allein unnöthigerweise anderthalb Seiten einnimmt, hätten wir lieber eine Geschichte der Gattung gewünscht. Die Beschreibung der Fresswerkzeuge ist, wie billig, aus Fabricius *Generibus Insectorum* abgeschrieben. Das einzige Verdienst was sich der Vf. noch hätte erwerben können, wäre eine Untersuchung der Fresswerkzeuge der Arten gewesen, die er besass. Wenn man bey einer so engen Gattung, die genau bearbeitet geliefert werden sollte, dies nicht beobachtet findet, was soll man von grossen, viele und grosse Gattungen betreffenden Werken erwarten? Rec. kann sich nie des Lächelns enthalten, wenn er fast in allen neuern entomologischen Schriften die Kennzeichen jeder Gattung und Ordnung nach dem Fabricius auf Treue und Glauben angegeben findet. Es scheint dass Fabricius gar nicht nöthig habe, wenn er übrigens von der Gattungsverschiedenheit irgend eines Insects überzeugt ist, weitläuftige und mühsame Untersuchungen wegen der Theile des Mundes anzustellen, sondern vielmehr, wenn er auch nur muthmassliche Gattungskennzeichen angäbe, gleichwohl darauf rechnen könnte, dass er in kurzer Zeit in den herauskommenden Insectenfaunen und Naturgeschichten seine Gattungskennzeichen aufgeführt sehn wird. Die hier beschriebenen Arten sind: 1) *Meloë Proscarabaeus* unter dessen langer Reihe von Citaten Degeer weggefallen ist. Auch Geoffroy hat dies Schicksal betroffen, den wir zu n. 4 *Meloë tecta* gezogen finden, welches aber unsrer Meynung nach unrichtig ist. Rec. ist überzeugt, dass das Geoffroysche Insect unser *Meloë Proscarabaeus*: folglich auch der des Fourcroy ist. Die Bestimmung der Art ist aus dem Fabricius hergesetzt, begreift also bloss die Worte *M. corpore violaceo*, da doch diese Farbe dieser Art nicht allein eigen ist. 2) *M. Atrata* eine neue Art mit dem Unterscheidungskennzeichen: *antennarum fractura duplici, corpore atro.* Der Vf. scheint die Anmerkung, welche schon Fabricius in seinen *Generibus Insectorum* von der Brechung der Fühlhörner gemacht hat, und die dieser muthmasslich für Geschlechtsabänderung hielt, ganz übersehn zu haben; denn sonst würde er ein solches Merkmal nicht zur Diagnosis gemacht haben. In der Beschreibung ist die Sculptur der Flügeldecken ganz übergangen, die doch kein zu verachtendes Unterscheidungskennzeichen für diese Arten abgiebt. Hierbey wird *Schrank Ent. Inf. Austr.* 424 *variet.* frägweise angezogen, allein dann müsste unter den Varietäten von *M. Proscarabaeus* die Abart wegfallen, wo eben dieses Citat noch einmal aufgeführt wird. 3) *M. majalis.* In Ansehung der Bestimmung dieser Art findet dieselbe Erinnerung statt, die wir schon bey n. 1 gemacht haben. 4) *M. tecta.* Wobey wir wegen des Geoffroyschen und Fourcroyschen Citats auf n. 1 oben verweisen. Schranks n. 424 β ist hierbey nun zum drittenmal angeführt. Uebrigens hat Hr. M. Recht, dass Sulzer und Frisch zu *M. Proscarabaeus* gehören. 5) *M. Aprilina.* Doch wohl nicht Abart von *M. tecta*? 6) *M. brevicollis.* Rec kennt diese M. sehr wohl und zweifelt gar nicht, dass er den wahren von Panzer bekannt gemachten Hellwigschen Käfer besitze, allein die Farbe ist nicht schwarz, sondern bald wie bey *M. Proscarabaeus* bald wie bey *M. majalis.* 7) *M. Brunsvicensis.* So nennt er *M.* puncta-

punctata Panz. F. I. G. H. X. 16. Wenn der Vf. sie nicht selbst gefunden zu haben versicherte, so würden wir seine *M. atrata* n. 2 für einerley mit der *M. punctata* P. gehalten haben. 8) *M. marginata* F. 9) *M. punctata* F. 10) *M. Tuccia* Rossi. 11) *M. Erythrocnema* Pall. Da Fabr. bey seiner *M. punctata* die *M. Uralensis* Pall. anzieht, so hat Hr. M. der *punctata* die Beschreibung des Pallas beygefügt, woraus zu schliessen, dass Hr. *M.* mehr von der Identität beider überzeugt gewesen, als Rec.

ERDBESCHREIBUNG. *Berlin*, in der Kön. Preuss. Kunst- und akad. Buchh.: *Statistisch-geographische Beschreibung der Fürstenthümer Anspach und Bayreuth und des Herzogthums Meklenburg*, von M. *Joh. Heinrich Jacobi.* 1794. 71 S. gr. 8. — Nach einer auf dem Titelblatt befindlichen Anmerkung ist diese kleine Schrift, *zum Besten der Verwundeten und Kranken des Regiments Sr. Herzogl. Durchl. von Braunschweig-Luneburg*, im Druck erschienen. Dieser menschenfreundliche Zweck dürfte aber auch wohl das meiste Verdienst seyn, welches sich der Vf. dadurch erworben hat. Denn für die Erweiterung geographischer und statistischer Kenntnisse von obigen Ländern haben diese wenigen Bogen (einige Bemerkungen von Meklenburg abgerechnet) einen sehr unbedeutenden Werth, und die darin mitgetheilten Nachrichten enthalten weiter nichts, als was schon längstens aus Büschings Erdbeschreibung, Normanns Handbuch, Fischers Beschreibung des Fürstenthums Anspach, und aus den, 1780 herausgekommenen, Nachrichten von der politischen und ökonomischen Verfassung des Fürstenthums Bayreuth, weit umständlicher darüber bekannt ist. Den Anfang macht eine *Beschreibung der Fürstenthümer Anspach und Bayreuth.* Voran stehet eine kurze Nachricht von der Lage und Entstehung des Burggrafthums Nürnberg und dessen Regenten vom Jahre 1164 — 1787, unter welchen sich die Regierung des letzten Markgrafen durch den blühenden Zustand seiner Staaten am vortheilhaftesten auszeichnet. Das Ganze ist aber weiter nichts als ein Auszug aus Fischers Beschreibung, aus welcher der Vf. auch einen Irrthum, der die Geographie des Mittelalters betrifft, nachgeschrieben hat. Es heisst nämlich S. 11 „*Ostfranken sey ein Theil des berühmten Nordgaues gewesen.*“ Dies ist eine gewagte Hypothese des ehemaligen Geschichtschreibers Chr. Fr. Pfeffels, welcher die Gränzen des Nordgaues aus sehr seichten Gründen bis an den Spessartwald ausdehnen wollte. Man darf nur die Arnulfische Urkunde von 889 (in *Eccard Comment. de reb. Franciae Orient.* T. II p. 895) und andere diplomatische Zeugnisse zu Rathe ziehen; so wird man sich sehr leicht überzeugen, dass Ostfranken von jeher eine selbstständige und von dem bayerischen Nordgau ganz unterschiedene Provinz gewesen sey, mithin auf keinen Fall für einen Theil desselben gehalten werden könne. — Eben so unrichtig ist es, dass nach S. 7 das Burggrafthum Nürnberg in *fünf Provinzen* bestehen soll, da doch eigentlich nur die beiden Fürstenthümer Bayreuth und Anspach die ursprünglichen Bestandtheile desselben ausmachen, die drey übrigen Länderstücke aber, die der Vf. unter den Antheilen der *Herrschaften Limburg* und *Hausen* und der Grafschaft *Sayn* als Zubehöre des Burggrafthums angiebt, keineswegs dahin gerechnet werden können, sondern erst in weit spätern Zeiten, durch Allodialerbschaft, an Anspach gekommen sind. Andre Beweise von Unrichtigkeiten ergeben sich aus folgendem: 1) Das Fürstenthum *Bayreuth* soll 18 Städte, 39 Marktflecken und 18?? Pfarrdörfer enthalten, deren doch gewiss über 900 darin anzutreffen sind. Auch die Angaben der Häuser und der Einwohner in den Städten, der Einkünfte u. dgl. m. sind noch einer grossen Berichtigung bedürftig. 2) Die vom Fürstenthum *Anspach* mitgetheilten Nachrichten hat Rec. genau mit *Fischers* Beschreibung dieses Fürstenthums verglichen, und daraus erhellte dann deutlich, dass der Vf. selbige durchgehends nachgeschrieben habe. 3, 4 und 5) Das nämliche findet auch bey der Beschreibung der Antheile an den beiden Herrschaften *Limburg*, *Hausen* und an der Grafschaft *Sayn*, in sofern statt, dass die dahin gehörigen Nachrichten grösstentheils aus *Normanns* Handbuch 1. B. 3. Abth S. 1494 f. entlehnt worden sind. Die Einkünfte aus allen diesen Ländern sollen sich auf 2,200,000 fl. belaufen, nämlich: aus dem Fürstenthum Anspach 1,000,000 fl., aus dem Fürstenthum Bayreuth 900,000 fl.? und aus den übrigen Ländern 300,000 fl. Die Bevölkerung in beiden Fürstenthümern beträgt 403,000 Seelen. Die von andern Ländern konnte der Vf. nicht erfahren.

Die *Statistisch-geographische Beschreibung der Länder des herzoglichen Hauses Meklenburg*, ist zwar ebenfalls meistens aus *Normanns* Handbuch 1. B. 4. Abth. S. 1920 f. genommen; doch findet man hier auch verschiedenes, das dort nicht enthalten ist. Der Flächeninhalt der gesammten Lande beträgt 300 geographische Quadr. Meilen, und auf diesem Raum leben 341,000 Menschen. Im Durchschnitt kommen also auf 1 Quadr. Meile nur 1136 Seelen; und diese geringe Bevölkerung rührt von der hier fortdauernden Leibeigenschaft her. Nach einer kurzen Regentengeschichte vom 8ten Jahrh. bis auf die jetzigen Zeiten, liest man gute Nachrichten von der Landesverfassung, und besonders von den Privilegien und Reichthümern des Meklenburgischen Adels, der, als Landstand, einen grossen Einfluss in die Regierung hat. Man schätzt den Werth seiner Besitzungen auf 20,700,000 Rthlr.; und die jährlichen Revenüen auf 1,035,000 Rthlr.; die landesherrlichen Einkünfte hingegen sollen nur 900,000 Rthlr. betragen. Das von dem Hause Meklenburg durch den Teschner Frieden erlangte unumschränkte *Jus de non appellando* hätte hier auch um so mehr angeführt werden sollen, da nicht nur die Meklenburgische Ritterschaft, sondern auch die Stadt Rostock sich beym Reichshofrath heftig dagegen setzten, aber durch ein Reichshofrathsconclusum v. 12 Febr. 1785 damit abgewiesen wurden. Mit vorzüglichem Fleisse beschreibt der Vf. S. 53 — 59 die natürliche Beschaffenheit des Landes, dessen ökonomische Producte und den Meklenburgischen Handel, und zwar den letztern wahrscheinlich aus handschriftlichen Nachrichten. Es giebt zwar grosse Heiden, viele Sümpfe und Moore; doch hat der grösste Theil des Landes einen fruchtbaren Boden und es wird hier ein Ueberfluss von Getraide- und Baumfrüchten erzeugt. Die Viehzucht, Waldungen und Fischereyen sind vorzügliche Handlungszweige der Einwohner, und der Lachsfang bey Boitzenburg erträgt allein eine Tonne Goldes. Demungeachtet ist die Landökonomie noch einer grossen Verbesserung fähig, die aber nicht anders als durch die Aufhebung der, der Industrie so schädlichen, Leibeigenschaft erlangt werden kann. Ungemein wichtig ist der Meklenburgische Handel, von welchem man S. 56 eine genaue Angabe der Ein- und Ausfuhr aus den Rostocker Schiffahrtslisten und Zollangaben antrifft. Durch die jährliche Kornausfuhre werden ungefähr vier Millionen Thaler, und durch die Ausfuhr der Butter bey 80 bis 90,000 Rthlr. ins Land gebracht. Die Ausfuhr des Holzes beläuft sich auf eine Million Reichsthaler, und an Wolle und Tobak werden über 100,000 Rthlr. ausgeführt. So ansehnlich diese Summen sind, die Meklenburg aus seinen Producten zieht, so geht doch das Geld fast alles wieder an Ausländer, oder es bleibt im Tauschhandel stecken. In beiden Herzogthümern zählt man 45 grosse und kleine Städte, 3 Klöster, die der Ritter- und Landschaft zugehören und 594 adeliche Güter.

Der übrige Inhalt dieser Schrift besteht in einer Beschreibung der drey bekannten Kreise, in welche die gesammten Meklenburgischen Lande eingetheilt sind, und der vornehmsten dahin gehörigen Städte, von welchen wir hin und wieder manche unbekanntere Nachrichten und Bemerkungen gefunden haben. Den Beschluss dieses Buches machen die beiden Fürstenthümer Schwerin und Ratzeburg, deren Beschreibung aber sehr kurz und unvollständig ausgefallen ist. ra